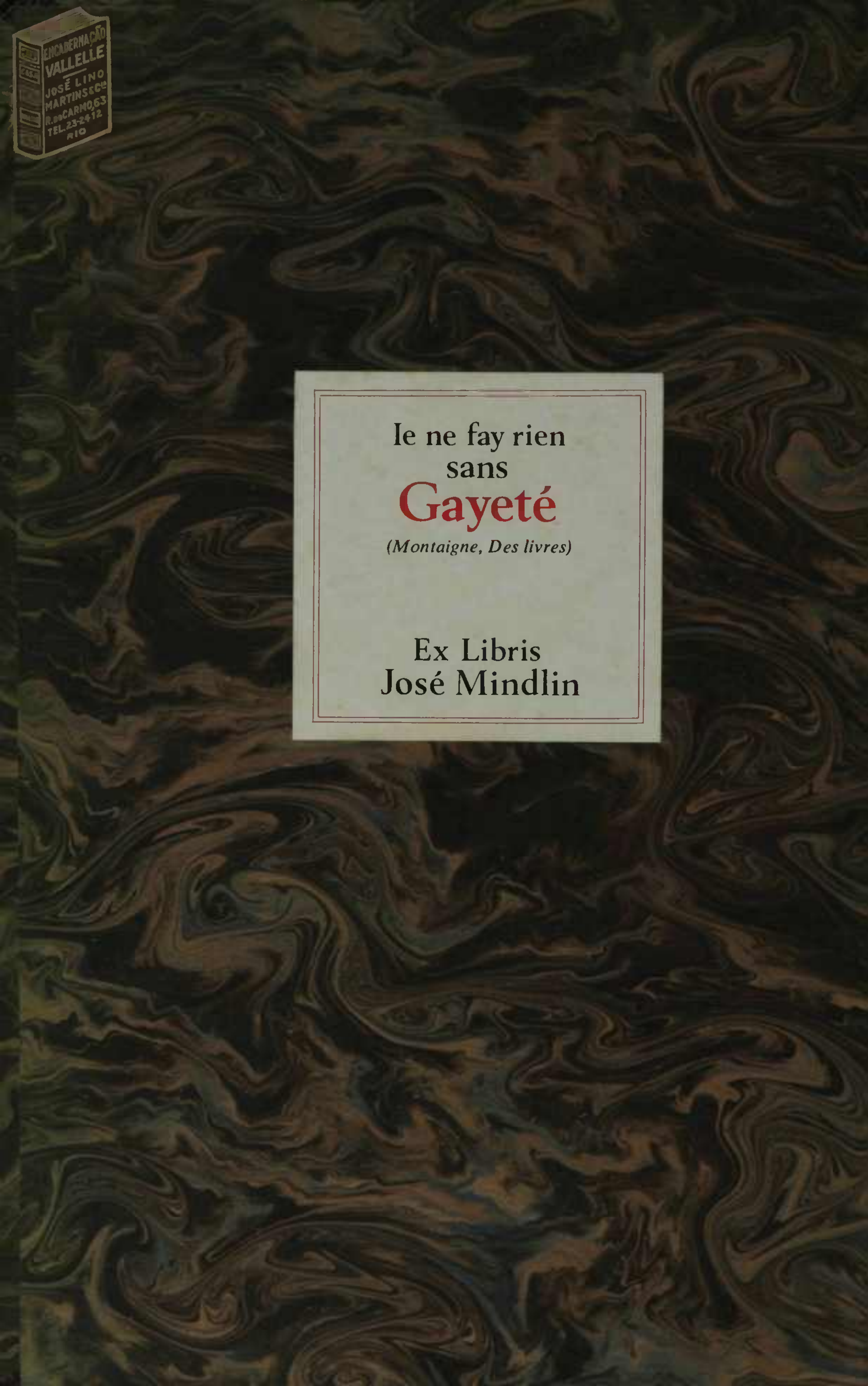



ENCADERNAÇÃO
VALLELLE
JOSÉ LINO
MARTINS & Cia
R. DO CARMO, 63
TEL. 23-2412
RIO
Ie ne fay rien
sans
Gayeté
(Montaigne, Des livres)
Ex Libris
José Mindlin



Beiträge
zur
Ethnographie
und
Sprachenkunde Amerika's
zumal
Brasiliens.

Von

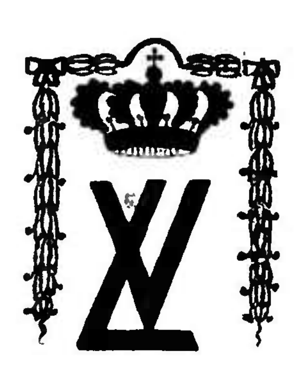
Dr. Carl Friedrich Phil. v. Martius.

I.

Zur Ethnographie.

Mit einem Kärtchen.

Leipzig
Friedrich Fleischer
1867.



Beiträge

zur

Ethnographie

und

Sprachenkunde Amerika's

zumal

Brasiliens.

Von

Dr. Carl Friedrich Phil. v. Martius.

I.

Zur Ethnographie.

Mit einem Kärtchen.

Leipzig
Friedrich Fleischer
1867.

Zur

Ethnographie Amerika's

zumal

Brasiliens.

Von

Dr. Carl Friedrich Phil. v. Martius.

Mit einem Kärtchen
über die Verbreitung der Tupis und die Sprachgruppen.

Leipzig
Friedrich Fleischer
1867.



Dem

Historisch - Geographischen Institute von Brasilien,

der

K. Geographischen Gesellschaft in London,

der

Geographischen Gesellschaft in Paris

und der

K. K. Geographischen Gesellschaft in Wien

mit Verehrung und Dankbarkeit gewidmet

von

Ihrem Mitgliede

dem Verfasser.

Vorrede.

In dem vorliegenden Buche übergebe ich dem freundlichen Publicum die Frucht einer durch viele Jahre fortgesetzten Arbeit. Der zweite, linguistische Theil ist bereits 1863 im Drucke vollendet, jedoch nicht allgemein verbreitet worden, weil er bestimmt war, die ethnographische Schilderung als Beleg zu begleiten. Für diese habe ich vorzugsweise jene Quellen benützt, welche sich mir in der brasilianischen Literatur darboten oder aus einer ausgedehnten und fleissig unterhaltenen Correspondenz ergaben. Im Verfolge meiner ethnographischen Studien bin ich vielem schätzbaren Materiale begegnet, welches wir dem Forschungseifer europäischer Reisenden, dem gelehrten Fleisse verdanken, und dasselbe hat die Eindrücke nicht geschwächt, vielmehr erhöht, die ich vor mehr als einem Menschenalter unter den Urbewohnern Brasiliens selbst empfangen hatte. Meine Anschauungen von den Eigenthümlichkeiten der amerikanischen Raçe, von ihrer leiblichen Beschaffenheit und geistigen Begabung, von ihren gesellschaftlichen Zuständen und der Rolle, die ihr im Weltgange beschieden seyn dürfte — sind dadurch im Einzelnen berichtigt, im Ganzen bestärkt worden; desshalb habe ich es geeignet gefunden, zwei schon vor längerer Zeit gehaltene

Vorträge über Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit und über den Rechtszustand unter den Ureinwohnern Brasiliens dem allgemeinen ethnographischen Gemälde von Land und Leuten vorauszuschicken.

Möchte dieser Versuch, dem auch ein philanthropischer Antrieb zu Grunde liegt, sich als ein wirklicher Beitrag zur Kenntniss der Urbewohner Amerika's und zur richtigen Beurtheilung ihrer Zustände erweisen.

München, 17. April 1867.

Der Verfasser.

Inhalt.

Die

Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit.

Ein Vortrag,

gehalten in der öffentlichen Sitzung deutscher Naturforscher und Aerzte, zu Freiburg i. B., am 18. September 1838.

Wenn ich es wage, vor dieser hochansehnlichen Versammlung aufzutreten, so muss ich ihre Nachsicht im Voraus anrufen. Nur die freundliche und ehrenvolle Aufforderung der Herren Geschäftsführer ermuthigt mich dazu, da ich keineswegs in der Absicht, als Redner aufzutreten hiehergekommen bin, sondern vielmehr nur einen verwandten Gegenstand in der medizinischen Section anzuregen vorhatte. Ich wollte nämlich an meine verehrten Collegen in jener Section die Frage richten, durch welche moralischen und physischen Gründe sie das schnelle Aussterben der amerikanischen Menschenrace zu erklären gedächten. Dermalen jedoch, da ich mich auf einem Platze sehe, welcher einen Gegenstand von allgemeinem Interesse fordert, erlaube ich mir, jene Frage weiter zu fassen, und erbitte mir Ihr geneigtes Ohr für einige Bemerkungen

über die Vergangenheit und die Zukunft der amerikanischen Menschheit.

Der Gegenstand, wie ich mir ihn hier zu besprechen vornehme, gehört zwar nicht unbedingt in den Kreis derjenigen Forschungen,

welchen wir uns in diesen Versammlungen hinzugeben pflegen; — inzwischen, homo sum, nihil humani a me alienum puto, und mit diesem Gefühle, welches Sie, meine Herrn, ja alle theilen, hoffe ich meinen Versuch Ihrer freundlichen Nachsicht empfohlen zu haben.

Es sind aber insbesondere zwei Ideen, die ich hier etwas genauer zu entwickeln mir vornehme: — die erste, dass sich die gesammte amerikanische Menschheit dermalen keineswegs in ihrem ursprünglichen, in ihrem primären, sondern vielmehr in einem schon vielfach veränderten, secundären, Zustande befinde; — die andere, dass sie schnellen Schrittes einem unvermeidlichen Untergang entgegengehe.

Für's Erste muss ich die Ueberzeugung aussprechen, dass alle verschiedenen Völker, welche wir amerikanische Autochthonen nennen, etwa nur mit Ausnahme einiger arktischen Polarstämme, Ein grosses, eigenthümliches Ganze ausmachen. Alle Amerikaner gehören, von leiblicher, wie von geistiger Seite betrachtet, enge zusammen. Sie bilden in ihren Gesichtszügen, in Haut und Haar, in der Architektur ihres Knochengerüstes, in der Entwickelung ihrer inneren Organe, in Anlage und Ausbildung von Krankheiten, in Temperament, Gefühlsart, Willen und Phantasie ein eigenthümliches System von Menschen. Sie sind naturhistorisch, wie historisch, ein eigenthümliches, isolirtes, abgeschlossenes Factum. Deshalb möchte ich stets lieber von einer amerikanischen Menschheit, als von einer amerikanischen Race sprechen. Ueberdies gehört der Begriff einer solchen einzelnen Menschenrace, im Gegensatze mit andern Racen, seiner Entstehung und Entwickelung nach, in ein Gebiet, welches ich, als rein doctrinär, hier eben so unberührt lasse, als jene vielbesprochene Frage über den Ursprung der amerikanischen Urbevölkerung.

Wenn ich aber nun sage, die amerikanische Bevölkerung befindet sich dermalen in einem secundären Zustande, so meine ich dies auch abgesehen von demjenigen, welchen uns die heiligen

Traditionen als den frühsten, paradiesischen Zustand bezeichnen. Ich will also mit jenem Ausdrucke andeuten, dass es mit den rothen Menschen in einer unvordenklichen Zeit ganz anders ausgesehen habe, als damals, wo sie uns durch die spanischen und portugiesischen Conquistadores zum ersten Male geschildert wurden. Wie diese abgeschlossene, ein so grosses Continent, in so mächtiger Ausdehnung und unter so verschiedenen Einflüssen und Verhältnissen bewohnende Menschheit in ihren dermaligen Zustand gerathen, wäre nun sicherlich eine der anziehendsten Untersuchungen. Der Mensch bleibt, wie unser Goethe sagt, dem Menschen immer das Interessanteste; und wenn wir annehmen müssen, dass er auch hier auf eine eigenthümliche Weise die Schuld angeborner Schwäche bezahlt und sich deteriorirt habe, so reisst uns dieses Factum in einen Wirbel von Betrachtungen, die nach Tiefe wie nach Breite unsere innigste Theilnahme beanspruchen.

Gar allgemein ist die Ansicht verbreitet, dass der Zustand jener rothen Menschen, so wie er sich noch jetzt darzustellen pflegt, ihr erster sei. Man denkt sich diese nackten, mit Bogen und Pfeil bewaffneten, von Jagd und Früchten des Waldes lebenden, nomadischen Söhne der Wildniss als unveränderte Naturproducte. Man meint, so wie sie gegenwärtig sind, seien sie einstens aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen. Man spricht wohl von einem Urzustande, worin sie sich jetzt noch befänden, weil sie von unserer Civilisation noch nicht berührt, mit allen jenen wunderlichen Wappen und Lappen noch nicht behängt sind, welche uns die Geschichte angethan hat. Im Gegensatze mit den zahmen, den veränderten Menschen, die von ihrem ursprünglichen Typus da und dort schon abgewandelt worden wären, nennt man jene die Wilden. Bekanntlich hat es nicht an Leuten gefehlt, die den Zustand solcher Naturmenschen gar schön, und wenigstens in einzelnen Beziehungen einen Zustand paradiesischer Unschuld genannt haben. Vor Allen hat Jean Jacques Rousseau diese eben so falsche

als reizende Ansicht von dem Urzustande solcher Wilden unter uns geltend gemacht. Auch ich bin mit ähnlichen vorgefassten Meinungen nach Amerika gekommen, und habe geraume Zeit unter den rothen Menschen gelebt, ehe ich mich von gewissen Irrthümern befreien konnte, die uns in Europa von Jugend auf eingeimpft werden. Ein einzelnes Ereigniss reichte hin, mich zu enttäuschen.

Ich lag einmal in einer Hütte, welche, von mehreren indianischen Familien bewohnt, mich gastfreundlich aufgenommen hatte. Es war Nacht; um mich her ruhten die Wilden in ihren Hangmatten, jede Familie in einem eigenen Winkel. Die Männer schliefen; die Weiber hatten mit ihren Säuglingen zu thun, die bald nach der Mutterbrust schrieen, bald durch irgend ein anderes Bedürfniss die Ruhe störten. Mit tiefer Gemüthsbewegung schaute ich diesem Stillleben zu, welches vom immer schwächer werdenden Feuer des niedrigen Heerdes beleuchtet wurde. Die Zärtlichkeit, die Geduld der Mütter hatte keine Grenzen, und dieses Schauspiel der menschlichsten Hingebung machte einen um so mächtigern Eindruck auf mich, da ich bedachte, dass heute der heilige Christabend sei. Ich verglich diesen stillen Christabend mit seiner festlichen Feier in Europa; ich gedachte meiner Mutter und der eigenen Jugend; und so gross auch der Abstand war, erquickte mich doch innigst der Gedanke, wie auch hier die zartesten und tiefsten Gefühle der Menschenbrust walten, wie sie auch hier eine, allerdings rohe Ehe vermitteln und mit der Familie die ersten Fundamente des Staatslebens begründen und erhalten. Aus solchen Betrachtungen riss mich, nachdem auch Mütter und Kinder eingeschlafen waren, eine unvermuthete, fast gespenstische Erscheinung. In einem dunkeln Winkel erhob sich ein altes Weib, nackt, mit Staub und Asche bedeckt, das schmerzlichste Bild des Hungers und äusserer Verkommniss: es war die, von einem anderen Stamme geraubte, Sclavin meiner Gastfreunde. Behutsam und leise kroch sie an die Feuerstelle, blies die Gluth wieder an, brachte einige Kräuter und Men-

schenhaare hervor, richtete unter einigem Gemurmel grinsende Blicke auf die Kinder ihrer Herrn und machte allerlei seltsame Gebärden. Sie zerkratzte den Schädel, warf Kräuter und zu Kugeln geballte Haare ins Feuer u. s. w. Lange konnte ich mir nicht erklären, was dies Alles bedeute, bis ich endlich, aus meiner Hangmatte aufspringend und ihr nahetretend, sie überraschte, wo ich denn aus ihrer Verrichtung, aus ihrem Schrecken und aus den Zeichen, womit sie bat, sie nicht zu verrathen, erkannte, dass sie Hexenwerk getrieben, und damit die Kinder ihrer Feinde und Bedrücker zu verderben gemeint war. Das Weib erschien mir wie eine giftige Natter, die im Dunkel heranschleicht, ihren Feind unvermerkt in die Ferse zu stechen. Es war dies nicht das erste Beispiel von Zauberei oder Hexendienst, das ich unter den Indianern wahrgenommen hatte. Wenn ich nun überlegte, welche Täuschungen, welche Verdüsterungen sich im menschlichen Gemüthe zugetragen haben mussten, bis es dahin kam, dunkle, ihm unbekannte Mächte zu fürchten und heraufzubeschwören, um Andern zu schaden; — wenn ich dachte, dass ein so complicirter Aberglaube nur das Ueberbleibsel eines ursprünglich reinen Naturdienstes sei, und welche Kette von Verwickelungen einer solchen Degradation vorausgegangen sein mochte, — da fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen, ich erkannte, dass solche Menschen nicht mehr im Stande paradiesischer Unschuld leben, und dass alle jene Lehren Jean Jacques eitel Traum seien. Jenes Ereigniss hat mich ein für allemal von meinen falschen Voraussetzungen geheilt, und von der Stunde an habe ich mich gewöhnt, die Indianer von einem ganz andern Gesichtspunkte zu betrachten.

Jeder Tag, den ich noch unter den Indianern Brasiliens zubrachte, vermehrte in mir die Ueberzeugung, dass sie einstens ganz anders gewesen, und dass im Verlauf dunkler Jahrhunderte mancherlei Katastrophen über sie hereingebrochen seien, die sie zu ihrem dermaligen Zustand, zu einer ganz eigenthümlichen Verküm-

merung und Entartung herabgebracht haben. Die Amerikaner sind nicht ein wildes, sie sind ein verwildertes, herabgekommenes Geschlecht. Wenn schon in manchen Ländern des grossen Welttheils, namentlich in Mexico, Gemeinschaften rother Menschen bestehen, welche kein so trauriges Bild darstellen, wie die brasilianischen und wie viele andere Wilden des südamerikanischen Continentes, so bin ich doch auch von jenen überzeugt, dass sie nur die degradirten Reste einer vollkommeneren Vergangenheit sind, und dass sie sich schon lange vor der Entdeckung durch die Europäer auf dem Wege der Entartung befanden, sowie sie denn auch dem allgemeinen Fluche eines frühzeitigen Hinwegsterbens von diesem irdischen Schauplatze eben sowenig entrinnen werden, als die übrigen, noch tiefer entarteten Stämme und Völker.

Die Gründe für diese Ansicht lassen sich namentlich ableiten: 1) aus dem dermaligen gesellschaftlichen Zustande der amerikanischen Urbewohner, 2) aus der grossen Zahl ihrer Sprachen und Dialekte und aus deren Beschaffenheit, 3) aus der sie zunächst umgebenden Natur, 4) aus den Resten von Bauwerken und andern historischen Documenten, auf welche, besonders in neuester Zeit, die Aufmerksamkeit der Forscher mit grossem Erfolge ist geleitet worden.

Was nun fürs Erste ihre gesellschaftlichen Verhältnisse betrifft, so bedarf es keines langen Umganges mit ihnen, um sich zu überzeugen, dass ihr dermaliges Zusammenleben kaum ein bürgerlicher Zustand genannt werden könne, obgleich er von einem solchen übrig geblieben. Was sie gegenwärtig an sich darstellen, sind nur Reste von Verfassungen, sie selbst sind nur Trümmer ehemaliger Völker, disjecta membra einer ganz besonders constitutionirten, auch in dieser Art von Auflösung eigenthümlichen Menschheit. Ueberall unter den amerikanischen Wilden begegnet man Ueberbleibseln von hierarchischen und monarchischen Verhältnissen; freilich aber sind diese Spuren oft so verwischt und undeutlich, dass

es gegenwärtig unmöglich wird, auf den Ursprung der einzelnen Verhältnisse zurückzukommen und sie mit einander in genetische Verbindung zu bringen.

Als erstes Fundament aller dieser Reste früherer Cultur erscheint ein durch alle Indianer verbreiteter Glaube an irgend eine unbekannte geistige Kraft, die ihr Leben und ihre Wohlfahrt beherrsche und durch die Vermittelung auserwählter Individuen wohlthätig oder schädlich auf den Einzelnen wirke. Durch Klugheit, Erfahrung, Muth hervorragende Individuen — seien es Männer oder Weiber — werfen sich von selbst zum Bindeglied zwischen der Gemeinschaft und dem höheren Willen auf, oder, was häufiger der Fall ist, sie erben eine solche Stellung gemäss alter Tradition. Ein Priesterthum ist es also, worauf sich alle ihre gesellschaftlichen Zustände gründen; aber dasselbe ist in seiner bessern Bedeutung gänzlich verloren gegangen. Jetzt ist es kein Priesterthum mehr, sondern Zauberdienst, Hexenwerk, Arztthum und die roheste Demagogie des Aberglaubens. Dennoch aber geht noch jetzt ein theokratisches Element durch das Leben der Indianer hindurch. Es beherrscht die Familie eben so gut, wie die Handlungen der Gemeinschaften, Stämme und Völker. Hier jedoch ist das ursprünglich vorhandene religiöse Wesen der Herrschaft, eben so wie der Cultus und dessen Symbole, untergegangen, indem die Rohheit, Indolenz und geistige Erstarrung der Menge einzelnen Individuen von mehr Unternehmungsgeist, Ehrgeiz und Schlauheit die Zügel in die Hand gaben. Dabei macht man die Bemerkung, dass sich die Spuren theokratischer Verfassung in grösseren Gemeinschaften deutlicher erhalten haben, als in kleinen. Je schwächer an Zahl irgend ein Stamm, um so anarchischer leben seine Glieder, um so weniger gilt die Autorität des Zauberers oder Arztes; je grösser und mächtiger ein Stamm ist, je entschiedener er gleichsam eine Art politischer Stellung zwischen den Nachbarn einnimmt, um so mehr Geltung haben die hervorragenden Leiter des Stammes, um so eher sind sie nicht

blos Zauberer, Aerzte, Rather, sondern auch Schiedsrichter und Ordner im Frieden, Anführer im Kriege, Häuptlinge, Caziken.

Die Geschichte derjenigen amerikanischen Völker, welche bei der Eroberung durch die Europäer die verhältnissmässig höchste Cultur besassen, — der Mexicaner, der Bewohner des hohen Plateau von Cundinamarca, der Peruaner — beginnt mit mythischen Gestalten, mit dem Xolotl, dem Manco-Capac, dem Bochica, und diesen Heroen wird eine mächtige Einwirkung auf ihre Völker zugeschrieben. Bei einer kritischen Prüfung jedoch von den Schriften aus der Zeit der Conquista, kann uns nicht entgehen, dass, bevor jene Thaumaturgen und Reformatoren auftraten, eine allgemeine Verwilderung und Entsittlichung eingetreten war, aus welcher jene Wohlthäter ihre Völker zu erheben versuchten. Acosta, Pedro de Cieça und sogar der Alles in verschönerndem Lichte zeigende Inca Garcilaso berichten ausdrücklich, dass die erwähnten Völker vor dem Erscheinen jener Heerführer und Gesetzgeber in einem ganz rohen Zustande („wie Bestien") gelebt hätten, dass sie erst durch dieselben in grössere Völkerhaufen vereinigt, mit den Künsten des Krieges wie des Ackerbaues bekannt gemacht und durch mehr oder minder theokratische Regierungsformen auf die ersten Stufen der Cultur erhoben worden seien. Die Berichte von der Einführung irgend einer Gesittung datiren, man mag sie nach dieser oder jener Chronologie betrachten, doch nie über 800 bis 1290 Jahre in der christlichen Zeitrechnung hinauf. Ist nun die amerikanische Bevölkerung von ihrem Ursprunge bis zur Erscheinung jener Reformatoren in dem wilden Zustande gewesen, woraus diese sie erhoben haben, oder ging der Barbarei schon ein anderer, besserer Zustand voraus? Wer immer die Katastrophen, welche unser Geschlecht durchlebt hat, auch nur flüchtig betrachtet, wird sich für die letztere Annahme entscheiden müssen. Die Geschichte ist alt und lang, aber die Vorgeschichte ist noch länger. Wollten wir auch die Cultur der Peruaner und Mexicaner nicht weiter hinaufdatiren, als zu

dem Anfange jener historischen Zeit des Manco-Capac und Xolotl, so blieb vor Allem die Frage vor uns stehen: woher die Reste von hierarchischer und monarchischer Verfassung, welche wir bei so vielen, ja den meisten Völkern Amerikas, bald deutlich ausgedrückt, bald fast gänzlich verwischt, vorfinden, wie etwa bei den verschiedenen Stämmen der brasilianischen Wilden? Diese haben keinen historisch nachweisbaren Reformator gehabt (wenn wir etwa den weissen, bärtigen Tsomé ausnehmen, der vielleicht eine vom heil. Thomé der portugiesischen Missionarien übergetragene mythische Figur ist); — und dennoch finden wir bei allen brasilianischen Wilden zahlreiche Rechtsgebräuche, Symbole und andere Spuren einer früheren gesellschaftlichen Bildung höherer Art. Auch die andere Frage tritt uns dann entgegen: woher die so ausserordentlich grosse Abstufung und Verschiedenheit in Bildung und bürgerlicher Verfassung unter den amerikanischen Völkern, welche man immer gefunden hat, seit man sie kennt? Ich erinnere hier an die grossen Contraste, womit Columbus und seine Zeitgenossen die verschiedenen Völker auf den Antillen schildern, die Einen als milde, sanfte, mit den Künsten des Friedens in mehreren Abstufungen vertraute Völker, bei denen unter Anderm auch Frauenregiment und erbliche Dynastenwürde gilt, — die Andern, jene Cannibalen, die Caraiben, von den grausamsten und wildesten Sitten — und doch beide nahe neben einander wohnend. Können so verschiedenartige Ausgangspuncte in der Bildung der Völker der Geschichte weniger Jahrhunderte angehören? Sicherlich nicht; sondern sie sind die letzte Frucht vieler und langandauernder Katastrophen: dies Resultat gewinnt man um so zuversichtlicher, wenn man die historischen Zustände der amerikanischen Völker, welche eine Geschichte haben, wie eben z. B. der Mexicaner, mit gewissen Baudenkmalen in ihrem Lande vergleicht, und an diesen einen Culturzustand findet, der mit jenem der Völker zur Zeit der Conquista in schreiendem Contraste steht. Von diesem Verhältniss werde ich mir später zu reden erlauben.

Eine solche Ansicht aber von der Verschiedenheit historischer und vorhistorischer Zustände in der amerikanischen Menschheit leitet uns zu dem Gedanken, dass diese mehrere grosse Oscillationen in ihrer Bildung, vor- und rückwärts, gemacht habe. Manche sogenannte wilde Völker Amerikas haben wohl ohne Zweifel schon die zweite Verwilderung aus einem ursprünglichen Zustande, die zweite Verdüsterung eines edleren Bewusstseins erlitten. Wie sehr ist eine solche Ansicht der Dinge verschieden von der, dass sie noch in ihrem ersten, gleichsam kindlichen Alter stünden! Aber gerade darum ist es so schwierig, die Fäden in der Hand zu behalten, welche uns zu einer richtigen Ansicht von den frühsten gesellschaftlichen Zuständen dieser Völker zurückführen könnten.

Unter den brasilianischen Wilden habe ich mancherlei Rechtssymbole, z. B. in Beziehung auf das Eigenthum der Personen oder des Stammes, auf die Wahl eines Heerführers, auf die Emancipation der Söhne, die Mannbarkeits-Erklärung der Töchter, auf Morgengabe, Eherecht u. s. w. gefunden, welche, bei der sonstigen Rohheit und niedrigen Bildung jener Stämme schlechterdings nur als Trümmer eines höheren, verlorengegangenen bürgerlichen Zustandes betrachtet werden können. Solche Symbole und Rechtsgebräuche erscheinen gar oft nicht in innerem Zusammenhange mit dem Leben und der Gesinnung der einzelnen Völker; — sie bilden keineswegs ein mehr oder weniger vollendetes System; — sie herrschen oder fehlen nicht gleichmässig bei verwandten oder sich fremden Stämmen. Sie finden sich vielmehr in einer unerklärlichen Unordnung, mehr oder minder entwickelt; sie sind gleichsam wie die Glieder einer zerrissenen Kette über den ganzen Welttheil ausgestreut. In der That, sie sind Bruchstücke eines uralten, ausgedehnten Gebäudes, das gleichsam durch dämonische Kräfte zersprengt und in weite Fernen auseinander geschleudert worden. — Staunend verliere ich mich oft in diesen seltsamen Anblick; — zerfallene Sitten und bürgerliche Zustände, und von dem Allem keine Geschichte!

Und die Völker selbst sind ebenso zerfallen! Sie begegnen uns nicht mehr als grosse Massen, als unbewegliche Gemeinwesen zahlreicher Individuen, mit fixen Wohnorten, stetigen Sitten, Sprachen u. s. w. Nein, vielmehr ist die ganze amerikanische Urbevölkerung in zahllose Stämme, Horden, Unterhorden, ja isolirte Familien aufgelöst, und diese seltsame Menschenmasse ist in einer fortwährenden unregelmässigen Fusion begriffen. Verwandte wohnen nicht neben einander, sondern oft in einer Entfernung von mehreren hundert Meilen. Zu unserer grössten Verwunderung haben Dr. Spix und ich die Verwandten und Abkömmlinge der ehemals an den Ostküsten Brasiliens sesshaften Tupis tief im Lande, am Rio de St. Francisco und in der Provinz Piauhy angetroffen. Andere Horden von gleicher Abkunft wohnen wohl auch am Amazonenstrome. Die Caraiben sind nicht blos als kriegerische Nomaden und Seeräuber von den Mündungen des Missisippi nach den Lucayen und Antillen gekommen — wo Columbus die Sage von ihren kriegerischen Einfällen noch lebendig antraf, — sondern es finden sich Anklänge an ihre Sprachen, Physiognomie, Tracht und Sitte in den Gujanas und tief im Westen Brasiliens, an den südlichen Beiflüssen des Amazonenstromes.

Ein solcher Zustand kann unmöglich das Resultat weniger und kurze Zeit wirkender Ursachen sein. Er muss vielmehr aus dem Zusammentreffen von vielerlei Ursachen, welche lange in Wirksamkeit waren, hervorgegangen sein. Nicht in Jahrhunderten kann die amerikanische Menschheit in mehr als vierzehnhundert Völker, Stämme und Horden auseinandergefallen sein. Dies ist ein Zersetzungsprocess, welcher Jahrtausende erfordert. Welche Mannigfaltigkeit von Einflüssen mag in dieser Zeit gewirkt, und das dermalige, so unerfreuliche Schauspiel einer gänzlichen Auflösung und nationalen Entmischung herbeigeführt haben! Heereszüge, Kriege, die mit Vertilgung der Männer endigten, Weiberraub, Abführung ganzer Stämme in die Sklaverei, Vermischung der Stämme durch

Ehebündnisse von verschiedenartigem Charakter u. dgl. mögen die dermalige Gestaltung der Dinge vermittelt haben. Man wird versucht, sich die ganze Bevölkerung des Welttheils wie im Bilde eines fortwährenden Aufsiedens zu denken, wobei beständig andere Theile an die Oberfläche kommen. Und dieser Process mag sich an vielen Orten innerhalb weniger Jahrhunderte wiederholt haben. Von den Stämmen am Amazonas, die bei den ersten Beschiffungen dieses Stroms bemerkt und in Acuña's Karte aufgenommen worden, konnte ich im Jahre 1820 die meisten nicht einmal dem Namen nach mehr auffinden. Die einst so mächtigen Solimoës, welche dem obern Amazonenstrom vor zwei Jahrhunderten ihren Namen gegeben, sind jetzt verschollen. In Brasilien haben sich die Tupis wahrscheinlich aus den Gegenden zwischen Uruguay und Paraguay über den grössten Theil des Landes gezogen; sie sind an die Küsten von Bahia, Pernambuco, und in die Wälder am Amazonenstrome gekommen. Andere Stämme haben sich in andern Richtungen verzweigt und ausgebreitet, und so ist, hier durch fortschreitende Spaltung und Isolirung, dort durch erneute Vermischung einzelner Stämme — durch einen Process, den man mit der Regeneration gewisser Gebirgsbildungen vergleichen könnte — jene seltsame Verschlingung und Verwirrung entstanden, in deren Folge wir in ganz Amerika kein einziges Volk von der Zahl des schwächsten Volkes in Europa mehr bemerken können. Welche Wege diese Wanderungen verfolgt haben, ist natürlich jetzt nur in den wenigsten Fällen nachweisbar. Sie scheinen sich mir vorzugsweise oft aus Hochländern in die tieferen Gegenden ergossen und nicht selten den Lauf grosser Ströme verfolgt zu haben. Viele der amerikanischen Stämme machten grosse Wasserreisen, nicht blos auf den Strömen, sondern auch auf dem Ocean, wie die Caraiben, die Bewohner von Paria und der Costa rica.

Bei dem Versuche, die Wege wandernder Völker in Amerika auszumitteln, finden wir eines der wenigen Hülfsmittel in den Spra-

chen und Dialekten. Auf die seltsamste Weise sind diese über Amerika ausgestreut, eben so wie die Völker und Stämme selbst, welche sie reden. Man findet aber nicht immer, dass Stämme, die in Gesichtszügen, Sitten und Gebräuchen verwandt sind, auch in der Sprache als Verwandte sich berühren. In manchen grossen Landstrichen wird ausschliesslich Eine Sprache mit mehr oder weniger Dialekten geredet; — in andern, von viel geringerer Ausdehnung, grenzen die mannigfaltigsten Sprachen (nicht blos Dialekte) ganz nahe an einander; gleichsam jedes Dorf spricht eine andere Sprache, ja es gibt Idiome, die auf einige wenige Familien beschränkt sind. Dabei sind sie, wie leicht erklärlich, auch äusserst veränderlich und, bei zunehmender Verminderung derer, die sie reden, bei dem vollkommenen Mangel schriftlicher Denkmäler, von ephemerem Bestande. Dieser eigenthümliche Zustand der Sprachen war nur da einigermassen gebessert worden, wo die Europäer sich gewisser Sprachen bemächtigt, sie zum Vehikel ihres Umganges mit den Indianern gemacht und für ihre Zwecke ausgebildet hatten. In dieser Art ist z. B. die Sprache der Azteken in Mexico, der Tupis und Guarani's in Brasilien, die Quichua- oder Incasprache in Peru ausgebildet, grammatisch und lexicalisch fixirt und wohl über ihre ursprünglichen Grenzen hinaus verbreitet worden. Im Ganzen aber findet man in diesen Sprachen, obgleich sie geschrieben und gedruckt worden und, wiewohl in geringerem Verhältnisse, auch noch werden, eine unglaubliche Volubilität und Verschiedenartigkeit einzelner Ausdrücke. Dass sie, fast das einzige Denkmal geistiger Thätigkeit jener Völker, selbst unter dem schützenden Einfluss der Europäer sich keine höhere Selbstständigkeit, kein kräftiges inneres Leben angeeignet haben, ist ein sehr bedeutsamer Zug in dem geistigen Gemälde der amerikanischen Menschheit. Und diese Schwäche im Sprachinstitut wird eben so schwer erklärt, als ihre Hauptursache selbst, die Zerrissenheit und Untereinanderwürfelung der Völker. Wesentlich mag darauf die unter den amerikanischen

Wilden so häufige Gewohnheit gewirkt haben, sich Weiber von anderen Stämmen, durch Raub oder durch freundschaftliche Verbindungen, zu verschaffen, und besiegte Feinde als Sclaven und Grundholde zwischen sich einsiedeln zu lassen. Eine kleine Colonie fremder Weiber mag hinreichen, um in kurzer Zeit das Idiom einer Horde zu verändern, deren Männer den geringsten Theil der Zeit in der Familie anwesend, oder wenn auch dies, vermöge ihrer Schweigsamkeit nicht im Stande sind, den fremdartigen Spracheinflüssen das Gleichgewicht zu halten. Dass die Weiber im Allgemeinen geneigt seien, die Sprache ihrer Väter länger zu erhalten als das männliche Geschlecht, ist eine Bemerkung Cicero's, auf welche Alexander von Humboldt hingewiesen. In Amerika muss dieser Einfluss des weiblichen Geschlechtes um so wirksamer gewesen sein, als dasselbe eine viel grössere Beweglichkeit und geistige Regsamkeit bethätigt, als das träumerisch wilde und starre Geschlecht der Männer.

Der Sprachen und Dialekte gibt es in Amerika ausserordentlich viele; — sie sind auf Horden und Stämme, seltener auf Völker von beträchtlicher Individuenzahl beschränkt; — sie sind einer ewigen Umbeugung und Verschmelzung, Zersetzung und Wiederzusammensetzung ihrer Elemente, einem Wechsel der Bedeutung der Worte und des Lautes unterworfen; — ja, noch mehr, sie unterliegen einem fortdauernden Anfang und Ende. Dass ein solcher Zustand eine antisociale Wirkung haben müsse, ist wohl natürlich. Es ist mir geschehen, dass mir bei der Beschiffung des Amazonenstroms vierzig Indianer als Ruderer dienten, von denen sich die Hälfte nicht anders, als durch Zeichen verständigen konnte, da Jeder eine andere Sprache oder einen andern, sehr divergenten Dialekt, redete. Daher denn auch die störrische Einsylbigkeit und Indolenz, zu welcher diese rothen Menschen herabgesunken sind, daher die traurige Erscheinung, dass eine Sprache zu blossem Familieninstitut eingeschrumpft ist.

Wollte man alle diese Dialekte in ganz Amerika aufzählen, so würde ihre Zahl sicherlich über 1300 hinausgehen. Dieses Verhältniss, in Verbindung mit der Spaltung der Völker selbst, mag uns beweisen, dass der Zersetzungsprocess, dem die amerikanische Menschheit unterliegt, nicht von heute und gestern datirt, dass er weit über die Epoche der Entdeckung durch die Europäer hinausreicht, — eine Periode von vierthalbhundert Jahren, während welcher sich dort im Wesentlichen nichts unter den Indianern geändert hat. Bedeutsam scheint mir in dieser Beziehung insbesondere noch, dass auch in denjenigen Ländern, welche bei der Conquista eine höhere Cultur darboten, wie namentlich in Neuspanien, eine grosse Zahl von Dialekten gesprochen wurde. Die spanischen Missionarien haben Wörterbücher und Grammatiken von mehr als zwanzig Sprachen Neumexico's entworfen, und gegen fünfzig Sprachen werden noch jetzt dort geredet. Da aber die Spaltung der Sprachen in mehrere immer in gleichem Verhältnisse steht zu dem Zustande bürgerlicher Auflösung und Entsittlichung, so gibt uns das, was in Mexico statt findet, in demjenigen Lande Amerikas, wo bekanntlich noch die grössten indianischen Gemeinschaften existiren, einen Massstab für das, was in Brasilien und andern Ländern geschehen sein mag, bis es zu dem dermaligen unerfreulichen Zustande von Zerrissenheit und politischer Auflösung gekommen.

Was überdies den allgemeinsten Charakter dieser amerikanischen Sprachen betrifft, so tragen sie auch in ihrer Armuth und in ihrem ganzen Wesen die Spuren einer schon lange Zeit fortdauernden Entartung. Für gewisse Ideen, welche eine höhere Geistescultur beurkunden: Gott, Seele, Unsterblichkeit u. s. f. fehlen zwar die Ausdrücke nicht, aber Alles, was sich auf Zauberei, Hexenwerk, auf einen Dämonencultus bezieht, ist in diesen Sprachen viel reichlicher repräsentirt. Dieser Cultus aber ist doch schwerlich anders, als aus einem vormaligen, höheren Naturverständniss, als aus einer früher herrschenden, nun getrübten und missbildeten Naturweisheit zu erklären.

Ein anderer Umstand von Bedeutung bei diesen Sprachen ist, dass, während ihnen Ausdrücke für Gegenstände des inneren Seelenlebens keineswegs fremd sind, eine grosse Menge von solchen fehlen, welche untergeordnete Abstractionen bezeichnen sollen. Alles, was sich auf die Vergleichung verschiedenartiger sinnlicher Eindrücke, auf das Verhältniss einfacher Abstractionen zu einander bezieht, ermangelt bei vielen Indianern des Ausdrucks. So haben sie z. B. für die Farben oft nur fünf bis sechs Bezeichnungen. Es scheint, als wären solche Worte, bei fortgehender Verwilderung eines ehemals besseren socialen Zustandes, aus Erinnerung und Sprache herausgefallen.

Der grammatikalische Charakter dieser Sprachen zeigt eine gewisse Ungelenkigkeit und Starrheit, welche mit der, oft sehr complicirten Natur der Beugungen im Verbum und Substantivum im auffallendsten Widerspruche steht. Gegenwärtig sind Adverbial- und Participial-Constructionen in diesen Sprachen sehr häufig; ich kann mich aber des Gedankens nicht erwehren, dass solche ungelenke Redeformen ursprünglich nicht vorhanden gewesen seien, sondern erst nach und nach, bei fortdauernder Vermischung der Sprachen und zunehmender geistiger Abspannung der Völker in Gebrauch gekommen seien.

Endlich erlaube ich mir noch, in Beziehung auf diesen Gegenstand zu bemerken, dass es allerdings ein ganz rationelles Verfahren scheint, die ungeheuere Zahl amerikanischer Sprachen und Dialekte auf wenige Stammsprachen zurückzuführen, dass aber ein solcher Versuch bei dem dermaligen Stande der Materialien und der fortwährenden Veränderung so volubiler Mundarten eben so schwierig als in seinen Resultaten unsicher sein müsse. Man hat wohl daran gedacht, die Lenapi-, die aztekische (oder Nahual-), die caraibische, die Guarani-, die Quichua- und die chilesische Sprache als solche Stammsprachen zu bezeichnen. Ich meinerseits aber bin überzeugt, dass alle diese Sprachen selbst schon das

Resultat jenes allgemeinen geistigen und leiblichen Zersetzungsprozesses sind, welchem die amerikanische Menschheit seit Jahrtausenden unterliegt. Schwerlich sind diese Sprachen älter, als viele andere, die man in ihrer Nähe antrifft. Dass man gerade sie bei der ersten Bekanntschaft mit den Indianern in grösserer Ausdehnung gesprochen fand, hing wohl lediglich von dem Uebergewichte ab, welches sich diese oder jene Stämme gerade damals über ihre Nachbarn erworben hatten. Wäre die Conquista ein Paar hundert Jahre früher oder später eingetreten, so hätte sie wahrscheinlich ganz andere Sprachen oder Dialekte als herrschend vorgefunden. Dass aber nach dem Eindringen der Europäer in Amerika die genannten Sprachen eben so wie alle Lebensverhältnisse der Wilden eine wesentliche Veränderung erlitten haben (es sei, dass sie für einige Zeit länger festgehalten und mehr und mehr ausgebreitet, oder dass sie im Gegentheil einer um so früheren Auflösung entgegengeführt worden), daran zweifelt wohl Niemand, der den mächtigen Einfluss Europa's auf die amerikanische Menschheit würdiget.

Einen dritten Grund für die Annahme, dass die Amerikaner von einem edleren Zustand in ihre dermalige Wildheit, als in einen secundären, herabgesunken seien, finde ich in den eigenthümlichen Verhältnissen, worin sich dort gewisse Naturwesen, die den Menschen zunächst umgeben, befinden. Ich meine ganz vorzüglich seine Hausthiere und Nutzpflanzen. Er hat deren eben so gut, wie die Völker der alten Welt, und eben so wenig als diese kennt er den Ursprung derselben. Woher wir unsern Hund, das Rind, das Pferd, unsere Getreidearten haben, wissen wir nicht; — eben so wenig können wir in Amerika den Ursprung des stummen Hundes, des Llama, der Mandiocawurzel, des türkischen Korns, der Quinoa u. s. w. nachweisen. Ueberall sind diese Naturproducte unvordenkliche Geschenke der Götter, Ueberbleibsel aus einer vorhistorischen Zeit. Der Amerikaner bleibt stumm auf die Frage, woher sie ihm gekommen seien, und fügt man etwa diese oder jene Muthmassung der

Frage bei, so ist die ständige Antwort: es ist möglich. Das Einzige, was er etwa hierüber zu erzählen weiss, ist eine Mythe, wie jene vom Getreide, vom Oelbaum, vom Ross als Geschenken der Ceres, der Pallas Athene und des Poseidon. Dabei ist allerdings sehr auffallend, wie fast alle solche Mythen darin mit einander übereinstimmen, dass es fremde Ankömmlinge, dass es weisse Männer, in weiten Faltenkleidern, von ehrwürdigem Ansehen gewesen seien, welche ihnen die Bekanntschaft mit jenen nützlichen Naturproducten aus der Ferne gebracht hätten. Amerika scheint seine früheste Geistescultur, so wie seine dermalige Bodencultur von Aussen her empfangen zu haben.

Was nun für's Erste die Nutzpflanzen der Amerikaner betrifft, so gehören hierher die Mandioca oder Yuca (Manihot utilissima), die süsse Yuca (Manihot Aypi), das türkische Korn (Zea Mais), die Quinoa oder der kleine peruvianische Reis (Chenopodium Quinoa und leucospermum), die Pisang (Musa paradisiaca), die Kartoffel (Solanum tuberosum), mehrere Arten mehliger Knollengewächse und die Baumwollenstaude. Diese Pflanzen waren bei der Entdeckung Amerikas durch das ganze tropische Land in Anbau und Gebrauch. Das Mehl von der Mandiocawurzel (Cassabi) und rohe oder gesponnene Baumwolle waren die Hauptartikel, welche Columbus eintauschte, und der erste Tribut, der den Ureinwohnern aufgelegt wurde, bestand in Baumwolle. Die erwähnten beiden Arten der Mandioca oder Yuca, die Quinoa, die Paradiesfeige und mehrere Arten des Baumwollenstrauches (Gossypium vitifolium, barbadense u. a.) werden zwar fast allgemein als ursprünglich amerikanische Pflanzen angesehen; aber ich kenne keine zuverlässige Nachricht, dass irgend ein Botaniker sie wirklich wild vorgefunden habe. Die Paradiesfeige (Musa paradisiaca), welche nach Andern ostindischen Ursprungs sein soll, heisst in Brasilien die „einheimische Banane" (Banana da Terra), und trägt auch den Namen Bacóva, der der Tupisprache angehört. Ich habe mir um so mehr

Mühe gegeben, diese Pflanze im wilden Zustande aufzufinden, als man mir erzählte, dass es noch eine andere inländische Sorte mit ganz kleinen Früchten gebe; doch vergebens. Sie ist mir eben so wie die übrigen genannten Pflanzenarten nie anders, als in geschlossenen Pflanzungen oder in der Nähe von Wohnungen und immer unter dem Anscheine des Anbaus vorgekommen. Sie wird auch in Brasilien, wie in ganz Amerika, nicht durch Samen, den sie nicht ausbildet, sondern stets nur durch Wurzeltriebe oder Abreisser fortgepflanzt. Von der zweiten Art von Pisang, der Musa sapientum oder Banane, ist es historisch erwiesen, dass sie 1516 von Grosscanaria nach St. Domingo, und in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts von der Insel St. Thome im Guineischen Meerbusen nach Bahia gebracht worden. — Die Mandiocapflanze hat bekanntlich Raynal für afrikanisch gehalten, eine Meinung, welche durch keine directe Beobachtung bestätigt wird, während das mittlere Hochland von Brasilien (Goyaz und das westliche Minas) eine grosse Zahl verwandter Arten von Manihot wild aufweist. Ich glaube daher, dass diese in der neuen Welt so weit verbreitete Nutzpflanze jedenfalls nicht aus einem andern Continente eingeführt sei, wenn schon wir ihre wilde Stammpflanze in Amerika nicht kennen. — Dass das türkische Korn uns Europäern von Amerika her bekannt geworden sei, unterliegt wohl keinem Zweifel; inzwischen ist noch ganz neuerlich (von Bonafous) die asiatische Abkunft dieses Getreides behauptet worden, und Siebold meint die Abbildung der Maiskolben in gewissen uralten japanischen Emblemen oder Wappen anerkennen zu müssen, während Aug. de St. Hilaire der Meinung ist, dass eine in 40 Tagen reifende Varietät, welche in den Missionen am Paraguay, dem Vaterlande der Guaranis, gebaut wird, dort einheimisch sei. — Die Kartoffel ist jetzt in den Felsklippen am Seeufer von Chile wild gefunden worden; aber Walter Raleigh hatte sie zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts von den Küsten von Florida nach Europa gebracht. Dies beweist, dass sich ihre Cultur unter

den Urbewohnern weit verbreitet hatte, was, bei dem schwachen Verkehre dieser Völker, nur in einem langen Zeitraume denkbar ist.

Es erscheint nun ferner sehr bedeutsam, dass es gerade diejenigen Nutzpflanzen der Amerikaner, deren ursprüngliches Vaterland nicht nachgewiesen werden konnte, sind, welche die zahlreichsten und mannigfaltigsten Varietäten und Sorten gebildet haben. Wer immer sich mit dem Studium von ständigen, fortpflanzbaren Varietäten beschäftigt hat, der wird mit mir übereinstimmen, dass die Erscheinung zahlreicher Varietäten des Mais, der Mandioca u. s. w. in Amerika auf einen uralten, vorgeschichtlichen Verkehr der dortigen Menschheit mit diesen Gewächsen hindeute. Wir haben noch kein klares Bild von der Geschichte der europäischen Getreidearten und ihrer Beziehung zu den historischen Entwickelungen der europäischen Völker; das können wir aber mit Sicherheit annehmen, dass eine undenkliche Reihe von Jahren dazu gehört habe, den dermaligen naturhistorischen Bestand von Arten, Racen und Sorten herbeizuführen. Eben so verhält es sich in Amerika.

Es ist schon öfter behauptet worden, dass der Mensch einen magischen Einfluss auf die ihn umgebende Natur ausübe. In der That, was immer seine Hand berührt, das unterliegt gleichsam einer zweiten Schöpfung, einer Umgestaltung. Das ist das Feuer des Prometheus, welches, vom Menschen ausströmend, die Dinge um ihn her bewegt, begeistigt und verwandelt. In den Pflanzen offenbart sich dieser Einfluss durch eine gewisse Unstätheit und Vielartigkeit in ihrem Bildungsgange. Durch den Umgang mit dem Menschen gewöhnen sich die Pflanzen einen verhältnissmässig grösseren Formenkreis an, als sie im wilden Zustande zu durchlaufen gewohnt sind. Gleichzeitig mit dieser erhöhten Thätigkeit, verschiedenartige Formen anzunehmen, erweitert sich der Kreis ihrer Lebensbewegungen in der Zeit; — so wie der Typus, wird auch der Rhythmus mannigfaltiger; — sie erhalten mehr Freiheit in ihrer Periodizität, und werden desshalb in geringerem Grade von

den Einflüssen des Klima beherrscht. Wird der Umgang des Menschen mit den Pflanzen durch lange Zeit fortgesetzt, so drückt er ihnen den Stempel abweichender Gewohnheiten in Gestalt und in Formverhältnissen mit solcher Gewalt ein, dass er durch viele Generationen hindurch nicht mehr verwischt werden kann. So also entstehen die Varietäten und Sorten, welche bekanntlich um so zahlreicher und entschiedener sind, je länger sich die Gewächsart in Cultur befindet. Als das sicherste Zeichen einer andauernden Einwirkung des Menschen auf gewisse Pflanzen dürfte jener Zustand zu betrachten sein, worin sie verlernt haben, ihre Samen auszubilden, oder wo dies nur unregelmässig und in kleinerer Zahl geschieht. Solche Gewächse werden dann nur durch Ableger oder Stecklinge fortgepflanzt, und sind in ihrer Verbreitung ausschliesslich auf die Hand des Menschen angewiesen.

Unter den Nutzpflanzen Amerika's finden wir nun alle diese Verhältnisse bestätigt. Auch sie erscheinen in vielerlei Varietäten und Sorten; sie haben eine grosse Biegsamkeit erhalten, sich äussern klimatischen Einflüssen anzuschmiegen, und nicht selten den ursprünglichen Typus der Fortpflanzung durch den Samen gänzlich verlernt. Als besonders wichtig für unsere Ansicht führe ich die Palme Gasipaës oder Pupunha (Gulielma speciosa) an, welche im grössten Theil des tropischen Südamerika von den Wilden mittelst Abreisser gepflanzt wird, und deren steinharter Samenkern, von der Grösse einer mässigen Pflaume, im Verlaufe der Cultur sehr oft ganz obliterirt oder in ein knorpeliges Fasernetz aufgelösst erscheint. Wie viele Jahrhunderte mögen nöthig gewesen sein, um diesem Baume die Production eines so grossen und festen Samengehäuses abzugewöhnen!

Fassen wir das Resultat dieser Betrachtungen zusammen, so muss vor Allem hervorgehoben werden, dass der Gebrauch und Nutzen vieler amerikanischen Nutzpflanzen den Ureinwohnern in grosser Ausdehnung gemeinsam bekannt ist, — dass wir die mei-

sten derselben nirgends wild, sondern überall nur angebaut vorfinden — und dass, wo sie verwildert sind und sich der Aufsicht und Pflege der Menschen entzogen haben, sie sich nicht durch viele Generationen fortpflanzen, sondern aussterben.

Rücksichtlich derjenigen amerikanischen Nutzgewächse nun, welche man dort nirgends wild antrifft, bieten sich uns die folgenden Alternativen dar: 1) die Stammart ist noch im freien Zustande dort vorhanden, aber nicht aufgefunden. Schwerlich wäre anzunehmen, dass dies desshalb nicht gelungen sei, weil man noch nicht an die Heimath derselben gekommen; eher wäre denkbar, dass der langfortgesetzte Umgang des Menschen mit dem Gewächse die cultivirten Individuen so sehr verändert habe, dass wir nicht im Stande sind, die Mutterpflanze als solche botanisch zu erkennen. 2) Die Mutterpflanze existirt nicht mehr in Amerika. Dann wäre der doppelte Fall möglich: entweder sie hat einstens dort gelebt, ist aber in allen Individuen ausgestorben, deren sich der Mensch nicht angenommen, sie vermag also nur noch in Dienstbarkeit, unter unserem Geschlechte zu leben; — oder sie hat Amerika niemals im wilden Zustande bewohnt. Dann mag sie dorthin aus einem der andern Welttheile oder aus dem Paradiese gekommen sein. In den übrigen Welttheilen hat man sie auch nicht als ursprünglich nachgewiesen; und wo das Paradies gelegen, wissen wir nicht. — Ich überlasse es nun dem Ermessen eines Jeden, sich für eine dieser Alternativen zu erklären. Ich meinerseits leite aus den bisherigen Betrachtungen nur den Gedanken ab, dass die amerikanische Menschheit schon vor sehr langer Zeit in Beziehung zu gewissen Gewächsen getreten sein müsse, und dass wir auch aus der Ansicht vom gegenwärtigen Zustande der Nutzpflanzen in jenem Welttheile die Ueberzeugung schöpfen können, dass der geschichtlichen Zeit der Amerikaner eine vorgeschichtliche Epoche von viel grösserer Länge müsse vorangegangen sein.

Aehnliche Resultate liefert uns auch die Prüfung derjenigen

Hausthiere, welche den Amerikanern vor der Entdeckung angehörten. Der Alco (Canis mexicanus), eine kurzhaarige, stumme Hundeart, ward von den Spaniern auf den Antillen und auf dem ganzen Festlande, von Mexico bis zur Costa Rica, Guatemala und Peru immer als Gesellschafter der Indianer, aber nicht im wilden Zustande getroffen. Bekanntlich ward er dort zur Speise gemästet. Mir ist diese Art, welche ich für ursprünglich amerikanisch halte, nur bei den Wilden am Yupurá vorgekommen. Der Hund hatte dort wenig Haare am Körper, mit Ausnahme des Kopfes und der Brust, eine spitze Schnautze, und liess manchmal ein leises Bellen oder vielmehr Geheul hören; er war sehr sanft und zuthätig. In demjenigen Theile des tropischen Amerika, wo die Menschen eine gewisse Culturstufe erreicht haben, ist er auch jetzt überall vorhanden, während man ihn bei den ganz rohen Wilden im östlichen Brasilien nicht antrifft. Er hat auch eigene Namen in den Sprachen jener Völker *). Das Llama und Guanaco, ursprünglich im hohen Andesgebirge heimisch, verhalten sich zu einander wie gezähmte und wilde Varietät. Die letztere war um die Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, wie Inca Garcilaso ausdrücklich bemerkt, im Zustande der Wildheit schon äusserst selten, was doch schwerlich von der Zerstörung durch die Spanier herrühren mochte, da sie damals zu Jagden auf den Hochalpen wohl wenig Zeit und Lust hatten. Aus dem, was Garcilaso ferner über die Vicugna bemerkt, dass sie nämlich, während der Regierung der Incas, alljährlich mittelst grosser Jagdparthien eingefangen, geschoren und dann wieder freigelassen worden, und dass man sogar über die Zahl der Thiere, welche benutzt worden waren, Register mittelst der Gedenkschnüre oder Quippus geführt habe, lässt sich schliessen,

*) Es ist der Auri der Maypures, Ytzcuintli der Nahual- oder mexicanischen, der Peco der zapotekischen Sprache. Der Aguara in der Tupi- oder Guaranisprache (Canis campestris), eine wolfsartige Species, findet sich nirgends gezähmt.

dass das ursprüngliche Naturverhältniss dieser Thiere durch die Menschen schon wesentlich abgeändert worden sei.

Das zahme Huhn ist wahrscheinlich in ganz Amerika vor der Einwanderung der Europäer unbekannt gewesen. Ausdrücklich berichten es Inca Garcilaso rücksichtlich Peru und Cabrals Begleiter, Pero Vaz de Caminha *) von Brasilien. Dass dies Hausthier sich übrigens seit drei Jahrhunderten in der neuen Welt so sehr verbreitet hat, dass man es selbst bei abgelegenen Indianerstämmen findet, die wenig Verkehr mit Weissen haben, darf uns nicht wundern, da es in der alten Welt nirgends mehr im wilden Zustande erscheint und demnach, als ein gänzlich zahmes Thier, auch dem rohen Menschen sich leicht assimiliren mochte. Statt desselben haben die Indianer von jeher die verschiedenartigen Vögel ihres Continentes in Hühnerhöfen gezähmt gehalten: in Mexico den Truthahn, am Amazonenstrome mehrere Arten von Hoccos (Crax) und den Trompetervogel (Psophia crepitans), im östlichen Brasilien den Mutum (Crax rubrirostris). Alle diese Thiere finden sich noch gegenwärtig in grosser Anzahl wild, und es ist allerdings bedeutsam, dass die Amerikaner, die so gerne mit ihren Affen und Papageien spielen, so wenige Hausthiere besitzen, mit welchen sie, eben so wie mit den Nutzpflanzen, seit unvordenklicher Zeit in Verkehr zu stehen schienen. Dieser Umstand erinnert mich auch an eine Thatsache, welche G. Forster bei der Untersuchung über die Abkunft der Amerikaner aus Asien geltend gemacht hat, dass nämlich die canadischen Wilden den Gebrauch des Rennthiers nicht kennen.

Ich komme nun zu denjenigen Beweisen, welche sich aus alten Bauwerken und andern Denkmalen ableiten lassen. Schon seit der Entdeckung kennt man, namentlich in Peru und Mexico, manche von diesen Monumenten. Die Mehrzahl derselben ist, nachdem die Sammlungen und Studien von Boturini Benaduci für die gelehrte

---

*) Warnhagen, Hist. ger. do Brasil. I. 1854. S. 15.

Welt grösstentheils verloren gegangen sind, erst seitdem Alexander v. Humboldt Mexico besucht hatte, und in der allerneuesten Zeit bekannt geworden. Man pflegte diese Denkmale fast ohne Unterschied so zu deuten, als rührten die peruvianischen aus der Zeit der Incas, die mexicanischen aus der der Azteken her. Man hat gerade auf sie den Schluss gründen wollen, dass die Mexicaner und Peruaner zur Zeit des Cortes und Pizarro eine bedeutende Stufe der Cultur hätten erreicht gehabt. Bei einer solchen Ansicht von den Zuständen der besiegten Völker erhielt die Conquista erhöhten Glanz, und es mag wohl in der Absicht mancher Eroberer gelegen haben, solcher Meinung wenigstens nicht zu widersprechen.

Ich habe mir seit mehreren Jahren besondere Mühe gegeben, dies Verhältniss durch eine Vergleichung der Schriftsteller aus der ersten Epoche zu prüfen und in das rechte Licht zu setzen. Ich habe die Dimensionen der Bauwerke, die mechanischen und künstlerischen Schwierigkeiten, die bei ihrer Herstellung zu überwinden waren, die ästhetische Bildung, aus welcher die Gebäude und die zahlreichen Monumente der Sculptur hervorgegangen sind, unter einander und mit den Nachrichten eines Petrus Martyr, Oviedo, Gomara, Acosta, Inca Garcilaso, Diego de Castillo, Cortes, Pedro de Cieça, Torquemada u. s. w. verglichen, und bin zu der innigen Ueberzeugung gelangt, dass jene Denkmale in keiner Weise denjenigen Völkern zugeschrieben werden können, die man als ihre Urheber zu betrachten pflegt, sondern dass sie vielmehr früheren, vom Nebel der Mythe umhüllten, uns unbekannten Völkern angehört haben müssen. Das prächtige Werk des Lord Kingsborough über die mexicanischen Alterthümer (in sieben Folio-Bänden) hat mir mannigfaltige Gelegenheit gegeben, diese Ansicht in mir fest und fester zu stellen.

Eine ernste Prüfung der ältesten schriftlichen Urkunden, welche uns bis jetzt über die mexicanische Geschichte zugänglich geworden sind, vermittelt fürs Erste die Ueberzeugung, dass sich alles Material in einer unsäglichen Unordnung befinde und mit unbegreif-

licher Nachlässigkeit, ohne alle Kritik, zusammengestellt worden sei. Alles ist durch die Aufnahme judaischer und christlicher Vorstellungen in die mexicanischen Mythen auf das Bunteste verfärbt. Die Aussagen eines jeden Indianers, die Aufschreibungen eines jeden Missionars sind hier in seltsamer Verknüpfung, ohne Ordnung und innern Zusammenhang aneinander gehängt. Die Gründe für die einzelnen Traditionen sind nicht gewürdigt. Die historischen Sagen gehören ohne Zweifel mehreren Völkern an; eben so sind die Mythologien gewiss nicht Einem, sondern mehreren disparaten Göttersystemen zugehörig; und doch wird dies Alles ungeordnet und unverstanden neben einander vorgetragen (wie namentlich in den Schriften des Bischofs Sahagun). Es ist kein Versuch gemacht, das Gleichartige zu identifiziren oder unter gemeinschaftliche Gesichtspunkte zu bringen, das Ungleichartige im Wesentlichen zu charakterisiren. Als Cortes Neuspanien unterwarf, wohnten in diesem grossen Lande die verschiedensten Stämme und Völker, wie die Azteken, Mizteken, Zapoteken, Otomis u. s. w. Da aber die wenigen Spanier, welche sich mit der Schilderung dieser Menschen beschäftigten, das Stammverhältniss der einzelnen Völker unberücksichtigt liessen, so kann man wohl denken, wie wenig die historischen und mythologischen Traditionen, sofern sie Eigenthum der einzelnen Völker waren, entwickelt wurden. Auch wäre es gar nicht denkbar, dass die einzelnen Priester, Mönche, Aerzte und Beamte, oder wer sonst sich um die ursprünglichen Zustände der besiegten Völker etwa bekümmert hat, mitten zwischen einer so bunten, vielartigen, in mannigfacher Vermischung und Zersetzung begriffenen Bevölkerung, unbekannt mit ihrer Sprache, in ihren Fragen und Aufzeichnungen von Einem Standpunkte ausgegangen wären, und mit System nach Einem Ziele gearbeitet hätten, wie es etwa nur eine Akademie zu thun im Stande gewesen wäre. Daher denn auch die unzähligen Wiederholungen, die Widersprüche und Verdrehungen historischer Thatsachen, die so verschiedenartige

Auffassung mythologischer Verhältnisse, welche dem aufmerksamen Leser dieser Schriften nicht entgehen können. So glaube ich, als Resultat dieser Betrachtungen, dass die Geschichte der Mexicaner, so wie sie unter Andern von Torquemada und Clavigero dargestellt worden, durchaus einer kritischen Umarbeitung bedarf, und dass bei diesem Geschäfte kaum Ein Stein des traditionell-angenommenen Gebäudes auf dem andern stehen bleiben dürfte.

Ich erlaube mir, über diesen Gegenstand etwas ausführlicher zu sein, weil er mit der Hauptfrage, von der es sich hier handelt, auf das Innigste zusammenhängt. Bekanntlich nimmt man in der Geschichte der Mexicaner drei Perioden an, welche man die der Tultecas, der Chichimecas und der Aztecas zu nennen pflegt. Die drei Völker sollen nämlich, eines nach dem andern, von Nordwesten her, in Mexico eingewandert sein, und sich um den See von Tezcuco niedergelassen haben. Die Tultecas sollen von Huehuetlapalan, die Chichimecas von Amaqueme, die Aztecas von Aztlan hergekommen sein *). Vergleicht man nun die Berichte der frühesten Schriftsteller über diese Einwanderer, den Bischof Sahagun, Andrea de Olmos, den Gewährsmann des Torquemada, und des Letzteren übrige Darstellungen, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, dass allen Erzählungen von den Zügen dieser drei verschiedenen Völker nur eine einzige Thatsache zu Grunde liege, die verschiedenartig aufgefasst, behufs der Darstellung einer Geschichte ganz willkührlich auseinander gezogen und in drei Epochen übereinander aufgestellt worden sei. Diese mexicanische Geschichte, wie sie die Bücher erzählen, ist nicht geschehen, sondern gemacht. Und in der That, unter den gegebenen Verhältnissen wäre es fast ein Wunder, wenn es anders gekommen

*) Amaqueme ist ein Wort aztekischer Abkunft; es heisst: von jenseits des Flusses; — aus demselben Idiom stammt das Wort Aztlan, was das Land der Reiher bedeutet.

wäre. Ich führe nur einige Punkte zur Erläuterung dieses Verhältnisses auf.

Alle Berichte kommen darin überein, dass die Tultecas, eben so wie die Chichimecas und Aztecas, in sieben Zügen oder Heerhaufen angelangt wären. Der Ort, von wo sie aufgebrochen, oder wo sie einmal eine Zeitlang ausgeruht, wird jedesmal „Siete Cuevas", die sieben Höhlen, genannt. Hierunter verstehen Einige buchstäblich sieben Höhlen, Andere sieben Thäler, sieben Städte oder sieben Schiffe. Bei dem Marsche fallen eine Menge Ereignisse ganz gleichmässig vor. Alle begegnen denselben Gefahren und Widerwärtigkeiten. Der Marsch und die Thaten der Tultecas wird übrigens nur in ganz vagen Ausdrücken erzählt. Bei den Chichimecas gewinnt die Sage mehr Körper; es treten entschiedene historische Figuren hervor, an ihrer Spitze der Anführer Xolotl. Der Heereszug der Aztecas endlich, unter ihrem Häuptling Tecpatzin, wird mit Umständen erzählt, die mit den früheren parallel laufen; überdies aber hat hier Alles die Färbung wie von einem zweiten Auszuge der Israeliten aus Aegypten nach dem gelobten Lande. Da fehlen weder der Weg über einen schmalen Meeresarm, noch die Bundeslade, noch gewisse Prophezeihungen und Augurien von Vögeln, oder den Priestern gewordene Offenbarungen. Das Bedeutsamste dabei ist aber, dass die ganze Geschichte der Tultecas und Chichimecas nur durch Vermittlung der Aztecas und ihrer Sprache (der Nahual) an die spanischen Curiosos und Chronikenschreiber übergegangen sein kann. Von den Tultecas selbst war schon lange nichts mehr übrig. Sie sind selbst den Amerikanern ein ganz mythisches Volk, für das man nur einen aztekischen Namen hatte: Tultecatl heisst in diesem Idiome: grosser Baumeister, Werkführer, Künstler. Diese Tultecas lassen sich daher füglich mit den, ebenfalls mythischen Telchines auf Kreta vergleichen.

Das Wort Chichimeca ist auch aztekischen Ursprungs, und bedeutet vielleicht „Blutsauger". Diese Chichimecas werden von Acosta,

Torquemada u. a. als ein rohes, kriegerisches, in Pelz gekleidetes Jägervolk geschildert, und in der Darstellung ihres Marsches nach dem See von Tezcuco kommen einige Umstände vor, welche für die aufgestellte Ansicht sprechen. Es wird berichtet, dass, als Xolotl in das Thal von Mexico herabstieg, er das ganze Land zwar voll von ansehnlichen Gebäuden, aber ohne Einwohner gefunden habe. Eine Kriegslist fürchtend, habe er Kundschafter entsendet, welche nur einige wenige Familien, die Reste der Tultecas, in Schlupfwinkeln hausend, entdeckt hätten. Durch diese Ueberreste der Tultecas seien die Ankömmlinge über den, ihnen vorher unbekannten Gebrauch und Anbau des türkischen Korns und anderer Nutzpflanzen belehrt worden. Die Nation jener grossen Baukünstler, welche so staunenswerthe Monumente zurückgelassen, sei durch Krankheiten vertilgt worden. Diese Mythe lässt sich also ausdrücklich dahin vernehmen, dass jene grossen Bauwerke nicht von den einwandernden Jägervölkern, sondern von einem früheren, durch Jahrhunderte ansässigen Volke von höherer Cultur gebaut worden seien. Es ist mir in der That unbegreiflich, wie diese Stelle in den historischen Werken über Mexico so vielfach übersehen werden konnte. Und doch sprechen noch so viele andere Stellen der frühesten Schriftsteller von den Chichimecas und Aztecas unter Verhältnissen, die es unwahrscheinlich, ja unmöglich machen, dass diese Einwanderer selbst die Gründer jener colossalen Monumente gewesen wären. So wird angeführt, dass die einwandernden Chichimecas sich in der Ausdehnung von zwanzig Geviertmeilen um den See von Tezcuco angesiedelt hätten. Sie kamen also nicht als ein zahlreiches Volk, denn dieses hätte, bei der Art, in welcher sie isolirt wohnten, auf jener Fläche nicht Platz gehabt. Dazu finden wir in ihrer Geschichte nur die Züge jener kleinlichen Begebenheiten, die sich auch jetzt noch unter den Wilden, z. B. Brasiliens, zutragen: Fehden und Kriege oder Bündniss mit den Nachbarn, Weiberraub, Verschmelzung mehrerer Horden oder Stämme

zu einem Ganzen unter Einem Oberhaupte, Insurrection einzelner tributärer Häuptlinge u. s. w. — Alles dieses in kleinem Massstabe. Unter solchen Umständen darf man wohl fragen: wie wäre es möglich gewesen, dass Stämme von diesem, noch vor Kurzem so unstäten Charakter, von dieser Rohheit, von der geringen Menschenzahl, so ausgedehnte Städte, so feste Plätze, so colossale Pyramiden, so mancherlei Prachtgebäude von dem dunkelschwermüthigsten, zugleich aber erhabenem Charakter gebaut, — so viele Statuen von bedeutender künstlerischen Vollendung (und einem ganz eigenthümlich phantastisch wilden Style) aus dem härtesten Gestein gemeisselt hätten, wie wir sie in dem alten Mexico, in Teotihuacan, in Tulla, Cholulla, Papantla u. s. w. antreffen? Dass die grossen Statuen wirklich dort, wo man sie fand, gefertigt worden, dass sie nicht aus der Ferne von dem Jägervolke der Chichimecas oder von den Aztecas herbeigebracht worden, dafür sprechen wohl der Zustand der Wege zur Zeit der Conquista, der Mangel an Transportmitteln u. s. w. eben so entschieden, als es keinem Zweifel unterworfen ist, dass rohe Wilde, selbst mit dem Gebrauche metallener Waffen unbekannt, solche Kunstwerke auszuführen, während einer Niederlassung von vier oder fünf Jahrhunderten keine Zeit gefunden haben konnten. Und gehen wir nun über die Grenzen des eigentlichen Mexico hinaus, welche ungeheure Trümmer aus einer ganz unbekannten Vorzeit begegnen uns überall in Mittelamerika! Ich erinnere an die riesenhaften Substructionen, welche man auf der Ebene von Palenque aufgefunden hat, an die Ruinen von fünf grossen Städten, die Waldeck in Yucatan angetroffen, worunter sich die von Ytzalane eine Stunde weit von Ost nach West und acht Stunden von Nord nach Süden ausdehnen sollen. Auf manchen der in Mexico aufgefundenen, aus Lehmziegeln und ungeheuren Steinmassen erbauten Pyramiden steht ein Urwald, dessen Alter weit über die Zeit der Conquista hinausragt.

Man hat die historischen Malereien der Mexicaner, welche in

dem Werke von Lord Kingsborough mit so bewundernswürdiger Kunst wiedergegeben sind, theilweise benützt, um durch sie die Geschichte der Mexicaner zu begründen. Nur von einem geringen Theile dieser Malereien besitzen wir Auslegungen. Sie sind aus dem Munde der Indianer von verschiedenen Spaniern und italienischen Missionarien niedergeschrieben. Man kennt die Quellen, aus welchen die gegebenen Erklärungen flossen, gar nicht; man weiss nicht, welcher indianische Stamm hier oder dort vernommen worden, ob er die Traditionen seines eigenen oder eines fremden Stammes erklärte u. s. w. Demgemäss sind auch die Auslegungen von der verschiedenartigsten Auffassung. In manchen ist die Mischung mit christlichen oder judaischen Vorstellungen ganz stationär.

Sobald dieses an Alter und innerm Werth so verschiedenartige Material einer durchgreifenden kritischen Prüfung unterworfen wird, kommt man ohne Zweifel vor Allem zu der Gewissheit, dass in den mythologischen Traditionen verschiedene Systeme durcheinanderschimmern, welche den grossen Hauptvölkern von Mittelamerika angehörten. Zur Vervollständigung solcher Untersuchungen wird es nothwendig sein, auch die verschiedenen Darstellungsweisen in den Bauwerken und Sculpturen genauer zu prüfen, zu vergleichen und zu sichten, die Charaktere der einzelnen Baustyle und die Systeme der verschiedenen mythologischen Figuren, (deren Zahl wenigstens fünfzig bis sechzig sein dürfte) festzustellen. Unter den Malereien ist ein wesentlicher Unterschied kaum zu verkennen. Manche derselben scheinen wie Traditionen aus höher gebildeten Perioden in vervielfachten Exemplaren auf die spätere Zeit herabgekommen zu sein. Sie sind grossentheils von mythologischem Charakter. Andere sind offenbar später entstanden und beziehen sich auf die historischen Begebenheiten der Azteken und anderer Stämme, die gleichzeitig mit diesen Mexico bewohnten. Inzwischen scheint es aus der Vergleichung des Materials, soweit es uns dermalen zugänglich geworden, hervorzugehn, dass es fast an die Unmöglich-

keit grenzt, den wahren Zusammenhang aufzufinden zwischen diesen verschiedenen Systemen eines Cultus und einer Mythologie von Völkern, die sich schon vor Jahrtausenden zum Todesschlaf niedergelegt haben, ohne andere Zeugnisse von ihrem geistigen Leben zurückzulassen.

So viel ich bis jetzt von den alten Bildwerken und Malereien aus jenen Ländern gesehen habe, ist mir der Eindruck zurückgeblieben, dass sich wohl drei oder vier verschiedene Typen der menschlichen Gestalt in der Zeichnung und dem Ausdrucke der steinernen und gemalten Figuren unterscheiden lassen möchten. Die kurzen, verschränkten, mit den scheusslichsten Emblemen des Menschenopferdienstes verzierten Gestalten scheinen vorzüglich den Gegenden des eigentlichen Mexicos anzugehören. Die aus dem Nordwesten, aus Neumexico und Californien tragen den Typus einer schmaleren, gestreckten, eckigen Gestalt an sich und erinnern an Aehnliches, was man unter den Schnitzwerken auf den Inseln des grossen Oceans findet. Die edelsten, an den ägyptischen Typus grenzenden Gestalten, bei denen auch die grösste Beherrschung des Materials sichtbar wird, scheinen denjenigen Sculpturen anzugehören, welche in den Gegenden im Südwesten von Mexico, Guatemala u. s. w. aufgefunden worden sind.

Man hat zur Begründung der Ansicht, dass die Azteken ein altes Volk und die Urheber jener Bauwerke seien, welche wir in Neuspanien bewundern, angeführt: Cortes habe bei ihnen eine auf hierarchische Elemente gegründete Monarchie und die Ausübung eines Menschenopferdienstes eben auf jenen alten Pyramiden gefunden, auch hätten sie eine Zeitrechnung, ein chronologisches Decadensystem gehabt. Dagegen liesse sich erinnern, dass man bei genauerer Kenntniss der Thatsachen in jenem blutigen Opferdienste vielleicht nur einen feineren Cannibalismus finden möchte, der sich allerdings auf der Basis eines ehemaligen Cultus ausgebildet hätte, aber zur Zeit der Conquista wohl nur als Rest eines bereits

untergegangenen und aus dem Bewusstsein des Volks gänzlich verschwundenen Systems dastand. Wäre dem nicht so gewesen, so müsste man doch aus den Berichten der Eroberer ein System von den Mythen der Azteken aufstellen, es durch ihren Cultus hindurch verfolgen und mit ihrem politischen Zustande in Zusammenhange bringen können. Dass aber dieses möglich sei, möchte ich, nach der Lectüre des Wesentlichen, was wir aus jener Periode überkommen haben, sehr bezweifeln. Der Versuch Boturini Benaduci's, die mexicanische Mythologie auf die zwölf Hauptgötter des Olymps zurückzuführen, darf hier gar nicht geltend gemacht werden. Er ist in jeder Beziehung misslungen, wie er denn auch das Mal vorgefasster Meinungen an der Stirne trägt. Eben so scheint es sich mir mit der Zeitrechnung der Mexicaner zu verhalten. In Beziehung auf das System zehntägiger Wochen, welches ihnen, wiewohl sehr unbestimmt und vieldeutig, von Acosta zugeschrieben wird, lässt sich aus allen darüber bei den Schriftstellern vorkommenden Nachrichten schlechterdings kein Factum anführen, welches bewiese, dass die damaligen Mexicaner dieses System nach ihren astronomischen Kenntnissen und Principien ausgebildet und unter sich festgestellt hätten. Es erscheint vielmehr als der zerbröckelte Rest einer älteren, übelverstandenen Naturweisheit. Vielleicht hatten die Mexicaner eine Tradition vom Jahr und von dessen Eintheilung etwa so unter sich aufrecht erhalten, wie die Beduinen der Wüste, die sich dabei sicherlich nicht an die astronomische Weisheit der alten Aegyptier anlehnen, und von den Grundsätzen, nach welchen diese ihre Pyramiden errichteten, sich nichts träumen lassen. — Doch ich verlasse diesen Gegenstand, um nur noch ein paar Worte über das ähnliche Sachverhältniss in Peru zu sagen. Auch hier hat man Spuren einer frühen Cultur gefunden, und man ist gewohnt, sie nicht einem uralten, mythisch gewordenen Volke, sondern den Incas zuzuschreiben, deren Dynastie doch nicht einmal bis zur Periode Carls des Grossen hinaufgeht. Aus den Nachrichten Inca Garcilaso's, Pedro de

Cieça's u. A. geht zur Genüge hervor, dass die Stämme und Völker in Peru unmittelbar vor dem Erscheinen Manco-Capac's roh und ungebildet gewesen. Wie hätten diese, oft in kleine Horden gespaltenen, zerstreut wohnenden, sich stets befehdenden Wilden während der Periode einiger Jahrhunderte, in welcher sie selbst erst aus dem Zustande thierischer Rohheit emportauchten, Zeit gefunden, Werke auszuführen wie z. B. die, dem Inca Guaynalapac zugeschriebene, sogenannte Inca-Strasse, ein aus ungeheuren zugehauenen Steinplatten zusammengesetzter Weg, welcher von Quito bis Cuzco, zum Theil über die höchsten Berge, geführt haben soll? Ueber die grossen Bauwerke in Tiaguanaco berichtet Pedro de Cieça ausdrücklich, dass er die Indianer gefragt, ob sie wohl zur Zeit der Incas entstanden wären? und dass er unter Lachen die Antwort erhalten habe, sie seien längst vordem erbauet worden und was man gegenwärtig sehe, nach *Einer Nacht* übrig geblieben. Derselbe vorurtheilsfreie, sorgfältige Beobachter erzählt auch die Sage von bärtigen Männern, welche einst auf den Inseln im See Titicaca gelebt und die dortigen Baudenkmale hinterlassen hätten. Er erklärt sich geradezu für die Meinung, dass lange Zeit vor den Incas ein gebildetes Volk in jene Gegenden gekommen sei und die Werke hervorgebracht habe, deren Reste wir noch gegenwärtig anstaunen, dass es aber im Kampfe mit den an Zahl weit überlegenen andern Völkern, von denen es umgeben gewesen, wieder untergegangen sei. Und so finden wir denn in einem der besten Schriftsteller aus jener Epoche, einem Augenzeugen, dieselbe Meinung ausgesprochen, welche ich gegenwärtig durch mehrfache Gründe zu unterstützen versucht habe.

Unter den Wilden am Amazonenstrome und in Mato Grosso trifft man, wiewohl gegenwärtig nur selten, Bildwerke von zwei bis acht Zoll Länge, aus dem sogenannten Amazonenstein mit grosser Kunst geschnitten und polirt. Sie gehen als Zierrathen und Amulette von Generation zu Generation; aber Niemand weiss

wo sie hergekommen. Dass es den Indianern mit ihren dermaligen Handwerksgeräthen ganz unmöglich sei, dergleichen Bilder zu verfertigen, erkennen sie selbst an; sie glauben, dass sie irgendwo aus einem feinen Thon unter Wasser geformt worden und im Trocknen zu Stein geworden seien. Steinerne Aexte von roher Arbeit, wie sie auch jetzt von Indianern gemacht werden, hat man in den Urwäldern der Provinz Bahia an Orten gefunden, welche die Meinung rechtfertigen, dass sie dort schon Jahrhunderte lang seien vergraben gelegen.

Fassen wir alle diese Thatsachen zusammen, so können wir eine, von der herrschenden abweichende Ansicht nicht länger zurückweisen. Der Amerikaner, den man sich entweder noch in einem ursprünglichen Zustande oder nach und nach zu stumpfsinniger Rohheit und bis zum Canibalismus herabgekommen denkt, erscheint uns nun als ein Geschlecht, das nicht auf geradem Wege, sondern mit mancherlei Umwegen zur Verschlechterung gekommen, — als ein Geschlecht, über welches schon mehrfache dunkle Katastrophen gewaltet. Was aber hier vorgegangen, ist von der Nacht verschwiegener Jahrtausende bedeckt. Ist jemals die ganze amerikanische Menschheit auf einer gemeinsamen Bildungsstufe mit jenen mythischen Völkern in Peru und Mexico gestanden? — oder gab es hier seit Jahrtausenden schon so grosse Verschiedenheiten in der Bildung? Wie und von wo aus hatte sich ehemals ein besserer Zustand der Dinge und Menschen über das grosse Continent und seine zahlreichen Inseln ausgebreitet? — wie und von wo aus hat sich der entgegengesetzte Gang entwickelt, der jenen bessern Zustand allmälig besiegt, den ganzen Welttheil zu Falle gebracht und in ein Vaterland unmenschlicher Gräuel und schrecklicher Entartung umgewandelt hat? — Diese und viele verwandte Fragen tauchen in uns auf, wenn wir die schauerlichernsten Bilder der amerikanischen Menschheit an uns vorübergehen lassen.

Es ist eine weitverbreitete Ansicht, dass die gebildeteren Völker frühester Urzeit vorzugsweise in hohen Berggegenden sesshaft

gewesen, und von dort aus später in die Ebenen herabgestiegen seien. Allerdings kann man auch in Amerika die Bemerkung machen, wie ein gemässigtes und minder fruchtbares Klima und rauhere Oertlichkeiten den Menschen antreiben, seine Kräfte mit mehr Energie zu entfalten, während eine zu grosse Ueppigkeit der umgebenden Natur seine geistige Entwickelung hemmt, und eine zu grosse Armuth sie vollständig verkümmert. So mögen denn jene Völker Amerika's, welche die hohen Thäler und die Bergebenen von Mexico, Bogota und Peru bewohnten, früher zur Cultur gekommen sein, als jene, welche in den qualmendheissen Wäldern am Orinoco und Amazonas wohnten. Dass es aber zwei an Körperbildung und Geistesanlagen verschiedene Racen, Bergvölker und Völker der Niederungen und Küsten, gewesen seien, welche sich ursprünglich in die Herrschaft Amerika's getheilt hätten, — eine Ansicht, die Herr Meyen aufgestellt, — finde ich durch die bis jetzt bekannt gewordenen Thatsachen keineswegs hinlänglich begründet. Wollen wir die späteren, mit historischer Sicherheit niedergelegten Zustände gewisser Völker, wie namentlich der Peruaner unter den Incas und der Mexicaner, benutzen, um von ihnen aus auf analoge Zustände der früheren Menschheit zu schliessen, so dürfte vor Allem anzunehmen sein, dass diejenigen Völker, welche sich auf einer höheren Bildungsstufe befunden, und welche eben desshalb an Zahl der Individuen mehr zugenommen hatten, erfolgreiche Kriege gegen ihre minder gebildeten Nachbarn geführt, einen Theil derselben unterjocht und sich einverleibt, den andern aber gezwungen hätten, zur Erhaltung der Freiheit seinen ursprünglichen Wohnort zu verlassen und sich vor den Verfolgern immer weiter und weiter in Gegenden zurückzuziehen, welche, bald aus zu grosser Naturüppigkeit, bald aus zu grosser Dürftigkeit, jene Verwilderung und Verkümmerung der Einwanderer verursachten, die noch gegenwärtig angetroffen werden. Dabei erklärt sich denn freilich nicht, auf welche Weise und aus welchen Gründen jene

höher gebildeten Völker von dem Schauplatze abtreten konnten, ohne dass wir ihre Spuren in der Gegenwart aufzufinden vermöchten.

Sehr bedeutungsvoll begegnet uns bei solcher Ueberzeugung von der Existenz hochcivilisirter, jetzt aber verschollener Völker die Mythe vom Untergange der Atlantis. Wie oft hat man sie auf einzelne Theile Amerika's angewendet! In der That wird man auch versucht, der Vermuthung Raum zu geben, dass jene verhältnissmässig hochgebildeten Völker der amerikanischen Urzeit sich nicht überall nach und nach in die gegenwärtigen rohen Horden verändert haben, sondern dass sie, wenigstens theilweise, durch grosse elementarische, ja kosmische Einflüsse plötzlich vertilgt worden wären. In Ländern, welche sich auf so ausgedehnten Systemen gewaltiger Vulcane ausbreiten, konnten, so liesse sich allerdings annehmen, Naturwirkungen eintreten, welche den Menschen vernichteten, indem sie seine Monumente unversehrt übrig liessen. Unter den Zuckungen eines weitverbreiteten Erdbebens konnte sich der Boden öffnen und aus tausend Zuglöchern schweflichte Dämpfe oder Kohlensäure in solcher Menge und Schnelligkeit ausstossen, dass die gesammte Bevölkerung der unheilvollen Katastrophe unterlag. Da gab es keine Flucht auf die Höhen oder in die Tiefen, welche den Menschen vom sichern Tode gerettet hätte; und eine halbe Stunde, während welcher die pestbringende Luft auf der Erde lag, reichte hin, das Opfer zu vollenden. Wenn dann die Winde den Himmel reinigten und die Sonne mit altem Glanze am Firmament wieder aufstieg, fand sie zwar die Landschaft wieder, und alle todten Zeugen menschlicher Thätigkeit waren unverändert stehen geblieben, der Mensch aber, vom gemeinsamen Hauch des Todes berührt, deckte nur als Leiche die Erde. So erzählt die Mythe den Untergang der Tultecas: Als sie einst zu Totihuacan in grosser Menge versammelt waren, ihre Feste zu feiern, da erschien zwei Tage hinter einander ein ungeheurer Riese, scheusslich anzusehen,

unter ihnen, und Alle, die er ergriff, um mit ihnen zu tanzen, fielen nachher todt zu Boden; am dritten Tage erschien dann auf einer Klippe des Berges Queitepetl ein wunderschönes, weisses Kind, dessen Haupt aber, voll scheusslicher Geschwüre, einen tödtlichen Gifthauch verbreitete. Vergeblich versuchten die Tultecas, das unheilvolle Kind in den See zu werfen, sie konnten es nicht von der Stelle bewegen, und mussten, nachdem der grösste Theil der Seuche unterlegen war, sich entschliessen, das Land zu räumen; so wanderten sie denn nach Campeche und Guatemala aus, das Land öde zurücklassend. (Torquemada, Monarquia Indiana, Livro I. cap. 14.)

Welche verhängnissvolle Naturbegebenheiten es mögen gewesen sein, die den Untergang so vieler Geschlechter herbeigeführt: ob Erdbeben, Bergstürze, Entwickelung giftiger Gasarten, Sturmfluthen, Orkane u. s. w., — das ist ein Gegenstand, welchem ich nicht einmal weitere Hypothesen zu widmen unternehmen möchte. Wohl aber liegt uns der Gedanke nahe, dass ein niederdrückendes, depotenzirendes Verhängniss, dass eigenthümliche, dämonische Naturkräfte mehr oder weniger gleichmässig auf die amerikanische Menschheit gewirkt haben. Die Amerikaner aus allen Breiten des ausgedehnten Welttheils kommen in eigenthümlicher Beengung und Erstarrung des Gemüthslebens mit einander überein. Sie ermangeln alle jener höheren Beweglichkeit des Geistes, jener frischen, unbefangenen Lebendigkeit, jenes phantasievollen Untergrundes, welchen wir nicht bloss bei Völkern von hoher Cultur, sondern auch bei vielen ungebildeten Völkern finden. Sie haben keine Geschichte, und damit fehlt ihnen ein geistiges Leben, eben so, wie dem Individuum, das das Unglück hat, das Gedächtniss zu verlieren, nach und nach alle Seelenkräfte erlahmen, bis es zu Blödsinn und geistigem Tod erstarrt. Welcher Unterschied zwischen dem halbwilden Nomaden von Mittelasien, dem Beduinen der afrikanischen Wüste, oder dem lebhaften Bewohner Polynesiens, und

diesem stummen, einsylbigen, in düstere Träume versunkenen, für so viele Regungen des Gemüthes unzugänglichen Urbewohner Amerika's! Ist es nicht, als wenn der Geist des rothen Menschen unter dem Bann ungeheurer allgemeiner Unglücksfälle seine höhere Elasticität verloren hätte? Darum ergriff den Amerikaner, bei der schwerlastenden Empfindung seiner geistigen Armuth und Hinfälligkeit, eine starre Verzweiflung, als Europa an seinen üppigen Küsten landete. Dunkle Sagen hatten ihn schon vorbereitet auf die demüthige Sklaverei unter den Ankömmlingen aus Osten, auf seine Vernichtung. So trug die amerikanische Menschheit das Vorgefühl des Todes in sich, so trägt sie es, unbewusst, noch, und sie stirbt dahin; ihren Untergang beschleunigt die unheilsvolle Stimmung. Wie schnell ist sie schon vieler Orten diesem Loose der Dienstbarkeit unterlegen! Schon anderthalb Jahrhunderte nach der Occupation durch die Spanier war auf den westindischen Eilanden kaum Eine indianische Familie zurückgeblieben. Nicht bloss europäische Krankheiten, zumal die Blattern, und der Branntwein, nicht bloss die Grausamkeit der Zwingherrn und das Unverhältniss der auferlegten Arbeiten, sondern auch die erwähnte eigenthümliche Gemüthslage, diese tiefeingewurzelte, ererbte Verdüsterung des Geistes, diese Abspannung für alle Regungen, welche bei cultivirten Nationen die Triebfedern moralischer Würde und Erhebung werden, führt sie einem so schnellen Untergang entgegen.

Ja, man kann buchstäblich sagen, die europäische Civilisation tödte den Amerikaner. Der Fall, dass eine Familie von rein amerikanischem Geblüte sich, mitten zwischen weissen und gemischten Einwanderern, in das vierte oder fünfte Glied erhielte, dass sie nicht vielmehr schon früher, gleichsam vergiftet vom Hauche der Cultur, dahinstürbe, ist vielleicht noch nicht beobachtet worden. Ueberdies bemerkt man auch, dass selbst die gemischten Abkömmlinge, welche in den mannigfaltigsten Nüancen aus der Verbindung der Amerikaner mit andern Racen hervorgegangen

sind, weder an geistigen Kräften noch an leiblicher Productivität und Zähigkeit mit den Mischlingen der übrigen Racen gleichen Schritte halten.

Auch andere, somatische Beschaffenheiten scheinen die Amerikaner zu einer fortdauernden Verminderung zu verurtheilen. Es ist bekannt, dass die Fruchtbarkeit der amerikanischen Weiber niemals beträchtlich war, und dass sie gegenwärtig immer mehr abnimmt, auch da, wo sie, unvermischt mit Europäern, in grösseren Gemeinschaften beisammen wohnen. Ein eigenthümlicher Fluch lastet selbst auf den Mysterien des Sexuallebens. Er spiegelt sich moralisch auch in dem Verhältnisse der Ehegatten und der gegenseitigen Temperamente. Er ein träger, störrischer, wilder Träumer; — sie eine leichtsinnige, frivole Cokette. Welch unselige Verbindung, wenn sich ein solcher Typus durch die Gesammtheit eines Welttheils geltend macht!

So werden denn wenige Jahrhunderte vergehen, und der letzte Amerikaner wird sich niederlegen, und sterben! Die ganze Urbevölkerung des Welttheils wird dahinsiechen, und einem andern Geschlechte, das verhältnissmässig nur wenig amerikanisches Blut in seinen Adern führt, die Herrschaft über jenen schönen, fruchtbaren Theil der Erde überlassen, welchen es noch vor Kurzem ausschliesslich bewohnte. Zwei Dinge vererbt die Menschheit: Blut und Geist. Von beiden wird die Amerika's nur unscheinbare Spuren zurücklassen. Darum kann man sagen: die amerikanische Menschheit hat keine Zukunft mehr! Vor unsern Augen soll sie schwinden und vergehen. Sie ist ein gar besonderer Zweig an jenem grossen Baume des menschlichen Geschlechts, ein Zweig, der sich nicht in fröhliches Laub, in duftende Blumen und süsse Früchte verklären, der vielmehr zu einem Dorn einschrumpfen und verkümmern soll. Die ganze amerikanische Menschheit gehört in das Gebiet jener räthselvollen Erscheinungen, welche dem Botaniker so häufig zu denken geben, jener organischen Formen ohne das belebende

Mass organischer Kraft, jener vorgebildeten Verkümmerungen und Abortus.

In der geistigen Entwickelungsgeschichte der gesammten Menschheit hat die amerikanische keine positive Bedeutung; — was sie war, ist für die übrige Menschheit verloren gegangen; — was von ihr besteht, scheint fast nur bestimmt, ein grosses Bild trostloser Auflösung und Verkommniss, geistiger Stockung und Fäulniss, allgemeinen Todes darzustellen. Kein Schritt zu idealer Fortbildung wird durch diese grosse Gesammtheit, die Bewohner eines ganzen Welttheils, repräsentirt. Sie sind da, um zu verschwinden; — wie ein dunkler Schatten ziehen sie in dem leuchtenden Gemälde der Menschheit vorüber. — Ungeheure, erschütternde Ansicht, gegen die sich die wärmsten Regungen unseres Herzens auflehnen, ohne dass wir ihre Wahrheit läugnen könnten! —

Wenn wir Homer oder Sophokles lesen, und sich der Untergang einer Stadt, eines Heldengeschlechts uns vor Augen stellt, da reisst uns ein rein menschliches Gefühl zu wehmüthiger Theilnahme hin. Wir verehren die geheimnissvolle Macht, die das Leben des Einzelnen beherrscht. Was aber ist dies gegen jenes Geschick ohne Beispiel, da die Bevölkerung eines ganzen Welttheils vom Verhängniss ergriffen, fast vor unsern Augen aufgelöst und raschem Untergang entgegen geführt wird!

Europa — wir können es nicht läugnen — hat diese, vielleicht seit Jahrtausenden vorbereitete Katastrophe beschleunigt; vielfache Todeskeime liegen in seinem Einflusse: so wollte es der Lenker menschlicher Schicksale. Doch können die Völker germanischen Stammes im Allgemeinen dies Schauspiel betrachten, ohne sich Vorwürfe machen zu müssen. Amerika's Wunden sind vorzugsweise von Völkern romanischer Abkunft geschlagen worden. Die germanischen hatten gegenüber der neuen Welt die freundlichere Bestimmung des Friedens, der Begründung bürgerlicher Ordnung, der Wissenschaft. Auf diese Seite treten die Schöpfungen eines Hans

Egede, eines William Penn, und was, von Norden bis Süden, in den Niederlassungen mährischer Brüder auf den Antillen und in den Missionen deutscher Priester am Paraguay aus germanischer Saat aufgegangen. Wir Deutsche, selbst ohne Colonien, wir haben nur ein Besitzthum in partibus, das Feld des Geistes; wir sind angewiesen, die neue Welt für geistige Interessen auszubeuten und zu erweitern. In diesem Sinne gehört der Gegenstand, welchen ich vor Ihnen, meine Herren, zu besprechen wagte, sicherlich auch vor das Forum der deutschen Naturforscher. Möchte ich so glücklich gewesen sein, selbst indem ich nur Zweifel und Vermuthungen aussprach, zu neuen Forschungen anzuregen. Zu welchem Resultate auch immer die Untersuchungen auf diesem Gebiete gelangen mögen, jedenfalls sind sie belohnend an sich durch das allgemein menschliche Interesse, welches ihr Gegenstand einflösst.

Von

dem Rechtszustande unter den Ureinwohnern Brasiliens.

Zwischen den Schöpfungen europäischer Bildung, Sitte und Volksthümlichkeit, welche sich in der neuen Welt siegreich von den Küsten gegen das Innere des Landes hin ausbreiten, steht der dortige Ureinwohner wie ein dunkles, von keinem Menschen begriffenes Räthsel. Eigenthümliche Züge des Leibes unterscheiden ihn von allen übrigen Völkern der Erde, aber mehr noch die Beschaffenheit seines Geistes und Gemüthes. Auf der niedrigsten Stufe der Humanität, gleichsam in moralischer Kindheit befangen, bleibt er ungerührt und unbewegt vom Hauch einer höhern Bildung; kein Beispiel erwärmt ihn, keines treibt ihn zu edlerer Entfaltung vorwärts. So ist er zugleich ein unmündiges Kind, und, in seiner Unfähigkeit sich zu entwickeln, ein erstarrter Greis; er vereinigt in sich die entschiedensten Pole des geistigen Lebens. Dieser unerklärbar fremdartige Zustand des Ureinwohners von Amerika hat bis jetzt fast alle Versuche vereitelt, ihn vollkommen mit dem besiegenden Europa zu versöhnen, ihn zu einem frohen und glücklichen Bürger zu machen; und in eben dieser seiner Doppelnatur

liegt die grösste Schwierigkeit für die Wissenschaft, seine Herkunft und die Epochen jener frühern Geschichte zu beleuchten, in denen er sich seit Jahrtausenden wohl bewegt aber nicht veredelt hat.

Wer immer den amerikanischen Menschen in der Nähe unbefangen betrachtet, wird zugestehn, sein dermaliger Zustand sei weit entfernt von jenem kindlich heitern Naturleben, das uns eine innere Stimme als den lauteren Anfang menschlicher Geschichte bezeichnet, und die älteste schriftliche Urkunde als solchen bekräftiget. Wäre der gegenwärtige Zustand jener Wilden ein solcher primärer, so würde er eine höchst anziehende, wenn auch demüthigende, Einsicht in den Entwicklungsgang des Menschengeschlechtes gestatten; wir müssten anerkennen, dass nicht der Segen göttlicher Abkunft über jenem Geschlechte rother Menschen gewaltet, sondern dass nur thierische Triebe, in trägen Fortschritten durch eine dunkle Vergangenheit, sich zu der dermaligen, unerfreulichen Gegenwart ausgebildet hätten. Aber, im Gegentheile, Vieles weist darauf hin, die amerikanische Menschheit stehe nicht auf dem ersten Wege jener einfachen, ich möchte sagen, naturhistorischen Entwickelung; — sie ist ohne Zweifel schon zu Manchem gekommen, was nicht in der Richtung jener Einfalt liegen konnte, und ihr jetziger Zustand ist nicht mehr der ursprüngliche, sondern vielmehr ein secundärer, regenerirter. In ihm vereinigen sich daher, wie im Traume die buntesten Bilder, Züge aus einem reinen, harmlosen Naturleben, andere, in denen die Menschheit roh, wie eine Nachahmerinn der Thiere erscheint, und endlich solche, die sich auf die höhere, geistige Natur unseres, zu vollem Bewusstsein gelangten Wesens beziehen, und uns, wie Laute der Versöhnung, einem verwahrlosten, in mannigfaltigem Unglücke fast entmenschten Geschlechte verbrüdern.

Wer aber möchte es wagen, in diesen so verschiedenartigen und verworrenen Aeusserungen innere Nothwendigkeit und Zusammenhang zu entziffern; wer möchte daran ein Licht entzünden, um die dunklen

Phasen des historischen Processes zu beleuchten, welchen jene Menschen durchlaufen haben? — Gewiss, eine solche Aufgabe zu lösen, wäre reizender und fruchtbarer, als jene Fülle wunderbarer Naturerzeugnisse kennen zu lernen, welche die neue Welt in ihrem Schooss trägt; denn immer ist, wie ein grosser vaterländischer Dichter sagt, der Mensch dem Menschen das Interessanteste.

Ein Grund ganz anderer Art, der uns zu Untersuchungen über die amerikanische Menschheit auffordert, ist die traurige Erfahrung, wie jenes rothe Geschlecht sich seit wenig Jahrhunderten in furchtbarer Progression verringert hat, so dass es, vielleicht bald gänzlich erloschen, sich spätern Forschungen immer mehr und mehr entziehen wird.

Alle diese Betrachtungen bestimmen mich, den Versuch zu wagen, Einiges über die rechtlichen Verhältnisse der Ureinwohner Brasiliens vorzutragen, was ich während eines mehrjährigen Aufenthaltes in jenem Lande selbst beobachten, oder aus dem Munde Anderer erfahren konnte. Ich darf hoffen, bei diesem Versuche Nachsicht durch die Bemerkung zu gewinnen, dass es ein Laie ist, der, sich auf ein ihm fremdes Gebiet wagend, nur die Gunst der Verhältnisse, unter denen er selbst sah und fragte, zur Beschönigung seines Unternehmens anführen kann.

Ehe wir uns aber anschicken, zu dem speciellen Gegenstande unserer Untersuchung überzugehen, müssen wir einen Blick auf den gesellschaftlichen Zustand der wilden Bewohner Brasiliens überhaupt werfen; denn ein Recht und rechtliche Verhältnisse setzen eine Geschichte, einen eigenthümlichen, aus dieser hervorgegangenen Zustand der Gesellschaft voraus.

Wer sind also diese kupferrothen Menschen, welche die finstern Wälder Brasiliens vom Amazonas bis zu dem La Plata-Strome bewohnen, oder in unstäten Banden auf den einsamen Fluren des innersten Binnenlandes umherziehn? Sind sie Ein Volk, sind sie zerstreute Theile eines ursprünglich Ganzen, sind sie verschiedene neben einander wohnende Völker, oder endlich, sind sie

vielfach zerspaltene Stämme, Horden und Familien mehrerer in Sitten, Gebräuchen und Sprachen sich unterscheidender Völkerschaften?

Diese Fragen begreifen gewissermaassen alle Räthsel der Ethnographie Brasiliens; ihre genügende Beantwortung würde ein helles Licht über die frühere Geschichte, so wie über den jetzigen Zustand des grossen Landes verbreiten. Jedoch unzählige Schwierigkeiten treten hier dem Forscher bei jedem Schritte seiner Unternehmung entgegen.

Wir sehen in Brasilien eine dünn und ungleich gesäte Bevölkerung von Ureinwohnern, die in Körperbildung, Temperament, Gemüthsanlage, Sitten, Gebräuchen und Lebensweise übereinstimmen; aber in ihren Sprachen eine wahrhaft wundervolle Verschiedenheit darstellen. Nicht blos grössere Haufen, weitausgedehnte Gruppen dieser Wilden sind sich in der Sprache gleich, oder in verwandten Dialekten genähert, sondern oft erscheint eine Sprache auf wenige durch Verwandtschaft verbundene Individuen beschränkt, sie ist dann ein wahres Familieninstitut, und isolirt diejenigen, welche in ihrem Gebrauche mit einander übereinkommen, von allen übrigen, nahe oder fern wohnenden, Völkern so vollständig, dass jedes Verständniss unter ihrer Vermittlung unmöglich wird. Auf dem Fahrzeuge, in welchem wir, Dr. Spix und ich, die Binnenströme Brasiliens befuhren, zählten wir nicht selten, unter zwanzig rudernden Indianern, nur drei oder vier, welche sich in einer Sprache verständigen konnten; wir hatten vor unsern Augen das traurige Schauspiel einer vollständigen Abschliessung jedes Individuums in Beziehung auf alle die Interessen, die über Befriedigung der ersten Lebensbedürfnisse hinausreichen. In trübem Stillschweigen ergriffen diese Indianer mit einander das Ruder, verrichteten sie gemeinschaftlich die Geschäfte im Fahrzeug und zur Herstellung ihrer frugalen Mahlzeit; stumm und theilnahmslos sassen sie neben einander, wenn schon auf Reisen von hundert Meilen zur Gemeinschaft von

mancherlei Schicksalen berufen. Eine solche Verschiedenheit in den Sprachen bei übrigens ganz gleichen Sitten, welch' auffallend räthselhafte Erscheinung!

Nur die Verschiedenheit oder Gleichheit dieser Sprachen gewährt einen, wegen der Schwierigkeit ihrer Erforschung unsichern, Maasstab für den Grad von Selbstständigkeit der einzelnen Horden, Stämme, Nationen, oder wie wir sie sonst nennen wollen. So ist es auch vorzugsweise die Natur der Sprache, was von jeher das Urtheil der portugiesischen Einwanderer über die Selbstständigkeit der einzelnen Völker oder Stämme geleitet hat. Indianer, die sich gegenseitig verständlich machen können, werden zu Einer Nation, wenn auch zu verschiedenen Stämmen oder Horden derselben, gerechnet. Es liegt aber in der Natur der Sache, dass die Ansicht von der Zahl, Ausbreitung und Verwandtschaft solcher, durch dieselbe Sprache, oder durch verwandte Dialekte vereinigten, Menschengruppen sowohl früher als gegenwärtig nicht erschöpfend und allgemein wahr aufgefasst werden konnte. Die Beobachtungen der europäischen Einwanderer über diesen Gegenstand waren weder in gehöriger Ausdehnung, noch mit der nöthigen Wissenschaftlichkeit und Umsicht angestellt worden, um ein sicheres Resultat liefern zu können. Inzwischen veränderten auch die hin- und herwandernden, in fortdauernden Kriegen sich verfolgenden und aufreibenden Stämme ihre Sprachen und Dialekte, denen überdiess die grösstmögliche Volubilität innwohnt. So geschah es, dass manche der früher erwähnten Völker entweder wirklich ausgerottet wurden, oder doch vor den Forschungen der Europäer gänzlich verschwanden; und eben so treten auch jetzt noch fortwährend früher unbekannte Völker und Stämme aus der Nacht der Urwälder hervor, und entziehen sich bald darauf wieder, indem sie entweder in ihre früheren Einöden zurückkehren, oder im Conflicte mit ihrer eigenen und der fremden Menschenraçe untergehen. In einer der ältesten portugiesischen Urkunden über Brasilien, vom

Ende des sechzehnten Jahrhunderts *), werden nicht mehr als drei Völker, darunter die Tupis als in neun Stämme oder Horden getheilt aufgezählt; Laetius führt im Jahre 1633 sechsundsiebenzig Namen von verschiedenen Gemeinschaften auf**), und anderthalb Jahrhunderte später glaubt Hervas***) in Brasilien wenigstens einhundert und fünfzig Sprachen und Dialekte, also etwa eben so viele Völkerschaften und Stämme, annehmen zu dürfen. Eine sorgfältige Zusammenstellung, wie ich sie auf alle mir zugänglichen Materialien und den während meiner eigenen Reise gesammelten Nachrichten gründen konnte, erhebt die Zahl aller in Brasilien unter verschiedenen Namen bekannten Gemeinschaften (Horden, Stämme oder Nationen) auf mehr als zweihundert und fünfzig †).

Wir dürfen jedoch hierbei nicht ausser Acht lassen, dass diese Menschengruppen einander eben so wenig an Zahl der Individuen, als, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, an Nationalität und an Selbsständigkeit der Sprachen gleichkommen; vielmehr führt jede Aufzählung der Indianer, nach dem jetzt bekannten Namen, nicht selten ganz identische, oder doch nur durch leichte Unterschiede getrennte Horden als verschiedenartig auf, und vereinigt ebenso Verschiedene unter demselben Namen. Die Benennungen der einzelnen Indianergruppen gehören nicht Einer Sprache an; sie sind bald wahre oder verstümmelte Bezeichnungen, welche sich gewisse Haufen selbst ertheilen, bald gehören sie der durch Brasilien am weitesten verbreiteten Tupi, oder sogar der

*) Noticia do Brasil, Descripçâo verdadeira da Costa daquelle Estado que pertence a Coroa do Reino de Portugal, geschrieben von einem früher unbekannten Verfasser, als welcher Gaspar Soares aus Lissabon nachgewiesen worden; gedr. in Collecçâo de Noticias para a Historia e Geographia das Naçoês ultramarinas, que vivem nos Dominios portuguezes etc. Lisb. 1825. Tom. III. pars I.

**) Laetius, Novus orbis 1633. p. 554. squ.

***) Hervas, Idea dell'Universo 1784. Tom. XVII. pag. 29.

†) Siehe den Anhang zu dieser Abhandlung.

portugiesischen Sprache an; oder sie sind endlich Namen, unter welchen ein, mit den europäischen Abkömmlingen verkehrender, Stamm irgend einen andern begreift. Diese sind oft unverstandene oder veränderte Schimpf- oder Spottnamen. Somit stehen die verschiedenartig benannten Abtheilungen brasilianischer Ureinwohner in dieser Beziehung mit einander nicht auf gleicher Linie. Manche sind ursprünglich durch Sprache und gewisse Sitten vollkommen getrennte Völkerschaften; andere nur Stämme, die sich durch Dialekte unterscheiden, oder Horden von einem gemischten Ursprunge, welche eine dieser Entstehung analoge Sprache gebildet haben; endlich mögen es selbst nur einzelne Familien sein, die in einer langen Abgeschiedenheit ihre erste Sprache bis in's Unkenntliche verdorben und umgemodelt, ja sogar theilweise mit einer von ihnen selbst neugebildeten verflochten haben.

Diese ungeheuere babylonische Verwirrung ist eine den Menschenfreund betrübende, den Forscher beängstigende Erscheinung. Wir blicken in die früheste Vergangenheit der amerikanischen Menschen wie in einen schwarzen Abgrund. Kein Strahl von Tradition, kein leuchtendes Denkmal früherer Geisteskraft erhellet dieses tiefe Dunkel, kein Laut rein menschlicher Erhebung: kein Heldenlied, keine elegische Klage, dringet aus diesem Grabe an unser Ohr! — Jahrtausende sind dieser Menschheit erfolglos hingegangen, und das einzige Zeugniss von ihrem hohen Alter ist eben die vollendete Zerrissenheit, die gänzliche Zerstückelung alles dessen, was wir sonst als das Leben eines Volkes begrüssen, diese Zertrümmerung aller Monumente einer vormaligen, längst verschollenen Thatkraft. Nicht das schwache, bescheidene Moos, welches die Trümmer römischer und altgermanischer Herrlichkeit wie ein Sinnbild sanfter Wehmuth umgrünet, hat sich über die Ruinen jener südamerikanischen Vorzeit ausgebreitet; — dort erheben sich (z. B. in Papantla) über den Denkmälern längst untergegangener Völker uralte, dunkelnde Wälder, schon längst Alles mit dem Moder absterbender

Waldgenerationen bedeckend, was Menschenhand einstens geschaffen hatte; und das Geschlecht, welches sich aus undenklichen Zeiten herüber gerettet, trägt in seiner unmündigen Greisenhaftigkeit den Stempel einer seit Jahrtausenden erneuerten Erniedrigung.

Dieser Zustand war es auch, welchen die Entdecker Brasiliens bereits antrafen. Entsetzt von der wilden, fast thierischen Rohheit dieser, mit dem Peccatum nefandum und der Anthropophagie befleckten Ureinwohner, zweifelten sie fast daran, ob sie auch Menschen vor sich hätten *); und es darf daher uns um so weniger wundern, wenn sie, unvorbereitet auf ein solches Schauspiel, und ungeübt in der Kritik ethnographischer Untersuchungen, es unterliessen, die vielfach verschlungenen und unscheinbaren Fäden zu entwirren, in welchen die Geschichte jener Menschheit vor uns liegt. Sie haben vielmehr gewisse irrige Vorstellungen aufgenommen und verbreitet, die mit einer richtigen Ansicht von dem Leben, Wesen und der Volksthümlichkeit dieser Indianer unvereinbar sind. Hierher gehört unter andern die, lange Zeit hindurch gültig gewesene, Annahme von der Selbstständigkeit gewisser Völker, die eigentlich als Stämme zu dem weitausgebreiteten Volke der Tupis gehörten, und die Ansicht, dass es ein mächtiges, wildes Volk, die Tapujos gegeben habe, während doch das Wort Tapuüja ursprünglich nur in der Tupisprache als ein Collectivname für alle Stämme galt, die nicht zu den Tupis gehörten **), und einen Feind (wie das lateinische Hostis) bedeutete, so wie es gegenwärtig überhaupt jeden freien, noch uncivilisirten Indianer bezeichnet ***).

*) Es bedurfte sogar einer ausdrücklichen Aeusserung des Pabstes, dass jene Wilde zu unserm Geschlechte gehörten! („Attendentes Jndos ipsos utpote veros homines" etc., in der Bulle des Pabstes Paul III. d. d. 4. Juni 1537.)

**) Vasconcellos, Chronica da Companhia de Jesu do Estado do Brasil. Lisb. fol. 1663. S. 95.

***) Barbaren, in der antiken Auffassung der Griechen und Römer, oder selbst in der der Chinesen, waren dem Tupi Indianer von fremder Nationalität

Als sicherste hierher gehörige Thatsache steht fest, dass diese Tupis (oder Tupinambazes), welche von den Portugiesen fast überall an den Küsten angesiedelt getroffen wurden, noch damals ein zahlreiches, mächtiges Volk waren, in viele, sich oft gegenseitig bekriegende Horden und Unterhorden gespalten, im Wesentlichen der Sitten übereinstimmend, und dieselbe Sprache in mancherlei Dialekten nuançirend. Wahrscheinlich haben sie sich von den Ländern am Paraguay- und La Plata-Strome auf vielfachen Zügen nach Nord und Nordost, bis zu dem Amazonas und den Küsten des Oceans ausgebreitet *). Diess geschah jedoch nicht so, dass sie das ganze Gebiet ununterbrochen eingenommen hätten; vielmehr liessen sie sich zwischen vielen andern, von ihnen verschiedenen Stämmen nieder, wodurch es geschehen mochte, dass einzelne Worte ihrer Sprache in die der Nachbarn übergiengen.

Die Sprache dieser Tupis ward, wegen ihrer allgemeinen Verbreitung, das Vehikel des Verkehrs zwischen den Europäern und Indianern. Von den Missionarien vorzugsweise benützt und ausgebildet, kam sie in Paraguay und im südlichen Brasilien in dem dortigen reineren und volleren Dialekte als Guaraní-Sprache, im übrigen Brasilien als die Tupí oder Lingua brasilica geral (commun) mehr und mehr in Uebung. Die letztere hat sich gegenwärtig nur noch in den Provinzen von Pará und Rio Negro erhalten,

---

schwerlich; denn er setzte sich ihnen mehr in Hass als in Verachtung entgegen. Stolzer lautet schon der Bescheid, welchen die Caraiben, von Gumilla über ihre Abkunft befragt, ertheilten: „Ana Carina rote“, wir allein sind Leute. — Die portugiesischen Ankömmlinge wurden von den Tupis spottweise von ihrer Kleidung die Behosten genannt, Emboabas (ein Name, den auch Vögel mit stark befiederten Füssen haben); die Colonisten ihrerseits bezeichneten die „Indios“ auch mit dem Namen der Bugres (Sclaven) oder Caboclos, die Kahlen oder Berupften, mit Bezug auf ihre Bartlosigkeit oder die Uebung, die Haare auszureissen.

*) Martius, Reise in Brasilien. III. S. 1093—1097.

wo sie nicht blos im Verkehre der übrigen Raçen mit den gezähmten und dienenden Indianern (Indios mansos, ladinos *), sondern auch als Bindemittel dieser untereinander, und zur Verständigung mit den freien Wilden dient, unter denen sich nicht selten wenigstens ein Anklang von ihr fortpflanzt.

Die Tupis sind daher als das vorherrschende Volk unter den Ureinwohnern Brasiliens zu betrachten. In Beziehung auf die grosse Ausdehnung ihrer Sprache, welche sich in zahlreichen Ortsnamen durch ganz Brasilien verewigt hat, können sie vorzugsweise verglichen werden dem Volke der Caraiben, (Caribes, Cariná, Caliná, Calinago) **) im Nordost von Südamerika, den Bewohnern von Peru, welche die Quichuasprache, und jenen zahlreichen Horden in Oberperu und Chuquisaca, welche die Aimarásprache reden. So wie aber in Peru diejenigen Indianer, welche sich ursprünglich der Quichua bedienten, in der Vermischung mit den Spaniern ihre Selbstständigkeit verloren haben, so findet man auch im cultivirten Theile Brasiliens keine freien Tupi-Indianer mehr. Die sogenannten Küsten-Indianer, welche von Espirito santo bis Pará, bald einzeln, bald in Gemeinden wohnen, sind fast ausschliesslich Abkömmlinge der alten Tupinambazes; sie haben aber grossentheils ihre Sprache gänzlich verlernt. Nur im tiefen Innern Brasiliens, zwischen den Hauptästen des Tapajôz-Stromes, leben noch unberührt und frei die von keinem Reisenden besuchten Apiacás und Cahahyvas, als Reste eines einst so weit verbreiteten und mächtigen Volkes.

Wir befinden uns daher in dem sonderbaren Falle, dass unsere Schilderungen von den rechtlichen Verhältnissen unter den Ureinwohnern Brasiliens gerade in Beziehung auf das Hauptvolk

*) Bis zum Jahre 1755 ward sie dort auch auf der Kanzel gebraucht.

**) Die Weiber nennen ihr Volk Caliponan. Breton, Dictionaire Caraibe-français, Auxerre 1665. p. 105. — Colombia, Relacion etc. Lond. 1822. I. S. 543.

jenes Landes zu den Berichten aus früherer Zeit zurückgehen müssen. Was wir aus Selbstanschauung anführen können, betrifft vorzugsweise andere, im Zustand der Freiheit einzeln lebende Horden oder Stämme, deren Abkunft und Verwandtschaft gänzlich unermittelt ist, oder doch mancherlei Zweifeln unterliegt. Uebrigens herrscht in der Lebensweise, den Sitten, und in dem Gedankenkreise aller Menschen von der rothen Raçe, namentlich des tropischen Amerika, eine so grosse Uebereinstimmung, dass wir hoffen dürfen, unsere Darstellung werde, wenn gleich vorzugsweise auf die Beobachtungen unter jenen vereinzelten Stämmen gegründet, dennoch ziemlich allgemeingültige Züge aus dem geistigen Leben der amerikanischen Menschheit erfassen, wenn es uns nur überhaupt gelingen sollte, der gestellten Aufgabe einigermassen zu entsprechen.

Kein Volk erscheint gegenwärtig in so grosser Zahl und Ausdehnung über Brasilien verbreitet, als diess ehemals mit den Tupis der Fall war. Beachtenswerth ist, dass sich gegenwärtig die starken Stämme, welche noch am ersten auf den Namen eines Volkes oder einer Nation Anspruch machen dürften, in dem südlichen oder mittleren Theile des Landes finden. So wohnen am Paraguay die Guaycurûs (Mbayas, Männer?), von den Brasilianern Cavalleiros, die Berittenen, genannt, welche auf 12,000, in Goyaz die Cajapós und Cherentes, deren jeder Stamm auf 8000, und am Tapajôz die Mauhés und die Mundrucûs, die auf 16,000 und auf 18,000 Köpfe geschätzt werden. Nördlich vom Amazonenstrom eine ausserordentliche Zahl kleiner Horden und Stämme, unter den verschiedensten Namen, gleichsam als wären hier die ursprünglichen Völkerschaften durch noch häufigere Wanderungen, Kriege und andere unbekannte Katastrophen untergegangen, und in solche schwächere Haufen aufgelöst und zerspalten worden. Dort gibt es Völkerschaften, welche nur aus Einer, oder aus wenigen Familien bestehen; vollkommen abgeschnitten von aller Gemeinschaft mit den Nachbarn, scheu im Dunkel des Urwaldes verborgen, und nur durch

äussere Veranlassung hervorgeschreckt; eine höchst arme, verstümmelte Sprache redend: das betrübende Bild jenes unheilvollen Zustandes, da der Mensch, beladen mit dem Fluche seiner Existenz, gleichsam als strebe er, sich selbst zu entfliehen, die Nachbarschaft des Bruders meidet.

Stämme, welche reich an Individuen sind, theilen sich in untergeordnete Horden und Familien. Diese betrachten sich dann als einander enger verbundene Gemeinschaften. Offenbar haben manche solcher Abtheilungen einen verwandtschaftlichen, andere dagegen einen gesellschaftlichen Grund und Charakter. Gewisse Namen dieser Menschengruppen sind Patronymica, welche gemäss der, dem amerikanischen Wilden eigenen, Tenacität, von den Vätern oder von Anführern *) auf viele Generationen fortgeerbt wurden; andere sind von besonderen körperlichen Eigenschaften, oder von Verunstaltungen (z. B. unmässig verlängerten Ohren, wie bei Horden vom Volke Cajapó, verdünnerten Gliedmassen bei den Crans) oder von dem Wohnorte hergenommene oder, endlich, willkührlich gewählte und bewusstlos von den Nachkommen festgehaltene Bezeichnungen. (Auch die Einwanderer haben manchen Stämmen nach solchen Veränderungen am Körper Namen ertheilt, z. B. Orelhudos, Coroados, Botocudos: die Grossohren, die Geschornen, die Träger des Zapfens, Botoque, in der Lippe). So werden sieben Familien der Guaycurûs am östlichen Ufer des Paraguay unterschieden, so setzen die Indianer von den Stämmen der Gês, Crans und Bûs in der Provinz Maranhâo ihrem Hauptnamen gewisse Worte vor,

---

*) So sollen die Amoipiras und die Potyuâras, Stämme der Tupis, sich von ihren Anführern Amoipira und Potyuâra (Potygoar) genannt haben (Noticia de Brazil. S. 310. Vasconcellos, Chronica. S. 91.); und die Azteken, einer der sieben Stämme des Volks von Anahuac, der Nauatlacas oder Anahuatlacas, wurden Mexikaner nach ihrem Anführer Mexi genannt. Acosta, Histor. natural y moral de las Indias. Sevilla 1590. S. 454 ffl. S. 460.

um die Horde zu bezeichnen; so nannte sich eine Abtheilung der Manaos am obern Rio Negro die Ore- oder Eré-manaos, d. i. die Echten Manaos.

In der Gesichts- und Körperbildung, insbesondere im Grade der Hautfärbung, solcher Horden will man, selbst wenn sie entfernt von einander wohnen, eine entschiedene Familienähnlichkeit bemerkt haben. Derartige Gruppen von Wilden scheinen auch durch die Verwandtschaftsverhältnisse näher befreundet; sie stehen seltener miteinander in Fehde, als diess bei Gemeinschaften der Fall ist, welche sich, ohne Rücksicht auf die Abkunft, aus verschiedenartigen Gliedern, oft nicht einmal des gleichen Stammes, gebildet, und Namen, bald von dem Gründer oder Anführer des Haufens, bald von gewissen Thieren oder Pflanzen willkührlich gewählt haben. Von solcher Art sind die zwei auch in der Sprache abweichenden Horden der Miranhas, am obern Yupurá, die Grossvogel- und die Schnacken-Indianer, und in solcher Weise zerfällt der, jetzt schon an Individuen arme, Stamm der Uainumás in mehrere nach verschiedenen Palmenarten, nach der Onze u. s. w. benannte Familien *).

Gemeiniglich kommen alle Glieder eines Stammes, einer Horde, oder einer Familie in gewissen Zierrathen oder Abzeichen überein, welche sie als charakteristisches Merkmal an sich tragen. Dahin gehören die verschiedenen Arten von Schmuck aus Federn auf dem Haupte, Holzscheiben, Rohrstengel, Steine, Harzcylinder, Muscheln, in den Ohren, den Nasenflügeln und Lippen, und ganz vorzüglich die Tatowirungen **), welche sie sorgfältig, oft schon

*) Martius, Reise III. Thl. p. 1208. — Die Huronen waren in die drei Stämme, vom Wolf, vom Bär und von der Schildkröte, getheilt, und überhaupt trugen die meisten Tribus der s. g. oberen canadischen Völkerschaften Thiernamen.

**) Tatowirungen kamen schon bei den Alten vor; so bei den britischen Barbaren, (Solin c. 22.) die daher Picten hiessen (Grimms Rechtsalt.), bei

von früher Jugend an, nach dem Gebrauche der Verwandten mit wiederkehrender Regelmässigkeit, im Antlitze, oder über dem ganzen Körper anbringen. Vielleicht ist die von mir schon *) geäusserte Meinung nicht unrichtig, dass sie solche nationale Abzeichen, gleichsam perennirende Kokarden, vorzüglich in der Absicht tragen, um sich von ferne als Feinde oder Freunde zu erkennen.

Die Sprache ist es ganz insbesondere, was die Art und Weise der gegenseitigen Verbindungen zwischen den verschiedenen Völkerschaften, Stämmen oder Horden begründet und bedingt. Gemeinsame oder doch gleichartige Sprache verbrüdert im Allgemeinen diese rohen Menschen; und wenn es schon nicht selten vorkommt, dass sich Horden befehden, die verwandte Dialekte sprechen, so sind doch solche Streitigkeiten meistens vorübergehend, während andere Stämme, deren Sprachen keine Verwandtschaft zeigen, in ewiger Feindschaft verharren, und sich bei jeder Gelegenheit als Todfeinde verfolgen. Eine gleichsam forterbende Feindschaft gewisser Stämme gegen einander ist innig mit ihrer Volksthümlichkeit verwachsen. Verlangt man von einem wilden Indianer den Namen seines Stammes zu wissen, so nennt er oft, auch unbefragt, zugleich den seines erklärten Stammfeindes. So betrachtet es jeder Mundrucû als eine Sache, die sich von selbst versteht, als eine heilige Pflicht gegen sein Volk, den armen schwachen Parentintin überall, wo er ihn findet, bis zum Tode zu verfolgen, dem Erschlagenen den Kopf abzuschneiden und mumisirt als scheussliche Trophäe aufzubewahren. So hat fast jeder Stamm einen entschiedenen offenen Feind, und beide betrachten sich gegenseitig als vogelfrei.

---

den Daciern und Sarmaten (Plin. XXII. c. 2.), bei den Thrakern (Diod. fragm. Wess. XXXIII. 9 p. 87. et. Bipontina), bei den Assyrern in Hierapolis (Lucian. de dea syr. ad. fin.)

*) Reise III. S. 1279.

Das Gefühl einer gleichen oder verwandten Abkunft, durch Gleichmässigkeit oder Verwandtschaft der Sprache wach erhalten, bewaffnet die Theile eines Volkes oder Stammes gegen den gemeinschaftlichen Feind. Man unternimmt zu gleicher Zeit, von verschiedenen Orten her, Angriffe auf ihn nach gewissen Verabredungen, und zieht sich gegenseitig zu Hülfe. Die angeborne Lust an Jagd und Krieg, leicht entzündbare Rachsucht und der mächtige Ruf des Ehrgeizes vereinigen sich, um die ganze Gemeinschaft für eine solche Expedition in die Waffen zu bringen, und kein Waffenfähiger würde sich von der Kriegsunternehmung freiwillig ausschliessen. So sind also die zwischen Stämmen eines Volks, oder zwischen Horden eines Stammes unterhaltenen Verbindungen stillschweigende Schutz- und Trutzbündnisse. Doch beschränken sich solche Verbindungen nicht auf Volks- oder Stammgenossen. Mancherlei Verhältnisse veranlassen Verbrüderungen zwischen verschiedenartigen, und Spaltungen unter genetisch verwandten Gemeinschaften. Gleichsam wie ausgestossen aus jedem völkerrechtlichen Verbande erscheinen die, an den Ufern des Madeira und des Solimoês, wie Zigeuner, auf Diebstahl und Raub umherziehenden Muras. Von allen andern Stämmen verachtet und verfolgt, sind sie vielleicht die armseligen Reste eines ehemals starken und mächtigen Volkes, welches seine, ohne Unterschied ausgeübten, Grausamkeiten und Räubereien in einem, von allen Nachbarn gegen sie geführten, Vertilgungskriege mit gänzlicher Zertrümmerung und Verlust eines stehenden Wohnplatzes bezahlen musste. In einem umgekehrten Verhältnisse erscheinen mächtige Völkerschaften, wie die Guaycurûs und Mundrucûs, welche sich die Hegemonie unter ihren Nachbarn erworben haben. Sie schlichten die Streitigkeiten zwischen den Schwächern, sind die Gewährsmänner des Friedens; ihre Bundesgenossenschaft, ihr Schutz wird gesucht und durch Einladungen zu den Festen, oder durch Geschenke fortwährend erhalten, welche man den Anführern darbringt. In früheren Zeiten hatten sich

Stämme von caraibischer Abkunft ein ähnliches Uebergewicht über die Indianer am Rio Branco, Negro und Solimoês verschafft, welche sie vorzüglich in der Absicht bekriegten, um Sclaven zu machen. Noch gegenwärtig ist eine grosse Furcht vor einzelnen caraibischen Horden bemerkbar, welche an den Beiflüssen des Solimoês zwischen anderen Völkerschaften sich niedergelassen haben *).

Die Spuren von völkerrechtlichen Verbindungen sind übrigens schwach, und eben so die eines von der Gemeinschaft gegen eine andere unterhaltenen Handelsverhältnisses, als Sache der Gemeinschaft. Zwar gehen manche Gegenstände im Verkehr der Wilden von Hand zu Hand durch weite Länderstrecken; doch sind diese Handelsverbindungen zum Austausche gewisser, von den einzelnen Horden erzeugter, Gegenstände niemals Angelegenheiten der Gesammtheit. Nur Einzelne, vorzüglich die Anführer, welche mit höherem Einflusse grössere Erfahrung, Klugheit und Thätigkeit vereinigen, unterhalten einen solchen Handel. So begegneten wir auf dem Tapajôz-Strome einem Häuptlinge der Mauhés, der Bögen von rothem Holze und Pasten des, zum Getränke benützten, Guaraná den Mundrucûs zuführen, und dagegen Federschmuck eintauschen wollte. Der alte Juri-taboca, welcher mir die Bereitung des Pfeilgiftes zeigte **), trieb mit diesem Artikel Handel zu den südlicher wohnenden Völkerschaften, die mit seinem Stamme in Frieden lebten. Nur wo sich schon Spuren europäischer Cultur geltend machen, vereinigt sich die ganze Horde zu einem Handel unter der Leitung des Häuptlings. So liefern die Häuptlinge der Mundrucûs und Mauhés regelmässig Mandioccamehl und Sarsaparille, das Erzeugniss ihrer ganzen Gemeinde, an die Kaufleute in Santarem und Obydos ab.

---

*) So sollen am Rio Yuruá Carinás hausen, die ein Schrecken der benachbarten Stämme sind.

**) Martius, in Buchners Repertorium, Band 36. H. 3. Reise III. S. 1237.

Die Unterordnung der Schwächeren, Feigeren, Trägeren unter ein Individuum, das es den übrigen an körperlicher und geistiger Kraft zuvorthut, liegt tief in der menschlichen Natur; und lediglich hierin ist die Würde und Stellung eines Häuptlings unter den brasilianischen Ureinwohnern begründet. Nur persönliche Eigenschaften erheben *) zum Anführer oder Vorstand der Horde, des Stammes. Man pflegt gewöhnlich die Häuptlinge aller amerikanischen Wilden Caciken zu nennen, und mit diesem Worte den Begriff eines vielvermögenden Despoten zu verbinden, der über Leben und Eigenthum seiner Stammgenossen ohne Einschränkung gebietet, und die Angelegenheiten der ganzen Gemeinschaft bestimmt und ordnet. In diesem Sinne konnten die spanischen Conquistadores das Wort vielleicht nicht einmal von den Häuptlingen der Mexicaner gebrauchen, in deren Sprache Cacike einen Herrn bedeuten soll. Wenn auch die Eroberer dort eine, auf die Pfeiler der Aristokratie gegründete, Monarchie getroffen haben, so dürften doch die Anführer der einzelnen Horden kein so ausgebildetes und durch Herkommen befestigtes Ansehen genossen haben. Mit diesen Caciken der Mexicaner standen die Curacas der alten Peruaner auf gleicher Linie. Diese regierten die verschiedenen Horden und Stämme, welche von den Incas unterjocht worden waren, ursprünglich wohl nur ebenso, wie die Häuptlinge auf den Antillen und in Brasilien ihre Stammgenossen. Nur bei stärkerer Entwickelung der Herrschermacht in der Familie der Incas ward jenen Curacas ein Grosser des Reichs von der Familie derselben (der Governador Inca) **) zur Beaufsichtigung beigegeben. Gar häufig scheint man die Natur der gesellschaftlichen Verhältnisse unter den Autochthonen Amerika's über Gebühr hoch angeschlagen und überschätzt zu haben, indem man manche, vielleicht erst durch spätere Eroberer eingeführte,

---

*) Duces ex virtute sumunt, wie unsere Urväter (Tac. Germ. 7.)

**) Garcilaso de la Vega, Commentarios reales. Madrid. 1723. I. S. 50. 276. etc.

Einrichtungen der Mexicaner im Auge hatte *). Bei den brasilianischen Urbewohnern stand und steht die Würde und Gewalt der Häuptlinge immer auf einer niedrigen, durch vorübergehende, vorzüglich persönliche, Verhältnisse begründeten Stufe. Die Anführer der Tupis hiessen Tupixaba (zusammengezogen Tuxaua, auch Morubixaba); und so nennt man sie noch, im Portugiesischen aber Principal oder Capitão.

Körperliche Stärke, Gewandtheit, Muth, Klugheit, und vorzüglich die unter den Indianern seltene Erhebung des Ehrgeizes, dass er sich die Mühe nimmt, für die Andern zu denken, um sie zu leiten und ihnen zu befehlen: diess sind die Eigenschaften, welche den Häuptling machen. Eine der ältesten und merkwürdigsten Urkunden über die Geo- und Ethnographie Brasiliens **) behauptet von den Tupinambazes, dass sie nach dem Tode des Häuptlings einen Nachfolger gewählt und namentlich die Familie

*) Bei den Mexicanern, und eigentlich nur bei ihnen, fanden die spanischen Eroberer eine ziemlich entwickelte Staatsverfassung. Mexico hatte eine Wahlmonarchie, welche mehrere kleinere Staaten als Theile einer Conföderation beherrschte. Anfänglich ward der König von Allen gewählt; unter der Regierung des Izcoatl, vierten Königes, wurden vier Wähler ernannt, welchen sich immer auch die jemaligen untergeordneten Fürsten von Tezcuco und Tacuba zugesellten. Der König musste einer der vier obersten Ordensverbindungen (Ditados) angehören. Diese waren: Tlacohecalcatl, Fürsten vom Wurfspeer, Tlacatecatl, Menschenzerstücker, Eznahuacatl, Blutvergiesser, Tlillacalqui, Herren des schwarzen Hauses. Diese vier Dignitäten bildeten den obersten Rath des Reichs. Acosta L. VI. c. 24. 25. S. 440. ffl.

**) Die bereits erwähnte Noticia do Brasil etc. p. 304. Bei den Caraiben auf Haiti soll das Cacikat nach der Erstgeburt für die Söhne, von welcher Frau immer, erblich gewesen sein. Wenn der Häuptling ohne männliche Nachkommen starb, so gieng die Würde vorzugsweise auf die Kinder seiner Schwester, dann erst auf die des Bruders über. Charlevoix, Histoire de St. Domingue, Amsterdam 1733. I. pag. 65. aus Oviedo, Historia general de las Indias 1547. L. V. c. 3. fol. 49. b.

des Verstorbenen dabei berücksichtigt hätten; auch von den, dreitausend Mann starken, Macamecrans in Nordgoyaz wird angegeben *), dass sie einen erblichen Häuptling und ausserdem sieben Kriegsoberhäupter, (wahrscheinlich Führer der einzelnen Gemeinschaften) hätten; im Allgemeinen ward mir aber berichtet, dass eine solche Wahl ohne Förmlichkeiten und ohne Beziehung auf die Familie des Verstorbenen vor sich gehe. Es scheint mir, der Häuptling nehme sich die höchste Würde unter seinen Genossen durch die Kraft seiner Persönlichkeit eben so sehr, als sie ihm von der Gesammtheit angeboten werde. Der Stumpfsinn und die Trägheit der Meisten unterwirft sich ohne Urtheil der höhern Einsicht und dem Unternehmungsgeiste dieses Einzelnen. Solchen Verhältnissen gemäss besitzt der Anführer seine Würde vielmehr in Folge eines stillen Zugeständnisses als eines Vertrages. Er unterzieht sich keinen bestimmten Verpflichtungen **), und die Uebrigen sprechen durch ihre Unterordnung keinen bestimmten Grad der ihm eingeräumten Herrschaft aus. Ohnehin sind in Friedenszeiten die

*) Patriota Sept. 1813. S. 63.

**) Bei den chilesischen Wilden wird derjenige zum Oberanführer gewählt, welcher einen grossen Baumstamm am längsten auf seinen Schultern tragen kann. Die Caraiben der Antillen und der Guiana ertheilten die Würde der Hauptleute und Oberbefehlshaber nur nach vielfachen Beweisen von Standhaftigkeit und Ausdauer in Ertragung von Schmerzen und körperlichen Anstrengungen. Rochefort, Histoire morale des Antilles II. p. 538. Lafitau, Moeurs des Americains I. pag. 300. u. d. f. — Bei den Indianern in Darien ward der im Krieg Verwundete adelich und genoss grosse Vorrechte. Gomara, Historia de las Indias. Anveres 1554. Cap. 78. p. 88. Er erhielt vom Caciken Haus und Bedienstung (Casa y servicio), und zur Auszeichnung den Namen Cavra (Herrera Dec. II. L. 3. c. 5. S. 84.) — In Peru wurden die Prinzen vom Geblüte der Sonne, welche ausschliesslich in männlicher Erbfolge thronfähig waren, durch Fasten, Durst, Wachen, Laufen u. dgl. geprüft. Garcilaso L. IV. c. 9. 10. — Aehnliches wird von den Herrschern von Mexico berichtet.

Geschäfte des Häuptlings auf wenige allgemeine Angelegenheiten beschränkt. Er hört die, äusserst selten vorkommenden, Klagen streitender Partheien, richtet hierüber nach seinem Ermessen, gemeiniglich mit Zuziehung des Zauberers und Arztes (Pajé); er steht den Versammlungen der Gemeinde vor; er regelt die Verbindungen mit den benachbarten Stämmen, deren Abgesandte vorzugsweise bei ihm einkehren, indem er Bündnisse eingeht, Jagdgemeinschaften verabredet u. s. w. Im Falle, dass die Gemeinde bereits mit brasilianischen Handelsleuten in Berührung getreten, ist er, als der schlaueste und erfahrenste, meistens Commissionär für die Uebrigen: er schliesst den Handel, liefert und empfängt die Tauschartikel, versorgt die Emissarien der Weissen mit Nahrungsmitteln, gibt ihnen eine Schutzwache, wenn sie durch das ihm gehorchende Gebiet reisen wollen, und sorgt für die Fortschaffung ihrer Waaren *).

Der Grad seiner Autorität ist nach allen diesen Verhältnissen verschieden, gemäss seinen persönlichen Eigenschaften; doch findet man im Allgemeinen eine grosse Hingebung Aller in die Ansichten und Wünsche dieses Einzelnen. Bisweilen hat er eine zahlreiche Familie, oder andere streitbare Freunde zur Verfügung, um seinen Befehlen Nachdruck zu geben; und, indem sich zur angebornen Trägheit seiner Untergebenen auch die Furcht gesellt, waltet er mit einer Entschiedenheit und Macht, die den Andern unerträglich werden würde, wären sein Ehrgeiz oder seine Herrschbegierde veranlasst, sich in grossen Excessen gegen die eigenen Stammgenossen zu wenden. Wo bereits Verkehr mit den Weissen eingetreten, wird der Unternehmungsgeist eines solchen, unbeschränkt gewordenen, Häuptlings vorzüglich zur Menschenjagd angelockt;

*) Dass der Häuptling auch Verpflichtungen als Gesundheitsbeamter habe, ist mir nirgends vorgekommen. Gumilla erzählt von einem Caciken der Guamos, welcher sich bei Gelegenheit einer Seuche seines Bluts beraubte, um es den Gemeinen in der Magengegend einzureiben.

denn der Verkauf erbeuteter Sclaven ist eine Quelle von Bereicherung. Fast überall in den inneren Provinzen, wo noch zahlreiche Indianerhorden wohnen, findet dieser schmähliche Menschenhandel statt, und er ist ein Hauptgrund der reissend schnellen Abnahme der indianischen Bevölkerung. — Für den eigenen Stamm wird der übermächtige Häuptling zur Geisel, wenn er, von schnöder Lust der Polygamie ergriffen, kein Recht achtend, seine Hütte zu einem Harem macht. Dieser Fall ist aber bei dem trägen Temperamente der Indianer selten. Am Rio Negro ward mir noch mancherlei von den Grausamkeiten des Tupixaba Cocui, eines Manao-Indianers, im oberen Gebiete jenes Stromes, erzählt, welcher, nicht zufrieden, die Weiber seiner Stammgenossen zu entführen, sie endlich im Ueberdruss gemästet und aufgefressen haben soll. Solche Excesse seiner Gewalt bezahlt übrigens auch der Häuptling oft mit dem Tode, denn Eifersucht und Rachsucht sind mächtige Triebfedern für den amerikanischen Wilden, ja fast die einzigen Erschütterungen seines starren Gemüthes, welche ihn aus seiner stumpfsinnigen Indolenz emporjagen.

Wo der Häuptling Sclaven oder eine sehr starke Familie besitzt, kann er, mittelst des zahlreichen Hausstandes, eine grössere Feldcultur eintreten lassen, als sonst gewöhnlich ist. Es gebricht ihm dann nicht an Nahrungsmitteln, und die dauernde Opulenz seines Hauses trägt dazu bei, ihm die Achtung der Untergebenen zu erhalten. Fast immer beherbergt er einige Gäste, und in seiner grossen Hütte, oder in dem daran stossenden Hofe (Ocara), werden die meisten Trinkgelage, so wie die übrigen Versammlungen der Gemeinde gehalten. Seine Weiber und Sclaven schaffen Speise und Getränke herbei, und bedienen die Gäste. Er selbst macht die Ehre des Hauses. So fand ich es während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes bei dem Anführer der Menschenfressenden Miranhas am obern Yupurá. Dort herrschte freilich nicht hellenische

Bildung und Sitte; doch erinnerte Vieles an die natürliche Einfalt in der Haushaltung homerischer Helden.

Die düstere Gravität des Häuptlings jener Miranhas gestattete ihm nicht, sich während der Feste, wo Alt und Jung, mit mancherlei Zierrathen geschmückt, zum Tanz oder Gelag herbeikam, in den Insignien seiner Würde zu zeigen; sonst aber erscheinen die Anführer bei solchem Anlasse in einem reichen Schmucke von Federn, um Haupt, Schultern und Lenden (Acoyaba), roth bemalt und mit schöngeschnitzten Waffen in der Hand*). Die Häuptlinge der Gez-Indianer tragen als Zeichen ihrer Würde eine kurzgestielte steinerne Axt. Die Mundrucûs führen einen mit grosser Kunst aus bunten Federn zusammengesetzten Scepter, und die Tupixabas der Tupistämme scheinen als Symbol ihrer Würde, die Pocacaba, einen langen Stab getragen zu haben. In Bezug hierauf liess Minister

*) Eine mehr oder weniger zierliche Stirnbinde von Federn (Acanguape) scheint die häufigste Insignie der Häuptlinge zu sein. Man findet sie bei den rohesten (z. B. den Botocudos) wie bei den gebildetsten Stämmen (den Mundrucûs, Coërunas), eben so wie bei allen übrigen amerikanischen Völkern: den Peruanern, Mexicanern, Caraiben, Chilesen u. s. w. — Die wesentlichste Decoration der Incas von Peru war, ausser dem kurzen Haarschnitte, eine gefärbte Troddel (Llautu, borla colorada), welche sich, wie eine Franse, über die Stirne verbreitete. Der Erbprinz trug sie von gelber Farbe. Diese Insignie war schon von Manco Capac eingeführt. Garcilaso Commentarios L. I. c. 23. pag. 28. Die peruvianischen Grossen des Reiches trugen die Federquaste auf der einen Seite. Acosta L. VI. c. 12. S. 416. Auch ungeheuere, dreizollige Platten in den unmässig vergrösserten Ohren gehörten in Peru zu den Auszeichnungen. Die, von den Spaniern davon Orejones genannten, Vornehmen wurden für die mächtigsten Staatsämter bestimmt. Gomara c. 120. S. 157. c. 124. S. 161. — In Mexico war die Krone eine Art Mitra. Acosta L. VI. c. 24. S. 440. — Bei vielen brasilianischen Stämmen gehört eine Tonsur, wie die der Franciscanermönche zu den Auszeichnungen der Personen. Wenn ein Abipone unter die Höcheris oder Edlen aufgenommen wird, pflegt ihm eine Alte in dieser Art eine Glatze zu scheeren. Dobrizhofer, II. p. 497.

Pombal, um den Häuptlingen der unterworfenen und in Ortschaften vereinigten Indianer zu schmeicheln, spanische Rohre mit grossem Knopf und Quasten vertheilen, die ich noch, zugleich mit Haarbeuteln und altmodischem Rocke, von einigen Principalen in lächerlichem Gepränge zur Schau tragen sah. Dass die Häuptlinge gewisser wilder Stämme sich als Zeichen der Würde das Haupthaar in einem Kranze abscheeren und die Nägel der Daumen krallenartig lang wachsen liessen, wird von einem ältern Schriftsteller berichtet *).

Dem Häuptlinge steht es zu, Versammlungen zur Berathung gemeinsamer Angelegenheiten einzuberufen. Bei den Abkömmlingen der alten Gojatacazes, den Coroados, welche an den Grenzen zwischen Minas und Rio de Janeiro wohnen, geschieht die Berufung jetzt vermittelst eines zur Trompete (Toré) ausgehölten Kuhhornes, bei den Cajapós und Botocudos **) durch ein ähnliches Instrument aus der abgestreiften Schwanzhaut des grossen Armadills, bei den Crans durch Trompeten aus einem Flaschenkürbisse, bei den Mundrucûs durch Rohrschalmeien und bei den Miranhas und andern Völkern nördlich vom Amazonas, durch Holzpaucken (Uapy) †), die, auf mancherlei Art angeschlagen, wie Tontelegraphen, jede Nachricht verbreiten.

Meistens werden diese Versammlungen mit Einbruch der Nacht gehalten. Jeder Hausvater hat das Recht hier zu erscheinen ††);

*) Vasconcellos, Chronica S. 91.

**) Maximilian Pr. von Wied, Reise in Brasilien II. S. 10.

†) Dieses Instrumentes wird, als bei den Caraiben üblich, schon bei Oviedo, Historia general de las Indias 1547. L. V. cap. I. p. 46. b. Erwähnung gethan. — Es ist ein ausgehöhlter Baumstamm, vor der Hütte des Häuptlings oder am Gemeindeplatz (Ocara) zwischen Pfosten aufgehängt, oder auf dem Boden liegend.

††) Solche Versammlungen der Gemeinden sind also nicht mit den berathenden und richtenden Collegien zu vergleichen, welche durch die Incas in

gewöhnlich sind es schon ältere Männer. Jünglinge habe ich dabei niemals bemerkt, wohl aber Kinder und Knaben, die sich zudringlich unter die Redenden mischen, und mit einer Geduld ertragen werden, die den Europäer in Verwunderung setzt. Vor dem Anfange der Berathung herrscht ein halblautes Geplauder oder Gemurmel unter der ruhig gruppirten Menge; Alle reden dabei monoton und zu gleicher Zeit, unbekümmert, ob Jemand auf sie achte. Nur der Pajé, oder Einzelne, welche Parthei zu machen suchen, bewegen sich mit einiger Lebendigkeit von Einem zum Andern. Sobald nun der Häuptling erscheint, — und selten lässt er auf sich warten, — wird die Versammlung stille. Sie bildet meistens stehend, oder auf den Fussspitzen sich zusammenkauernd, einen Kreis um den Sitzenden, die aus der Ferne Kommenden mit den Waffen in der Hand, oder nachdem sie sie gleichmässig an die Hütte gelehnt hatten. Ist die Versammlung minder zahlreich, so nimmt sie wohl auch ohne Unterschied in den Hangmatten der grossen Hütte Platz, und die Berathung wird in dieser trägen Stellung vorgenommen.

Als Gegenstände solcher Berathung hörte ich, während meiner Anwesenheit unter den Juris und Miranhas, bezeichnen: Zeit und Ort zur Abhaltung gemeinsamer Jagden (auf Zugvögel) und Fischereien, Theilnahme an Expeditionen um Salsaparille oder Schildkröten zu sammeln oder Salsaparille und Hangmatten zu verhandeln, Verwundung von Stammgenossen und dafür zu beschliessende Genugthuung. Auch die Kriegszüge oder der Ueberfall zur Rächung erfahrner Unbill oder zur Erbeutung von Gefangenen werden

---

Peru eingeführt worden waren. Dort soll jede der vier Provinzen des Reiches ein Kriegs-, Justiz- und Finanzcollegium gehabt haben, dessen Beisitzer durch mehrere Unterordnungen von Grad zu Grad bis zu den Complexen von 10 Nachbarn (Decuriones) wirksam waren. Wahrscheinlich ist diese von Garcilaso a. a. O. p. 53. gegebene Darstellung einer sehr complicirten Staatsmaschine über die Wahrheit verschönert.

in solchen Versammlungen berathen, doch nicht ohne vorgängige Benehmung mit Einzelnen.

Der Häuptling trägt den Gegenstand vor, und lässt dann die Andern der Reihe nach reden. Sehr selten wird der Sprechende unterbrochen, und die Berathung trägt den Charakter einer dem Europäer fast unglaublichen Ruhe, Geduld und Kaltblütigkeit. Man scheint dabei den Gegenstand nach allen Seiten zu erörtern, und der Beschluss wird, da sich der Indianer nicht scheut, von einer frühern Ueberzeugung abzugehen, immer fast einstimmig gefasst. Ein einfaches Wort, wie: „Es ist gut", oder „das geschieht" u. dgl., aus Aller Mund, oft mit Versetzung der Worte, emphatisch wiederholt, beurkundet die Uebereinstimmung. Bei den nordamerikanischen Wilden wird bekanntlich während der Berathung ein Feuer sorgfältig unterhalten *); diese Sitte habe ich aber bei den brasilianischen Autochthonen nicht beobachtet.

Die Ausführung des Beschlusses wird von der Gesammtheit aller Stimmgeber dem Häuptlinge allein, oder mit Beiziehung von Gehülfen übertragen. Eine andere Versammlung, worin über das Geschehene Rechenschaft abgelegt werden soll, wird meistens auf einen bestimmten Tag anberaumt. Ist nun die Berathung vollständig geschlossen, so erhebt sich der Häuptling mit den Worten: „Geh'n wir." Jeder Einzelne sagt dasselbe gravitätisch nach, und nun zerstreut sich die Gesellschaft.

Bei manchen dieser Rathsversammlungen ist den Weibern der Zutritt untersagt; wie man denn überhaupt beobachtet, dass ihnen die Männer sehr wenig Vertrauen schenken. Sie ziehen sich dann in die benachbarten Hütten zurück, und beschäftigen sich mit der Zubereitung von Getränken für das Gelag, welches fast auf jede Berathung folgt. Bei denjenigen Völkern, welche Sclaven besitzen, wird diesen noch weniger erlaubt, Zeuge der Berathung zu sein.

*) Lafitau, Moeurs des Americ. I. p. 478.

Wenn der Häuptling als Richter zwischen Individuen oder Familien auftritt, was, um in unsern Begriffen zu reden, mehr in Civil- als in Criminalsachen der Fall ist, so wird das Gericht in seiner Hütte gehalten, ohne dass die übrigen Bewohner sie verlassen. Beide Partheien erscheinen dabei persönlich, bei wichtigen Händeln wohl die ganzen Familien mit ihrem Anhang. Auch der Pajé, bisweilen auch Zeugen, von den Partheien mitgebracht, sind dabei thätig. Dass der Eid, als Beweismittel vorkomme, habe ich nicht gehört. Solche Gerichte pflegen in den Abendstunden gehalten zu werden.

Im Kriege erhält die Autorität des Häuptlings grössere Ausdehnung. Er befiehlt dann, meistens nur mit einigen Vertrauten oder mit dem Pajé berathend, in grosser Machtvollkommenheit, und man folgt mit unbedingtem Gehorsam. Er übt das Recht über Leben und Tod der einzelnen Krieger. — Als ich einst mit dem Häuptlinge der Miranhas und meinem Dolmetscher durch den Wald streifte, stiessen wir auf ein, mit Lianen an einen Feigenbaum gebundenes, menschliches Gerippe, bei dessen Anblick der Indianer grinsend bemerkte: diess seien die Reste eines Stammgenossen, den er hier habe mit Pfeilen erschiessen lassen, weil er, seinen Befehlen ungehorsam, versäumt habe, einen befreundeten Stamm gegen die herbeiziehenden feindlichen Umáuas zu Hülfe zu rufen.

Wenn sich mehrere Gemeinschaften zum Kriege vereinigen, wird der Oberbefehlshaber aus allen Häuptlingen, von diesen, ohne Zuziehung der Gemeinde, gewählt. Ist die Wahl zwischen zwei Bewerbern zweifelhaft, so entscheidet ein Zweikampf unter ihnen, ein Ausspruch des Zauberers, oder die Stimme der zusammengerufenen Gemeinde. Die Guaycurûs erwählen bei einem Kriegszuge den jüngsten ihrer Häuptlinge zum Oberbefehlshaber, und die ältern begleiten ihn als Räthe. Am Tage des Abmarsches empfängt der Gewählte in seiner Hangmatte sitzend die Krieger, welche Mann für Mann seiner Mutter oder Erzieherin ihre Huldigungen

darbringen. Diese erzählen nun mit voller Stimme, die Augen in Thränen gebadet, von den Heldenthaten der Vorfahren, und fordern die Krieger auf, ihnen nachzuahmen und eher zu sterben als zu fliehen *).

Im Kriegszuge stellt sich der Häuptling an die Spitze, und gewöhnlich ficht er in den ersten Reihen. Aneiferung mehrerer Häuptlinge von verbündeten Horden oder Stämmen treibt sie oft zu den kühnsten Thaten und Wagnissen an, und nicht selten wird die Rolle des kaltblütigen Befehlshabers in der Hitze des Kampfes vergessen. Nur bei den Mundrucûs, welche überhaupt eine sehr entwickelte militärische Verfassung haben, hält der Oberfeldherr hinter dem Schlachthaufen, von wo er mittelst grosser Rohrschalmeien den Fechtenden Befehle ertheilt. Er ist vor allen Uebrigen zahlreich von Weibern umgeben, welche die gegen ihn geworfenen Geschosse mit Geschicklichkeit aufzufangen versuchen **). Das ganze Heer, nicht der Anführer bestimmt, ob Pardon gegeben werde oder nicht.

Der Häuptling wird durch keine Art von Geschenken oder Abgaben seiner Stammgenossen bereichert. Nur von der Kriegsbeute erhält er einen grösseren Antheil, gewöhnlich nach eigener Wahl. Ueberhaupt ist jede Art von Abgabe dem brasilianischen Wilden unbekannt. Es gibt dort auch weder Domainen noch einen Fiscus ***). Sind für eine Kriegsunternehmung grössere Quantitäten

---

*) Francisco Alvez do Prado, Historia dos Indios Cavalleiros, im Jornal o Patriota, Rio de Janeiro 1814. Nr. 3. p. 30.

**) Solche mit in den Kampf ziehende Weiber mögen die Fabeln von amerikanischen Amazonen veranlasst haben.

***) Die Incas der Peruaner scheinen eine, wenn auch nur leichte, Art von Tribut ihren Unterthanen aufgelegt zu haben. Vergl. u. a. Garcilaso L. V. c. 5 p. 136. und ferner Acosta Historia natural y moral de las Indias, L. VI. c. 15. p. 421. — Auch bei den Mexicanern wurde Tribut gegeben; er bestand in baumwollenen Kleidern, Baumwollenbündeln, Cacao, Gold, Silber, Federschmuck, Fischen, Wildpret und Früchten. Acosta L. VII. c. 16. p. 491. — Bei den Indianern von Darien galt eine Art

von Nahrungsmitteln nöthig, so tragen die einzelnen Familien dazu nach der Zahl ihrer waffenfähigen Glieder, oder selbst blos nach gutem Willen, bei. Wenn ein Kriegszug in grosser Ferne ausgeführt werden soll, und die Gemeinschaft nicht hinreichende Mundvorräthe besitzt, so vereinigt sie sich zum Anbaue eines Stück Landes, um die nöthige Menge, vorzüglich von Mandioccamehl, zu erzielen. Diese gemeinschaftlich unternommenen Feldculturen sind das Einzige, was man bei den brasilianischen Urbewohnern in Hinsicht auf Leistungen Aller zu einem allgemeinen, etwa dem Frohndienste vergleichbarem Zwecke findet *).

Bei vielen Stämmen dürfen gewisse Individuen, obgleich waffenfähig, nicht mit in den Krieg ziehen. Dieser Umstand ist eine

---

Frohndienst, bei Bestellung des Ackers und Aufrichtung einer Hütte. Während dieser Arbeitszeit wurden die Frohnenden vom Häuptlinge ernährt. Herrera Dec. II. L. 3. c. 5. 8. 84.

*) Diese Verhältnisse waren bei den Incas in Peru viel mehr entwickelt. Das ganze gebaute Land war von diesen Despoten in drei Theile getheilt, von welchen zwei (die Capaellamas) den Bedürfnissen der geweihten Orte (Guacas) und Priester und denen des Haushaltes der Incas, der dritte, geringere (Guacchallama) denen der Gemeinschaften gewidmet waren. Die Abgaben der Indianer bestanden in Naturalbeiträgen an Wolle, Metallen und den übrigen Producten der einzelnen Landschaften, (Acosta L. VI. c. 15.), und in Frohndiensten, welche nach den persönlichen Eigenschaften und Beschäftigungen verschieden waren und niemals mehr als 2 Monate des Jahres betragen durften. Garcilaso L. V. c. 14. Frei von Abgaben waren Männer über 50 Jahre alt, Weiber und Mädchen, Kranke, Blinde und Lahme. Ebend. L. V. c. 6. p. 138. — Die Incas suchten sich übrigens besonders dadurch der Unterwürfigkeit der verschiedenen, von ihnen besiegten, Völkerschaften zu versichern, dass sie grosse Haufen der Bevölkerung in andere Wohnplätze versetzten, wo ihnen Ländereien angewiesen wurden. Diese Auswanderer (Mitimaes) dienten, wie eine Art von Miliz oder Janitscharen, um Aufruhr der Uebrigen zu unterdrücken. Pedro de Cieça, Chronica del Peru. Anvers. 1554. c. 44. p. 106. ffl. Garcilaso L. III. c. 19. L. VII. c. 1. S. 221.

der deutlichsten Spuren von erblichen Vorzügen unter diesen Völkerschaften. Die Sclaven werden nämlich, wie bei den Alten, nicht gewürdiget, Waffen zu tragen; und bei Stämmen, welche die Kriegsgefangenen unvermischt mit sich selbst unterhalten und sich fortpflanzen lassen, bildet sich auf solche Weise ein besonderer untergeordneter Stand von Sclaven. Die Guaycurûs, Mundrucûs und Mauhés, sowie im östlichen Brasilien die Botocudos *), geben den erwachsenen männlichen Gefangenen nur selten Pardon; dagegen nehmen sie die unmündigen Kinder mit hinweg, und lassen sie von ihren Frauen aufziehen. Die so entstandene Sclavenkaste **) wird bei den Guaycurûs sehr gut gehalten. Man rechnet die Sclaven mit zur Familie; sie nehmen Theil an allen Geschäften und Festen des Hauses. Allein dieser wohlwollenden Behandlung ungeachtet, würde man eine eheliche Verbindung des Freien mit einer Sclavin als eine Schande ansehen; der Sohn verachtet seine Mutter, welche sich mit einem Sclaven verbindet **). Die Sclaven, welche ich unter den Mundrucûs und Mauhés gesehen habe, durften sich nicht wie ihre Sieger und Herrn tatowiren, noch gleichen beweglichen Schmuck tragen; sie wagten aber auch nicht, die Zierrathen und nationalen Abzeichen ihres eigenen Stammes beizubehalten ***). Bei anderen Stämmen, wie bei den zahlreichen und kriegerischen Timbiras in Maranhâo, werden die Kriegsgefangenen

*) Neuwied, Reise II. S. 44. Man will übrigens am Rio Belmonte Sclaven der Botocudos zu allerlei Handarbeit verwendet gesehen haben. Ebend.

**) So fern der Ausdruck „Kaste“ auf festes Erbrecht, dem Blute nach, deutet, dürfte man vielleicht bei den Wilden Brasiliens nur da Kasten annehmen, wo von Mutter auf Kind vererbte Sklaverei gilt, denn das Vorrecht der Abstammung (Adel) wird sich ohne persönliche Auszeichnung bald verlieren.

***) Prado, am a. O. p. 17.

†) Uebrigens werden die Sclaven der brasilianischen Wilden durch keine besonderen Abzeichen kenntlich gemacht, wie dies Gomara (Historia cap. 68.)

ebenfalls zu Sclaven gemacht, jedoch nicht in so greller Sonderung gehalten.

Die Guaycurûs unterscheiden übrigens in ihrem Volke noch zwei Stände (oder Kasten?): freie Krieger und Edle*). Letztere erhalten von den Portugiesen den Namen der Hauptleute (Capitaês), und ihre Weiber werden mit europäischer Höflichkeit Donnas titulirt. Diese edleren und mächtigeren Familien unterhalten eifersüchtig eine Art von Primatie im Volke, vorzüglich durch Heirath ihrer Glieder unter einander; doch sind Verbindungen mit weiblichen Individuen der Kriegerkaste nicht verboten. Aus den Edlen werden die Häuptlinge vom ganzen Volke gewählt.

Bei den Miranhas, Uainumás, Juris, Passés und andern Stämmen am Yupurá, welche ihre Kriegsgefangenen ebenfalls zu Sclaven machen, werden diese minder menschlich behandelt. Da es hier keinen Despotismus des Einzelnen gibt, so gilt auch die sonst

---

von den Indianern in Darien berichtet, welche sich selbst das Gesicht vom Munde abwärts, ihren Sclaven aber von da aufwärts mit Farbe anstreichen liessen. Sie zogen ihnen auch einen der vorderen Zähne aus. (Das Ausziehen der Zähne scheint bei den alten Peruanern eine nicht seltene Strafe gewesen zu sein. Inca Huayna Capac liess den Caciken einer rebellischen Nation die Zähne ausnehmen und befahl, dass diese Strafe auch auf die Nachkommen übergehen sollte. Garcilaso L. IX. c. 3.) Diese Indianer sollen nach demselben Verfasser (ebendaselbst), ihre Sclaven sehr hart gehalten haben. Die Edlen wurden, wie bei den Mexicanern auf den Schultern der Sclaven auf Tragbaren getragen. — Die Caraiben der Antillen pflegten ihren Sclaven, selbst denen, welche sie zu Weibern aufnahmen, das Haar zu scheeren. Du Tertre, Histoire générale des Antilles II. p. 179.

*) Eben so gelten gewisse Rangverhältnisse bei den Abiponen. Die Aufnahme in die Reihe der Edlen (Höcheri), welche nicht sowohl durch Abstammung als durch Auszeichnung bedingt wird, geschieht immer zugleich mit Annahme eines neuen Namens, der bei den Männern in I n, bei den Weibern in E n endigt. Dobrizhofer de Abipon. II. p. 294. Diese Höcheri sprechen dann einen andern, sehr verstellten Dialekt. Eb.

im Allgemeinen gemachte Bemerkung nicht, dass das Loos der Sclaven unter despotisch regierten Völkern verhältnissmässig besser sey. Gefangene Weiber werden bisweilen von den Siegern als Kebsweiber aufgenommen; ausserdem aber leben dort alle Gefangene in tiefster Erniedrigung, zu allen Arbeiten verurtheilt, mit Schlägen dazu angehalten, und bei Krankheit und Schwäche auf das grausamste vernachlässiget. Sie müssen gemeiniglich selbst für ihre Nahrung sorgen, oder die freien Bewohner der Hütte, wo sie untergebracht worden, werfen ihnen die überflüssigen Reste zu. Sie leben also hier nicht wie bei den Guaycurûs und Mundrucûs in dem mildern Verhältnisse unterwürfiger Schutzverwandten, sondern als verachtete Sclaven. Gewöhnlich sind sie aber auch nicht, wie dort, von Jugend auf erzogen, sondern schon in männlichen Jahren erbeutet, und oft bestimmt, bei vorkommender Gelegenheit an die Weissen verhandelt zu werden. Das Elend und die Hülflosigkeit, worin ich ganze Familien gefangener Juris bei den Miranhas schmachten sah, hätte das Gefühl der grossmüthigen und tapfern Mundrucûs erweicht; aber auf die fast thierisch rohen Miranhas machte es keinen Eindruck. Nicht weit von diesem Volke, zwischen dem Yupurástrome und dem obern Rio Negro, wohnt ein wilder, noch jetzt der Anthropophagie ergebener Volksstamm, die Uaupés, welcher einen Kastenunterschied aufrecht erhält. Sie unterscheiden Anführer, Edle und Gemeine, und geben die Kaste durch Länge oder Kürze eines hohlen Steincylinders an, den jeder Einzelne am Halse trägt. Der historische Grund dieser Abtheilung liegt vielleicht, wie bei den Guaycurûs, in der Eroberung zahlreicher Sclaven; wenigstens waren die Uaupés sonst eine sehr kriegerische, alle Nachbarn befehdende und die Gefangenen hinwegführende Nation*). Der Sclave ist übrigens bei allen diesen Völkerschaften nicht blos seines eigentlichen Herrn unmittelbarer Diener, sondern seine Dienste

*) Martius, Reise III. S. 1302.

werden ohne Unterschied von der ganzen Gemeinschaft, vorzüglich von den mit ihm in einer Hütte Wohnenden, in Anspruch genommen. Aehnliches galt bekanntlich bei den alten Lacedämoniern *). Von Manumission der Sclaven habe ich nirgends gehört.

Uebrigens gibt es bei den brasilianischen Wilden kein Verhältniss, wodurch die individuelle Freiheit, namentlich des Mannes, aufgehoben würde, als das: im Kriege erbeutet zu sein. Hierin unterscheiden sie sich wesentlich von den Negervölkern, unter welchen nicht blos der Kriegsgefangene, sondern auch der des Todschlags, des Ehebruchs, der Zauberei, des Hochverraths Ueberwiesene, und der mit einer gewissen Schuldenlast Ueberbürdete seine Freiheit zur Sühne hingeben muss. Die väterliche Gewalt und das Uebergewicht des Gatten über die Frau gestatten zwar auch dem amerikanischen Wilden, Weib und Kinder zu verkaufen, wie wir später zu erwähnen Gelegenheit haben werden, doch geschieht diess hier sehr selten, im Vergleiche mit den Negervölkern, wo es oft scheint, dass der Vater Kinder blos erzeuge, um sie als Waare zu verhandeln. Afrika, wo bei einer fast überschwenglichen Zeugungskraft der Menschenraçe, das Leben der Einzelnen gleichsam verschwindet, steht überhaupt im seltsamsten Contraste mit dem menschenarmen Amerika, dessen ursprüngliche Menschheit im Triumphe roher Naturkräfte nicht blos geistig verödet und verdunkelt, sondern auch leiblich vereinzelt und vom Fluche der Unfruchtbarkeit getroffen worden ist.

Als eine besondere Kaste unter den Guaycurûs darf man wohl schwerlich jene Männer betrachten, welche sich als Weiber kleiden, sich blos weiblichen Beschäftigungen hingeben: spinnen, weben, Geschirre machen u. d. gl., und von dem Volke Cudinas, d. i. Verschnittene, genannt werden **). Dass diese Sitte so seltsam travestirter

*) Aristoteles, de republica II. c. 5,

**) Prado a. a. O. p. 23. — Erinnert an die Γαλλοι, verschnittene Priester

Männer, welche vorzugsweise und zuerst von den Illinois, den Sioux und andern Indianern in Louisiana, Florida und Yucatan berichtet worden, so fern von jenen Ländern auch im südlichen Brasilien wieder erscheine, ist um so merkwürdiger, als überhaupt das Wesen und die Bestimmung solcher Mannweiber ein Räthsel in der Etnographie Amerika's ausmacht. Uebrigens scheinen alle Berichte darin überein zu kommen, dass die Mannweiber bei den Indianern in geringer Achtung stehen. Von einem besondern Cultus, oder einer Ordensverbrüderung findet man keine Spur. Es ist mir daher wahrscheinlicher, dass sie mit der so tief eingewurzelten Sittenverderbnis der Indianer zusammenhängen, als dass man von ihnen auf eine Sekte von Entsagenden und sich in freiwilliger Demuth Erniedrigenden schliessen, oder wie LAFITAU gethan, in ihnen Priester der Dea syria, wenn gleich in tiefster Ausartung, erkennen dürfte *).

---

der Kybele, an den grossmüthigen Kombabus in Weiberkleidern u. s. w. Lucianus de Dea syria.

*) Vergl. Lafitau, Moeurs des Americains I. 52. ffl. — Jul. Firmic. Madern. de errore prof. relig. c. 4. — Synesii Encomium calvitii in ejus Oper. Par. 1633. fol. p. 83., gemäss welchen jene, schon im Alterthum erscheinenden weiblich gekleideten Männer für Kinäden zu halten wären; vergleiche überdiess Strabo L. XII. c. 2. §. 3. Edit. Tschuke Vol. V. S. 17. Seltsam genug weisen die Berichte über diesen Gegenstand auch auf den Hermaphroditismus hin, der namentlich unter den Floridanern häufig vorgekommen sein soll. Ens, Histor. ind. occid. Colon. 1612. p. 163; vergl. Pauw, sur les Americains. Vol. II. p. 89. „des Hermaphrodites de la Floride." — Dass die Americaner dem Peccato nefando unterworfen gewesen, berichten die ältesten Schriftsteller ausdrücklich: Hernandes Oviedo, Histor. general. L. V. c. 3. nach welchem „El que dellos es paciente trae naguas (einen baumwollenen Mantel) como muger." — Gomara cap. 65. S. 82. b. cap. 68. S. 87. b. Ferner Herrera, Historia general de los Hechos de los Castellanos etc. etc. Madrid 1601. Decas prima L. III. c. 4. pag. 88. Pedro de Cieça, Chronica del Peru. c. 49. S. 134. — Noticia do Brasil a. a. O. p. 282. „Contão esta bestialidade por proëza, e nas

Der Menschenfreund würde gerne in solchen, ganz eigenthümlichen und unerklärbaren Gebräuchen, so ferne sie sich auf gewisse Ideen von einem geistigen Wesen, auf einen Cultus und eine diesen ausübende Priesterkaste bezögen, ein Band erkennen, welches selbst diese rohe Menschheit mit einer höhern geistigen Welt verknüpft; allein die rothe Menschenraçe gewährt, so wie sie jetzt vor uns liegt, diesen tröstlichen Anblick nicht. Alle Fäden eines Zusammenhanges zwischen einem solchen geistig erhellten früheren Zustande und der trüben Gegenwart sind zerrissen. Die Indianer haben keine Priester sondern nur Zauberer, welche zugleich ärztliche Hülfe und Exorcismen anwenden, um Einfluss auf den Aberglauben und die Gespensterfurcht der rohen Menge auszuüben. Wir können sie vollkommen mit den Schamanen der nordasiatischen Völkerschaften vergleichen*). Wie jene sind sie übrigens nicht blos Zauberer, Fetischmacher, Wahrsager, Traumdeuter, Teufelsbeschwörer, Visionäre und Aerzte, sondern ihre Wirksamkeit hat auch einen politischen Charakter, so fern sie Einfluss auf die Beschlüsse der Stimmführer und der Gesammtheit in allgemeinen Angelegenheiten ausüben, und in Privatsachen als Schiedsrichter, Gewährsmänner und Zeugen vor allen Uebrigen eine gewisse Autorität geltend machen.

---

suas aldeas pelo certão ha alguns, que tem tenda publica à quantos os querem como mulheres publicas." — In Esmeraldas wurden diese Verbrecher gestraft. Gomara c. 72. S. 93. b.; In Nicaragua bestand die Strafe in Steinigung. Derselbe c. 206. S. 264.

*) Als einen der Beweise von früherer Verbindung der indianischen Völker auf den antillischen Inseln, in der spanischen Tierra firme, Guiana und in Brasilien könnte man anführen, dass nicht nur alle Geschäfte, Gebräuche und Arten des Einflusses dieser Hexenmeister bei jenen Völkern die vollkommenste Gleichheit zeigen, sondern dass sogar derselbe Name Pajé, (Piaché, Piaccé, Boyé, wozu noch die caraibischen Formen Boyaicou und Niboeyri kommen) diesen Exorcisten überall ertheilt wurde. — Die Schilderung, welche i. J. 1552 Gomara von den Piachés von Cumana machte,

Die Pajés eines Stammes scheinen gewissermaassen eine abgeschlossene Bruderschaft darzustellen; und allerdings haben sie ein gemeinschaftliches Interesse, dem Volke seinen blöden Aberglauben, sich selbst aber eben dadurch Ansehen, Vermögen und Einfluss zu erhalten. Schon in der Jugend werden daher die Pajés zu diesem Betrügerorden bestimmt. Die erfahrnen Alten übernehmen es, ihre Zöglinge abgesondert in rauher Einsamkeit zu erziehen und auszubilden. Der junge Zauberer wohnt für sich allein auf einem Berge, an einem Wasserfalle, oder in einer andern, durch ihre Natur ausgezeichneten Oertlichkeit. Hier wird er zur Nachtzeit von seinen Ordensbrüdern besucht. Er hält, wenigstens zum Scheine, zwei Jahre hindurch strenge Fasten*), bis er endlich von den Uebrigen unter gewissen Ceremonien als Pajé bei der Horde eingeführt wird. Hierher zurückgekehrt, sucht er fortwährend durch Schweigsamkeit, gravitätische Absonderung, Casteiung und gaukelhafte Behandlung der Kranken zu imponiren, und allmälig gewinnt er ein aus Furcht und Neigung gemischtes Vertrauen. Man würde übrigens diesen Hexenmeistern Unrecht thun, wollte man sie als vollständige Heuchler betrachten. Sie sind, wie so viele Betrüger, vom eigenen Aberglauben betrogen und wähnen sich in der unmittelbaren Gewalt dunkler, ihnen selbst feindlicher Mächte. Freilich aber werden sie in ihren meisten Handlungen von Eigennutz und Gewinnsucht geleitet. Sie verstehen sich mit den Häuptlingen, welche, als die klügsten und vorurtheilslosesten, sich ihnen mehr aus Interesse als im Glauben auf ihre Künste verbinden.

Historia c. 83., gibt ein wahres Bild von diesen Betrügern, wie sie in allen Theilen America's noch gegenwärtig wirken. Vergl. Acosta a. a. O. p. 372. Garcilaso L. I. c. 14. p. 17. Herrera Dec. II. L. III. c. 5. S. 84. — Ganz ähnliche Züge stellt der Angekok der Grönländer dar. Cranz, Historie IV. S. 268. fll.

*) Diese Bussübungen und manches Andere in den Gebräuchen dieser Visionäre erinnert an den Orden der indischen Fakire. Vergl. Bohlen, d. alte Indien, 1. p. 182 fll.

Manche dieser Pajés stehen bei ihrer und bei den benachbarten Horden im Geruche einer besondern Heiligkeit; sie, ihre Hütte und anderes Eigenthum werden selbst bei Krieg und Plünderung verschont, während andere wie ein gemeiner Feind behandelt werden. Ueberhaupt kommt bei dem Pajé, wie bei dem Anführer, Alles auf die Kraft seiner Persönlichkeit an. Der Zauberer, welchen die Horde nicht mehr fürchtet, ist ihres bittersten Hasses und tödtlicher Verfolgung gewiss. — Der Pajé weihet Amulette (Holz und Knochen, Steine, Federn u. d. gl.), um Unglück von der Hütte fern zu halten. Diese Gegenstände werden im blöden Aberglauben aufgestellt und verehrt. Wo er als Richter zwischen streitenden Partheien auftritt, bannet er gewisse Gegenstände unter allerlei gaukelhaften Beschwörungen, so dass der frühere Besitzer in seinem Besitzrechte dadurch vermeintlich bestärkt wird, oder es, meistens zu Gunsten des Pajé selbst, oder eines Gönners desselben, verliert. Unter dem Scheine von Hexerei beschränkt, erweitert oder sichert er manchmal einer ganzen Gemeinschaft Besitzthümer, Rechte oder Befugnisse. So werden z. B. durch den Pajé die Grenzen gewisser Reviere, wie etwa zur Jagd, bestimmt; so muss eine Frau, auf welche verschiedenseitige Ansprüche gemacht werden, nach seinen Worten abgetreten oder übernommen werden. Auch zu Verträgen, Krieg oder Frieden, rathen die Pajés mit grosser Autorität. Zu diesem Behufe geben sie vor, nächtliche Erscheinungen gesehen, furchtbare Stimmen gehört, mit abgeschiedenen Seelen Zwiesprache gepflogen zu haben *). Die Erscheinungen irgend eines Thieres, z. B. des sogenannten Laternenträgers, gewisser Eulen und Sperber, oder die Bewegungen einer abgerichteten Schlange werden als Zeichen ihrer Verbindung mit einem übernatürlichen Wesen aufgerufen.

In ähnlicher Weise wirken, unmittelbar oder auf den Rath und im Interesse des Pajé, auch weibliche Zauberinnen. Jener dunkle

*) Vergl. Spix und Martius, Reise I. 379.

Begriff also vom Zusammenhange des Irdischen mit einer dieses beherrschenden verborgenen Kraft, — ein Begriff, der auch dem rohesten Menschen nicht ganz fremd ist, — wird das Band, woran der schlaue Pajé die träge Blindheit seiner Stammgenossen gängelt. So wirkt dieser betrogene Betrüger, selbstständig oder nach Abrede mit dem Häuptlinge, unter der vorgeblichen Vermittelung einer höhern, unbegriffenen Geisterwelt, als Gesetzgeber, Richter und als geheimer Polizeimann *).

Den Triumph dieser rohesten Versuche einer Theokratie sehen wir in der Erhöhung eines solchen Pajé, durch den Ausspruch mehrerer seiner Collegen, zu der Würde eines heiligen, unverletzlichen Einsiedlers, der, ferne von den Menschen auf dem unzugänglichsten Berge der Gegend wohnt, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, in ununterbrochenem Verkehre mit höheren Wesen. Ich habe an den Ufern des Yupurá von einem solchen Wundermanne gehört, dessen die Indianer mit grösster Verehrung gedachten. Er sollte auf den von Gold und Silber glänzenden Bergen am Flusse Uaupès wohnen, blos von einem Hunde begleitet, der ihn beim Herannahen einer Sonnenfinsterniss davon durch sein Gebell in Kenntniss setze; dann verwandle sich der Zauberer in einen grossen Vogel, und flöge unter den Völkerschaften umher, bis er, sobald die Sonne ihren Glanz erneuerte, in seinen alten Aufenthalt zurückkehren dürfe. Seltsam mahnt dieses Mährchen an die Sagen von den Goldbergen Parimá, von der Gewohnheit der alten Peruaner, bei einer

*) Eine solche Verbindung des Irdischen mit dem Ueberirdischen und eine Abhängigkeit Jenes von Diesem finden wir zu Zwecken der bürgerlichen Gesellschaft vorzüglich stark entwickelt bei den Südsee-Insulanern, in dem Institute des s. g. Tahbu, wodurch Sachen und Personen für immer oder für gewisse Zeiten unter den Schutz eines Bannes gestellt werden, dessen Verletzung die Beleidigung und Rache der Geister nach sich ziehen würde. S. Langsdorff, Bemerkungen auf einer Reise um die Welt I. S. 113.

Mondfinsterniss die Hunde durch Schläge zum Bellen zu reizen*), und an die Zauberkräfte, welche viele Indianer den Vögeln aus dem Geiergeschlechte **) zuschreiben.

Sobald Hexerei und Zauberwerke zum Schaden und Nachtheil ausgeübt werden, sind sie in den Augen dieser rohen Menschen die gröbsten Verletzungen des gesellschaftlichen Zustandes. Sie gefährden in der vermeintlichen Macht, das Böse durch übernatürliche Mittel und unerkannt auszuüben, die Sicherheit der Personen und des Eigenthums auf eine doppelt furchtbare Art. Daher erklärt sich der bittere Hass und die unablässliche Verfolgung Aller gegen denjenigen, welcher den Verdacht schwarzer Künste auf sich gezogen hat, ohne zugleich, wie die ärztlich thätigen Pajés, eine wohlthätige Wirksamkeit auszuüben. Oft ist es der Pajé selbst, welcher sich durch Bezüchtigung eines Andern von einem gefährlichen Nebenbuhler befreien will. Ist er nicht glücklich in der Behandlung eines Kranken, so schiebt er die Schuld auf die Zaubereien eines demselben feindlich gesinnten Individuums. Nicht selten geschieht es in diesem Falle, dass sich die Angehörigen des Kranken ihres vermeintlichen Feindes entledigen, indem sie ihn geradezu umbringen. Ausserdem aber kommt die Sache vor den Häuptling oder vor die ganze Gemeinde zur Berathung. Es sind bei den brasilianischen Wilden häufiger Weiber***) als Männer, die solchen abergläubischen Vorstellungen geopfert werden. Der schuldig Befundene wird erschlagen oder erschossen. In diesen Sitten kommen die

*) Garcilaso L. II. c. 25. p. 62. — Aehnliches wird von den Grönländern berichtet: Cranz Historie v. Grönland. IV. S. 295., wo die Weiber während einer Sonnenfinsterniss die Hunde kneifen, um sie zum Bellen zu bringen.

**) Dahin gehört auch der Garuda, in der alt indischen Mythologie dem Vishnu heilig. Bohlen, das alte Indien I. S. 203.

***) Eben so bei den Grönländern, wo die der Hexerei bezüchtigten alten Weiber gesteinigt, erstochen und zerschnitten, oder in die See gestürzt werden. Cranz a. a. O. I. S. 217.

brasilianischen fast mit allen übrigen amerikanischen Ureinwohnern überein. Namentlich sind die Caraiben von denselben Vorurtheilen beherrscht *).

So niedrig sich auch die Bildung der brasilianischen Ureinwohner in den bisher erwähnten Zügen ihrer Rechtsgewohnheiten darstellen mag, ist diesen Völkern doch der Begriff eines Eigenthums, sowohl der ganzen Gemeinschaft, als eines jeden Einzelnen, nicht fremd. Aus der falschen Vorstellung, dass die wilden Südamerikaner keinen Landbau getrieben hätten, oder auch jetzt nicht treiben, mag der nicht minder verbreitete Irrthum hervorgegangen sein, als besässen sie kein unbewegliches Eigenthum. Im Gegentheile aber habe ich, mit Ausnahme der landlos umherziehenden Muras, kein Volk kennen gelernt, das nicht einen, wenn auch noch so geringfügigen, Ackerbau triebe. Nomaden, wie die der asiatischen Steppen, deren Existenz lediglich auf ihren Viehheerden beruht, gibt es in ganz Südamerika, (dessen Ureinwohner ohne Ausnahme keine Milchwirthschaft kannten) nicht. So weit die Familien einer Horde oder eines Stammes über einen gewissen Landstrich verbreitet wohnen, wird dies Gebiet von jedem Einzelnen als Eigenthum der Gesammtheit betrachtet. Klar und lebendig ist in der Seele des Indianers dieser Begriff. Dabei aber denkt er sich das Stammeigenthum als ein ungetheiltes, keinem Einzelnen stückweise zugehörendes Gemeingut. Er wird es einem Individuum

*) Vergl. Charlevoix Histoire de St. Domingue, I. p. 75. — Sie verstümmeln und tödten ihre Pajés, wenn der von ihnen behandelte Kranke stirbt, und sie Veranlassung haben, es dem Arzte zur Last zu legen. Herrera Dec. I. L. III, c. 4. p. 87. — Die Chilesen pflegen ihre falschen Zauberer und deren ganzes Eigenthum zu Asche zu verbrennen, damit nichts Unheilvolles zurückbleibe. Marcgrav, Chili. p. 30. — Bekanntlich sind auch die Negervölker sehr strenge gegen die der Zauberei Bezüchtigten. Sie erproben ihre Schuld oder Unschuld vermittelst eines Gottesgerichtes durch den vergifteten Trank aus der Rinde oder Samen einer Hülsenpflanze. S. Christison, Ordeal-Bean of Old-Calabar, in Lond. pharmac. Journ. March, 1855.

des benachbarten Stammes gar nicht, oder nur aus Furcht gestatten, sich auf diesem Grund und Boden niederzulassen, wenn schon er dessen Werth für sich selbst so geringe anschlägt, dass er den eigenen Wohnplatz oft ohne Ursache verlässt, um nach Laune und Willkühr einen andern Platz einzunehmen, worin er auch von keinem Stammgenossen gehindert wird.

Dieser klare Begriff von einem bestimmten Eigenthum des ganzen Stammes begründet sich vorzüglich in der Nothwendigkeit, dass dieser ein gewisses Waldgebiet als ausschliessliches Jagdrevier besitze; denn während wenige Morgen bebauten Landes hinreichen, Feldfrüchte für eine zahlreiche Gemeinschaft zu erzielen, muss sich ein genügender Wildstand über ein viel grösseres Gebiet ausdehnen. Bisweilen gehen solche Jagdvereine sogar über das vom Stamme bewohnte Land hinaus. Ihre Grenzen sind Flüsse, Berge, Felsen, Wasserfälle und grosse Bäume *). Diese Abmarkungen beruhen bald auf Tradition, bald auf ausdrücklichen Verträgen. Bei solchen Grenzbestimmungen sind auch die Pajés thätig, indem sie mancherlei zauberische Gauckeleien, vorzüglich mit der, allen amerikanischen Wilden eigenthümlichen, Klapperbüchse (Maracá) machen, trommeln, und mittelst grosser Cigarren räuchern. Bisweilen werden Körbe, Lumpen, oder Lappen von Baumrinde an den Grenzmarken aufgehängt. Die Uebertretung der Jagdreviere ist eine der häufigsten Veranlassungen zum Kriege. Freiwillige Abtretungen desselben erfolgen stillschweigend, indem ein Stamm abzieht und das Gebiet dem andern überlässt.

Durch das Bisherige haben wir angedeutet, dass der Wilde das von ihm angebaute Stück Land gewissermaassen als Besitzthum

*) Von dieser Art sind die sechs ungeheuren, wenigstens 600 Jahre alten Bäume einer mexicanischen Magnoliengattung, welche das Land des ehemaligen Zapotequen-Königs von Etla als Grenzmarken umgaben und noch gegenwärtig in Etla, Teosacualco, Zaniza, Santyaguito und Totomachapa bewundert werden. Baron von Karwinski, brieflich.

seines Stammes betrachte. Im engeren Sinne aber wird es auch unbewegliches Privateigenthum, eben so wie diess mit der Hütte der Fall ist; und zwar erscheinen diese beiden Immobilien vielmehr als Eigenthum der ganzen Familie, oder mehrerer in einer Hütte beisammen wohnender Familien, als dass sie ausschliesslich Einer Person gehörten. Hierin lässt sich eine gewisse Annäherung an die Rechtsgewohnheiten der alten Griechen und unserer germanischen Vorväter erkennen*). Solche liegende Güter werden

*) Aristoteles de republica, II. c. 5. Xenophon de republica Lacedaemoniorum c. 6. Tacitus Germania c. 20. Lex Salica, Sachsenspiegel u. s. w. Die eine Grundform des Eigenthums, nämlich Gesammteigenthum des Stammes oder der Horde an dem Revier, wo man jagt oder worin sich Einzelne eine, kaum ständige, Pflanzung schaffen, erinnert an das Gesammteigenthum der deutschen Markgenossenschaft, an die Almande (der sogenannten gemeinen Mark), obwohl auch da die Benutzungsweise sich unterscheidet, indem der brasilianische Wilde kein Vieh auf die Weide schickt und an eine Ausscheidung in der Holznutzung nicht gedacht wird. — Die andere Grundform dagegen: Gesammteigenthum der Familie (oder Hausgemeinde) an dem urbargemachten Einfang ist verschieden, sowohl von dem germanischen Sondereigenthum des freien Mannes, dessen Familie nur eine Anwartschaft auf das Erbgut, aber nicht Mitbesitz und Mitgenuss bei Lebzeiten des Sondereigenthümers hat, — als von dem griechischen Alleineigenthum an dem Loosgut, an welchem der Familie auch höchstens ein gesichertes Erbrecht zukommt. — Die indianische, unentwickelte Form ist um so merkwürdiger, als sich in ihr der Uebergang aus dem eigentlichen Gesammteigenthum des Volkes, Stammes, der Gemeinde in das eigentliche Privateigenthum des Individuums deutlich erkennen lässt: es ist bereits Privateigenthum, aber noch in Form der Familiengemeinschaft. Wenn es jeder Familie frei steht, innerhalb des Gemeinderevieres sich ein Familiengut auszuwählen und anzueignen, so hört dies wohl auf, ein Stück des Gemeinlandes zu sein: d. h. die Nutzung der Horde tritt vor der Umgrenzung zurück, die Privatnutzung der Familiengenossen waltet hier ausschliesslich. Dann ist auch keine Veranlassung gegeben zu einer Scheidung in Ober- und Nutzeigenthum, die ohnehin für die indianischen Rechtsvorstellungen zu künstlich ist.

auch von den Indianern nur gemeinsam erworben, und daher um so billiger als gemeinschaftliches Besitzthum betrachtet. Eine oder einige vereinte Familien nämlich machen ein Stück des Urwaldes urbar und bepflanzen es mit Mandiocca, Mais, Pisang, Baumwolle u. s. w. *). Ohne eiserne Aexte werden solche Grundstücke nur mit grosser Mühe hergestellt; auch sind sie überall nur von geringem Umfange (ich habe kein indianisches Feld gesehen, das mehr als eines Tagwerks Ausdehnung gehabt hätte). Die Geschäfte des Landbaues werden vom weiblichen Theile einer oder mehrerer, vereint wohnender, Familien besorgt. So lange man denselben Wohnplatz beibehält, fährt man fort, dasselbe Grundstück Jahr für Jahr zu bebauen; denn stets andere Theile des Waldes urbar zu machen und die bebauten zu verlassen, worin das Agricultursystem der nordamerikanischen Colonisten besteht, wäre zu mühsam. Durch diesen mehrjährigen Anbau werden das Grundstück und dessen Erzeugnisse Eigenthum der Familie**). Die Nachbarn erkennen die Rechtmässigkeit des Besitzes von beiden factisch an, indem sie das Grundstück weder für sich selbst ansprechen, noch es benützen, wenn die Früchte abgeerndtet sind. Sofern Land ohne Production dort im Ueberfluss und ganz werthlos ist, könnte man sagen, dem Indianer sei Privatgrundbesitz fremd und er pflege

*) Bei den Peruanern ward der Besitz eines Grundeigenthums, gemäss der Verordnung des Inca Pachacutec, durch Vermessung (?) gesichert, und die Unterthanen pflegten sowohl diese Privatgründe, als die zum Dienste der Herrscherfamilie und der Sonne bestimmten Ländereien gemeinschaftlich zu bearbeiten. Garcilaso Lib. VI. c. 35. S. 217. 2. — Die erworbenen Feldfrüchte wurden in gemeinschaftlichen Speichern verwahrt. Acosta Lib. 6. c. 15. p. 422.

**) Als Grundeigenthum der Familie und nicht des Einzelnen erscheinen unbewegliche Güter vorzüglich auch bei den ehemaligen Wilden in Nicaragua. Hier konnte derjenige, welcher seinen Aufenthalt veränderte, nicht vollkommen frei über seinen Grundbesitz disponiren, sondern musste ihn den zurückbleibenden nächsten Verwandten überlassen. Gomara c. 206. p. 264.

nur von seinen Stammgenossen und Miteigenthümern des gesamtenm Landgebietes ein untergeordnetes Proprietäts- und Nutzungsrecht durch theilweise Urbarmachung des Waldes für sich zu erwerben. Wir hätten somit hier die erste Anlage zu einem Ober- und einem nutzbaren Eigenthum (Dominium divisum: directum et utile). Die Erwerbung des nutzbaren Eigenthums geschieht unmittelbar durch ursprüngliche Besitznahme, oder nachdem es von andern verlassen worden. Die Begriffe des Indianers über diesen Gegenstand sind übrigens sehr wenig entwickelt. Er nutzt das eingenommene Stück Land ohne hierin ein Lehen oder Erbzinsgut zu erblicken, das ihm etwa förmlich von der ganzen Gemeinschaft zugetheilt worden wäre. Alle solche Züge, welche, wenn auch nur von weitem, an Principe des Feudalsystemes erinnern könnten, sind nicht blos hier, sondern wohl überhaupt in ganz Amerika unter den Ureinwohnern vollkommen unbekannt.

Mag auch das gesammte System der Verwaltung der Incas in Peru, mittelst der von ihnen bestätigten und von Personen ihrer Familie (Governadores Incas) beaufsichtigten Curacas, auf den ersten Blick eine Aehnlichkeit mit Feudalverhältnissen darzustellen scheinen, so ergiebt sich doch bei genauer Prüfung, dass es davon weit verschieden, übrigens aber dort bei der allmäligen Ausbreitung der Macht der Incas über zahlreiche, den Urbrasilianern an Rohheit gleiche, Stämme, die einzig mögliche Form der Verwaltung war.

Von Diebstahl an Feldfrüchten*), wie überhaupt von Raub und Diebstahl, habe ich unter den brasilianischen Indianern nur selten gehört. Eben so wenig nahm ich Befriedigungen um die Anpflanzungen oder andere Zeichen von Abmarkung eines ausschliessenden

*) Von den Indianern in Darien sagt Gomara: Als grösstes Verbrechen gilt der Diebstahl, und Jeder kann denjenigen strafen, welcher Mais gestohlen, indem er ihm die Arme abhaut, und sie ihm um den Hals hängt. c. 68. p. 88. b.

Besitzes wahr. Von den Wilden von Cumana wird berichtet *), dass sie ihre Pflanzungen mit einem einzigen Baumwollenfaden, oder einer Liane zwei Fuss hoch über dem Boden umzogen, und damit ihr Eigenthum hinreichend gewahrt hätten, indem es als grosses Verbrechen gegolten, über jene Schranke einzutreten, und ein allgemeiner Glaube herrschte, dass der, welcher diese Befriedigung zerreisse, bald sterben werde. Dieselbe Meinung herrscht wohl auch bei den Indianern am Amazonenstrome. Bei den Jurís habe ich zwar keine ganzen Felder, jedoch Theile der Feldgrenze, da wo der Zaun zerstört war, mit einem einzigen Baumwollenfaden eingefriedigt gesehen. In Europa darf nur in der Dichtung die schöne Prinzessin Chriemhilde ihren fabelhaften Rosengarten, zum Zeichen ausschliesslicher Herrschaft, mit einem Seidenfaden umgeben **); für die Besitzthümer der Wirklichkeit braucht unsere Civilisation mächtigere Gewährschaften. — Nach dem Tode des Familienoberhauptes bleibt das Grundeigenthum bei der Familie. Diese mittelbare Erwerbungsweise geschieht jedoch weder durch eine letztwillige Verordnung (Testament), noch durch ausdrückliche Erbverträge, sondern lediglich durch eine stillschweigende Rechtsgewohnheit.

Ausser solchen cultivirten Grundstücken kann man ein unbewegliches Eigenthum bei den meisten Völkerschaften in ihren Hütten, oder Häusern sehen; sofern sie in gewisser Ausdehnung und Festigkeit erbaut werden. Der elende Mura, ohne Dach und Fach umherziehend, behilft sich oft mit einer Hangmatte aus Rinde, zwischen dichtlaubigen Bäumen aufgehängt; dem Patachó genügt eine, gegen Sonne, Nachtthau und Regen flüchtig erbaute Decke von Schilf und Palmblättern, und nicht viel besser sind die der Botocudos. Ausserdem aber erbauen fast alle Stämme ihre Hütten

---

*) Gomara, Historia c. 79. p. 103.

**) Rosengartenlied, Strophe V.

zum Theil so fest, dass sie einer Reihe von Jahren trotzen können. Die fensterlosen Hütten am Rio Negro und Yupurá, worin man Schutz vor den Stechfliegen sucht, sind aus Lehm, oft sogar aus Stein erbaut und vererben von einer Generation zur andern.

Wenn mehrere Familien dasselbe Gebäude bewohnen, besitzt eine jede derselben denjenigen Theil, worin sie ihre Hangmatte aufhängt und ihr Feuer anzündet, vorzugsweise als Eigenthum. Hier, in diesem, meistens durch Pfosten an der Wand abgemarkten Antheile nimmt jede Familie ihre besondern Geschäfte vor, um welche sich die übrigen Nachbarn, nach angeborner Indolenz, gar nicht bekümmern. Auf dem Lattengerüste (Girão) am treffenden Theile der Wand oder Bedachung verwahrt jede Familie die ihr eigenthümlichen Geräthe. Da die Feuerstelle für jeden Antheil wesentlich ist, bezeichnet der brasilianische Wilde die Grösse der Hütte, indem er die Zahl der Feuerstellen angibt, gleich wie diess bei den Nordamericanern Brauch ist. Diese Wohnungen werden, ebenso wie die zu Versammlungen dienende Hütte des Häuptlings, nur als Eigenthum der Bewohner betrachtet, wenngleich mehrere Nachbarfamilien oder die ganze Horde zu ihrer Errichtung beigetragen haben sollten. Die allen Antheilen gemeinschaftlichen Thüren werden Nachts angelehnt, oder von Innen durch Stützen verschlossen, zur Tagszeit aber offen gelassen, oder bei Abwesenheit der Bewohner, bald mittelst eines hölzernen Riegels, bald durch einen um die Klinke gewickelten Baumwollenfaden geschlossen. Das erste Mal, als ich diese harmlose Art der Verschliessung bei den Juris antraf, trat ich neugierig in die Hütte, und erblickte auf einem Brettergerüste ein todtes Kind; später aber fand ich auf ähnliche Weise viele Hütten versperrt, so dass mir eine besondere Beziehung des Baumwollenfadens, gleichsam als bannend, unwahrscheinlich wird. Gar oft findet man die Hütten nur verschlossen, um den Stechfliegen den Eingang zu wehren.

Dieses volle Vertrauen in die Redlichkeit der Nachbarn, wovon

wir in Europa nur bei den Skandinaviern des äussersten Nordens ein Gegenstück finden, ist ein schöner Zug im Charakter des amerikanischen Wilden. Sein Verdienst wird durch den Umstand nicht geschmälert, dass er nur wenige, und im Allgemeinen leicht zu erwerbende Besitzthümer habe. Waffen, Federschmuck und Hausgeräthe sind für ihn Gegenstände hohen Werthes, obgleich er fast alle, freilich nicht ohne Mühe und Zeitaufwand, selbst verfertigen kann. Dass aber Alle unter den gleichen Bedingungen des möglichen Erwerbes leben, dass es hier nicht, wie in civilisirten Staaten Arme und Reiche gibt — dies scheint das Palladium der indianischen Ehrlichkeit zu sein. Auch in dem einfachen Wilden entflammt sich die Begierde nach dem, was sehr mühsam und nur ausnahmsweise zu erwerben ist, und, überwältigt von den bösen Gelüsten, wird auch er zum Dieb.

Fällt ein Diebstahl vor, so wird er gewöhnlich dem Häuptlinge angezeigt; und dieser sucht zugleich mit dem Pajé oder mit andern seiner Räthe dem Thäter auf die Spur zu kommen. Grosse Strafen werden übrigens auf die hier vorkommenden Fälle von Diebstahl nicht gesetzt. Die Zurückgabe des gestohlenen Gutes, Schläge oder wohl auch eine Verwundung in die Arme und Schenkel, sind die, gewöhnlich von dem Häuptlinge dictirten, und wohl auch sogleich vollzogenen Strafen. Von den übrigen amerikanischen Wilden wurden Diebstahl und Raub mit strengeren Strafen belegt *).

*) Bei den Caraiben auf Haiti wurden Räuber und Diebe gespiesst, ohne dass Jemand für sie intercedirte. Oviedo L. V. c. 3. S. 50. b. Charlevoix St. Dominque I. p. 64. Bei den alten Indianern von Cuzco wurden sie geblendet. Gomara c. 124. Die Incas straften Räuber, eben so wie Brandstifter und Mörder, durch den Strang. Acosta L. VI. c. 18., Garcilaso L. IV. c. 19. Unter den Chilesen wurden Räuber und Diebe, ebenso wie die Kriegsgefangenen, mit dem Tode bestraft, wenn sie sich nicht durch den Einfluss mächtiger Freunde retten konnten. — Die Indianer von Darien straften Räuber, Mörder, männliche Ehebrecher, ja sogar Lügner (?)

Auch dieser rohe Mensch kennt verschiedene Arten des Werthes; er unterscheidet Besitzthümer, welche ihm einen materiellen Nutzen gewähren, und andere, denen er nur mit aller Vorliebe des Stolzes und der Eitelkeit anhängt. Unter den Miranhas, die ich mittelst der Holzpaucken zusammenrufen liess, um Waffen und Zierrathen einzuhandeln, befand sich Einer, der ein Halsband von den grössten Onzenzähnen trug. Vergeblich bot ich ihm mehrere Aexte dafür an; sein Stolz widerstand jeder Versuchung; denn jene Trophäe eines kühnen Jagdglückes erhob ihn in den Augen der Stammgenossen; aber keiner von diesen würde gewagt haben, den Jäger um den Schmuck zu bestehlen, so wie etwa in civilisirten Ländern Niemand die ausgezeichneten Insignien eines Ordens entwenden möchte, um sie selbst zu tragen. Solche Gegenstände eines ganz eingebildeten Werthes — vielleicht dem annulus der römischen Arrha ähnlich — sind die einzige Art von Unterpfand, welche der Wilde zu überliefern pflegt, wenn es sich davon handelt, eine durch Versprechen übernommene Verpflichtung anzuerkennen. So verpfändet er, statt seines Ehrenwortes, die materiellen Zeichen seines Muthes, wie den Schädel eines erschlagenen Feindes, seinen Halsschmuck aus Thier- oder Menschenzähnen, oder den Stein, welchen er als Zierde in der Lippe zu tragen pflegt *).

Vor der Bekanntschaft mit den Europäern waren vielleicht ein,

---

mit dem Tode. Herrera Dec. II. L. 3. c. 5. S. 84. — In Esmeraldas wurden Diebe und Mörder gestraft. Die Verbrecher wurden an Pfähle gebunden und gegeisselt, es wurden ihnen die Nase und die Ohren abgeschnitten, oder sie wurden aufgehängt. Den Edelsten wurden zur Strafe die Haare abgeschnitten, und die Aermel der Kleider aufgeschlitzt. Gomara c. 72. S. 92. b. — Die Indianer von Nicaragua schnitten dem Diebe die Haare ab, und er blieb Sclave des Betheiligten, bis er ihn bezahlt hatte. Ein solcher Leibeigener konnte verkauft oder verspielt werden, sich aber nur mit Willen des Caciken wieder frei kaufen. Zögerte er mit seiner Loskaufung, so starb er wohl auch im Menschenopfer. Gomara c. 206. S. 264.

*) Vasconcellos, Chronica do Brasil. S. 84.

mittelst steinerner Aexte und Feuers, mühsam ausgehöhlter Kahn, und das Pfeilgift, welches aus einer nicht überall wachsenden Pflanze bereitet wird, die werthvollsten Besitzthümer des brasilianischen Ureinwohners. Seitdem haben eiserne Geräthe und andere Producte der Civilisation die Besitzthümer und damit die Versuchung zum Diebstahl vermehrt; aber diese europäischen Gegenstände sind immer noch so selten, und ihr Besitz ist so auszeichnend, dass Entdeckung des Diebstahls und Reclamation des Gestohlenen fast immer unvermeidlich sein würden. Hierin mag ein Grund der Seltenheit des Diebstahls unter Nachbarn liegen. Anders verhält es sich im Kriege, wo das Besitzthum des Besiegten als Beute fortgeführt, oder in der Wuth des Sieges vertilgt wird.

Für Privateigenthum, ohngefähr so, wie bei unsern Vorfahren des Mannes Heergeräth (Heergewaete) und des Weibes End und Gebänd (Gerade) hält der Mann seine Waffen und seinen Schmuck, die Frau ihren Schmuck und, wenn sie solche besitzt, Kleidungsstücke, welche ihr übrigens auch nur Zierrathen sind. Alles übrige: Hangmatten, Töpfergeschirre, Geräthe zur Mehlbereitung u. dgl. ist Eigenthum der Familie (Bona avita). Wenn mehrere Familien in einer Hütte wohnen, dienen diese Gegenstände nur selten allen gemeinschaftlich, weil jede sie für sich besitzt und der andern nicht bedarf. In wiefern sich das Familieneigenthum an den Geräthschaften in der Sprache offenbare, wage ich nicht zu sagen. Aber es ist mir wahrscheinlich, dass die einzelnen Glieder der Familie (namentlich Mann und Frau ihre Geräthe als solche durch gewisse Beiworte bezeichnen. Die Veräusserung derselben ist in der Person des Familienhauptes unbeschränkt.

Aus dem Bisherigen geht hervor, dass der Einzelne für die Erhaltung des Eigenthums die sicherste Gewährschaft in der Gleichheit Aller und in dem geringen Werthe desselben für die Uebrigen findet. Nur selten verwahrt der Indianer ein Eigenthum, das er in seiner Hütte nicht sicher hält, bei dem Häuptlinge. Diess

geschieht vorzüglich mit gestohlenen Gegenständen, namentlich mit Eisengeräthe. Ich habe einen solchen Fall beobachtet, wo sich der Häuptling der Miranhas zur Aufbewahrung eines (wahrscheinlich gestohlenen) Beiles unter der Bedingung bereit erklärte, halbes Eigenthumsrecht darauf zu erhalten. Bei den Coërunas und Coretús pflegen die Häuptlinge allen Federschmuck der Tänzer ihrer Horde in ihrer Hütte aufzubewahren; doch wohl nur aus dem Grunde, weil in ihrem Hofe die Tänze am häufigsten vorgenommen werden. Von Bürgschaften und Verpfändungen findet man bei ihnen kaum eine Spur.

Wo einige Cultur wach geworden ist, werden gewisse Gegenstände zum Handelszwecke in Vorräthen angefertigt. So schnitzt der Mauhé Bogen aus rothem Holze, und bereitet die Guaranápaste*), der Mundrucû macht Zierrathen aus bunten Federn, die Weiber der Miranhas flechten jährlich eine beträchtliche Anzahl von Hangmatten aus Palmfasern, die weithin bis zu den Indianern von Surinam und Essequebo verhandelt werden. So treiben viele Stämme Hühnerzucht und bereiten Mehl für den Handel. Alle diese Gegenstände werden nicht verkauft, sondern nur gegen andere Waaren vertauscht. Bei keiner Völkerschaft Brasiliens kennt man etwas als allgemeinen Repräsentanten des dinglichen Werthes, geschweige denn Geld; wo sie Metall besitzen, verwenden sie es nur zu Schmuck. In Mexico vertraten bekanntlich schon zur Zeit der Azteken die Cacaobohnen die Stelle einer Münze**), so wie die Cauris in Ostindien und Africa. Am Amazonenstrome werden diese Bohnen von den Indianern, ebenso wie Salsaparille, Vanille, Nelkenzimmt u. s. w., für den Tauschhandel mit den Weissen eingesammelt; aber die

*) Ein Reiz- und Heilmittel, aus den Früchten der Paullinia sorbilis, welches in allerlei Formen durch ganz Brasilien in den Handel kommt.

**) Humboldt, Essai polit sur la Nouv. Espagne II. p. 436. Eben so auch in Nicaragua (Gomara c. 207. p. 264. b.), und in Guatemala (ebendas. c. 209. S. 268.)

Einheit dient nicht als Maass eines gewissen Werthes. Dieser vollständige Mangel aller Münze charakterisirt den Bildungsgrad der amerikanischen Ureinwohner. „Du kommst, sagt Montesquieu, zu einem dir unbekannten Volke; siehst du eine Münze, so magst du dich beruhigen: du bist in einem policirten Lande.“

Wenn bei diesem Mangel an Begriffen für die Bestimmung eines absoluten dinglichen Werthes die mittelbare Erwerbung von Eigenthum vorzugsweise nur in der Form des Tausches vorkommen kann, und weder Kauf noch ähnliche Erwerbtitel bekannt sind, so kommt auch Schenkung nur äusserst selten vor; denn der Indianer ist von Natur nicht freigebig. Seine Schenkungen erstrecken sich nur auf untergeordnete Gegenstände. Bei Tauschhandel finden Versprechen und Contracte statt. Die Weigerung, eingegangene Verbindlichkeiten zu erfüllen, gibt oft Anlass zur Klage vor dem Häuptling. Bei den Coroados und Camacans bin ich Zeuge gewesen, dass Weiber sich an diesen wendeten, um den versprochenen Antheil an der Maiserndte und an der Fischerei zu erhalten. Bei den Miranhas musste der Häuptling den Streit zwischen zwei Familien schlichten, deren eine Antheil an dem von mir geschenkten Eisengeräthe für an die andere gelieferte Hangmatten in Anspruch nahm. Das Hin- und Herreden der Partheien bei diesem Anlasse dauerte lange, und schien die Urtheilskraft des Richters sehr anzustrengen; doch kam es zu einem Ausspruche, bei welchem man sich beruhigte.

Es ist bereits erwähnt worden, dass mittelbare Erwerbung des liegenden Eigenthums von Todes wegen (durch Testament oder Erbverträge) hier nicht vorkomme. Dasselbe gilt auch vom beweglichen Eigenthum; denn überhaupt kennt ja der brasilianische Wilde Testiren und Legiren nicht. Alles, was der Hausvater hinterlässt, geht zu gleichen Theilen und Nutzungsrechten auf die Familie über. Wenn seine Waffen und sein Schmuck nicht auf das Grab gelegt, oder mit der Leiche begraben werden, so fallen sie den Söhnen

zu*). Trennen sich, die Söhne, indem jeder einen eigenen Hausstand bildet, so bleibt Derjenige Besitzer der väterlichen Hütte, welcher zuerst ein Weib nimmt.

Ausserdem aber habe ich von Vorrechten der Erstgeburt, wenigstens in Beziehung auf Besitzthümer, keine Spur unter den brasilianischen Wilden gefunden**). Die übrigen Besitzthümer des Verstorbenen werden nicht gleichheitlich unter die Hinterlassenen vertheilt, sondern gehn an sie, zumeist an die Söhne, gemäss gegenseitiger Uebereinkunft über. Der Begriff der Verwandtschaft ist wohl so anerkannt, dass er zur Erbschaft berechtigen dürfte. In wie weit aber Blutverwandschaft oder Geschlechtsgemeinschaft, väterliche oder mütterliche Verwandtschaft geltend gemacht werden, ist mir unbekannt.

Rechte auf fremdes Gut treten in dem rohen Lebenskreise dieser Menschen niemals deutlich hervor. Höchstens erscheinen sie etwa unter der Form der Zurückbehaltung eines Gegenstandes, wenn sich ein Individuum von einem andern übervortheilt glaubt. Uebrigens habe ich eben so wenig die Spuren von Vertragsverhältnissen bemerkt, welche sich den unsrigen, in ihren verschiedenen Formen (Zurückbehaltungsrecht, Unterpfand-, Vorkaufs-, Näher- und Wiederkaufsrecht, Niessbrauch, Servituten,

---

*) Bei den nordamerikanischen Wilden vererbt nichts von dem speziellen Eigenthum des Gatten auf dessen Wittwe. Die Geschenke, welche er erhalten, seine Kleider, Hütte, sein Schmuck wird vertheilt, ja fast geplündert; nichts geht auf seine Kinder. Volney, Oeuvres. Paris 1821. VII. p. 409.

**) Die alten Incas vererbten Krone und Kroneigenthum nach dem Gesetze der Primogenitur, aber bei den Caciken und Unterthanen galten mehrere verschiedene Rechtsgewohnheiten über Erbfolge in verschiedenen Provinzen. Garcilaso L. VI. c. 8. Nicht die Söhne, sondern die Brüder und Neffen erbten in Cuzco und in Esmaraldas, nach Gomara c. 124. p. 161. c. 72. p. 93. b. — Die beweglichen Güter der Caciken auf St. Domingo wurden unter Diejenigen vertheilt, welche herbeikamen, die zwanzigtägigen Begräbnissfeierlichkeiten für sie zu halten. Oviedo Lib. V. c. 3 p. 48. b.

u. s. w). vergleichen liessen. Der Verkehr ist zu beschränkt, und der Sinn dieser Menschen zu einfach und blöde, um solche Verhältnisse ins Leben zu rufen, geschweige sie bis zur Rechtsgewohnheit zu entwickeln. Da jeder mit den wenigen nothwendigen Habseligkeiten versehen ist, kommt selbst das Leihen von gewissen Gegenständen zum Gebrauche nur selten vor. Die Bewohner ein und derselben Hütte stehen sich in dieser Beziehung näher, als die Nachbarn. Hierher gehört auch der, bereits erwähnte, gemeinschaftliche Gebrauch eines Sclaven. Die beiden ältesten Arten des Vertrags sind übrigens auch diesen Naturkindern nicht fremd: Darlehen werden namentlich von Lebensmitteln gemacht, und Kostbarkeiten werden bisweilen in depositum gegeben.

Sobald brasilianische Wilde mit einander handeln wollen, legen sie ihre Waffen gemeinschaftlich ab, und zwar neben einander; und ist der Handel geschlossen, was gewisse von beiden Seiten öfters wiederholte Worte andeuten, so greifen auch beide Theile wie in einem Tempo wieder zu den Waffen. Offenbar ist dieser Gebrauch ein Rechtssymbol. Vielleicht ist er das Versprechen gegenseitiger Freundschaft und ruhiger Erwägung während des Handels. Bei dem tactmässigen Wiederaufnehmen der Waffen aber schienen mir die Züge der Contrahenten einen wild gravitätischen Ausdruck anzunehmen, gleichsam als wollten sie sagen, sie würden sich die Erfüllung des Vertrags nun auch durch Waffengewalt zu verschaffen wissen. — Es ist diess nicht die einzige symbolische Handlung, welche ich unter den Indianern beobachtet habe, und vielleicht begleiten ähnliche bildliche Darstellungen oder Wahrzeichen alle verschiedenen Geschäfte, denen ein Rechtsverhältniss zu Grunde liegt, wenn anders Symbole überhaupt die Rechtssprache der rohen Menschheit sind. Es würde aber ein langer Aufenthalt, Kenntniss der Sprache und eine sehr scharfe Beobachtung nöthig sein, um diese tief liegenden und halbverwischten Spuren aufzufinden und zu enträthseln. So mögen denn nur die wenigen rechtssymbolischen

Handlungen hier eine Stelle finden, die ich auch ohne jene günstigen Vorbedingungen wahrzunehmen im Stande war.

Der Indianer kennt den Schwur nicht*); doch bekräftigt er seine Aussagen durch eine sinnliche Handlung. Entweder fährt er mit der Hand in die Haupthaare**), oder er hält sie über dem Kopfe. Die Haare sind diesem rohen Naturmenschen ein vorzüglich bedeutsamer Körpertheil. Während er sie im Antlitze und am übrigen Leibe ausreisst, pflegt er sie auf dem Haupte, und künstelt an ihnen durch Binden, Flechten, Lösen oder durch den Schnitt. Die Tupinambazes und andere verwandte Stämme liessen die Haare in der Trauer lang wachsen, während sie sich zugleich das Antlitz schwarz färbten. Viele andere Stämme scheeren sie bei Traueranlass, wie die alten Griechen und Römer***), vollkommen oder theilweise ab, was andere auch ihren Kriegsgefangenen oder Sclaven zu thun pflegen. Im Allgemeinen gilt dem brasilianischen Wilden ein starker Wuchs des Haupthaares als Zierde, und die, äusserst seltene, Kahlköpfigkeit wird als schändlich verlacht. Das Haupthaar steht also bei diesen Völkern in derselben Achtung, wie der Bart bei unsern Vorfahren, welche durch dessen Berührung oder Abscheerung gewisse Rechtshandlungen symbolisirten. Wenn der Indianer zur Betheurung die Hand über das Haupt erhebt, wie wir die Finger zum Eide ausstrecken, so liegt diesem Symbole vielleicht die ahnungsvolle Scheu vor jenem unbekannten Wesen zu Grunde,

---

*) Bei den alten Peruanern ward der Zeuge vom Richter gefragt: „Versprichst du dem Inca die Wahrheit zu sagen?“ Die Bejahung galt als heiliger Schwur. Garcilaso L. I. c. 3. p. 36.

**) Erinnert an den altgermanischen Schwur der alemanischen Weiber auf „Brust und Zopf,“ womit sie dem Neuvermählten die Morgengabe bezeugten.

***) Vergl. Saubert de sacrificiis veterum p. 227. fll. — Die grönländische Dirne, welche gefreiet wird, aber die Heurath nicht eingehen will, schneidet ihr Haar ab, um Trauer und Widerwillen anzuzeigen. Cranz, Historie v. Grönl. I. p. 209.

das in Donner und Blitz über seinem Haupte weilt. Der tiefen Indolenz dieser Menschenraçe ungeachtet, konnte ich doch immer eine scheue Befangenheit an meinen indianischen Begleitern während eines Donnerwetters beobachten *). Als Betheurung berührt der Indianer manchmal auch die Spitze seiner Waffen, wie diess die Kalmücken zu thun pflegen **), oder sein Halsgeschmeide aus Thier- oder Menschenzähnen.

Handschlag und Handgelübde kennt der Indianer nicht. Als Gruss haben sie den ersteren, so wie das freundschaftliche Anrufungswort „Camarada,“ von den Portugiesen angenommen. Doch bemerkte ich bisweilen, dass sie, als Zeichen eines allgemeinen Beschlusses, gleichsam um Freude oder Zufriedenheit auszudrücken, die Hände mit ausgespreitzten Fingern zusammenschlugen. Auch der Kuss, dieser hohe Erguss reinmenschlichen Gefühles, ist ihnen gänzlich fremd. Als Zeichen freundschaftlicher Begrüssung und Gastfreundschaft ist mir selbst widerfahren ***), was ich auch bei Andern beobachtete, dass der Eigenthümer der Hütte sein Antlitz auf dem der Eintretenden herumrieb. Die Botocudos sollen zum Willkommen einander am Handgelenke beriechen *).

Ein bei allen brasilianischen Wilden vorkommendes Symbol ist, dass der Herr einer Hütte, und, wenn sie von mehreren bewohnt wird, diese alle, den Fremden in der Hangmatte liegend empfangen. Sobald sie Jemanden auf ihre Hütte zukommen sehen, eilen sie, sich niederzulegen; und oft geschieht dies auch von der

---

*) Die alten Peruaner hielten Wetterleuchten, Donner und Blitzstrahl (Illapa) für Diener der Sonne, und einen Ort, in welchem es eingeschlagen hatte, für gleichsam gebannt und unheimlich. Sie vermauerten solche Gemächer. Garcilaso. L. II. c. 1. p. 33. c. 23. p. 62.

**) Pallas, Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reiches. 1776. I. S. 266.

***) Spix und Martius Reise, III. S. 1216.

***) Sellow, bei Maximilian Prinz von Wied, Reise nach Brasilien. I S. 332.

gesammten übrigen Familie, so dass der Eintretende allein aufrecht steht, bis ihm Platz am Feuer, oder in einer besondern Hangmatte angeboten worden, welche man der des Gastfreundes gegenüber aufhängt. Ohne Zweifel will der Indianer hier sein unbestrittenes Haus- und Schutzrecht beurkunden. Diese Rechtsgewohnheit scheint einen gemischten Grund zu haben: theils die Furcht, dass man ihm ein Eigenthumsrecht abstreiten möge, theils das Wohlwollen, womit er dem eintretenden Fremden allen Schutz der Hütte zusichert, über welche er gebietet. Ist der Fremde, gewöhnlich durch ein stilles Zeichen, eingeladen worden, am Mahle Theil zu nehmen und hat ihm der Hausvater wohl gar seine brennende Cigarre überreicht, so ist die Gastfreundschaft förmlich gewährt, und sie wird niemals gebrochen. Wird aber der Eintretende nicht auf diese Weise empfangen, so mag er sich auf das Schlimmste gefasst machen. Botschafter eines fremden Stammes gefährden oft Verletzung ihres Gastrechtes, wenn sie unangenehme Nachrichten bringen.

Die Mehrzahl der mir bekannt gewordenen Rechtssymbole scheint dem Völkerrechte dieser Menschen anzugehören. Sie können zum Theile mit ähnlichen des classischen und germanischen Alterthums verglichen werden. Dahin gehört die, auch bei den Floridanern und Caraiben herrschende Sitte, den Krieg anzukündigen, indem man Pfeile oder Wurfspiesse auf das fremde Gebiet wirft, oder an den Grenzen in die Erde steckt. Der Anführer der Juris versicherte mich, dass ich auf der Reise von seinem Dorfe zu den Miranhas, in Begleitung seiner Leute, nichts Feindliches zu befahren haben würde, weil jene Nachbarn den an der Grenze aufgesteckten Speer wieder weggenommen hätten. Hier wiederholt sich der uralte Gebrauch des angebrannten blutigen Speers, den die Römer als Kriegserklärung auf feindliches Gebiet warfen*). Freilich ist eine solche offene Kriegserklärung nicht häufig unter den Wilden, deren feiger und

*) Livius I. c. 32. Virgil. Aen. IX. V. 52. 53.

hinterlistiger Charakter vorzieht, die unvorbereiteten Feinde zu überfallen. — Die Krieger der Mundrucûs verpflichten sich zu dem Kriegszuge durch eine Kerbe, welche sie in ein, von dem Oberbefehlshaber von Hütte zu Hütte gesendetes Kerbholz schneiden. Keiner, der sich dadurch als zum Feldzuge bereit erklärt hat, wird diesem symbolischen Versprechen untreu werden. Vielleicht hat die Umhersendung eines solchen Kerbholzes, das an den durchs Land geschickten Aufrufspeer der Skandinavier und Hochschotten erinnert *), nur zum Zwecke, dass der Häuptling die ganze Zahl seiner Mannschaft erfahre. Es ist diess der Span (la buchette) **), welcher bei den Irokesen umhergeschickt, und von den Kriegern als Zeichen des angenommenen Aufgebotes mit Federn, bunten Schnüren u. d. gl. verziert wird — Das Calûmet ***), eine grosse, mit Federn und Haaren verzierte, steinerne Tabakspfeife,

---

*) Jac. Grimm, deutsche Rechtsalterthümer. S. 164. Vergl. auch S. 174.

**) Lafitau, Moeurs des Americains II. p. 185.

***) Lafitau, a. a. O. 314. seq. — Von zwei andern symbolischen Gerätschaften der Nordamerikaner, dem Wampum und dem Tomahawk, habe ich in Brasilien keine Spur gefunden. Der Wampum ist ein aus kleinen Seemuscheln zusammengesetztes Band oder ein Gürtel, welcher, wie die Quippos der alten Peruaner, durch verschiedene Zeichnung und Färbung verschiedene historische und völkerrechtliche Acte bezeichnet, bei Transactionen von einem Stamme dem andern mitgetheilt wird, und bei der Abschliessung eines Vertrags von beiden Contrahenten berührt wird. (Long, Voyages and Travels p. 46.). Den Quippos der Peruaner (Nudos der Spanier, Gedenkknotenstricken aus bunten Federn, Steinchen und Maiskörnern, Acosta L. VI. c. 8. pag. 410.) ähnliche Stränge sollen übrigens bei den Uerequenas am obern Rio Negro üblich sein. (Martius, Reise III. 1302.) — Der Tomahawk oder das Kriegsbeil wird beim Beschlusse eines Kriegs erhoben, und im Tanze umhergetragen. Er enthält bisweilen frühere Kriegsvorfälle in sinnbildlichen Figuren eingeschnitten, und ist vielmehr einer Fahne, als der Kriegskeule (Tamarana der Brasilianer, dem Butu der Caraiben) zu vergleichen, auf welcher übrigens allerlei Zeichen eingegraben werden, ob mit symbolischer Bedeutung, ist mir unbekannt.

welche die nordamerikanischen Wilden angezündet als Zeichen des Friedens oder Krieges anbieten, und bei ihren Versammlungen von Mund zu Mund gehen lassen, erscheint, wenngleich minder ausgebildet, auch bei den Urbrasilianern. Sie rauchen bei ihren Versammlungen aus einer grossen Cigarre, die herumgegeben wird, und ein Symbol des Friedens und Vertrauens ist. Die angebotene Pfeife nicht annehmen, wird nicht blos als Beleidigung, sondern als offene Erklärung feindlicher Gesinnung betrachtet. Dem fremden Ankömmlinge wird sie bisweilen durch den Pajé dargebracht, der mittelst gewisser Gauckeleien, vorzüglich Anräuchern und auf die Seite Spucken, entweder einen Bann zur Vertheidigung des Fremden oder eine Reinigung desselben vorzunehmen scheint. — Ob der Häuptling der Miranhas, welcher von einem Zuge auf Gefangene zurückkehrend, mir ein auffallend gestaltetes Farnkraut (Schizaea pacificans) mit ernsthafter Förmlichkeit überreichte, dadurch ein anerkanntes Rechtssymbol ausübte, wage ich nicht zu sagen.

Wenn eine ganze Gemeinschaft einer andern Friede und Freundschaft anbieten will, so kommt eine Gesandtschaft, festlich geschmückt, mit besonders zierlichen Waffen, welche, nach allerlei Tänzen und langen Reden, dem Häuptlinge in die Hand gegeben werden. Die Cajapós, Guaycurûs, Mundrucûs und viele andere Stämme, mit welchen sich die portugiesische Regierung in förmliche Friedensunterhandlungen eingelassen hat, pflegten die Anerkennung der Oberbothmässigkeit „des grossen Häuptlings" (Rea oder Tupixava açú) durch Uebergabe schön geschnitzter Bögen und Pfeile anzudeuten.

Ein Symbol, das man bei den meisten rohen Völkern findet, ist das Sichniederwerfen der Gefangenen, indem sie den Fuss ihres neuen Herrn auf ihr Haupt setzen. Weiber und Kinder der Juris habe ich auf diese Weise selbst der Frau des besiegenden Häuptlings ihre Unterwerfung anzeigen sehen. Die besiegten Tupis deuteten

ihre Unterwerfung dadurch an, dass sie die Waffen wegwarfen und die Hände auf den Kopf legten. — Von der symbolischen Verwahrung des Eigenthumsrechtes durch Umgebung mit einem Baumwollenfaden ward schon oben gesprochen. — Unter vielen Völkerschaften ist ein Namenwechsel der Individuen bei manchen Anlässen im Schwange; ich weiss jedoch nicht, ob hier irgend ein Rechtssymbol zu Grunde liegt. Von den alten Tupinambazes wird berichtet *), dass der Krieger nach Erschlagung eines Feindes sich von dieser Heldenthat einen Namen selbst ertheilte **), indem er zugleich sich mit einem scharfen Zahne eine tiefe Ritze in die Haut machte, die mit Farbe ausgefüllt wurde. Ganz Aehnliches finden wir in Nordamerika bei der Aufnahme eines Chippeway in die Reihen der Krieger ***).

Höchst seltsam sind die mancherlei Gebräuche, unter welchen die Emancipation der Jünglinge vorgenommen wird. Vielleicht liegen ihnen ebenfalls ursprünglich gewisse Rechtssymbole zum Grunde. Hauptsächlich soll der Jüngling Muth, Unerschrockenheit, Standhaftigkeit in Ertragung von körperlichen Schmerzen und Nationalhass gegen die Feinde des Stammes erproben †). Bei den Passés wird der Sohn des Häuptlings von diesem als waffenfähig erklärt, nachdem man ihm mit einem scharfen Zahne, oder mit dem Schnabel eines Sperbers eine lange Hautwunde auf der Brust beigebracht hat. Diese Ceremonie erinnert an die Weise, in welcher der Sohn des caraibischen Häuptlings seine Sporen verdient. Der Vater zerschmettert nämlich auf dem Kopfe des Sohnes den Schädel eines

*) Noticia do Brazil. S. 298.

**) Gleiches gilt von den Caraiben. Rochefort II. S. 614. Bei den Indianern von Darien erhielt er den Namen Cavra, welches Wort desshalb mit der Benennung der Cavres oder Caveres, einem Volksstamme der Gujana zu vergleichen wäre. Bedeutet es vielleicht Sieger?

***) J. Long, Voyages and travels. S. 45. fll.

†) S. Spix und Martius, Reise. III. S. 1320., von den Mauhés.

Raubvogels und gibt jenem das Herz des zerrissenen und zermalmten Thieres zu essen *).

Der Kreis von Geschäften, in welchen der Urbewohner Brasiliens seine persönlichen Rechte gegen Andere, die nicht zur Familie gehören, geltend machen könnte, ist sehr beschränkt. Als hierher gehörig sind vorzüglich die rohesten Spuren eines Jagdrechtes anzuführen. Gewöhnlich geht jeder Jäger einzeln für sich auf die Jagd. Das von ihm erlegte Wild wird nicht als sein, sondern als der Familie Eigenthum betrachtet. Demgemäss hält sich auch der Jäger nur ausnahmsweise verpflichtet, die Beute selbst nach Hause zu bringen; er verbirgt daher das Wildpret im Walde, und überlässt es der Frau, den Alten und den noch nicht mannbaren Kindern, es von der bezeichneten Stelle nach Hause zu holen. Treffen mehrere Jäger zusammen, wenn eben ein Wild erlegt worden, so hat nur der Erlegende Anspruch darauf; doch erhält oft ein Anderer Theil an der Beute, unter der Verpflichtung, sie nach Hause zu schaffen. Der Jäger darf sich keiner fremden Waffen bedienen; besonders behaupten diejenigen Wilden, die mit dem Blasrohr schiessen, dass dieses Geschoss durch den Gebrauch eines Fremden verdorben werde, und geben es nicht aus ihren Händen. Nicht selten verstopft Einer dem Andern das Blasrohr, um ihn im Erlegen von Wild zu hindern, das somit ihm selbst zu Gute kommen könnte. Gemeinschaftliche Jagden werden gegen gefährliche Raubthiere, wie die Onze, oder in der Absicht angestellt, Vorräthe einzusammeln. Man pflegt vorzugsweise Affen und Zugvögel, in grösserer Menge, zu erlegen, auszuweiden und am Feuer zu trocknen. Die Theilung geschieht bei der Heimkehr von solchen, oft mehrere Wochen lang dauernden Expeditionen gleichheitlich. Demjenigen, der das Pfeilgift liefert, kommt dafür eine besondere Vergütung zu. Wenn Schlingen gelegt werden, wird der

*) Du Tertre a. a. O. II. S. 377.

Diebstahl des darin gefangenen Wildes als ein besonderes Verbrechen angesehen, und darüber vor dem Häuptlinge Klage geführt. Dieser übt übrigens für sich keinen Wildbann aus, und allgemeine Jagden in dem Reviere werden von der ganzen Gemeinschaft an verabredeten Tagen angestellt. Dass dies innerhalb der vertragsweise zwischen einzelnen Horden bestimmten Grenzen geschehe, ist bereits erwähnt worden. Unter den Botocudos werden Eingriffe in diese Jagdgerechtigkeiten durch einen Zweikampf mit grossen Prügeln ausgeglichen, an welchem mehrere Glieder von jeder Parthei Theil nehmen *). — Die Fischereien werden häufig gemeinschaftlich angestellt, und man versteht sich über die Vertheilung der Beute um so eher, als diese meistens sehr gross ist. War man so glücklich, einen Lamantin, Delphin oder ein grosses Krokodil zu erlegen, so nehmen meistens alle Familien der Hütte, ja des ganzen Dorfes, Theil an der Beute, welche ohnehin von einer Familie nicht so schnell verzehrt werden könnte, als sie verderben würde.

Gehen wir von diesen, nur wenig entwickelten persönlichen Rechten noch weiter zurück, bis auf die gemeinschaftliche Quelle, woraus dieselben, und überhaupt alle rechtlichen Verhältnisse der Einzelnen, wie der Familien und der Gemeinschaften, ursprünglich hervorkommen, — so finden wir, wenn auch nicht, wie bei civilisirten Völkern, eine Ehe, doch eine regelmässige Verbindung beider Geschlechter; wir finden Rechte und Pflichten der Gatten, der väterlichen Gewalt und verschiedener Verwandtschaftsgrade. Es ist ein Vorrecht der menschlichen Natur, die Grundlage aller Gesellschaft auf dem Gebiete des Gefühls und der Liebe zu erbauen; und so unentwickelt auch alle geselligen Verhältnisse bei diesen, theilweise fast thierisch rohen Indianern sein

*) Maximilian Prinz von Neuwied, Reise II. p. 42.

mögen, haben sie doch auch einen erhabenen, auf Neigung und Wahl gegründeten Ursprung.

Wir können jedoch diese Verbindung weder als ein religiöses, noch als ein bürgerliches Bündniss ansehen. Sie wird ohne irgend eine religiöse Weihe geschlossen; das geistige oder gemüthliche Bedürfniss ist dem leiblichen vollkommen untergeordnet, und die Wahl geht nur einseitig immer vom Manne aus*). Eben so wenig kann sie auch, bei der Bildungsstufe dieser Menschen überhaupt, als ein bürgerlicher Vertrag betrachtet werden; und die durch sie den Gatten gegenseitig gegebenen und erworbenen Rechte können nur von diesen selbst gewahrt, oder wieder aufgegeben werden. Bei allen Schicksalen dieser häuslichen Verbindung bleibt die Gemeinde gleichgültig und unbetheiligt. Horde oder Stamm hört keine Klage der Gatten an, gibt keinem der beiden Theile Gewährschaften für die Dauer ihrer Verbindung, und sichert keine Rechte. Es ist in dieser Beziehung ganz gleichgültig, wie und bis zu welchem Grade die Rechte und Pflichten des einen Theiles gekränkt, oder vernachlässigt worden sein mögen: die Gemeinde nimmt niemals hievon Kenntniss, und wenn es zu Streit und zu einer richterlichen Entscheidung kommt, geschieht dies nur, sofern sich Verwandte und Freunde für oder gegen einen Gatten erklären und den Streit zu dem ihrigen machen. Da sich also diese, der Ehe analoge Verbindung, als solche, dem richterlichen Ansehen und Ausspruche des Häuptlings und der Gemeinschaft vollständig entzieht, erscheint sie in einer unbedingten, innerlichen Autokratie. Den Charakter dieser letztern aber begründet das natürliche Uebergewicht

*) Dass den Mädchen oder Frauen das Recht zustehe, sich einen Mann zu wählen, kommt zwar in Amerika, jedoch nur äusserst selten vor. Von den unter keines Caciken Herrschaft stehenden Ortschaften (Pueblos de Behetria) in Nicaragua berichtet Gomara (p. 263. b.), dass die Mädchen sich aus den, bei Festmahlen vereinigten Junggesellen ihre Männer auswählten.

des Mannes, welcher die Schicksale des Weibes vollständig bestimmt und beherrscht. Dieses wird gewählt, von den eigenen Aeltern ohne Selbstständigkeit, Bedingung und Gewährschaften vergeben, von dem Manne aber ohne Vertrag übernommen. Somit wird faktisch das Weib die unterworfene Dienerin, die Sclavin des Mannes, eine Erniedrigung, die dem übrigen rohen Zustande der Urbrasilianer entspricht. Gezwungen müssen die Weiber allen Geschäften des Ackerbaues und Haushaltes vorstehen, willenlos sich jeder Laune und Willkühr des Mannes fügen.

Monogamie ist bei weitem vorherrschend. Sie scheint in dem trägen Temperamente der Männer begründet. Die Abkömmlinge der alten Gojatacazes, die Mundrucûs und überhaupt die meisten Indianer nehmen nur Eine Frau, mit der Befugniss, sie wieder zu entlassen, und eine andere dafür aufzunehmen; was jedoch bei den letztern nur selten geschieht *). Bei den kräftigen und äusserst rohen Botocudos nimmt ein Mann gewöhnlich mehrere Weiber, so viel er deren ernähren kann. Ihre Zahl soll bisweilen bis auf zwölf anwachsen **). Auch viele andere Stämme, vorzüglich im nördlichen Theile des Landes, wo eine heissere Sonne das Temperament mehr zu entwickeln scheint, leben, nach Laune und Bedürfniss, in einer ungeregelten Polygamie. Gewöhnlich sind es die mächtigeren Männer, insbesondere die Häuptlinge, welche zugleich mehrere Weiber heurathen ***).

Das Ansehen und die Rechte dieser Weiber scheinen sich nicht gleich zu sein. Die Regelung häuslicher Geschäfte steht nicht oft der jüngeren und desshalb beliebteren, sondern gewöhnlich der

*) Prado a. a. O. p. 21.

**) Prinz Maximilian von Neuwied, Reise II. p. 38.

***) Auch bei den Caraiben herrschte ungeregelte Polygamie. Ein Caraiben-Häuptling auf St. Domingo hatte dreissig Frauen. Oviedo L. V. c. 3., Charlevoix, Histoire de l'isle Espagnole I. p. 159. — Ein Cacike in Esmaraldas hatte vierhundert Weiber. Gomara c. 72. p. 93.

ersten und ältesten unter den Frauen zu. Bei den Juris, Passés, Uainumás, Miranhas und vielen andern gilt diejenige Frau, mit welcher sich der Mann zuerst verband, als Oberfrau *). Ihre Hangmatte hängt der des Mannes am nächsten. Die Macht, der Einfluss auf die Gemeinde, der Ehrgeiz und das Temperament des Mannes sind die Gründe, nach welchen später noch mehrere Unterfrauen, oder Kebsweiber, bis zur Zahl von fünf oder sechs, selten mehr, aufgenommen werden. Mehrere Weiber zu besitzen, wird als Gegenstand des Luxus und der Eitelkeit betrachtet. Jede von diesen erhält ihre eigene Hangmatte, und gewöhnlich auch

*) Bei den alten Peruanern hatte ebenso nur eine Bettgenossin die Würde und Rechte der wahren Frau; die übrigen waren Concubinen. Jene ward als ächte Ehefrau erklärt, indem der Bräutigam ihr die Otaja, eine Art Pantoffel, anlegte, welcher, wenn die Braut Jungfrau war, aus Wolle, ausserdem aus Stroh geflochten war. Acosta Lib. VI. c. 18. p. 428. Der Inca selbst hatte eine legitime Frau (Coya), Nebenfrauen aus dem Geblüte der Incas (Pallas), und endlich solche aus andern Familien (Mamacunas). Nur die Abkömmlinge aus den beiden ersten Frauen waren legitim und thronfähig. Garcilaso Lib. IV. c. 9. — In Darien hatten die Männer Ober- und Unterfrauen, die Söhne der ersteren waren erbfähig für das Cacikat, und die Oberfrau befahl den übrigen. Herrera Dec. II. L. 3. c. 5 p. 84. — Auch unter den polygamischen Caraiben galt eine Frau als Oberfrau. Oviedo L. V. c. 3. p. 49. a. — Eben so in Nicaragua. Die Oberfrau ward daselbst unter einer Ceremonie genommen. Der Priester nahm die Brautleute bei den kleinen Fingern, (eben so fasst der hindostanische Bräutigam die Braut am kleinen Finger: Sonnerat. I. p. 81.), und sperrte sie unter gewissen Anreden in ein Zimmerchen. Wenn das dort angezündete Feuer erlöschte, war das Paar verheurathet. Gomara c. 206. p. 263. b. Wer neben der ersten eine zweite Oberfrau nahm, ward verwiesen, und sein Gut der ersten gegeben. (Ebendas.). Bei den alten Cumanesen umtanzten singend Weiber die Braut, Männer den Bräutigam; beiden ward sodann das Haupthaar vorne abgeschnitten, und wenn man dem Paare sich die Hand reichen liess, war das Bündniss geschlossen, wodurch die Oberfrau dem Gatten verbunden war. Bei den Unterfrauen fand keine solche Feierlichkeit statt. Gomara c. 79. p. 102. b.

einen besonderen Feuerheerd, vorzüglich sobald sie Kinder hat *). Die älteste oder Oberfrau übt, häufiger Eifersucht und Streitigkeiten ungeachtet, ihren Einfluss in häuslichen Angelegenheiten oft sogar bis zu dem Grade, dass sie selbst, bei Abnahme ihrer körperlichen Reize, dem Gemahle jüngere Weiber zuführt. Alles dieses wird uns auch von den alten Tupinambazes berichtet **). Für die Erziehung der aus einem anderen Bette entsprungenen Nachkommenschaft pflegt diese Oberfrau nicht zu sorgen. Der Mann bleibt meistens bis in spätere Jahre von allen Frauen gefürchtet, und verschafft sich oft durch die äusserste Strenge gegen die weiblichen Intriguen einen, wenigstens scheinbaren, Friedensstand. Immer ist er Richter über alle Streitigkeiten seines Harems. — Diese Verbindungen werden in den meisten Fällen zwischen Gliedern desselben Stammes geschlossen; doch bemerkt man bei einigen kleineren Völkern am Amazonas und Rio Negro eine vorherrschende Neigung, sich Frauen aus andern, vorzüglich schwächern Stämmen, oft aus weiter Entfernung, zuzulegen. Diess geschieht namentlich in der Absicht, seinen Hausstand und sein Ansehen durch Verwandte der Frau, welche dieser nicht ungern folgen, zu vermehren. Dass weibliche Kriegsgefangene zu Kebsweibern angenommen werden, ist bereits erwähnt worden.

Bei den Guaycurûs und mehreren anderen Völkerschaften finden wir die seltsame Erscheinung, dass die Sprache der Weiber von der der Männer gänzlich, oder doch in einzelnen Worten verschieden ist ***). Dieses sonderbare Verhältniss ist bekanntlich zuerst bei

*) Bei den Caraiben auf den Antillen erhielt jede Frau eine eigene Hütte für sich. Rochefort a. a. O. I. S. 593. Diess ist bei den brasilianischen Wilden nicht der Fall. Bei den Tupis war es vielmehr Sitte, dass einige Familien in einem Hause wohnten, welches drei Ausgänge auf den Hof hatte.

**) Noticia, c. 152. p. 277.

***) Prado a. a. O. p. 28.

den Caraiben bemerkt worden und hat auf den Antillen, wo sie wohnten, die Sage verbreitet, dass sie, bei der Ankunft vom festen Lande her, die männlichen Ureinwohner vertilgt, mit deren Weibern aber sich fortgepflanzt hätten. Desshalb sollen dort die Weiber ihre Männer nie beim Namen nennen und nie sie beim Essen ansehen *). In jedem Falle dürfte jene Sprachverschiedenheit der Geschlechter auch bei den brasilianischen Völkerschaften von einem gemischten Ursprunge abzuleiten sein. — Weiberraub kommt nicht selten vor. Der Anführer der Miranhas, bei welchem ich wohnte, hatte seine Frau einem benachbarten Stamme geraubt. So sollen die Mundrucûs den Parentintins Mädchen und Weiber entführt, und dadurch Grund zu dem tödtlichen Hasse zwischen beiden Völkern gelegt haben; und die Tecunas rauben die, wegen ihrer schlanken Ebenmässigkeit berühmten, Schönen der Marauhás.

Ausser dieser gewaltthätigen Weise erwirbt sich der brasilianische Wilde seine Frau mit der ausdrücklichen Einwilligung ihres Vaters auf doppelte Art: durch Arbeit im Hause des Schwiegervaters; dies findet vorzüglich bei den grösseren, in ihren Wohnorten beständigen Völkern und Stämmen statt; oder durch Kauf. Der Jüngling widmet sich, wie einst Jacob bei Laban, oft mehrere Jahre hindurch allen Diensten und Verrichtungen im Hause des präsumtiven Schwiegervaters mit unverdrossener Emsigkeit. Er geht für ihn auf die Jagd und zum Fischfang, er hilft ihm die Hütte bauen, den Wald reinigen, Holz tragen, Kähne zimmern, Waffen machen, Netze stricken u. d. gl. Er wohnt zwar bei seinen Verwandten, weilt aber den ganzen Tag im Hause der gewünschten Braut **). Oft treffen hier mehrere Bewerber zusammen. Bei den

*) Rochefort, Histoire morale des Antilles, Tom. II. p. 143. fll. — Lafitau, Moeurs des Americains I. p. 55. — Labat, Voyage aux Isles de l'Amerique II. p. 95. — Vater, Mithridates III. Abth. II. p. 677.

**) Die Indianer von Quito haben dieselben Gewohnheiten. Sie nennen das

kleinen Völkern am Amazonenstrome geniesst er schon während dieser Zeit das sogenannte Busenrecht, wie dies unter vielen sibirischen Völkern der Fall ist *); bei andern herrschen hierüber strengere Grundsätze, und der Vater würde jeden Versuch auf die Blüthe der Tochter mit dem Tode strafen **). Ist der Liebhaber endlich so glücklich, die Einstimmung des Vaters zu erhalten, so nimmt er anfänglich einen Platz und eine Feuerstelle in der Hütte der Schwiegerältern ein, oder er bezieht sogleich eine eigene für sich, getrennt von den Aeltern. Bei den Guaycurûs bleibt der Schwiegersohn für immer im Hause der Aeltern; aber diese vermeiden von nun an mit ihm zu sprechen †). Bisweilen verdingt sich der Brautbewerber an die Familie einer fremden Horde, ja sogar eines fremden Stammes. Nach vollzogener Heurath bleibt er meistens unter demselben zurück: eine der Ursachen so vielfach gemischter Sprachen.

Die hier erwähnte, bei vielen Völkerschaften übliche, Erwerbungsweise der Frau bezieht sich vorzüglich auf die erste oder Oberfrau. Im Besitze dieser, verschafft sich der Indianer Unterfrauen

---

Zusammenleben der Unverheuratheten die Zusammengewöhnung: El Amannarse. Ulloa, Relac. hist. Parte 1. Tomo 2. p. 555.

*) Pallas, Reisen I. p. 305. (bei den Kalmücken); Lepechins Reisen I. p. 111. (bei den Tartaren), II. p. 92. ffl. (bei den Baschkiren).

**) Bei manchen Wilden in Nordamerika dient, nach Charlevoix, der Bräutigam, im Vollgenusse aller Rechte des Gatten, so lange im schwiegerväterlichen Hause bis eine Frucht dieser Verbindung geboren worden; dann trennt er sich und baut eine eigene Hütte.

***) Prado, a. a. O. p. 21. Diese seltsame Sitte, welche zwischen Schwiegerältern und Schwiegersohn fürs ganze Leben eine Scheidewand zieht, herrschte auch bei den Caraiben der Antillen. Wenn sich beide Partheien nothgedrungen sprechen mussten, wendeten sie das Gesicht ab, um sich wenigstens nicht zu sehen. Du Tertre, Histoire générale des Antilles. II. p. 378. — Bei den Grönländern bleibt das neuverehelichte Paar bei den Aeltern des Mannes und des letztern Mutter führt, so lange sie lebt, die Wirthschaft. Cranz I. 215.

oder Kebsweiber durch Geschenke, die den Schwiegerältern dargebracht werden. Es ist dies also die, in Asien und sogar in einigen osteuropäischen Ländern übliche Sitte, die Braut um Brautpreise zu kaufen*). Ist der Bewerber ein Häuptling, oder sonst von vermögendem Einflusse, so reicht oft schon die Bitte hin. Bei andern Völkerschaften wird auch die erste Frau durch Brautpreise erkauft. Wir finden diese Sitte, sich die Gattin durch den Kalym zu erkaufen, im Allgemeinen fast bei allen Völkern, welche in Polygamie leben, so wie bei jenen, wo die Weiber Sclavendienste thun müssen und desshalb die Geltung einer Waare erhalten. Es liegt daher nichts Befremdendes im Vorkommen dieser Rechtsgewohnheit bei den Urbrasilianern. Durch Gesetze, wie z. B. bei den Tartaren **), sind die Brautpreise nicht bestimmt, auch sind sie nichts weniger als beträchtlich, wie bei jenem reichen Hirtenvolke, wo Kameele, Pferde und Hunderte von Schaafen dem Vater eines vornehmen und schönen Mädchens dargebracht werden. Vielmehr sind diese Preise sehr gering und dem rohen Leben der einfachen Wilden angemessen. Eben so wenig sind die Rechte und Pflichten der Gatten nach verschiedenen Brautpreisen verschieden, wie wir dies, seltsam genug, bei den Malaien auf Sumatra finden ***). Bei den höchst ungebildeten Puris, Coroados und Coropôs †) bestehen sie lediglich in Wildpret und Früchten, und werden unmittelbar vor der Hochzeit, vielmehr wie ein Symbol, dass der Mann die Frau ernähren könne, denn als ein werthvolles Tauschgeschenk gegen die abzutretende Tochter des Hauses, überreicht. Bei höher civilisirten Stämmen besteht der Kalym in Waffen, Schmuck, Vorräthen von Mehl und getrocknetem Wildpret, in gewissen von den

*) Bekanntlich kennt auch das alte deutsche Recht den Brautkauf. Grimms d. Rechtsalterth. S. 612.

**) Lepechin, Reisen I. p. 111. fll. Pallas, Reisen I p. 305. fll.

***) Marsden, Beschreibung von Sumatra, p. 279. fll. 285.

†) Spix und Martius, Reise I. Theil. S. 387.

Europäern eingehandelten Gegenständen, insbesondere Eisengeräthen, endlich wohl auch in Pferden (wie z. B. bei den Guaycurûs *) oder in einem Sclaven oder einer Sclavin. Er wird gewöhnlich vor der Hochzeit, bisweilen nach und nach dargebracht. Mit diesen Geschenken hat der Bräutigam seine Verpflichtungen gegen das Haus des Schwiegervaters vollständig abgetragen **); von nun an braucht er diesem keine Dienste mehr zu leisten, und noch viel weniger verfällt seine mit dieser Frau zu erzielende Nachkommenschaft in Verbindlichkeit gegen die grossväterliche Familie, wie dieses in Sumatra der Fall ist, wo die Kinder von den Grossältern zur Freiheit ausgelöst werden müssen ***). Brautgeschenke sind nicht üblich; überhaupt kommt der Wille der Braut bei der ganzen Verhandlung nur soweit in Betracht, als sie ihn gegen ihren Vater geltend zu machen versteht, welcher ihr absoluter Herr ist. Verlöbniss unmündiger Kinder kommt nicht vor. Dem Anführer der alten Tupís ward bisweilen ein Mädchen zur Frau bestimmt, bevor sie mannbar geworden war. Jener nahm sie dann in seine Hütte zu sich, und erzog sie sich selbst zur Frau †).

*) Bei den Abiponen in Paraguay besteht der Brautpreis aus Glascorallen, vier Pferden, einem Kleide, einem Speer und mancherlei Hausgeräthe. Dobrizhof. Abipon. II. p. 214.

**) Wie bei den Hindus, wo der, bei der Uebergabe der Braut gegenwärtige, Bramine, und nach ihm der Schwiegervater erklärt: das Geld ist mein und die Braut dein. Sonnerat, Voyage I. p. 75.

***) Bei der „Ambel-Ana" genannten Eheverbindung, wo kein Kalym bezahlt wird, erzeugt der Sumatrane in dieser Weise Sclaven für das Haus des Schwiegervaters. Marsden a. a. O.

†) Noticia do Brazil p. 278. In dieser Beziehung stehen die brasilianischen Wilden im grellen Contraste mit den Parsi in Hindostan, den Javanern und vielen Negervölkern, bei welchen Heurathen oft schon zwischen unmündigen Kindern geschlossen werden; theils, damit sich despotische Fürsten nicht der Kinder bemächtigen können, theils, weil die Aeltern der jungen Braut bei dieser Gelegenheit Geschenke erhalten. Vergl. Meiners, im Göttingschen histor. Magazin. III. S. 764.

Eine andere, nicht sehr häufige, Art, sich die Frau zu erwerben, ist bei den Chavantes üblich *). Junge Männer, welche sich um die Hand der Schönen bewerben wollen, unterwerfen sich dem Ausgange eines Wettkampfes. Wer einen schweren Holzblock am weitesten tragen, oder im Laufe aufraffen und am weitesten werfen kann, führt die Braut heim. Seltsam finden wir zu solchen rohen Sitten Gegenstücke im griechischen Alterthume, wo sich die reizende Atalanta dem besten Läufer ergibt **).

Vorbedingung zur Ehe von Seite des Weibes ist nur sein entschiedener Eintritt in die Pubertät. Vor dieser Periode ein Bündniss zu schliessen, halten den Indianer vielfache Aberglauben ab. Ebendesshalb ist die Erklärung der sich gewöhnlich im zwölften Jahre ankündigenden Mannbarkeit ***) der Mädchen ein wichtiger, überall festlich begangener, Gebrauch. Man bemerkt ihn bei allen brasilianischen Völkerschaften unter mancherlei, oft höchst sonderbaren, Ceremonien, Casteiungen, Absonderung von der Familie, Einräucherung, Aderlässe, blutigen Einschnitten in die Haut, u. s. w. †). Bei den alten Tupís trug die Jungfrau zum Zeichen ihrer Mannbarkeit baumwollene Fäden um die Lenden und die Oberarme, welche sie bei Verlust der Blüthe wieder ablegen musste. Gleiches wurde mir als bei den Jurís, Coretûs und Coërunas üblich bemerkt.

*) Martius, Reise II. p. 574.

**) Herodot. Apollod. III. 9. 2.

***) Nach Garcilaso (L. III. c. 8.) pflegten die peruanischen Incas ihre Verwandtinnen nicht vor dem achtzehnten bis zwanzigsten Jahre zur Ehe zu geben. Sie verheuratheten die Glieder ihrer Familie unter einander, gaben Weiber zur Belohnung geleisteter Dienste, und jährlich schlossen die Caciken im Namen des Inca die Ehen der Heurathsfähigen ihres Districtes.

†) Eine vorzüglich harte Prüfung mussten die Töchter der vornehmen Indianer von Cumana überstehen: sie wurden zwei Jahre lang vor der Verheurathung eingesperrt gehalten, während welcher Zeit ihre Haare nicht geschnitten werden durften. Gomara c. 79.

Nur bei wenigen Nationen steht die Virginität der Braut in Achtung, so namentlich bei den Chavantes *), welche sie durch besondere Aufsicht, nicht auf die Mädchen, sondern auf die Jünglinge zu erhalten suchen. Die alten Tupinambazes legten eben so wenig Werth darauf, als die ehemaligen Bewohner von Cumana **), und als die meisten der gegenwärtigen Völkerschaften Brasiliens. Im Allgemeinen bilden die amerikanischen Urbewohner rücksichtlich dieser Angelegenheit einen auffallenden Contrast mit den asiatischen und slavischen Völkern ***). Nothzucht wird unter den brasilianischen Wilden, als Schimpf der Familie der Geschwächten, von ihr an dem Thäter gerächt †).

---

*) Martius, Reise II. p. 574.

**) Noticia do Brazil. S. 278. Gomara c. 79. Bekannt ist, dass auch in Peru nicht vorzugsweise die Jungfrauen zur Ehe gesucht wurden. Garcilaso L. II. c. 19. Pauw, Recherches sur les Americains II. p. 217. Die peruanischen Hetären (Pampayrunas) waren übrigens sehr verachtet. Weiber durften nicht mit ihnen reden, bei Strafe, öffentlich geschoren und für infam erklärt, und, wenn verheurathet, von ihren Männern verstossen zu werden. Garcilaso L. IV. c. 14. Inca Pachacutec hatte ein besonderes Gesetz gegen Jungfrauenschänder gegeben. Ebend. L. VI. c. 36. — Me acuerdo, de que in cierta parte de la provincia de Cartagena, quando casan las hijas, y se ha de entregar la esposa al novio, la madre de la moça, en presencia de algunos de su linagem, la corrùpe con los dedos. Cieça. c. 49. p. 133 b. — Von der Indifferenz der jetzigen Indianer von Quito gegen die Jungfrauschaft spricht Ulloa, Relacion Hist. del Viage etc. Parte I. T. II. p. 554. — Gleiches gilt von den nordamerikanischen Wilden. Carver. p. 246. — Hiemit contrastirt auffallend die Seltenheit des Umganges lediger Personen mit einander bei dem nördlichsten Volke amerikanischer Raçe, den Grönländern, wo eine Dirne es schon für eine Beleidigung ansehen würde, wenn ihr ein Junggeselle in Gesellschaft von seinem Schnupftabak anböte. Cranz, Hist. v. Grönl. I. p. 208.

***) Welche sogar Zeichen der Virginität erheischten (Michaelis, mosaisches Recht II. 143. ffl.) und noch verlangen (Sonnerat, Voy. I. p. 67. Georgi, Beschreibung der russischen Völker. p. 104).

†) Bei den alten Bewohnern von Nicaragua galt die Rechtsgewohnheit, dass,

Bei dem brasilianischen Wilden, der die männliche Würde nach dem Stoicismus in körperlichen Leiden bemisst, scheint eine gewisse Enthaltsamkeit von Seiten des Mannes als empfehlenswerth zu gelten. So nämlich möchte ich den Gebrauch mancher Stämme deuten, nach welchem der Bräutigam die Brautnacht getrennt von seiner Schönen, unter seinen Altersgenossen, die Waffen in der Hand auf der Wacht stehend, oder in der Hütte des Schwiegervaters, neben der Braut, doch ohne sie zu berühren, zubringen muss. Das erstere ist mir von den Mundrucûs erzählt worden, deren waffenfähige Jugend die Nächte in einer gemeinschaftlichen Caserne durchwacht *); das Andere wird von den Guaycurûs berichtet **). Bei manchen nordamerikanischen Wilden soll die Enthaltsamkeit der Neuvermählten noch viel längere Zeit gepflogen werden ***). Uebrigens dürfte kaum in der als rühmlich geachteten Enthaltsamkeit des Bräutigams jene seltsame Sitte ihren Grund haben, welche das Jus primae noctis dem Pajé verleiht. Sie gilt in Brasilien unter andern bei den Culinos †), bei den Jurís, deren Pajé sich mir ihrer rühmte, und bei den Passés, so wie bei den ehemaligen Bewohnern von Cumaná ††), und ist wahrscheinlich in

---

wenn die Geschwächte sich beklagte, der Thäter der Sclaverei verfiel oder Aussteuer entrichten musste. Der Sclave oder Diener, welcher sich mit der Tochter seines Herrn vergieng, ward mit ihr lebendig eingegraben. Comara. c. 206. p. 263. b.

*) Martius, Reise III. p. 1313.

**) Prado, a. a. O. p. 20.

***) Charlevoix, Journal d'un Voyage. V. p. 422.

†) Nach Spix, in dessen und Martius Reise, III. p. 1189.

††) Nach Gomara a. a. O. c. 79. p. 102. b. und nach Coreal, Voyages I. p. 11. und 140. — Nach ihnen hatten bei den Caraiben nicht blos die Pajés jenes Recht, sondern die Caciken erbaten es sich unter einander, und die Gemeinen suchten bei Jenen nach, dass sie es ausüben möchten. — Bei den Bewohnern der peruanischen Provinz Manta stand das Recht allen bei der Hochzeitsfeierlichkeit anwesenden Verwandten und Freunden des Bräutigams

dem, bei vielen rohen Völkern herrschenden Vorurtheile von der Unreinheit der Weiber gegründet. — Fruchtbarkeit ist keine besondere Empfehlung zur Verheurathung für Frauen und Mädchen, wie diess bei den Lappen, den Madegassen und vielen Negervölkern der Fall ist.

Brautwerbung wird von Seiten des Mannes immer ausdrücklich vorgenommen, bald allein, bald in Gesellschaft seiner Verwandten. Im letztern Falle begiebt sich der festlich geschmückte Zug gegen Abend mit Geschenken, vorzüglich mit Bananentrauben, vor das Haus des künftigen Schwiegervaters, und richtet da für die Nacht ein Trinkgelage und Tanzfest zu. Wenn der Vater der Geworbenen dabei erscheint, aus der Cigarre des angesehensten Verwandten des Brautwerbers einige Züge thut, und den Rauch gravitätisch in die Luft blässt, so hat die Bewerbung günstigen Erfolg gehabt. Der Vater übergiebt dann die Braut auf der Stelle, oder, nach besonderer Uebereinkunft, erst später an den Bräutigam.

---

zu. Garcilaso, a. a. O. L. IX. c. 9. p. 312. Diese Rechtsgewohnheit erinnert an Gleiches, was Herodot L. IV. c. 173. von den Nasamoniern, einem africanischen Volke, berichtet, und an die Prostitution der Weiber bei den Babyloniern, (Herodot I. c. 189., Strabo, Editio Tzschuke Vol. VI. p. 283. L. 16. c. 1. §. 20. und Vol. V. p. 138. L. XII. c. 3 §. 36. Vol. V. p. 17. L. XII., c. 1. §. 3.) und der Bewohnerinnen von Byblos (Lucian, de Dea syria.) Wenn jener Sitte ursprünglich auch ein religiöser Grund unterlag, scheint sie doch später in eine zügellose Freiheit der Weiber übergegangen zu sein. Curtius L. V. c. 5. Eben so möchte vielleicht die freche Ungebundenheit bei den Peruanern Rest eines ehemaligen Dienstes sein. — In Nicaragua, (einem von Mexico aus bevölkerten und in seinen Sitten zum Theil damit übereinstimmenden Lande, Gomara c. 207. p. 264. b.) war es den Weibern während gewisser Feste erlaubt, sich mit andern Männern einzulassen, Gomara c. 206. p. 263. b., und der Bräutigam überliess das Jus primae noctis oft dem Caciken. Ebendas. In andern Gegenden der Tierra firme übernahmen jenes Recht Freunde und Verwandte. Pedro de Cieça c. 49. p. 133. b.

Die Mitgift der Braut besteht blos in den Reichthümern ihrer Toilette: in Hals- und Ohrengehängen von Muscheln, Saamen, Glasperlen u. s. f., in Schminkschälchen mit rother Rocou- und schwarzer Genipapo-Farbe; vielleicht auch in einigen Kleidungsstücken *). Bei den Guaycurûs bleiben der verheuratheten Tochter, gleichmässig mit den übrigen Geschwistern, die Rechte auf einen Theil der einstmaligen Verlassenschaft des Vaters an Pferden, Sclaven u. s. w. gesichert. Da die Völkerschaften am Amazonas solche Besitzthümer nur selten, oder gar nicht kennen, und die Gefangenen oft von dem Häuptlinge, nach dem Tode des Kriegers, dem sie zugetheilt worden waren, für sich in Anspruch genommen werden, so giebt es dort keine solchen Erbschaften zu Gunsten ausgeheuratheter Töchter. — Hochzeitsgeschenke werden weder von den Familiengliedern, noch von den übrigen Freunden und Stammgenossen, gegeben. Auch von einer Morgengabe weiss das Brautpaar nichts. — Die Hochzeitsfeierlichkeit ist ein grosses Trinkgelag, an dem oft mehrere hundert Personen Theil nehmen. Es wird immer im Hause oder Hofe des Mächtigeren und Reicheren von den beiden sich verschwägernden Familien gehalten, indem von allen Seiten Speise und Trank herbeigeschleppt wird. — Die brasilianischen Wilden pflegen manchmal auch bei Verheurathungen andere Namen anzunehmen; die genaueren Verhältnisse, unter welchen diess geschieht, sind mir unbekannt geblieben. Bei den Caraiben auf den Antillen nahmen beide Theile neue Namen an **).

Gewisse Heurathen werden für unerlaubt gehalten; doch sind die hierauf bezüglichen Rechtsgewohnheiten sehr verschieden bei verschiedenen Völkern und Stämmen. Im Allgemeinen gilt

*) Eben so, unter Andern, auch bei den Grönländern. S. Cranz, Histor. v. Grönland. I. p. 208.

**) Du Tertre a. a. O. II. p. 378.

es für schändlich, seine Schwester oder die Tochter des Bruders zu ehelichen. Die Sitten sind in dieser Beziehung um so reiner, je zahlreicher der Stamm ist. Bei kleinen, isolirt wohnenden Horden und Familien ist es sehr häufig, dass der Bruder mit seiner Schwester lebt. Als Volksstämme, welche hierüber sehr lockere Grundsätze hätten, wurden mir die Coërunas und Uainumás genannt. Beide sind bereits dem Verlöschen nahe. Im Allgemeinen lässt sich behaupten, dass Blutschande in allen Graden bei den zahlreichen Stämmen und Horden am Amazonas und Rio Negro häufig vorkomme. In den südlicheren Gegenden herrschen reinere Verhältnisse. Von den alten Tupinambazes wird berichtet, dass solche Verbindungen nur verstohlen unterhalten werden durften*). Die

*) Namentlich die Verbindung mit Schwestern, Tanten und Töchtern. Noticia do Brazil. p. 282. Hierin waren also die Tupis etwas mehr civilisirt, als die Caraiben der Antillen, bei welchen der Mann zu gleicher Zeit mit zwei Schwestern, und sogar mit Mutter und Tochter verbunden sein konnte. Du Tertre a. a. O. II. p. 378. — Bei den Indianern auf St. Domingo waren Heurathen nur im ersten Verwandtschaftsgrade verboten. Diese Caraiben glaubten, sie würden sterben müssen, wenn sie sich mit Mutter, Schwester oder Tochter verbänden. Oviedo L. V. c. 3. f. 49. Charlevoix a. a. O. I. p. 61. — In Peru hatten die Incas eheliche Verbindung von Verwandten im ersten Grade auf- und absteigender Linie bei Todesstrafe verboten, Acosta a. a. O. L. VI. c. 18. p. 428.; und gleiche Strafe war auf Blutschande mit Mutter, Grossmutter, Tochter, Enkelin und Schwester gesetzt. Ebendas. p. 428. Auch in der Familie der Incas waren, nach demselben Schriftsteller, Ehen zwischen Geschwistern unerlaubt, bis der Grossvater des Atahualpa seine Schwester heurathete. Dagegen berichtet der spätere Inca Garcilaso a. a. O. L. I. c. 21., dass Manco Capac Ehebündnisse mit Verwandten anempfohlen habe, sowie, L. IV. c. 9., dass von diesem Gründer der Dynastie an der jedesmalige Thronerbe sich mit seiner Schwester oder einer bis in den vierten Grad Verwandten vermählt habe, damit sich die Abkömmlinge der Sonne stets unvermischt auf dem Throne erhielten. Viel roher jedoch erscheint Alles nach dem Berichte von Gomara, c. 124. Dieser Schriftsteller, älter als die vorigen, sagt, dass in Cuzco Polygamie üblich gewesen, und dass die Soldaten (Gemeine) selbst ihre Schwestern geehlichet hätten.

Jaméos, ein Stamm am Amazonenstrome, dulden keine Verbindung zwischen Personen, welche zu ein und derselben Zunft gehören, wenn schon sonst keine wahre Blutsverwandtschaft zwischen ihnen aufweisbar herrscht, indem sie sich dennoch innerhalb der Grenzen jener Zünfte als die nächsten Blutsfreunde betrachten*). Diess ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in dem Leben so roher Völker, und scheint unabweislich auf eine edlere Gesittung in früheren Zeiten hinzudeuten.

Im seltsamen Gegensatze mit den verbotenen Verwandtschaftsgraden, stehen gewisse Zwangsehen. So ist es ein fast bei allen brasilianischen Wilden strenge geübtes Herkommen, dass nach dem Tode eines Gatten dessen ältester Bruder, oder, wenn kein solcher vorhanden wäre, der nächste Verwandte männlicher Seite, die Wittwe, und der Bruder der Wittwe deren Tochter heurathe**). Bei den Mundrucûs, Uainumàs, Jurís, Mauhés, Passés und Coërunas hörte ich von dieser Sitte. Sie wird auch von den alten Tupinambazes mit dem Zusatze berichtet, dass der Bruder oder nächste Blutsverwandte der Wittwe ein gesetzliches Recht auf seine Nichte hatte, sie schon bei Lebzeiten seines Schwagers zu sich nehmen, und für sich auferziehen konnte***). Wollte er sie nicht heurathen, so übte

---

*) Veigl, in von Murr's Reisen einiger Missionarien p. 72. — Die Irokesen und Huronen, welche in Monogamie leben, sind strenge, dagegen die polygamischen Algonquinen leicht in Beobachtung der Verwandtschaftsgrade. Lafitau a. a. O. I. p. 558. fll. Charlevoix, Journ. d'un Voy. V. p. 419. fll. — Unter den Grönländern lassen sich Geschwisterkinder, ja sogar Leute, welche einander nicht verwandt, aber als Adoptivkinder in einem Hause erzogen worden sind, selten in eine Heurath ein. Dagegen findet man, wenn schon selten, und stets verabscheut, Beispiele, dass ein Mann gleichzeitig zwei Schwestern oder die Mutter und die mit dieser zugebrachte Tochter heurathet. Cranz, Histor. von Grönland. I. p. 209.

**) Erinnert an die jüdische Leviratsehe. S. Michaelis, mosaisches Recht. IV. 57.

***) Noticia do Brasil p. 283., Thevet, bei Lafitau a. a. O., I. p. 557. Vasconcellos p. 81. — Die Caraiben der Antillen heuratheten ebenfalls vorzugsweise ihre Geschwisterkindsbasen, als ihnen von Rechtswegen zu-

er doch väterliche Gewalt über sie aus, und konnte sie einem andern Manne nach Gutdünken zur Ehe geben. Ohne Zweifel ist die Häufigkeit von Verbindungen zwischen so nahen Verwandten ein Grund der physischen Verschlechterung, und noch viel mehr der geistigen Verkümmerung dieser rothen Raçe.

Die bisher angeführten Verhältnisse erweisen schon hinreichend, dass in dem der Ehe vergleichbaren Bündnisse der Wilden auf Seite des Mannes statt Rechtes unbedingte Macht und Willkühr gilt, und dass dagegen der Zustand des Weibes ein durchaus leidender ist. Demgemäss verfügt der Gatte sogar über den Leib seiner Frau. Die Berichte mancher Reisenden, dass der amerikanische Wilde seine Tochter, ja sogar seine Gattin zum Zeichen der Freundschaft oder aus Eigennutz den Umarmungen seines Gastes anbiete, sind, so oft man auch an ihrer Wahrhaftigkeit zweifeln mag, dennoch wahr. Jeder, der bis zu den rohen, mit Europäern noch wenig bekannten Stämmen im Innern des neuen Continentes vordringt, findet Gelegenheit, sich von einer unserm Gefühle so widerlichen Sitte zu überzeugen. Bei den kleinen Völkerschaften am Amazonas und Yupurá geschieht es bisweilen, dass der Gatte die Gattin gegen Lohn prostituirt, oder auf eine gewisse Zeit einem andern Manne überlässt. Bei allen brasilianischen Stämmen kann der Mann die Frau ohne Grund verstossen und dagegen eine andere Frau aufnehmen. Dem leidenden Theile steht es in allen diesen Verhältnissen nicht zu, bei dem Häuptlinge oder vor der Gemeinde Rechte geltend zu machen, und nur den Einfluss und die Dazwischenkunft der eigenen Familie kann er zu seinen Gunsten benützen. Bei den Miranhas und andern Völkerschaften darf der Gatte die Gattin verkaufen; dieser Fall kommt jedoch im Vergleiche mit

---

stehend. Rochefort a. a. O. II. p. 595. fll. — Du Tertre a. a. O. II. p. 377. Bei den Apalachiten sollen die Heurathen ausser der Familie für minder anständig gegolten haben. Rochefort ebendas. p. 330.

dem unter den Negern allgemein gültigen Rechte hier äusserst selten vor*). Die Begriffe von ehelicher Treue sind ziemlich gleichmässig bei allen brasilianischen Ureinwohnern ganz zu Gunsten der Männer. Diese sehen in der Schändung ihres Bettes einen persönlichen Schimpf, und rächen ihn gewöhnlich an beiden schuldigen Theilen, fast immer strenger bei dem Weibe als bei dem Manne**). Vielleicht haben die Männer im Allgemeinen mehr Grund zur Eifersucht, als die Weiber, welche von einem lebhafteren Temperamente beherrscht werden. Die angeborne, mit der ganzen Gemüthsart verschwisterte, Eifersucht der Männer bewaffnet diese als Richter in eigener Sache, und die schuldig Befundene, ja selbst die

*) Die Indianer von Darien, welche so viele Weiber nahmen, als ihnen gefiel, und dabei auf Gleichheit (des Ranges?) sahen, konnten sie verstossen, gegen andere vertauschen, und verkaufen, vorzüglich die unfruchtbaren (Gomara c. 68. p. 82. b.); Scheidung erfolgte bei ihnen, wenn Verdacht der Schwangerschaft zugleich mit den Regeln da war. (So wenigstens verstehe ich die Stelle: Embero es el divorcio y apartamiento estando ella con su camisa por la sospecha del prennado. a. a. O.) In Nicaragua wurden die Ehebrecherinnen verstossen, und erhielten ihre Mitgift zurück. Sie konnten nicht wieder heurathen. An dem Verführer rächte sich der Gatte durch die Faust, des Weibes Verwandte aber hielten sich für beschimpft. (Gomara p. 203. b.).

**) Aus den ältern spanischen Berichten ist nicht ersichtlich, ob die peruanischen Rechtsgewohnheiten eben so günstig für die Männer waren. Bei Gomara heisst es nur (cap. 124.), der Ehebruch werde bei den Indianern von Cuzco mit dem Tode bestraft; bei Acosta (L. VI c. 18. p. 427.), die Ehefrau werde eben so wie der schuldige Mann mit dem Tode gestraft; und selbst wenn der Mann verzeihe, trete eine, wenn auch geringere, Strafe ein. — Der peruanische Gesetzgeber Pachacutec gab ein eigenes Gesetz gegen Ehebrecher, das keines der beiden Geschlechter begünstigte. Garcilaso L. VI. c. 36. Bei den Indianern von Cumana erfolgte Verstossung nach dem Ehebruch, und der beleidigte Gatte suchte sich überdies an dem Verführer zu rächen. Gomara c. 79. — Auch das römische uud das alte deutsche Recht behandelt den Ehebruch des Eheweibes strenger als den des Ehemannes.

unschuldig Bezüchtigte, wird nicht selten von dem Manne mit dem Tode bestraft, ohne dass der Häuptling, oder die Gesammtheit hieran hindern könnte. Es gilt diess vorzüglich von den rohen Stämmen, den Muras, Purís, Coroados, Patachós, Aimorés u. s. w. Die Weiber der letztern sollen während der Abwesenheit ihrer Gatten zu einem andern Manne entweichen dürfen, der eben eine grosse Jagdbeute gemacht hat. Werden sie aber in Untreue ergriffen, so büssen sie meistens durch gewaltige Schläge oder Wunden, die ihnen in Arme und Schenkel geschnitten werden *). Ich habe eine Botocudin gesehen, welche wegen Ehebruchs von ihrem Manne an einen Baum gebunden, und durch zahlreiche Pfeilschüsse verwundet worden war **). Der rohe Zorn des Beleidigten wendet sich dann auch oft gegen den Mitschuldigen, in hinterlistigem oder offenem Angriffe; doch kömmt es nicht immer zur Tödtung. Bei andern Stämmen, insbesondere am Amazonenstrome, und bei den Mundrucûs und Guaycurûs wird die vom Weibe gebrochene eheliche Treue nicht so hart bestraft. Es kommt hier wohl auch bisweilen zu einem Ausspruche des Häuptlings, so ferne er von den Familien der Betheiligten angerufen worden. Will der beleidigte Gatte die Schändung seines Bettes durch den Tod rächen, so fügt er nicht selten Anklage auf Hexerei hinzu, worin er vom Pajé unterstützt wird. Der gemeinste Fall beim Ehebruch des Weibes ist die Verstossung desselben. Unmündige Kinder, besonders Mädchen, folgen der Mutter, doch gelten hierüber keine festen Bestimmungen. Den Weibern ist beim gegentheiligen Falle keine gleichmässige Appellation an den Häuptling oder an die Gemeinde gestattet. Meistens entziehen sie sich der Gemeinschaft des ungetreuen Gatten, indem sie zu ihren Verwandten zurückfliehen. Aus

*) Neuwied II. p. 38. Bei den Miamis in Nordamerika hat der beleidigte Gatte das Recht, der flüchtigen Frau die Nase abzuschneiden. Charlevoix, Voy. V. p. 420.

**) Reise in Brasilien. II. p. 480.

den angeführten Verhältnissen geht deutlich hervor, dass bei den Indianern von einer förmlichen, durch richterliche Dazwischenkunft ausgesprochenen Scheidung der Gatten nicht die Rede sein könne. Sehr häufig geschieht die Trennung unter gegenseitiger Verständigung und Einwilligung; ja bisweilen tauschen sich Ehepaare unter einander aus.

Gemeinschaft der Weiber ist eben so wohl als Polyandrie dem gesammten geistigen und leiblichen Zustande der Indianer zuwider; ich habe hievon nirgends eine Spur gefunden*).

Die grosse Abhängigkeit der weiblichen Ehegatten veranlasst sie, den Männern stets gefällig zu sein. Daher stammt das bei sehr vielen Stämmen im Schwange gehende Laster, die Leibesfrucht zu tödten. Bei den Guaycurûs ist es sehr häufig, dass die Weiber im Allgemeinen erst vom dreissigsten Jahre an Kinder zu gebären und aufzuziehen anfangen**). Wenn auch nicht als herrschende Nationalsitte, dennoch ziemlich häufig bemerkt man diese Unnatur und davon herrührende Körperleiden der Weiber bei mehreren Völkern am Amazonenstrome und Yupurá: den Juris, Uainumás und Coërunas. Die Guanâs am Paraguay sollen ihre neugebornen weiblichen Kinder lebendig begraben***). Auch das Aussetzen neugeborner Kinder durch die Mutter ist als Folge ihres tieferniedrigten Zustandes nicht selten. Es mag als Maasstab für das Elend dieser Unterwürfigkeit gelten, dass hier das Mutterherz selbst seinen innigsten Gefühlen entfremdet wird.

---

*) Sie scheint vorzugsweise nur dem Temperamente und den Sitten roher, ostasiatischer Völker zu entsprechen. Ihre älteste Spur finden wir vielleicht bei den alten Massageten. Herod. I. 216.

**) Prado, a. a. O. p. 21. Nach Azara, Voyage II. p. 116., sollen sie ihre Kinder bis auf ein Paar umbringen; und die Lingoás und Machicuyo sollen nur das letzte Kind am Leben lassen (?). Azara, a. a. O. d. 152. 156.

***) Azara, a. a. O. p. 93.

Dieselbe Gewalt, welche dem Manne, als dem stärkern, gegen seine Gattin zusteht, besitzt er auch über seine Kinder, in vollkommener Unbeschränktheit, ohne irgend eine Beaufsichtigung durch die Gemeinschaft. Doch dauert diese schrankenlose väterliche Gewalt nur so lange, als die Kinder unmündig von dem väterlichen Heerde abhängen*). In dieser Zeit darf sich der Vater, der übrigens den Kindern fast nur wie ein Fremder gegenübersteht, und sich wenig um sie bekümmert, jede Strafe und Willkühr gegen sie erlauben. Das Kind erhält gewöhnlich durch den Vater einen (von Verwandten, Thieren oder Pflanzen hergenommenen) Namen, sobald es aufrecht sitzen kann**), einen andern bei der Erklärung der Mannbarkeit (Emancipation); noch andere werden dem Manne nach Auszeichnung im Kriege, oft durch ihn selbst gegeben. (Bei denjenigen Stämmen, welche sich zu tatowiren pflegen, ist die Ertheilung eines neuen Namens zugleich mit einer Vermehrung der Tatowirung üblich: so bei den Mundrucûs ***). Die Erklärung der Mannbarkeit ist kein Act der väterlichen Ge-

---

*) Bekanntlich befreit nach deutschem Rechte den Sohn die Errichtung eines eigenen Haushaltes von der väterlichen Gewalt.

**) Bei den Passés ertheilt, nach Spix's Beobachtung (Reise III. p. 1186.), der Pajé dem neugebornen Kinde den Namen. — Die alten Peruaner gaben den Namen, wenn der Säugling entwöhnt wurde, dabei wurden ihm die Haare von den Verwandten der Reihe nach feierlich abgeschnitten. Garcilaso L. VI. c. 11. Vielleicht stammt hievon der Gebrauch der benachbarten Tecunas, dem Neugebornen die Haare auszureissen. Martius, Reise III. p. 1188. Ganz ähnliche Sitten rücksichtlich der Namensertheilung herrschten u. a. auch bei den Caraiben. Rochefort a. a. O. II. p. 611. ffl. Den Kindern wurden dabei auch die Lippen und Ohrläppchen durchbohrt, was ebenfalls bei vielen brasilianischen Völkerschaften geschieht. — (Das Abschneiden der Haare bei Kindern als eine Ceremonie kommt auch bei den Kalmücken vor. Pallas, Reise I. p. 305.)

***) Die Majorunas, welche ihr Antlitz durch Einschnitte und dgl. scheusslich entstellen, feiern die Durchbohrung der Lippen, Ohren und Wangen durch ein grosses Fest. Reise III. p. 1188.

walt, sondern geht eigentlich von der Gesammtheit aus, welche Zeuge der von dem Knaben abgelegten Proben ist. Jener Act fällt gewöhnlich in das vierzehnte oder fünfzehnte Jahr. Da sich der angehende Jüngling von nun an leicht selbst erhalten kann, und er dem väterlichen Hause wesentliche Dienste leistet, so erlischt allmälig die väterliche Gewalt über den Sohn; über die Tochter dauert sie, auch nachdem ihre Pubertät bereits erklärt worden, in aller Strenge so lange, bis sie sich derselben durch Verbindung mit einem Manne entzieht *). Der brasilianische Ureinwohner verkauft bisweilen seine Kinder, — leider muss ich es gestehen — viel öfter an Menschen weisser Raçe, als an solche von seiner eigenen Farbe. Die grosse, ja absolute Gewalt, welche der Vater über seine unmündigen Kinder ausübt, ist nichts als der Ausdruck physischen Uebergewichtes, während manche Völker des Alterthums, wie die Griechen,**) sie auf die erhabensten und reinsten Lehren einer strengen Sittlichkeit gründeten.

*) Bei den alten Peruanern galt die väterliche Gewalt bis ins 25. Jahr. In dieses Alter mussten auch die Jünglinge eingetreten sein, welche der Inca, oder in seinem Namen die Curacas, mit Frauen versorgten. Garcilaso L. V. c. 15. L. IV. c. 19. L. VI. c. 36. — Die Incas beschränkten die väterliche Aufsicht durch das Institut der Decurionen. Ein Hausvater hatte nämlich eine Art von Oberaufsicht über neun seiner Nachbarn; er leitete ihre Geschäfte als Fiscal und trat sogar als Richter in häuslichen Angelegenheiten auf. Er strafte die Kinder wegen Unarten, aber auch die Väter, wenn sie jene nicht genügend unterwiesen und erzogen hatten. Garcilaso L. II. c. 11. 12. Von dem Inca Roca — welcher die Kinderopfer verbot (L. IV. c. 13.) — wurden Schulen errichtet. L. IV. c. 19. L. VII. c. 10. Ein noch mehr ausgebildetes Erziehungssystem, in öffentlichen Pensionen, scheint bei den Mexicanern eingeführt gewesen zu sein. Acosta Lib. VI. c. 27.

**) Nach den von Romulus gegebenen Gesetzen hingegen durfte der Vater seine Kinder dreimal verkaufen, aussetzen, ja tödten. Dion. Halicarn. LII. c. 26. Die römische Potestas paterna war ganz analog der Gewalt des Herrn über den Sclaven.

Erziehung findet eigentlich von Seite der Aeltern nicht statt. Der Vater duldet die Kinder, die Mutter nützt sie. Sofern wir daher die väterliche Gewalt in dem sittlichen Principe, Kinder zur Humanität zu bilden, gegeben erachten, müssen hier ihre Grenzen sehr enge sein.

Ehrfurcht und Gehorsam sind den Kindern fremd. Das älterliche Verhältniss hat hier jene Heiligkeit verloren, welche in den edelsten Gefühlen der Natur begründet ist. Bei den Chinesen ist diese väterliche Gewalt die letzte und reinste Quelle, aus welcher alle staatsrechtlichen und bürgerlichen Verhältnisse hervorgehen; Liebe und Wohlwollen wird von hier aus über den ganzen Organismus der Gesetze verbreitet; und in dieser Beziehung kann man keinen schärferen Gegensatz, als den finden, in welchem sich, schon vom Principe aus, das Recht unter den Urvölkern Brasiliens und bei dem genannten asiatischen Volke entwickelt hat. Die schwache Ausdehnung der väterlichen Gewalt bei Jenen entspricht dem Mangel höherer Rechtsideen überhaupt. Schon dieser Zug in der Sittengeschichte beider Völker dürfte die Meinung derjenigen widerlegen, welche die rohen Bewohner America's für verwilderte Abkömmlinge aus dem fernen Osten Asiens gehalten haben. So gewaltig auch die Missentwickelungen chinesischer Einwanderer unter dem Einflusse einer ganz verschiedenen Natur sich hätten gestalten können, nimmermehr würden sie sich doch bis zu einem absoluten Gegensatze in Begriffen ausgebildet haben, worin wir die Grundlage aller geselligen, bürgerlichen und rechtlichen Verhältnisse erblicken.

Wohl schwerlich ist anzunehmen, dass die Weiber der brasilianischen Wilden mit der ehelichen Verbindung gewisse Verpflichtungen gegen den Gatten nach dessen Tode eingehen sollten, wie diess bekanntlich bei den Hindus so häufig der Fall ist. Von den Weibern der Caraiben auf den Antillen, der Wilden in Darien, und in Peru, von denen des Inca und der vor-

nehmern Häuptlinge wird berichtet, dass sie sich nach dem Tode der Gatten mit den Leichen lebendig begraben lassen mussten *); doch soll diess nur ausnahmsweise und nach ihrer eigenen Wahl geschehen sein. Auch bei den nordamerikanischen Wilden sollen sich Weiber und Sclaven eines Häuptlings, nachdem sie grosse Kugeln Tabak verschluckt, und sich dadurch in einen Zustand von Trunkenheit versetzt haben, zu Ehren ihrer Gebieter dem Feuertode widmen. Von diesen Opfern der Selbstverläugnung bietet keine brasilianische Völkerschaft Analogien dar. Das Wiederausgraben und Reinigen der Gebeine geliebter Todten **) und das Aufbewahren ganz oder stückweise in Mumien verwandelter Leichen eine Sitte, welche sich hie und da, so wie im übrigen America auch bei den Wilden Brasiliens findet ***), dürfte in keiner Weise mit Rechtsbegriffen in Verbindung stehen.

Auch zur Sorge für Kinder und Verwandte scheint das der Ehe analoge Bündniss unter diesen Wilden nicht zu verpflichten. Nicht selten erliegen die unmündigen Kinder dem Hungertode, oder sterben aus andern Ursachen unmenschlicher Vernachlässigung. Uebrigens findet sich bei den Urbewohnern Brasiliens keine Spur von Kinderopfern, welche nicht blos bei den Mexicanern, sondern auch bei den alten, ganz rohen, und jenen erstern

*) Hern. Oviedo L. V. c. 3. p. 48. b. Charlevoix, Histoire de St. Domingue I. p. 59. Herrera Dec. II. L. 3. c. 5 p. 84. Garcilaso a. a. O. L. VI. c. 5. p. 177. Nach dem Tode des Guaynacapac sollen mehr als tausend Personen in Todtenopfern getödtet worden sein. Acosta L. V. c. 7 p. 319. Die Wittwen trauerten ein Jahr lang, und verheuratheten sich nicht wieder. Acosta L. VI. c. 18 p. 427.

**) Bei den Indianern von Cumaná erhielt die Oberfrau den Schedel vom wiederausgegrabenen Skelete ihres Gatten. Gomara. p. 83. p 108. b.

***) Reise II. p. 692. III. p. 1319.

vergleichbaren Völkerschaften von Peru im Schwange gingen *). Ein gesetzlicher Unterschied zwischen den Kindern der Oberfrau und der Concubinen wird nicht gemacht; vielleicht sind sich alle gleich **). Von einer Art Vormundschaft über verwaiste Kinder findet man keine Spur. Oft sterben sie, nach dem Tode der Aeltern sich selbst überlassen, in grösster Vernachlässigung. Gewöhnlich werden sie von Nachbarn oder Verwandten aufgenommen. Der Häuptling hat keine Aufsicht hierüber. Auch gegen die Kranken und abgelebten Alten übernimmt der brasilianische Ureinwohner keine Verpflichtungen. Jene heiligen Bande, wodurch das menschliche Herz an eine frühere und spätere Generation geknüpft wird, sind hier ganz locker und unkräftig. Viele Stämme †) pflegen ihren eigenen Verwandten den Tod zu geben, so bald sie unbehülflich und ihnen lästig geworden sind, in der Meinung, dass

---

*) Garcilaso L. I. c. 11. p. 13. 14. Hier wurden Kinderopfer auch später, unter andern für die Genesung eines kranken Vaters, und bei der Einweihung des neuen Inca dargebracht. Acosta L. V. c. 19 p. 349.

**) Ein solcher Unterschied scheint auch in Peru zur Zeit der Incas nur rücksichtlich der Kinder aus dem reinen Geblüte der Sonnenabkömmlinge Statt gefunden zu haben; demgemäss die Bastarde nicht successions- und erbfähig waren. Garcilaso L. IV. c. 9. L. IX. c. 36. — In Darien wurden die Unterfrauen von den Söhnen der Oberfrau ernährt, wenn der Vater gestorben war. Herrera Dec. II. L. 3. c. 5. p. 84.

***) Z. B. die Majorunas, die Mundrucùs etc. Reise III. 1195. p. 1310. Unter den nordamerikanischen Wilden wird diese gräuliche Sitte bei den Huronen, Algonquins u. a. Stämmen, vorzüglich im Norden vom Lac Superior, bemerkt. Volney, Oeuvres VII p. 403. Nach dem Gesetze der Incas mussten die Alten, welche zu andern Geschäften untauglich waren, die Vögel aus den Feldern verscheuchen, und wurden dafür zugleich mit den Blinden, Stummen und Lahmen auf öffentliche Kosten erhalten. Garcilaso L. VI. c. 35. p. 217.

ohne Jagd, Krieg und Trinkgelage dem Greise nichts Erfreuliches mehr widerfahren könne. Bei den alten Tupis ward bisweilen ein Kranker, an dessen Aufkommen der Pajé zweifelte, auf dessen Rath todtgeschlagen, und — gefressen *).

Wenn Tödtung solcher abgelebten Familienglieder in den Augen der Menge nichts Schändliches und Verbrecherisches hat, darf man wohl erwarten, dass die Gemeinde als Gesammtheit ihre Rechte nicht beeinträchtigt hält, wenn es im Streite zweier Mitglieder zur Tödtung gekommen, oder wenn eine Feindschaft mit Mord endigt. In einem solchen Falle wird keine Strafe verhängt, sondern Rache an dem Thäter genommen; aber diess ist lediglich Sache der betheiligten Familie. Wir finden daher hier, wie bei vielen Völkern Indiens, ja sogar Europa's (den Sarden, Corsen, Bosniern, Wallachen u. s. w.), das Institut der Blutrache. Es ersetzt gewissermassen ein peinliches Gericht; aber sein Einfluss ist um so trauriger, als es Hass und Verfolgung durch Generationen verewigt; denn die Rachsucht des Indianers besänftigt sich nicht leicht. Auch ist es vielmehr dieses persönliche Gefühl, als der Begriff, dass die Vernachlässigung der Blutrache eine grosse Schande sei, was diese Gewohnheit in Uebung erhält. Wenn die Tödtung, welche Blutrache hervorruft, von einem Gliede derselben Horde oder desselben Stammes ausgegangen ist, so wird diese ohne weitere Dazwischenkunft der Gemeinschaft gesucht. Anders verhält es sich bei schweren Beleidigungen oder Tödtung durch Glieder einer andern Gemeinde oder eines andern Stammes. Dieser Fall wird fast immer als Angelegenheit Aller betrachtet, und in Versammlungen unter Vorsitz des Häuptlings erörtert. Da der Begriff der Blutrache unter den brasilianischen Wilden sehr herrschend und mächtig ist, so steht es bei der gemeinschaftlichen Berathung sogleich fest, dass sie genommen werden müsse; ob aber durch den einzelnen Betheiligten

---

*) Vasconcellos, Chronica. p. 87.

lediglich an dem Thäter, oder durch die Gemeinschaft an der ganzen Familie, oder selbst an dem Stamme, — diess ist Gegenstand der Berathung. Frühere Erfolge, Schwäche oder Macht des Stammes, Kriegslust oder Furcht der einzelnen Stammführer geben hier den Ausschlag. Meistens wird dahin entschieden, dass die Sache als Angelegenheit Aller zu betrachten sei, und dann beginnt Krieg, mit oder ohne vorausgehende Ankündigung.

Die nächsten Verwandten des Getödteten treten in jedem Falle als unmittelbare Rächer auf, sie suchen sich in dem Feldzuge hervorzuthun, und wo möglich den Thäter und dessen Familie mit eigener Hand umzubringen. Andere Verwandte und Freunde schliessen sich zu diesem Zwecke an. Während des Feldzugs zeichnen sich solche Bluträcher gewöhnlich durch schwarze Flecke aus, welche sie über ihren Körper anbringen. Manche scheeren sich die Haare ab. Vor dem Aufbruche gegen den Feind halten sie noch besondere Trinkgelage, wo sie die Tugenden des zu rächenden Verwandten in wilden Gesängen verkündigen. Am nächsten zur Blutrache verbunden werden die Söhne, die Brüder und Schwesterkinder erachtet. Sie auszuüben ist diesen Gewissenssache, und weder Furcht noch Schwierigkeiten irgend einer Art halten davon ab.

In dem hier bezeichneten Falle, da der Todtschläger einem andern Stamme zugehört, erstreckt sich die Blutrache meistens von dem Todtschläger auf dessen ganze Familie. Der Bluträcher verschont dann gewöhnlich kein Glied der feindlichen Familie, selbst Greise und Säuglinge nicht. Der Häuptling der Miranhas, bei welchem ich mehrere Wochen zugebracht habe, rühmte sich einer solchen That, und setzte hinzu, dass er die Hütte des Erschlagenen mit Allem, was darin war, in Brand gesetzt habe. Wie in diesem Falle wird die Blutrache immer ganz formlos, wie es die Umstände erlauben, und hinterlistig, oft in nächtlichen Ueberfällen, ausgeübt. Die Gemüthsart der Indianer beurkundet sich hier in ihrer ganzen finstern Stärke. Schlau und versteckt trägt er den

Groll oft Jahre lang mit sich, bis alle Gräuel einer thierischen Wuth, einer nach Blut lechzenden Rachsucht hervorbrechen, und der Feind oft unter den grausamsten Martern hingeopfert wird. Man berichtet, dass der Bluträcher dieselben Wunden zu schlagen suche, an welchen sein Verwandter gestorben. Er wird somit ein Zurückforderer des Blutes, wie der Goël der alten Hebräer. Nicht selten tödtet der Bluträcher, indem er den Erbfeind an einen Baum bindet und mit Messern und Pfeilen langsam zerfleischt. Der Gemarterte aber erträgt diese Qualen mit Standhaftigkeit, Todesverachtung, ja mit bitterm Hohn und Trotz, so dass schwer zu sagen ist, sollen wir mehr die fast übermenschliche Willenskraft in Ertragung körperlicher Leiden bewundern, oder mehr beklagen, dass ein menschliches Gemüth des Grades von Grimm und Hass fähig ist, bei welchem physische Schmerzen verschwinden.

Die Kriegsgefangenen der alten Tupinambazes und auch gegenwärtig vieler kriegerischer Stämme, wie der Apiacás, Mundrucûs, Mauhés, Majorunas, Marauhás, Araras, Aimorês u. s. w., sind als solche der Blutrache eines ganzen Stammes verfallene Opfer zu betrachten. Bei den Erstern wurden sie in enger Haft, an langen Seilen angebunden *), wohl verpflegt, ja sogar mit einer Beischläferin versehen, endlich aber, nachdem sie hinreichend gemästet wären, unter grimmiger Verhöhnung und Martern jeder Art erschlagen, um mit ihrem Leibe den Stoff zu einem Menschenmahle zu liefern **). Die Majorunas, Aimorês und Andere kommen auch

*) Die Irokesen und andere nordamerikanische Völkerschaften versichern sich der Gefangenen bei Nacht, indem sie sie ausgestreckt mit Stricken an Pfosten binden, die in die Erde geschlagen werden. Lafitau II. p. 262. ffl.

**) Noticia do Brazil c. 171 — 173. Vasconcellos L. I. p. 78. ffl. Die ausführliche Darstellung dieser Verhältnisse findet sich in Lery, Hans Stade, Thevet und den übrigen ältesten Schriftstellern über Brasilien. Die nordamerikanischen Wilden verbrennen ihre Gefangenen bei langsamem Feuer. Lafitau II. p. 274. ffl. — Die Mexicaner, die Indianer von Nicaragua und

jetzt mit diesen gräulichen Sitten überein. Von den andern, oben erwähnten und von vielen andern Völkerschaften, welche der Anthropophagie nicht mehr ergeben sein sollen, ist es doch nur zu wahr, dass sie ihre Blutrache an dem Feinde auf eine so frevelhaft raffinirte Weise ausüben *).

Wenn eine Tödtung durch ein Individuum derselben Gemeinschaft die Hinterbliebenen zur Blutrache aufruft, liegt es in der Macht des competenten Häuptlings, sie geschehen zu lassen, oder sie zu verhindern. Gewöhnlich mischt er sich nicht in diesen Privathandel, es sei denn, dass Freundschaft oder Verwandtschaft ihn der einen oder der andern Parthei geneigt machen. Auch kann er, wie jeder Andere, im Falle keine Verwandte da sind, die Sache zu der seinigen machen, und den Todtschläger verfolgen. Hierin scheinen keine bestimmten Rechtsgewohnheiten zu gelten, sondern Alles hängt von den besondern Umständen ab. — Vorzüglich bei den kleinern Horden und Stämmen nördlich vom Amazonas, deren Sitten etwas milder sind, und die wegen Schwäche der Gemeinschaft ein Menschenleben höher anschlagen, tritt der Häuptling nicht selten als Versöhner auf. Er leitet dann die Entrichtung einer Sühnebusse **) ein. Ich habe bei den Miranhas von zwei solchen friedlichen Ausgleichungen gehört. In dem einen Falle übergab der Todtschläger seine eiserne Axt, im andern zwei junge Gefangene, welche sodann an einen eben anwesenden Weissen verhandelt wurden. Die Bluträcher waren aber hier nur weitläufig

---

die Peruaner führten Kriege, um Gefangene für ihre Menschenopfer zu erbeuten. Siehe unter Andern Gomara c. 206. p. 264. (von welchem Schriftsteller wir immer die Ausgabe von J. Steels, nicht die gleichzeitige von M. Nucio, citirt haben).

*) Vergl. Martius, Reise III. p. 1310.

**) Bei den Indianern von Nicaragua konnte ein Sclave ungescheut umgebracht werden; wer aber einen Freien tödtete, musste Sühnebusse an dessen Sohn oder andere Verwandte zahlen. Gomara p. 264.

Verschwägerte des Getödteten, und es ist mir wahrscheinlich, dass keine Sühnebussen eintreten, wenn die Rache durch nahe Verwandte genommen werden soll.

Dass die Blutrache ganz formlos ausgeübt werde, haben wir bereits berührt. Der Goël sucht dem Verfolgten auf die ihm bequemste und sicherste Weise beizukommen, oft aus einem Hinterhalte, ohne zu wagen, sich im offenen Kampfe gegenüber zustellen. Weder der Häuptling noch sonst Jemand wird als Zeuge des Kampfes beigezogen. Die Formen eines Zweikampfes unter Aufsicht der Angehörigen von beiden Theilen sind unter diesen Wilden gänzlich unbekannt.

Der Krieg, aus dieser Quelle der Blutrache entsprungen, musste einen persönlichen Charakter haben. Ausserdem aber wird er gegenwärtig am häufigsten unternommen, um Sclaven zu erbeuten, welche an andere Stämme oder an Ansiedler portugiesischer Abkunft verhandelt werden *), oder um Gefangene zu befreien, seltener wohl, um den Feind aus dem Jagd- oder Fischerei-Revier zu vertreiben.

*) Das Verkaufen der amerikanischen Kriegsgefangenen an Ansiedler europäischer Abkunft hat um so tiefer auf die Gesittung der Autochthonen eineingewirkt, als es gleich nach Entdeckung der neuen Welt in Schwang kam. Die Spanier, welche auf den Antillen Anthropophagen von sehr unreinen Sitten antrafen, hielten sich für berechtigt, sie in Sclaverei zu führen. (Varnhagen Historia do Brazil. I. 34.) Auch die ersten portugiesischen Schiffsrheder, deren Hauptaugenmerk auf das Brasilholz gerichtet war, scheinen amerikanische Sclaven nach Portugal und in dessen afrikanischen Colonien, wo der Sclavenhandel seit undenklicher Zeit getrieben wurde, übergeführt zu haben. Die Regierung verbot es, aus Furcht die Amerikaner gegen die anfänglich schwachen portugiesischen Factoreien zu reizen. Nichts desto weniger finden wir (Varnhagen a. a. O. 431.), dass im J. 1511 ein Schiff neben 5000 Klötzen Brasilholz und lebenden Thieren, zumal Papageien, 36 Indianer beiderlei Geschlechtes überführte, von deren Werthe der König, wie vom Golde und den Negersclaven das Fünftel (o quinto) bezog.

Geringere Beleidigungen werden unmittelbar, nachdem sie zugefügt worden, gerächt, indem hier beide Theile zuerst mit Worten, dann thätlich an einander gerathen. Die meisten Streitigkeiten werden in der Trunkenheit begonnen, und auch durch das Faustrecht entschieden. Nur selten bringt der Besiegte seine Angelegenheit klagend bei dem Häuptlinge vor; denn es wird für schändlich gehalten, sich in solchen Dingen nicht selbst Genugthuung verschaffen zu können, und eine mächtige, gewandte Faust gilt als das gewöhnliche Auskunftsmittel. Hierin steht also der Urbrasilianer sogar hinter dem Grönländer zurück, welcher seine minder erheblichen Streitigkeiten vor der versammelten Gemeinde durch einen Gesang schlichtet, worin des Gegners Gebrechen und Fehler mit satyrischen Zügen lächerlich gemacht werden, so dass die Genugthuung für den Beleidigten aus dem Beifall entspringt, womit die Zuhörer seine geistige Ueberlegenheit anerkennen *).

Dieser Vergleich erinnert uns an dasjenige Volk, welches, das nördlichste von allen in Amerika, unter den Einflüssen einer äusserst kargen Natur lebt. Manches in dem Leben dieses Volkes scheint anzudeuten, dass es eine gewisse Schärfe des Urtheils entwickelt habe, welche man im Allgemeinen bei den südamerikanischen Wilden vermisst. Doch dürfte dieser, verhältnissmässig höhere, Grad geistiger Bildung vielleicht nur die Folge jener angestrengteren Uebung des Verstandes sein, wozu der Grönländer im Ringen mit seiner unwirthlichen Umgebung veranlasst worden. Uebrigens gilt auch von diesem, einer andern Raçe zugehörigen Polarvolke, was von allen übrigen Amerika's, dass ihm nämlich jene Erhellung und Erhebung des Geistes fremd ist, welche wir mit Recht als die Zierde und wesentliche Bestimmung unseres Geschlechtes anerkennen. Alle Urbewohner Amerika's stehen nicht blos auf einem Grade verwandter Bildung, sondern

---

*) Cranz, Histor. v. Grönl. I. p. 231.

vielmehr ist der gesammte geistige Zustand, worin sich ihre Menschheit spiegelt, namentlich ihr religiöses und sittliches Bewusstsein, diese Quelle aller übrigen inneren und äusseren Zustände, identisch, bei allen, wie immer auch die äussern Naturverhältnisse beschaffen sein mögen, unter welchen sie leben. Wenn also in den übrigen Welttheilen gleichzeitig und nebeneinander die verschiedenartigsten Stufen geistiger Entwicklungen und Hemmungen, — das bunte Resultat mannigfaltiger Geschichte, — dargestellt sind, liegt dagegen die ganze amerikanische Urbevölkerung in monotoner Geistesarmuth und Erstarrung vor uns, gleich als wären weder innere Bewegungen noch die Einwirkungen der Aussenwelt vermögend gewesen, sie aus ihrer moralischen Unbeugsamkeit zu erwecken und abzuändern. Der rothe Mensch beurkundet überall nur einerlei Geschick, er erscheint überall als Gegenstand einer gleichförmig armen Geschichte. Diess Verhältniss mag uns vorzüglich befremden, wenn wir eben die Vielartigkeit äusserer Einflüsse erwägen, denen er, der Bewohner von Ländern gegen beide Pole hin, und von da bis zu dem Erdgleicher, in Gebirgen und in Niederungen, auf Inseln wie auf dem Festlande, ausgesetzt ist. Mag man auch, und gewiss mit Recht, annehmen, dass geistige Kräfte sich im Kampfe mit einer stiefmütterlichen Natur stählen und vervielfachen, und dass dagegen in der lockenden Ueberschwenglichkeit der Umgebung ein stilles Gift liege, welches am Marke der Menschheit zehret, so müssen wir doch den Grund der Entartung der amerikanischen Urbevölkerung tiefer, als in dem Einflusse der sie jetzt umgebenden Natur, suchen. Nicht bloss in den heissen und üppigen Niederungen dieses Continentes, wo den Indianer eine verschwenderisch-wuchernde Natur umgibt, ist er zu thierischer Rohheit herabgesunken; auf den öden Klippen, in den kalten Wäldern des Feuerlandes hauset ein Geschlecht, in welchem wir die charakteristische Trägheit des Amerikaners zur entsetzlichen Geistesarmuth gesteigert sehen; und selbst auf den Hochebenen von Mexico, Cundinamarca

und Peru, wo eine heitere Frühlingsnatur waltet, geeignet, die Kräfte des Menschen in schönster Harmonie zu entwickeln, lastete einst, viele Jahrhunderte vor der Einwanderung spanischer Conquistadores, auf den Einwohnern dieselbe Rohheit, ein Zustand, aus dem sie die theokratischen Institutionen ihrer Reformatoren, eines Quetzalcohuatl, Bochica und Manco Capac, nur kümmerlich zu erheben im Stande waren *).

Doch ist dieser rohe und traurige Zustand ohne Zweifel nicht der erste, worin sich die amerikanische Menschheit befindet: er ist eine Ausartung und Erniedrigung. Weit jenseits, und getrennt durch ein tausendjähriges Dunkel, liegt eine edlere Vergangenheit derselben, auf die wir nur aus wenigen Ueberresten schliessen können. Colossale Bauwerke, in Ausdehnung den altägyptischen vergleichbar, wie die von Tiahuanacu am See Titicaca, welche die Peruaner schon zur Zeit der spanischen Eroberung als Reste einer viel älteren Bevölkerung, der Sage nach wie durch Zauber in Einer Nacht geworden, anstaunten **), und ähnliche Schöpfungen, welche in räthselhaften Trümmern hie und da über die beiden Amerikas zerstreut sind, geben Zeugniss, dass ihre Bewohner in entfernten Jahrhunderten eine gegenwärtig ganz verschollene Bildung und moralische Kraft entwickelt hatten. Nur ein Nachklang davon, ein Versuch, die längst entschwundene Zeit wieder zurückzuführen, begegnet uns in dem Reiche und in den Institutionen Montezumas und der Incas. Diese Reiche waren aber so wenig festgewurzeli tn dem Leben und in der Denkweise der entarteten Indianer, dass, unter Einwirkung der spanischen Eroberung, bevor noch vier Jahrhunderte verflossen, das ganze Gebäude jener theokratischen Monarchien wie ein Traum zerstoben ist. In Brasilien ist bis jetzt noch keine

*) So schildern Gomara, Cieça, Acosta, Inca Garcilaso u. A. die alten Bewohner von Mexico und Peru ausdrücklich.

**) Pedro de Cieça, c. 105. Inca Garcilaso L. III. c. 1. Ulloa, Relacion. IV. Resumen historico §. 34.

Spur einer solchen früheren Cultur entdeckt worden, und wenn sie hier geherrscht haben sollte, so müsste diess in einer sehr weitentfernten Vergangenheit gewesen sein. Dennoch scheint in dem Zustande auch der brasilianischen, sowie jeder andern amerikanischen, Bevölkerung ein Zeugniss anderer Art zu liegen, dass die Menschheit dieses, sogenannten neuen, Continentes keineswegs aus jungen Völkern bestehe, geschweige dass wir wohl gar für ihr Alter und ihre historischen Entwickelungen einen Maasstab in unserer christlichen Zeitrechnung annehmen dürften. Dieses unabweisliche Zeugniss legt uns die Natur selbst in den Hausthieren und Nutzpflanzen ab, welche den Uramerikaner umgeben, und einen wesentlichen Zug in seiner Bildungsgeschichte darstellen. Der dermalige Zustand dieser Naturwesen beurkundet, dass die amerikanische Natur schon seit Jahrtausenden den Einfluss einer verändernden und umgestaltenden Menschenhand erfahren hat. Auf den Antillen und dem Festlande fanden die ersten Conquistadores den stummen Hund *) als Hausthier und auf der Jagd dienend, ebenso das Meerschweinchen **) in St. Domingo in einem heimischen Zustande. Manche Vögelarten, wie der Puterhahn, das Jacamí, mehrere Hoccos u. dgl. ***) wurden in den Höfen der Indianer gezogen. Das Llama war in Peru schon seit undenklicher Zeit als Lastthier benützt worden, und kam nicht mehr im Zustand der Freiheit vor; ja sogar das Guanaco und die Vicunna scheinen damals nicht ganz wild, sondern in einer beschränkten Freiheit den Urbewohnern befreundet, gelebt zu haben, da sie, um geschoren zu werden, eingefangen, sodann aber wieder freigelassen wurden †). Wie alt der Umgang mit diesen Thieren war, geht

*) Perro gosque mudo, Oviedo L. XII. c. 5.

**) Dort Lori genannt, nach Oviedo L. XII. c. 4.

***) Humboldt, Essai sur la Nouv. Espagne. II. p. 451.

†) Inca Garcilaso, L. VI. c. 6. p. 179.

insbesondere daraus hervor, dass die Llamas von vielen Peruanern sogar als heilig verehrt wurden *). Wo immer wir sonst einen ähnlichen Thierdienst finden, geht er in eine graue Mythenzeit zurück. So ward auch das Idol eines Hundes von den Bewohnern der peruanischen Provinz Huanca verehrt, und Andere beteten die Maispflanze an **). Die Cultur dieser Pflanze, aus welcher die Peruaner auch Zucker bereiteten, ist uralt; man findet sie und die Banane, den Baumwollenstrauch, die Quinoa- und die Mandioccapflanze eben so wenig wild in Amerika, als unsere Getreidearten in Asien, Europa und Africa. Mancherlei Mythen schildern sie als eine Gabe guter Genien. So hat, nach einer Odjibwa-Sage, der fromme sinnige Jüngling Wunzh, während siebentägiger Fasten mit Mon-daw-min (so heisst die Pflanze), dem himmlischen Freunde der Menschen, gerungen, aus dem Grabe des Besiegten aber sie hervorsprossen sehen ***). Die einzige Palme, welche von den Indianern angebaut wird †), hat durch diese Cultur den grossen, steinharten Saamenkern verloren, der oft in Fasern zerschmolzen, oft gänzlich aufgelöst ist. Eben so findet man die Banane, deren Einfuhr nach Amerika geschichtlich nicht nachgewiesen werden kann, immer ohne Saamen. Man weiss aber aus andern Erfahrungen, welch' lange Zeit nothwendig ist, um den Pflanzen einen solchen Stempel von der umbildenden Macht menschlichen Einflusses aufzudrücken. Gewiss, auch in Amerika sind die dort

*) Derselbe L. I. c. 10. L. II. c. 19.

**) Inca Garcilaso L. VI. c. 10. p. 184. L. I. c. 10.

***) H. R. Schoolcraft, Algic Researches, New-York, 1839, I. 122. Longfellow, Hiawatha Canto V.

†) Guilielma speciosa Mart., in der spanischen Gujana Gachipaës, in Brasilien Bubunha oder Pupunha genannt. Sie erscheint gegenwärtig in einem sehr grossen Verbreitungsbezirke, dergleichen sonst die Palmen nicht haben, und ist in vielen Gegenden das wesentlichste Nahrungsmittel der Ureinwohner. In der Sprache von Chile bedeutet Pupun überhaupt das Fleisch einer Frucht.

heimischen Nutzpflanzen der Menschheit seit undenklichen Zeiten zinsbar unterworfen. Nur zwei Fälle sind in dieser Beziehung denkbar: entweder sind jene nutzbaren Gewächse im Umgange mit der Menschheit so verändert worden, dass man gegenwärtig ihren, noch vorhandenen, aber gänzlich abgewandelten, Urtypus nicht mehr erkennt; oder die Einwirkung der Menschen auf jene Gewächse ist von der Art gewesen, dass sie der Fähigkeit beraubt wurden, sich selbstständig zu erhalten, und nun nur in der Nähe von Jenen ein gleichsam veredeltes und künstliches Leben zu leben im Stande sind. Der tiefsinnige Denker, welcher in seinem „System der Weltalter" alle verschiedenen Richtungen in dem Bewusstsein der Menschheit als eben so viele nothwendige Acte eines einzigen und innig verschlungenen Prozesses zu umfassen bemüht ist, erkennt eine gewisse Magie an, die von dem Menschengeschlechte auch über die Pflanzenwelt in jener vorgeschichtlichen Zeit ausgeübt worden sei, da es sich aus dem Zustande unstäter Freiheit in ständigen Wohnplätzen zu Völkern abgeschlossen und ausgebildet hätte. Diese Idee, welche den Blick auf das fernste Dunkel der Urzeit unsers Geschlechts hinlenkt, begegnet meiner Ueberzeugung, dass die ersten Keime und Entwickelungen der Menschheit von Amerika nirgends anders als in diesem Welttheile selbst gesucht werden müssen.

Ausser den Spuren einer uralten, gleichsam vorgeschichtlichen, Cultur, und eines verjährten Umganges der amerikanischen Menschheit mit der Natur, dürfen wir als Grund für jene Ansicht wohl auch die Basis ihres dermaligen gesammten Rechtszustandes anführen. Ich meine hier eben jene, schon erwähnte, räthselhafte Zertheilung der Völker in eine fast unzählbare Mannigfaltigkeit von grösseren und kleineren Menschengruppen, jene gegenseitige fast vollständige Ab- und Ausschliessung, in welcher sich uns die amerikanische Menschheit w i e e i n e u n g e h e u r e R u i n e darstellt. Für diesen Zustand finden wir keine Analogie in der Geschichte der

übrigen Völker des Erdbodens *). Die Amerikaner müssen daher ehemals von einem Schicksale betroffen worden sein, das diesen fremd geblieben ist.

Man könnte sagen, dass in der alten Welt die Völker, gleich den verschiedenen Gebirgsformationen, die die Rinde unsers Planeten ausmachen, übereinander gelagert seien. Indem sie der Genius der Menschheit in kleineren oder grösseren Massen so aufeinander thürmte, sind manche spurlos verschwunden, als wären sie von den nachkommenden Geschlechtern überschüttet; andere treten uns, wie die sogenannten regenerirten Gebirge, als ein Gemische entgegen, aus ursprünglich verschiedenen Elementen, unter mancherlei Verhältnissen zusammengesetzt, aufgelöst und wieder vereinigt. Die ältesten Sagen und Geschichten nennen uns wenige grosse Völkermassen; je näher wir zu unsern Tagen herabsteigen, um so mehr individualisirt treten sie, innerhalb bestimmter Grenzen, in Sprache, Gesittung und Oertlichkeit auseinander. In den Enträthselungen solcher historischen Evolutionen ist der Geschichtforscher fast auf ein gleiches Verfahren mit dem Naturforscher angewiesen; denn so wie dieser das Alter und die Aufeinanderfolge der Gebirgsformationen aus Trümmern untergegangener Organismen zu entziffern sucht, so gewähren jenem die Sprache und mancherlei Sitten und Gewohnheiten aus einer dunklen Vorzeit, rein oder

*) Allerdings will man gerade in Caucasien, dem Lande, wo die ältesten Wurzeln einer uns befreundeten Menschheit lägen, eine grosse Mannigfaltigkeit von Nationalitäten und Sprachen, beide oft in höchster Vereinzelung, wahrgenommen haben. Man darf aber nicht unbeachtet lassen, dass jene Gegenden seit Jahrtausenden die Völkerbrücke waren, worauf sich rastlose Züge bewegten, stets in Leibestypus und in Sprache ihre Spuren zurücklassend, und dass man historisch die Ein- und Durchwanderung von wenigstens fünf Nationalitäten: nacheinander von Lesghiern, Chasaren, Mongolen, Arabern u. Tartaren nachweisen kann. In Amerika hat man bis jetzt die Aus- und Durchgangspunkte früherer Wanderungen und ihre Folge noch nicht gleich sicher feststellen können.

vermischt, in das Leben späterer Völker fortgepflanzt, Andeutungen über das Wesen und die Zustände einer früheren Menschheit. Betrachten wir die amerikanische Urbevölkerung von diesem Standpunkte, vergegenwärtigen wir uns vor Allem die bis zum Aeussersten fortgeführte Zertrümmerung in kleine, oft gänzlich isolirte Völkerschaften, Stämme und Horden, so erscheint sie uns, um in jenem physikalischen Gleichnisse zu bleiben, wie eine durch unaufhörlich arbeitende vulcanische Kräfte aufgelöste Formation von Menschen. Wir dürfen uns bei diesem Anblicke wohl berechtigt halten, dem dermaligen gesellschaftlichen und rechtlichen Zustande der rothen Menschenraçe, — welcher eigentlich nichts anderes als starre Ungeselligkeit ist, — ein hohes, allgemein menschliches Interesse zuzuschreiben. Diese, von babylonischer Sprachverwirrung begleitete, durch sie vervielfachte, Auflösung nämlich aller Bande einer ehemaligen Volksthümlichkeit, — das rohe Recht der Gewalt, — der fortwährende stille Krieg Aller gegen Alle, aus eben jener Auflösung hervorgegangen, scheinen mir das Wesentlichste und für die Geschichte Bedeutungsvollste in dem Rechtszustande der Brasilianer, und überhaupt der ganzen amerikanischen Urbevölkerung. Ein solcher Zustand kann nicht die Folge neuer Katastrophen sein. Er deutet mit unabweislichem Ernste auf viele Jahrtausende zurück. Auch scheint die Periode, in welcher ein solcher Zustand begonnen hat, um so ferner liegen zu müssen, je allgemeiner die Menschheit in Nord- und Südamerika, durch irgend eine noch unenträthselte Veranlassung, zu so vollendeter Zerstörung ursprünglicher Völkermassen und zu so unheilvoller Sprachverwirrung angetrieben worden ist. Langanhaltende Wanderschaften einzelner Völker und Stämme haben ohne Zweifel weithin über das gesammte amerikanische Festland Statt gehabt, und sie mögen vorzüglich die Ursache der Zerstückelung und Verderbniss der Sprachen und der, damit gleichen Schritt haltenden, Entsittlichung gewesen sein. Aus der Annahme, dass sich nur wenige Hauptvölker, anfänglich

auf gleiche Weise, wie wir es vom Tupívolke darzuthun versuchen, gleichsam strahlig zersplittert, untereinander gemischt, und in gegenseitigen Reibungen aufgelöst, und dass diese Wanderungen, Theilungen und Umschmelzungen seit undenklichen Zeiten fortgedauert hätten, lässt sich allerdings der gegenwärtige Zustand der amerikanischen Menschheit erklären; — allein die Ursache dieser sonderbaren geschichtlichen Missentwickelung bleibt darum nicht minder unbekannt und räthselhaft. — Hat etwa eine ausgedehnte Naturerschütterung, ein Erdbeben, Meer und Land zerreissend, — dergleichen jene vielbesungene Insel Atlantis verschlungen haben soll, — oder verderbliche Gasarten ausspeiend, dort die Menschheit in ihren Strudel hineingezogen? — Hat sie etwa die Ueberlebenden mit einem so ungeheueren Schrecken erfüllt, der, von Geschlecht zu Geschlecht forterbend, den Sinn verdüstert und verwirrt, das Herz verhärtet, und diese Menschheit, von den Segnungen der Geselligkeit hinweg, wie in unstäter Flucht auseinander jagen musste? — Haben vielleicht verderbende Sonnenbrände, haben gewaltige Wasserfluthen den Menschen der rothen Raçe mit einem grässlichen Hungertode bedroht und mit unselig roher Feindschaft bewaffnet, so dass er, mit dem entsetzlichen Bluthandwerke des Menschenfrasses gegen sich selbst wüthend, von seiner göttlichen Bestimmung bis zur Verfinsterung der Gegenwart abfallen konnte? Oder ist diese Entmenschung eine Folge langeingewurzelter widernatürlicher Laster, welche der Genius unsers Geschlechtes mit jener Strenge, die dem Auge eines kurzsichtigen Beobachters in der ganzen Natur wie Grausamkeit erscheint, am Unschuldigen wie am Schuldigen straft?

Bei solchen Fragen lässt sich selbst der Gedanke an einen allgemeinen Fehler in der Organisation dieser rothen Menschenraçe nicht gänzlich abweisen; denn sie trägt, schon jetzt erkennbar, den Keim eines früheren Unterganges an sich, als wäre sie von der Natur bestimmt, wie ein Repräsentant einer gewissen Stufe der

Menschenbildung, automatisch in dem grossen Getriebe der Welt dazustehen, mehr bedeutsam als wirksam. Es unterliegt keinem Zweifel: die Amerikaner sind im Aussterben begriffen. Andere Völker werden leben, wenn jene unseligen Kinder der neuen Welt sich schon alle zu dem grossen Todesschlaf hingelegt haben. — Was wird dann noch von ihnen sein? Wo sind die Schöpfungen ihres Geistes, wo sind ihre Lieder, ihre Heldengesänge, wo die Denkmäler ihrer Kunst und Wissenschaft, wo die Lehren ihres Glaubens oder die Thaten heldenmüthiger Treue gegen ein geliebtes Vaterland? Schon jetzt bleiben diese Fragen unbeantwortet; denn so herrliche Früchte sind an jener Menschheit vielleicht nimmer gereift, und was immer einst die Nachwelt frage, giebt, unbefriedigend, ein trauriges Echo zurück. Jener Völker Lieder sind längst verklungen, schon längst modert die Unsterblichkeit ihrer Bauwerke, und kein erhabener Geist hat sich uns von dorther in herrlichen Ideen geoffenbart. Unversöhnt mit den Menschen aus Osten und mit ihrem eigenen Schicksale, schwinden sie dahin; ja, fast scheint es, ihnen sei kein ander geistiges Leben beschieden, als das, unser schmerzliches Mitleiden hervorzurufen, als hätten sie nur die thatlose Bedeutung, unser Staunen über die lebendige Verwesung einer ganzen Menschenraçe, der Bewohner eines grossen Welttheils, zu erzwecken.

In der That, Gegenwart und Zukunft dieser rothen Menschen, welche nackt und heimathlos im eigenen Vaterlande umherirren, denen selbst die wohlwollendste Bruderliebe ein Vaterland zu geben verzweifelt*): sie sind ein ungeheures, tragisches Geschick, grösser denn je eines Dichters Gesang vor unsern Geist vorübergehen

---

*) Noch jüngst sprach in diesem Sinne der Präsident der nordamerikanischen Freistaaten zu den Abgeordneten des Volkes. Botschaft des Präsidenten Jackson, bei der Eröffnung des zweiundzwanzigsten Congresses, Allg. Augsb. Zeit. 1832. N. 10. p. 38.

liess. Eine ganze Menschheit stirbt vor den Augen der theilnehmenden Mitwelt; kein Ruf der Fürsten, der Philosophie, des Christenthums vermag ihren trotzig finstern Gang zu hemmen zu sicherer allgemeiner Auflösung. Und aus ihren Trümmern erhebt sich, in buntesten Mischungen, ein neues, leichtsinniges Geschlecht, begierig, das frischerworbene Vaterland seinem ersten Herrn nur um so früher und entschiedener zu entfremden. Der Osten bringt Blut und Segen, gesellschaftlichen Verein und Ordnung, Industrie, Wissenschaft und Religion über den weiten Ocean, aber, selbstsüchtig nur für sich: er baut sich eine neue Welt und die Menschheit, welche einstens hier gewaltet, flieht wie ein Phantom aus dem Kreise des Lebens.

Gross, ja niederschmetternd sind diese Lehren einer Geschichte der Nachwelt; — aber der Mensch richtet sich freudig auf an dem herrlichen Gedanken, der wie ein fernes Wetterleuchten auch in der dunklen Seele des Wilden schimmert: es waltet eine ewige Gerechtigkeit in den Schicksalen sterblicher Menschen.

Uebersicht des Inhaltes vorstehender Abhandlung.

Die

indianischen

Völkerschaften, Stämme und Horden

in Brasilien

und einigen benachbarten Gebieten,

Land und Leute.

Hierzu ein Kärtchen von den Wanderungen des Tupi-Volkes und den Haupt-Sprachgruppen.

Die

indianischen Völkerschaften, Stämme und Horden in Brasilien.

Einleitende Bemerkungen.

Wie schon aus dem Vorhergehenden ersichtlich ist, muss eine Zusammenstellung der in Brasilien lebenden indianischen Gemeinschaften, will sie nur einigermassen Vollständigkeit anstreben, auf die älteren Berichte zurückgehen. Das Interesse der Gegenwart wird oft überwogen von dem der Vergangenheit, und jede Spur von ehemaligen Zuständen kann, bei der Mangelhaftigkeit historischer Ueberlieferungen, eine zur Zeit kaum geahnte Wichtigkeit erlangen. Viele in früheren Berichten vorkommende Namen sind zwar gegenwärtig verschwunden; es ist aber damit die Annahme nicht gerechtfertiget, dass sie desshalb der Vergessenheit verfallen dürften, ja dass Jene, welche sie trugen, auch wirklich ausgestorben oder in irgend einem andern Haufen der stets bewegten Menschenmasse aufgegangen seyen. Allerdings sind manche, zumal der kleinsten Gemeinschaften, in Folge feindlicher Bedrängniss oder wohl auch der europäischen Cultureinflüsse, ausgestorben (es waren darunter auch solche, die sich im Gefühl ihrer Schwäche unter den Schutz der portugiesischen Colonisten begeben hatten); — allerdings scheinen andere zwischen stärkeren Stämmen ihre Selbstständigkeit und Namen

10*

aufgegeben zu haben. Noch andere Horden oder Familien aber können sich auch in einen unbekannten Winkel des ungeheueren Continents zurückgezogen haben, aus dem sie früher oder später wiederum auftauchen.

Wenn es unmöglich, die Namen aller indianischen Horden evident zu halten, so ist es höchst schwierig, die Grade der Verwandtschaft abzuschätzen, in welchen die einzelnen Menschenvereinigungen zu einander stehen, sie auf gewisse Nationalitäten, auf historische Gemeinsamkeit in Abstammung, Herkunft und Sprache zurückzuführen, — in dem Wirrsal ihrer Sprachen und Dialekte gewisse Sprachsysteme nachzuweisen, — überhaupt den Gang zu ermitteln, welchen die Urbevölkerung Brasiliens genommen hat, um ihre dermalige Verbreitung und Vermischung darzustellen.

Wir stehen erst an der Schwelle von Erhebungen und wissenschaftlichen Forschungen, um die Hauptfragen der Ethnographie des südamerikanischen Continentes, eines der seltsamsten Räthsel in der Geschichte der Menschheit, zu lösen. Die Art und Weise, wie Brasilien von den Küsten aus erforscht, aufgeschlossen und colonisirt wurde, begünstigte eine richtige Auffassung und Feststellung von hierauf bezüglichen Thatsachen noch viel weniger, als diess in Neuspanien und Peru durch die Spanier geschehen konnte. Die brasilianischen Indianer standen zur Zeit der Eroberung (wie auch gegenwärtig noch) auf einem tieferen Grad der Bildung als jene halbcivilisirten und in viel zahlreicheren Gemeinschaften ständig beisammenwohnenden Völkerschaften, deren Sprache, Sitten und Kenntnisse die Spanier schon wenige Decennien nach der Entdeckung in ausführlichen Wörterbüchern, Grammatiken und historischen Berichten zu schildern vermochten *). Die spanischen Heerhaufen wurden von den Küsten ins Innere gelockt durch den Ruf eines

*) Molina's Diccionario mexicano ist schon 1571, ein Vocabulario zapoteco 1578 in Mexico gedruckt worden.

zauberhaften Reichthums in den Händen eines mächtigen Monarchen. Die Portugiesen ergossen sich in schwachorganisirten Banden durch das wilde, nur gering bevölkerte Land, um, nach den Andeutungen der Natur selbst, Gold und Edelsteine zu suchen. Auf diesen ausgedehnten Streifzügen begegnete man verhältnissmässig nur selten ärmlichen und rohen Indianerhaufen ohne feste Wohnplätze. Denn die an Gold und Edelstein reichsten Gegenden, hochliegend, in weiten Strecken nicht mit Hochwald, sondern mit Fluren oder zerstreutem Buschwerke besetzt, boten den nomadischen Jägerstämmen weniger Nahrung, als die dichten Urwälder längs der grossen fischreichen Ströme. Ueberall im tropischen Brasilien findet man, dass die Indianer der Fluren (Indios camponezes), flüchtige Nomaden, in geringerer Zahl beisammenwohnen und eine verhältnissmässig niedrigere Bildung besitzen, als die Waldbewohner (Indios silvestres), zumal in den Centralprovinzen des Reiches. Es waren aber (wie erwähnt) vorzugsweise Banden der Flurbewohner, auf welche die Einwanderer bei ihren Entdeckungsreisen in den metallreichen Gebieten von S. Paulo, Minas, Goyaz und Matto Grosso stiessen, und sie unterlagen im Dienste oder im Kampfe mit jenen Abentheurern, welche ihr Ziel mit aller Schonungslosigkeit der Goldgier verfolgten. Andere zogen sich vor diesen neuen Feinden in die Urwälder zwischen den grossen Süd-Beiflüssen des Amazonenstroms zurück, wo noch die volkreichsten Indianer-Gemeinden sesshaft sind, auch gegenwärtig noch den Europäern feindlich gesinnt, oder nur längs den von diesen beschifften Strömen, um des Handels willen, in ein zweideutig friedfertiges Verhältniss getreten. An die Erwerbung von Thatsachen für die Ethnographie dachte man nicht, während der Indianer immer weniger wurden.

Auch die längs der Ostküste des Landes, oder westlich davon in den Wäldern von Rio de Janeiro bis Pernambuco sesshaften Stämme sind theilweise im Kampfe mit der portugiesischen Einwanderung gefallen, Opfer nicht bloss des Kriegs, sondern auch

der Blattern, der Masern und des Branntweins. Was von ihnen dort übrig geblieben, bildet in bunter Vermischung unter sich, mit Negern *), Mulatten und Weissen die Bevölkerung der sogenannten

---

*) Die Abkömmlinge von Indianern und Negern wurden schon vor zweihundert Jahren Cariboca genannt (Marcgrav Histor. natur. Brasiliae, 1648, S. 268.). Dieses Wort Cariboca gehört der Tupisprache an, und bedeutet überhaupt einen Mischling (Métis: franz., Mestiço: portug.) der brasilianischen Urbevölkerung mit nicht amerikanischer Raçe. Es ist aus zwei Tupiworten zusammengesetzt: Cariba, Carybá (womit die Tupis zunächst sich selbst, Cari-apiába, Cari-Männer, dann einen siegreichen Fremdling, einen Weissen (und zumal Portugiesen) bezeichneten, und Oca (Haus, Hütte). Cariboca ist also der ins Haus aufgenommene, nationalisirte Fremde. Verdorben hört man auch Curiboca und durch Zusammenziehung Cabra (franz. Cabouret). Letztere Bezeichnung wird ohne Unterschied auf Individuen von dunkler Hautfarbe, sie mögen Mischlinge von Indianern und Negern oder von Indianern und Mulatten (Abkömmlinge von Weissen und Negern) seyn, angewendet. Die Neger (tupi: Tapanhuna) haben vielfach Verbindung mit Indianern eingegangen, und man sieht besonders da, wo die frühere indianische Bevölkerung nicht erloschen ist, manche solcher Abkömmlinge in verschiedenen Nuançen der Hautfarbe. Wenn diese dunkel ist, nennt der Indianer solche Individuen wohl auch Tapanhuna; die Brasilianer dagegen Cafuso, Cafuz, welches Wort in einer Negersprache den Mischling einer andern Raçe mit dem Aethiopier bezeichnen soll. Dem Wort Cariboca hängt keine verächtliche Nebenbedeutung an. Dagegen ist Caboclo, verdorben Caboco (wie bereits S. 51 erwähnt), ein den Indianern, wegen ihrer Bartlosigkeit, ertheilter Spottname, der wohl immer mit Hinblick auf die Unterordnung der indianischen Raçe angewendet wird, ebenso wie Muleque für den dienenden Neger. In schlimmerem Sinne, um die Abkunft von rothen Wilden anzudeuten, wird das Wort Tapuyada gebraucht. Es ist von Tapuyo (tupi: Tapuúja) gebildet, womit (wie S. 50 erwähnt) die Tupinamba jeden Indianer, der nicht ihrer Nationalität oder ihr Feind war, bezeichneten, wesshalb sie auch, als Verbündete der Portugiesen, die diesen feindlichen Franzosen und Holländer Tapuúja tinga, d i. den lichten, weissen Feind nannten. Wenn (wie Varnhagen Hist. ger. do Brasil I. 105 anführt) das Wort Caruaybo in dem Guaranidialekt (nach Montoya Tesoro guar. F. 92 v.) „Leute, die sich

Küsten-Indianer (Indios mansos da costa). Unter diesen, auch körperlich herabgekommenen Leuten sind volksthümliche Traditionen alsbald untergegangen, eben so wie ihre Sprache, so dass alle durch sie zu erhebenden Nachrichten nur mit Vorsicht aufgenommen werden müssen. Ihre Vorväter waren übrigens die Quelle, aus welcher die frühsten Nachrichten über Brasiliens Urbevölkerung durch Lery, Thevet, Hans Stade, Gabriel Soares, Gandavo u. A. geschöpft wurden.

Im nördlichsten Theile des Landes endlich, am Amazonenstrome und seinen Beiflüssen wohnte zur Zeit, da Orellana jene Wasserstrasse beschiffte, eine Menge verschiedener Stämme und Horden. Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gewährte diese Bevölkerung den Jesuiten ein weites Feld, als der Orden versuchte, eben so wie in den Reductionen am Paraguay, Christenthum und Civilisation, dem Strom entlang, bis nach Maynas auszubreiten. Die Väter verwendeten den Dialekt der Tupisprache, welchen sie in Porto Seguro, Pernambuco und Maranhâo und bei den zerstreuten Indianern gleicher Abkunft längs dem Amazonas angetroffen hatten, zu Predigt und Katechetisation, und wahrscheinlich wäre ihr literarischer Fleiss erfolgreich geworden für die Grundlage ethnographischer Forschungen, hätte nicht die Katastrophe des Ordens unter Pombal zu einer weltlichen Organisation der Indianer (unter den s. g. Directorios)

---

elend behelfen müssen" bedeuten soll, so liegt hier entweder eine falsche Schreibung oder ein Missverständniss zu Grunde; Caruába heisst in der Tupisprache: Weide, Nahrung. Gewiss ist, dass die Tupinambá anfänglich die Weissen mit dem Nebenbegriffe der Achtung oder Furcht Cariba nannten. In diesem Sinne haben auch die Jesuiten einen Engel Caraibébê, gleichsam einen geflügelten oder umherschweifenden Helden, genannt. (Bedeutungsvoll ist, dass ein Weisser in der Sprache der Copaxos: Topí heisst.) — Der Ausdruck Mameluco oder Mamaluco, welcher jetzt oft gebraucht wird, um Abkömmlinge von Indianern und Weissen zu bezeichnen, war anfänglich auch ein Schimpfwort, welches von den Jesuiten und den Spaniern in den Reductionen und in Buenos Ayres den Paulisten gegeben wurde, um ihre Grausamkeit gegen die Indianer, als jener der Ungläubigen gleich, zu brandmarken.

geführt, in deren Folge das indianische Element der dortigen Bevölkerung mehr und mehr in Verfall gerathen ist. Was sich von diesen Indianern dem Einflusse der europäischen Ansiedler zu entziehen vermochte, hat sich in entlegene Wälder entfernt; der Theil aber, welcher, rein oder vermischt mit andern Raçen, zurückgeblieben, oder später durch gezwungene Colonisationen (Descimentos) herbeigeführt worden ist, gewährt aus den verfallenen Resten seiner Sprachen, Sitten, Rechtsgewohnheiten, mythologischen Traditionen und religiösen Gebräuchen, nur mangelhafte Aufschlüsse über seine ursprünglichen Zustände und die verschlossene Tiefe seines Geistes- und Gemüthslebens.

Unter diesen Umständen bleibt daher für eine gründliche Erforschung dessen, was als Wesen des brasilianischen Autochthonen und seiner Geschichte anzuerkennen wäre, kein anderes Mittel, als ihn dort aufzusuchen, wo er noch unverändert von der Civilisation des Ostens, ja möglichst unberührt von ihr, das Leben seiner Vorfahren fortführt. So ist es in dem oberen Stromgebiete des Amazonas westlich vom Rio Negro und Madeira, wo ich selbst, an dem dunkelumwaldeten Yupurá, mehrere Monate zwischen einer ausschliesslich indianischen Bevölkerung zugebracht habe. Mächtiger jedoch an Zahl und sicherlich auch bedeutungsvoller für ethnographische Studien sind die zur Zeit nur wenig bekannten Völkergruppen zwischen dem Tocantins und dem Madeira. Dort sollten sie in einem langen Verkehre, frei von allen vorgefassten Meinungen der Schule und der europäischen Sitten, mit Neigung und Scharfsinn beobachtet werden. Das Resultat einer solchen Untersuchung wird jedenfalls nach zwei Seiten hin befriedigen: durch Wahrheiten für die Wissenschaft und durch die Ueberzeugung, dass diese „Söhne tausendjähriger Irrwege“ auf ihrer dunklen Wanderschaft nicht alle Kleinodien der Menschheit verloren haben.

Die Gesammtzahl der gegenwärtigen indianischen Bevölkerung kann kaum mit annähernder Sicherheit angegeben werden.

Ohne Zweifel ist sie gegenwärtig geringer, als sie zur Zeit der Entdeckung war, wo sie von Varnhagen*) auf etwa eine Million geschätzt wird. In der That, wenn wir erwägen, dass auch damals die Indianer in nicht sehr volkreichen und spärlich über das Land zerstreuten Dörfern oder einzelnen Höfen wohnten, — dass die Gebäude, fast überall nur aus Holz und Palmblättern oder Rohr erbaut, dem Wetter nur wenige Jahre lang zu widerstehen vermochten, — dass sie nicht wieder an der alten Stelle errichtet wurden, wenn sich der Wildstand in der Nähe und die Fruchtbarkeit der ohnehin höchst spärlichen Pflanzungen vermindert hatte, — dass die portugiesischen Einwanderer auf ihren Zügen ins Innere oft vierzig bis fünfzig Legoas zurücklegten, ohne eines Indianers ansichtig zu werden, — dass namentlich die ausgedehnten Fluren**) des Innern, ganz ohne ständige Bevölkerung, nur von wenigen Horden durchstreift wurden; — wenn man ferner bedenkt, wie schwach an Zahl die Indianer selbst da sind, wo sie, ohne Berührung mit den Weissen, das Land allein inne haben, und dass sie sich, seit unvordenklicher Zeit, nicht bloss in grösseren Nationalitäten und Heerhaufen, sondern nach kleinen Gruppen und benachbarten Familien auf Tod und Leben bekriegten: — so werden wir allerdings Brasilien, dessen Ausdehnung einem halben Continente gleichkommt, eine viel schwächere Stammbevölkerung als einem andern Welttheile, mit Ausnahme Neuhollands, zuschreiben müssen. Doch glaube ich, die von Varnhagen angenommene Ziffer, einer Million, sey zu niedrig. Jene Urwälder, die sich, von unermessener

*) Historia geral do Brazil, I. 97.

**) In den Fluren der südlichsten Provinzen und in Paraguay wohnten zumeist solche Indianer, welche als Ichthyophagen fast ausschliesslich am, ja auf dem Wasser lebten, wie die Guatós, Payagoás oder die s. g. Canoeiros; oder in späterer Zeit, nachdem das von den Spaniern eingeführte Pferd sich vermehrt hatte und in Benützung der Indianer übergegangen war, die Guaycurûs oder s. g. Cavalheiros.

Ausdehnung, über einen sehr grossen Theil des Continents erstrecken, beherbergen in vielen Gegenden mehr Indianer, als man vermuthen möchte. Habe ich doch an den Ufern des Yupurá gesehen, wie aus einer dichtbewaldeten Wildniss, die kaum eine Spur von Menschen erblicken liess, gegen Abend über hundert bewaffnete Männer zu Tanz und Festgelag auf den freien Platz vor des Anführers Hütte zusammenströmten, wenn um Mittag die Holzpauken sie gerufen hatten. Es schien, als wären die vorher Unsichtbaren plötzlich aus dem Boden gewachsen. Auch in den südlichen Provinzen des Reiches und in Paraguay scheinen manche Gegenden eine ziemlich dichte indianische Bevölkerung besessen zu haben, deren schnelle Abnahme nicht blos ihren gegenseitigen Vertilgungskriegen, sondern auch den rastlosen und grausamen Verfolgungen der Einwanderer, jenen unternehmenden Paulisten weisser und gemischter Abkunft, den sogenannten Mamelucos, zugeschrieben wird *). Gegenwärtig ist die Zahl der Indianer in diesen

*) Man bemerkt im Allgemeinen, dass rücksichtlich der indianischen Bevölkerung zweierlei Arten von Berichten erstattet werden. Die einen von dem Gesichtspunkt der Donatarios oder der Regierungsorgane, finden in der Trägheit und dem räuberischen Naturell der Indianer das mächtigste Hinderniss für die Entwicklung der Colonie; und wenn sie auch das System, die Indianer zu Sclaven abzuführen und zu verwenden, nicht beloben oder beschönigen, so halten sie es doch als Massregel der Selbstvertheidigung nothwendig; — die andern, von christlicher Anschauung geleitet, dringen auf die Anerkennung der persönlichen Freiheit des Indianers und lassen ahnen, dass man auch hier, wie auf den Antillen, im grössten Masstab gegen Leben und Freiheit des unbequemen Geschlechtes gewüthet habe. Es ist bekannt, wie lange und grausame Kriege von Seiten der Mamelucos in S. Paulo gegen die im Westen und Süden sesshaften Indianer (ja bis zu den Jesuiten-Reductionen von Paraguay) geführt wurden. Während 130 Jahren sollen über zwei Millionen Indianer getödtet oder in die Sclaverei geführt worden sein. Pedro de Avila, Gouverneur von Buenos Ayres, beklagte sich, dass die Paulistas diesen Menschenhandel ganz offen

Provinzen jedenfalls verhältnissmässig zum Areal viel geringer als im Gebiete des Amazonas und seiner südlichen Confluenten. Annäherungsweise ist vielleicht von allen bis jetzt gemachten Schätzungen die des Abbé Damazo *) die richtigste, welche für ganz Brasilien 1,500,000 annimmt.

Auf der ausgedehnten Linie der Küste, wo die europäischen Einwanderer mit dieser indianischen Bevölkerung zuerst in Berührung kamen, fanden sie eine gewisse Uebereinstimmung der Sprache und der Sitten. Die meisten dieser Wilden nannten sich selbst Tupinambá (die Portugiesen schrieben im Plural Tupinambazes). Man erkannte in ihnen die weitverbreiteten Glieder Eines Volkes, des Tupivolkes, und benützte ihre, in mehrere Dialekte abgewandelte Sprache als Lingua geral, zum allgemeinen Verständigungsmittel von den Gegenden jenseits des südlichen Wendekreises bis zum Aequator. Kriegerisch, rastlos beweglich und unstät, nicht bloss mit Indianern von anderer Nationalität in stetem Kampfe, sondern in vielen, selbst benachbarten Stämmen, Horden und Familien sich gegenseitig ohn' Unterlass befehdend, liessen sich viele von diesen Tupis durch die Ankömmlinge als Dolmetscher, Miethlinge und Bundesgenossen bei häuslicher Arbeit, zu Land und zur See, auf Entdeckungsreisen, Streif- und Kriegszügen verwenden. Die Colonisten, und insbesondere die unternehmenden Paulistas, denen zumeist man die Aufschliessung des inneren Landes verdankt, eigneten sich die Tupisprache an. Viele Naturgegenstände des Landes, Thiere, Pflanzen und Oertlichkeiten wurden auf diese Weise mit Worten der Tupisprache bezeichnet. Darum aber sind wir nicht zu der Annahme berechtigt, dass an allen Orten, die

getrieben und von 1628 bis 1630 sechzigtausend Indianer nach Rio de Janeiro auf den Markt gebracht hätten. Vergl. Dobrizhofer Geschichte der Abiponer I. 206. 175. Muratori Paraguay-Mission. 56.

*) D'Orbigny, L'homme améric. II. 292.

gegenwärtig Tupi-Namen tragen, ursprünglich Indianer dieses Stammes gesessen seyen. Vielmehr sind die meisten dieser Namen von den ersten Entdeckungs-Reisenden oder Ansiedlern gegeben worden, während die nomadische Bevölkerung weder Bedürfniss und Zweck, noch Einsicht besass, um für ausgedehnte, nur flüchtig durchstreifte Landschaften eine ständige Nomenclatur zu schaffen *).

Auch jenseits der Grenzen Brasiliens, in Paraguay, Moxos und Chiquitos begegnen uns Indianer, die ohne Zweifel demselben Stamme angehören. Sie alle aber wohnen und wohnten schon zur Zeit der Entdeckung nicht in zusammenhängenden und abgeschlossenen Revieren, sondern vielmehr, in räthselhafter Weise zersplittert und auf einem Flächenraume von ungeheuerer Ausdehnung aus einander gestreut, — hier gruppenweise isolirt zwischen Indianern von zweifellos anderer Nationalität, — dort zwischen sich fremde und noch nicht assimilirte Elemente einschliessend. Die Zahl von solchen, dem Tupivolke ursprünglich fremden Nationen, Horden oder kleinen Gemeinschaften, deren Namen die folgenden Blätter enthalten (ohne dass man in kritische Gruppirung und Sichtung einzugehen wagen dürfte), ist jedenfalls sehr bedeutend; — sie führt uns ein doppeltes Räthsel: der Völkerbildung und der Völkerzerfällung, vor.

Allerdings ist es nicht unwahrscheinlich, dass eine genauere Bekanntschaft mit der Tupisprache und dem Wesen ihrer Umgestaltungen auch in mehreren, zur Zeit als ihr fremd erachteten, Sprachen und Mundarten die innere Verwandtschaft nachweisen werde.

*) Diess gilt ganz vorzüglich von den Flüssen, deren Namen notorisch grösstentheils erst durch die portugiesischen Einwanderer ertheilt und festgestellt worden sind. Manche Orte, wie z. B. die Berge Itabira, Itacolumi, Ararasoiava: glänzender Stein, Stein mit dem Sohne, Ort wo die Aras Stein lecken, oder Pindamonhangaba: wo man Fischangeln macht, — verrathen allerdings eine indianische Abkunft.

Aber viele Idiome, die hier in grösserer oher geringerer Ausdehnung gesprochen werden, gehören ohne Zweifel andern, vielleicht nur wenigen, von der Tupi verschiedenen, Sprachstämmen an. Auch sie erscheinen uns nicht gleichmässig und zusammenhängend über ausgedehnte Landstriche verbreitet, sie bilden vielmehr unregelmässige Punkte und Fleckchen der buntesten Sprachenkarte. In manchen Gegenden, z. B. den Provinzen von Moxos und Chiquitos, oder in den noch so wenig durchforschten Wäldern zwischen dem Rio Negro und dem Napo, wohnen oft ganz nahe neben einander oder, fast Familienweise untereinander gemischt, eine zahllose Menge von Indianern, die ganz verschiedene Sprachen oder Kauderwälsch reden und sich auch in der Lingua geral nur nothdürftig oder gar nicht verständigen können. Auch in den Ortschaften am Amazonas und Rio Negro, wohin zumal die Jesuiten eine indianische Bevölkerung vereinigt hatten, hörte man die verschiedensten Sprachen und Dialekte, obgleich jene Ansiedler nicht aus weiter Ferne herbeigezogen worden waren.

Diesen Zustand erklärt uns nur die Annahme einer seit vielen Jahrhunderten fortgesetzten Zerfällung früherer Völkerschaften, einer sich stets wiederholenden Wanderung, einer regellosen Veränderung nicht blos der Wohnsitze, sondern auch der gegenseitigen geselligen und (wenn der Ausdruck nicht zu viel sagt) politischen Beziehungen dieser Gemeinschaften zu einander. Wic in Nordamerika ward auch hier der Mensch durch Naturell und Umgebung auf diesen Zersetzungsprocess hingewiesen. Erfüllt vom Gefühle persönlicher Unabhängigkeit, ein unruhiger Wanderer und Jäger, rachsüchtig von Gemüthsart, masslos rohe Tapferkeit und Entbehrungskraft überschätzend, sah dieser Indianer sich in einem unbevölkerten Continente von ungeheurer Ausdehnung. So haben, im Lauf dunkler Jahrhunderte, innerer Drang und äussere Verlockung die Geschicke der Völker in so räthselhafter Weise verflochten und aufgelösst. Die Tupinambá, ohne Zweifel in früherer

Zeit ein Volk im Sinne europäischer Geschichte, haben sich andere Indianer-Gemeinschaften gegenüber gesehen, diese bald massenhaft vor sich hergetrieben, bald in einzelne Horden, ja Familien aus einander gesprengt. In einem Falle mögen sie ihre besiegten Feinde oder wenigstens deren Weiber und Kinder unter sich selbst aufgenommen, sich verähnlicht haben; in einem andern mögen Theile dieses Volks eben so besiegt worden und in einer fremden Nationalität untergegangen sein. Es widerspricht keine bekannte Thatsache der Annahme, dass auch andere südamerikanische Völker in irgend einer unbestimmten Periode ähnliche Zerstückelung auf die Tupis und die übrigen Nachbarn ausgeübt hätten. Und indem sich derselbe Process eines unaufhörlichen kriegerischen Zusammenstosses zwischen allen Völkern, Stämmen und Horden, nach verschiedenen Richtungen, in verschiedenen Perioden wiederholte, mag er den dermaligen Zustand von Zerrissenheit und Sprachzerklüftung zur Folge gehabt haben.

Die ursprünglichen Heerde und die von da ausgehenden Richtungen dieser Völkerwanderungen sind noch zu ermitteln. Im Widerspruche mit der allgemein angenommenen Thatsache, dass vorzugsweise Länder von gemässigtem Klima der Schauplatz grosser Wanderungen gewesen seien, scheinen sie hier auch in den heissesten Tropenländern nach sehr grossen Dimensionen Statt gefunden zu haben. So verwickelt auch die Aufgabe, diese Wanderungen nachzuweisen, darf man doch an einer, wenigstens theilweisen, Lösung nicht verzweifeln. In Nordamerika haben verwandte Bemühungen bereits glückliche Resultate gewonnen. Ich zähle hierher, neben den Untersuchungen von Gallatin *), Georg Samuel Morton **), und andern, insbesondere Schoolcrafts mit beharrlichem Fleisse Decennien lang als Agent

*) Crania americana. Lond. und Philad. 1839. 4°. vergl. Types of mankind or ethnological Researches by Nott and Gliddon. Philad. 1854. 8°.

**) Archaeologia americana.

der Regierung unter den Wilden selbst verfolgte Forschungen *), welche ihn auf vier verschiedene Hauptstämme der Urbevölkerung in der nordamerikanischen Union leiteten. Gleichwie diesem bunten Gemische die Tradition ihrer Herkunft und Verwandtschaft so gänzlich verloren gegangen ist, dass Schoolcraft für die Grundstämme neue Namen (des Algic, Ostic, Abanic und Tsallakee-Stammes) zu schöpfen veranlasst war, so wird auch der Ethnograph Brasiliens die Wurzeln der verschiedenen Nationalitäten erst nach mühsamen Forschungen entdecken können, ohne dass ihm hiebei ein lebendiges Gefühl der ursprünglichen Abkunft, reinbewahrte Sprachen und Dialekte oder sichere geschichtliche Ueberlieferungen unter den Indianern selbst zu Hülfe kämen.

Die Vergleichung aber zwischen den Erfolgen der eben erwähnten Forschungen in Nordamerika mit dem, was wir zur Zeit über die Wilden Brasiliens wissen, zeigt uns eine überraschende Aehnlichkeit in den Geschicken — man kann nicht sagen Entwicklungen — der Völker. Ein durchgreifender Parallelismus, wie im Naturell, so auch in Gefühlsweise, Gedankensphäre, Sitten, Kunstfertigkeiten, in ihren gesellschaftlichen, wenn ich so sagen darf, staatlichen Zuständen und in deren Bewegung lässt sich nicht verkennen. Jeder Zug in Schoolcrafts Gemälde spricht für die Solidarität der amerikanischen Menschheit in beiden Hälften des grossen Welttheils. Am Ausgangspunkte aber seiner ethnographischen Untersuchung steht die auffallende Thatsache, dass der historische Zusammenhang dieser jetzt lebenden rohen Völker und Völker-Bruchstücke mit den ehemaligen höher gebildeten noch nicht ermittelt ist. In der That, die Brücke zwischen jenen halbcivilisirten Nationen, deren schwermüthig grossartige Bauwerke wir im

*) Algic Researches, New-York 1839. 2 Va. 8°. Vorrede S. 12 ff. Zu vergl. desselben spätere offiziellen Erhebungen, fünf 4° Va.

Hochlande beider Amerikas anstaunen, und den wilden Horden der Gegenwart ist abgebrochen. Aber im Norden wie im Süden, unter ganz verschiedenartigen Natureinflüssen, hat der Mensch, einzeln und in Gemeinschaft, einen durchweg analogen Gang genommen. So sind wir berechtiget, in dem, was Schoolcraft bei einem zwanzigjährigen Aufenthalte unter den Indianern der Union erkannt hat, Massstab und Leitfaden für ähnliche Untersuchungen zu entnehmen und aus der Gleichartigkeit vieler Thatsachen auf die Richtigkeit einer analogen Auffassung zu schliessen. Desshalb wird es zur Bereicherung unseres Versuches dienen, wenn wir das Wesentliche aus seiner Darstellung *) hier anfügen.

Der grösste Theil der vereinigten Staaten und ein ausgedehntes Gebiet des britischen Nordamerika war ehemals von jenen zahlreichen stammverwandten Indianerhorden besetzt, die Schoolcraft als den Algic-Stamm bezeichnet. So nennt er sie mit einem Worte, das er unter Bezug auf „Alleghany" und „Atlantic", neugebildet hat, weil jene Indianer ehemals zwischen dem Atlantischen Ocean und den Alleghanies wohnten. „Sie hatten die Küsten des Oceans inne vom Fluss Savannah in Georgia bis Labrador, wo die Esquimaux ihre Nachbarn waren. Innerhalb der Grenzen dieser Nationalität hatten die Norweger vor Columbus ihre Colonien gegründet. Zwischen Horden dieser Abkunft hatten die Landungen eines Cabot, Hudson und Verrizani statt gefunden. Hier schifften sich die puritanischen Einwanderer (die „Pilgrims") aus, an Stätten wo einige Jahrhunderte früher Thorwald Ericson, ein Opfer des normannischen Unternehmungsgeistes, gefallen war. Wenn, wie die skandinavischen Berichte anzudeuten scheinen, Esquimaux das Land früher inne gehabt hatten, so waren sie in jener späteren Periode dort nicht mehr vorhanden. Indianer dieses Algic-Stammes wohnten an der ganzen Küste von Neu-England. Sie reichten nach

*) A. a. O. General considerations p. 12—27.

Norden bis zum Cap Breton. Cartier fand sie in der Bay of Chaleur, die Pilgrims in Plymouth, Hudson auf der Insel Manhattan, Barlow und Amidas an den Küsten von Virginien.

In diese Gegend kamen die Algic-Stämme aus Südwesten. Sie scheinen den Mississippi da übersetzt zu haben, wo mächtige Formationen von Kies und Rollsteinen, südwestlich von den Alleghanies, aufgehäuft sind. Sie wanderten längs der Seeküste von Südwest nach Nordost und wurden wahrscheinlich durch die Leichtigkeit, ihre Subsistenz aus dem nahen Meere zu schöpfen, veranlasst, sich nicht weit gegen Westen in's Innere auszubreiten. Ihre Lagerstätten und Ortschaften bildeten gleichsam einen Saum an der Küste des Oceans. Wo diese Linie unterbrochen war, da fanden die europäischen Entdecker Indianer eines anderen, des Ostic-Stammes, eine stolze, unbezähmbare Raçe, von blutdürstigem Charakter, die eine harte, gutturale Sprache redete. So die Irokesen, welche am obern Hudson angetroffen wurden und die Mohawk und Wyandots.

Diese beiden Stämme, die Algic und die Ostic (deren Bezeichnung Schoolcraft von dem Algicworte Oshtegwon, das Haupt, hergenommen hat) waren die vorherrschenden Nationalitäten im Gebiet der amerikanischen Union; und in welch immer einem Lichte man sie betrachten mag, es ist unmöglich, die hervorspringenden Züge zu übersehen, worin sie sich unterscheiden. Beide waren geschickte, listige Waldmenschen, erfahren in allen Künsten, auf die ihr Waldleben sie anwies. Beide kamen in ihren meisten Sitten und ihrem Aeussern überein. Aber sie redeten bis auf die Wurzel verschiedene Sprachen und unterschieden sich kaum weniger im Charakter und in ihren gesellschaftlichen Zuständen. Die Einen waren mild und friedfertig, die Andern von grimmer Herrschsucht und Gewaltthätigkeit. Sie glichen sich in Gastfreundlichkeit, in einem falschen Begriffe von Tugend und in hoher Schätzung der Tapferkeit. Unabhängig zu leben, war ein vorherrschender Zug in Beider Charakter;

aber die Einen waren befriedigt mit der Freiheit der Person oder der Horde, während die Andern sie durch allgemeinere Einrichtungen zu sichern bemüht waren. Man kommt auf den Gedanken, die Einen seyen Abkömmlinge eines Stammes von Schäfern oder nomadisirenden Hirten, die Andern von Abentheurern und kriegerischen Plünderern.

Als eine Begünstigung des Geschickes mag es angesehen werden, dass die Europäer ihre ersten Colonien zwischen dem milderen Stamme errichteten, der sie mit offenen Armen empfieng, in friedlichen Verkehr mit ihnen trat und durch Wort und That bewies, dass er die Vortheile desselben festzuhalten beflissen sey. Aber dieser friedlichen Gesinnung ohngeachtet, war der Algic-Stamm, gleich den übrigen, so vollständig aufgegangen im Jägerleben, dass er keiner andern Art von Arbeit Neigung abgewann und auf die Künste des Landbaues und des Handwerks mit tiefer, eingeborner Verachtung blickte. Diese Indianer besassen hinreichende Fertigkeiten, ihre Kähne zu zimmern, aus Baumrinde Säcke und Matten zur Bekleidung ihrer Hüttenwände zu flechten, und vor Allem waren sie geschickt in der Zurichtung ihrer Schusswaffen für Jagd und Krieg. Sie waren ganz unbekannt mit der Behandlung des Eisens, aber sie ersetzten diesen Mangel durch grosse Geschicklichkeit in der Spaltung von kieseligen Gesteinen. Sie wussten genug von der Töpferei, um Erdmengungen für ihre Gefässe hervorzubringen, welche einen plötzlichen und oft wiederholten Temperaturwechsel aushielten. Wahrscheinlich waren sie stehen geblieben bei den ersten und einfachsten Handgriffen, womit das Menschengeschlecht einst jene Künste begonnen. Von Zahlen hatten sie nur schwache Begriffe. Buchstaben besassen sie gar nicht, wohl aber ein System bildlicher Darstellungen von sehr allgemeinem Charakter, aus Elementen zusammengesetzt, die sie mit grosser Genauigkeit anwendeten. Sie hielten viel auf gewisse Formen, und neigten in ihren Versammlungen und im öffentlichen Verkehre zur

Feierlichkeit. Scharfsinnig und klug in Anordnung und Berathung geringfügiger Gegenstände, ermangelten sie dennoch jeder weitgreifenden Auffassung, jeder tiefen Voraussicht und des Vermögens zu generalisiren. So durfte man sie schlau nennen, aber nicht weise. Sie waren Menschen des ersten Eindrucks, fähig ausserordentlicher Anstrengungen für den Moment; aber nicht fähig, die Spannung geistiger und leiblicher Thätigkeit lange zu ertragen. Sie handelten stets mehr nach dem Eindrucke der Empfindung als nach den Forderungen des Verstandes. Besonders aber waren sie den Angewöhnungen der Trägheit so unterworfen, dass sie den Werth der Zeit gänzlich misskannten. Und so beständig geht dieser Charakterzug durch ihr Leben und ihre Geschichte, dass man versucht wird, ihn als die Folge einer schwelgerischen Verweichlichung zu betrachten, welche der Raçe ehemals in einem der körperlichen Thätigkeit minder günstigen Klima wäre eingedrückt worden.

Im Wesentlichen kommt die Gesammtheit dieser Züge vom Algic-Stamme mit dem Charakterbilde überein, welches man von allen nordamerikanischen Stämmen zu entwerfen pflegt. Doch treffen sie für mehrere Völkerschaften im Innern des Landes nicht so vollkommen zu. Die Eindrücke, welche diese Menschen auf die Ankömmlinge aus Europa machten, waren tief, und die Umstände gaben wenig Veranlassung, die einmal gefasste Meinung wiederholt zu prüfen und zu verbessern. Dass diese Menschen aus Osten gekommen seyen, war eine gleich anfänglich herrschende Ansicht. Ihr redete, neben so manchem Andern, insbesondere der Umstand das Wort, dass bei allen Stämmen und Horden sich eine Art von Zauberern fand, welche unter dem Anschein magischer Kräfte und Künste, verschiedenen Dingen, als Götzen, Opfer darbrachten, und von denen das Volk Orakelsprüche in Angelegenheiten des Friedens und Krieges erholte. Diese Scheinpriester, von

den Engländern Powows *), von den Franzosen Jongleurs genannt, von den Indianern selbst mit verschiedenen Namen bezeichnet, waren überall in ihrem Charakter und ihrer Thätigkeit dieselben. Sie hielten einen Götzendienst durch allerlei schlaue Ränke und Betrügereien aufrecht. Dieses Priesterthum war ebensowenig als die Würde des Kriegsobersten erblich, sondern wurde auf Individuen von mehr als gewöhnlicher Schlauheit und Verstandesschärfe durch die öffentliche Meinung, nicht aber durch Wahl, übertragen.

Dieser Algic-Stamm hatte ehemals das grösste Gebiet in Nordamerika inne. Er sass, nur in einigen Orten von Indianern einer andern Nationalität unterbrochen, in der grossen Erstreckung zwischen Pamlico-Sound und dem Golf von S. Lawrence, nordwestlich bis zu dem Mistisinni an der Hudsonsbay und westlich bis zum Mississippi. Geschichtliche Ueberlieferungen erwähnen dieses Stammes zuerst in Virginien, in einigen Theilen der beiden Carolinas und in Georgia. Die Powhattan-Horden sind ein deutlich gezeichneter Ast dieser Nationalität. Sie wohnten an den Flüssen von Virginien und Maryland, die in den Ocean oder die Chesapeak-Bay fallen. Unter dem Namen Lenawpees und Mohegans dehnten sie sich längs der Seeküste durch die gegenwärtigen Staaten von Delaware, Pennsylvania, New-Jersey und New-York aus. Mehrere kleine unabhängige Horden desselben Namens zogen durch das ganze Küstenland von Neu-England und durch die jenseitigen britischen Besitzungen bis Cape Breton und den Golf von S. Lorenz. Sie waren immer geneigt, sich zu theilen und neue Namen, meistens von einem charakteristischen Zug in der Landschaft, die sie eben bewohnten, oder von Naturerzeugnissen der Gegend anzunehmen.

*) Das Wort verräth Anklang an den Pajé (Piaché, Piacché) der Caraiben und Tupi.

Je weiter sie wanderten, um so auffallendere Verschiedenheiten bildeten sich an ihnen hervor, um so undeutlicher ward das Band ihrer gemeinsamen Nationalität. Die Hauptpunkte ihrer Geschichte haben sie vergessen, und jede Horde oder Unterhorde ist geneigt, sich als unabhängig, wenn nicht als leitend und als den Hauptstamm zu betrachten.

Die Traditionen dieser Tribus wiesen alle nach Südwesten, als nach dem Heerde ihres Ursprungs, dorthin verlegten sie die Wohnung ihres Gottes. Die Odjibwas, die eigentlichen Algonquins und die zahlreichen Horden gleicher Abkunft in Westen und Nordwesten datiren ihre Herkunft aus Osten. Sie nennen jetzt noch den Nord- und Nordwest-Wind den Heimathswind (Keewaydin), wahrscheinlich, weil er dahin weht, woher sie gekommen.

Alle diese Horden, im Innern wie an dem Ocean, obgleich in weiten Strecken entfernt und getrennt von einander, unter verschiedenem Klima und verschiedenen Naturerzeugnissen wohnend, charakterisiren sich durch Gebräuche, die auch bei ihnen als bezeichnend gelten und durch Eigenthümlichkeiten und Nüançen ihrer Sprachen. Diese Sprachen zeigen grosse Verschiedenheiten im Laut, keine im inneren Bau. So sehr sie auch gegenwärtig auseinander liegen, kommt doch eine philologische Analyse stets auf dieselben Wurzeln. Die leitenden Grundsätze der Syntax scheinen diese Indianer in ihren Sprachen (welche an einen semitischen Guss erinnern) festgehalten zu haben, während die Worte selbst vielfach verändert sind. Und überhaupt, während sie, aus den mannigfaltigsten Ursachen, in zahllose Horden und Unterhorden auseinandergefallen, haben sie den ursprünglichen Vorrath ihrer Kenntnisse, ihrer kriegerischen Künste und ihrer socialen Einrichtungen um nichts vermehrt, sondern sind vielmehr zurückgegangen. Der alte Pfeil und Bogen, der Wurfspiess, der Kessel aus Erde gebrannt, sind in ihrer Hand ohne Vervollkommnung geblieben. Was sie etwa von höheren mechanischen Geschicklichkeiten in Architectur, Weberei,

oder in irgend einer andern Kunst mögen besessen haben, das schrumpfte allgemach in die Fertigkeit zusammen, ein Wigwam (Hütte) zu errichten, Netze und Kniebänder zu weben. Wenn sie jemals in den südlichen Gegenden des Continentes, wo sie ohne Zweifel einst gelebt haben, höhere Fertigkeiten erworben hatten, so sind diese in dem rauheren Wechsel und dem kalten Klima des Nordens verloren gegangen.

Unverkennbar ist, dass alle Stämme in ihren allgemeinen, moralischen wie physischen Grundzügen zusammengehören. Sie wendeten Alle dieselben bildlichen Zeichen an, um Namen und Begebenheiten zu bezeichnen; sie hatten dieselben kindlichen Anfänge in Musik und Poesie erworben. So einfach auch ihre Musik ist, so hat sie doch etwas sehr Eigenthümliches. Ihr Pib-e-gwun ist nichts anderes als die arkadische Rohrpfeife. Sie wendeten übrigens nicht dieselbe Musik für Liebe und religiöse Feier an. Die letztere war ganz verschieden, lauter und strenger. Ihre bildlichen Gedenkzeichen (Hieroglyphen) stellen eine Reihe ganzer Figuren ohne Anhängsel dar. Sie sind ein allgemeines Hülfsmittel der Erinnerung und je nach der Mythologie, den Gebräuchen und der Kunstfertigkeit des Volkes zu erklären. Nichts aber in diesem bildlichen Systeme trägt den Charakter der Runen. Auch scheinen weder Sprache noch Religion irgend einen Anklang an die Skandinavier oder Hindus zu verrathen.

Zwischen den Horden dieses Algic-Stammes lebten, zur Zeit der Entdeckung, als dieser Nationalität fremde Eindringlinge, an der Küste die Yamassees und Catawbas, zwei gegenwärtig verschwundene Menschengruppen, welche zu dem Stamme der Muscogee gehörten. Im Innern sassen zwischen ihnen die Tuscaroras, Iroquois, Wyandots, Winnebagoes und ein Theil der Sioux. Die drei ersten von diesen sprechen Dialekte Einer Sprache. Sie sind Glieder eines andern Stammes, nämlich des bereits erwähnten Ostic. Zu ihm und vorzugsweise bezeichnend gehören die Irokesen, welche

den Typus der Ostic-Sprache sechsfach abwandeln. Sie scheinen das Thal des Ohio aufwärts gewandert zu seyn und ihm Namen ertheilt zu haben. Indem diese kriegerischen Wilden eine weithin gebietende Stellung im westlichen Staate von New-York einnahmen, lagerten sie sich zwischen die Horden des Algic-Stammes in Neu-England und den weiter im Norden sesshaften Algonquins, und schnitten den Verkehr zwischen ihnen ab. Diese Trennung ward vollständig. Die Algic-Stämme wurden von diesen kriegerischen Drängern verjagt, zersprengt, mehrere Tribus nicht bloss besiegt, sondern vertilgt. Die Irokesen breiteten sich siegreich den Hudson, Delaware, den Susquehanna und St. Lorenzstrom entlang und nach Westen bis zu den grossen Seen aus. Die Wyandots, ebenfalls eine Tribus vom Ostic-Stamme, welche bei der Entdeckung des St. Lorenzstroms durch die Franzosen bis zur Orleans-Insel herab wohnten, schlossen Bündniss mit den Franzosen und mit den nördlich von jenem Strome sesshaften Algonquins. Hieraus entsprangen Zerwürfnisse mit ihren kriegerischen Stammgenossen, den Irokesen, welche ihre Vertreibung nach den Landstrichen an den oberen Seen, ja bis über die Ufer des Lac Superior hinaus, zur Folge hatten. Unterstützt von den Franzosen und von einer Conföderation aller Algic-Stämme, liessen sie sich endlich um die Strasse von Detroit (Staat Michigan) nieder, wo sie, als Erhalter des Grossen-Rath-Feuers einen mächtigen politischen Einfluss ausübten, und während des achtzehnten Jahrhunderts unter den westlichen Stämmen in hoher Achtung standen.

Eine dritte Nationalität unterscheidet Schoolcraft unter dem Namen der Abanic, eine von dem Worte Kabeyun, der Westen, abgeleitete Bezeichnung. Zu ihr gehörten von den oben erwähnten Eindringlingen zwischen dem Algic-Stamm die Winnebagoes. Diese scheinen den Mississippi von Westen nach Osten übersetzt, aber niemals jenseits der Küste von Green Bay vorgerückt zu seyn. Höher nördlich waren die Dacotahs über jenen Strom gegangen

und bis westlich vom Lac Superior vorgedrungen, von wo sie von den vorderen Haufen der Algic-Nation, unter dem Namen der Odjibwas, zurückgeworfen wurden.

Die vierte grosse Nationalität endlich, die der Muscogees, war früher zwischen den Algic-Stämmen durch die, schon erwähnten, jetzt untergegangenen Yamassees und Catawbas vertreten. Zu ihr gehören die unstäten, kriegerischen Muscogees, die Cherokees und Choctaws. Erstere nennen sich selbst Tsallakee, wovon der gesammte Stamm auch Tsallanic-Stamm genannt wird. Die Muscogees, Cherokees und Choctaws nehmen den südlichen Theil der Union, fast bis zu den Ufern des Mississippi ein. Sie grenzen an das vom Algic-Stamm besetzte Gebiet, ohne jedoch zwischen den Horden desselben einzudringen. Zu ihnen gehören auch die Chickasaws, ein Zweig der Choctaws, und die Seminoles, ein Zweig der Muscogees. Die Choctaws und Muscogees haben, der Wurzel nach, eine und dieselbe Sprache. Die Cherokees scheinen sich nicht weiter abgezweigt zu haben. Sie haben sich als ein abgesondertes Volk bis auf unsere Zeit erhalten.

Diess sind die vier grossen Hauptvölker, welche in der Indianerwelt der nordamerikanischen Union unterschieden werden können. Jedes Jahr vermindert übrigens ihre Zahl, verdunkelt ihre Traditionen. Manche Horden und Sprachen sind bereits erloschen. Einer der schwächeren Stämme, die Brothertons, hat seine Sprache aufgegeben und dafür die englische angenommen. Ueberraschend ist die Aehnlichkeit in diesem Charaktergemälde und in dem allgemeinen Geschicke dieser nordamerikanischen Völker mit jenen in der Südhälfte des Welttheils. Auch darin kommen die nord- und die südamerikanischen Völker mit einander überein, dass sie in dem Conflict mit den Europäern ihre Nationalität nicht behaupten können. Einzelne gehen in der Vermischung alsbald auf; kleine Gemeinschaften verlieren sich in der Berührung durch Tod oder Flucht aus der civilisirteren Sphäre; grössere vermögen sich nur

da zu erhalten, wo sie sich dem europäischen Einflusse vollkommen entziehen.

Aus dem niedrigen Stande ihrer Cultur endlich lässt sich mit Sicherheit schliessen, dass ihre Wanderungen einen ganz andern Charakter gehabt haben, als jene mächtigen Völkerwanderungen, welche einstens Europa erschütterten. Zahlreiche Volksmassen bewegen sich auf einmal nur in einem starkbevölkerten Lande, dessen Agricultur den Unterhalt sichert. Dagegen sind jene Stämme und Horden nicht wie eine gewaltige Sturmfluth, sondern gleich oft wiederholten, schwachen Wellenschlägen vorgerückt. Sie haben, gemäss örtlicher Einflüsse, die Richtung ihrer Märsche geändert und getheilt, ohne irgend ein Denkmal ihrer Anwesenheit zurückzulassen. Dabei mussten sie, selbst unter den Eindrücken einer sehr verschiedenartigen Natur, immer bei ihrer früheren Lebensweise verharren. Alle diese Verhältnisse haben, in Nord- wie in Südamerika, zusammengewirkt, um jene Zersplitterung hervorzubringen, die sich in gleichem Maasse bunter erzeigt, als der Continent breiter wird, und die Schranken der Wanderung hinausrückt. Dass aber selbst der Ocean dieses unbändige, wanderlustige Geschlecht nicht aufgehalten hat, dafür spricht mehr als eine Thatsache. Sobald ein längerer Aufenthalt an den Küsten des Weltmeeres diese Indianer in Nord- Mittel- und Südamerika mit den ersten Künsten der Schifffahrt vertraut gemacht hatte, wagten sie sich in ihren aus einem einzigen Baume gezimmerten Kähnen weit hinaus in das Meer. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Antillen von verschiedenen Seiten her besucht worden sind, und dass die Indianer, welche die ersten Europäer dort antrafen, keineswegs einer einzigen ursprünglichen Nationalität angehörten.

Das

Volk der Tupi, Tupis, Tupinambá, Tupinambazes, Guaraní oder Cari.

Dass die Tupi eine mächtige Nation in Brasilien und dass ausser ihr nur noch eine zweite feindliche, die Tapuya, vorhanden gewesen sey, ist eine Ansicht, die man im Lande selbst häufig verbreitet findet. Beides bedarf einer Berichtigung. Ohne Zweifel nämlich theilten sich auch zur Zeit der Conquista mehrere Nationalitäten in den Besitz des grossen Landes, und ein Volk der Tapuya gab es nicht, sondern die Tupis und die ihnen befreundeten Portugiesen nannten so alle feindlichen Stämme. Wir müssen dieses Verhältnisses, dessen schon (S. 50) Erwähnung geschehen, hier wieder gedenken, indem wir hervorheben, dass die Tupis zur Zeit der Entdeckung allerdings das am weitesten verbreitete und vorherrschende Volk waren. Aber wir sind nicht berechtigt, sie für die ersten Autochthonen des Landes zu halten. Sie sind nur der Ausgangspunkt für eine Untersuchung, hinter welcher sich der Urzustand in tiefstes Dunkel verliert. Und selbst ihre spätere Geschichte kann nur in unvollkommenen Zügen entworfen werden.

Schon bei dem Namen dieses Volkes begegnen wir den mannigfaltigsten Auffassungen. Nach Vasconcellos*) war Tupi ein Ort, woher

---

*) Chronica do Brasil S. 91.

die Tupis gekommen und von dem sie den Namen angenommen hätten. Die grosse Zahl von Patronymicis in andern Sprachen, welche auf den Namen eines Ortes zurückbezogen werden können, spräche allerdings für eine solche Annahme. Derselbe Schriftsteller leitet aber *) den Namen Tobajaras, Tobayaras, Toba-uara, welcher, nach der so häufig vorkommenden Verwechslung von Vocalen wie Consonanten, auch als gleichbedeutend mit Tupyaras angesehen werden könnte, von Tobá, Antlitz, und Jara, Yara, Uara, Herr, Mann, Krieger her, weil die Nation der Tupi das Land am Meere, gleichsam das Antlitz des Continentes, inne gehabt hätte. Näher liegt es, wie Varnhagen gethan **), Toba-uara mit Taba-uara zu identifiziren und darunter die Männer, welche in Taba, ständigen Ortschaften (Aldeas portugiesisch), wohnten, zu verstehen, im Gegensatze mit den ohne ständige Wohnsitze umherziehenden Horden sowohl derselben, als anderer Nationalitäten. Mehr noch scheint die, von demselben Schrifsteller angeführte Meinung für sich zu haben, dass jene Bezeichnung von Tobajára eine gewisse Verwandtschaft, eine Verschwägerung habe andeuten sollen, denn, in der That, heisst Tobajára in der allgemeinen Tupi-Sprache: Schwager männlicher Seits, oder Oheim, und gleiche Bedeutung soll auch: Tupi (Tupi-uara = Schwäger-Männer) gehabt haben ***). Diese Auffassung wird (von Varnhagen, a. a. O.) weiter dahin ausgeführt, dass Tupinambá (in portugiesischer Endung des Plurals Tupinambazes) zusammengesetzt sey aus Tupi und Mbá, welch letzteres Wort Krieger, edler Mann bedeuten soll †). Tupinambá hätten sie

*) Ebenda S. 94.

**) Historia geral do Brazil I. 101.

***) Die Verwechslung von B und P, welche uns hier begegnet, darf nicht beirren. Sie wird von allen Reisenden in Brasilien, nicht blos im Munde der Indianer, sondern auch der anderen Raçen häufig beobachtet, eben so wie die Verwechslung von D und T, und die von L, M und R, von O u. U.

†) Tupixaba (Tupi-ch-aba, zusammengezogen Tuxaua) nannten sich die

alle ihre Stammesgenossen genannt, welche mit ihnen in freundlichem Benehmen und Einverständniss lebten; auch Mbeguás wären die im Frieden lebenden genannt, und durch das Anhängsel Mbá sei gleichsam ein Bundesverhältniss angedeutet worden. Dagegen wären Tupi-n-aem die abgewendeten, aus dem Volksverbande (wenn auch nur vorübergehend) gelösten, feindlichen; Tupi-n-ikis, die benachbarten, in der Nähe sesshaften bezeichnet worden. Eben so hätten sie mit Tupinamba-rana die Abgefallenen, oder vielleicht auch die Indianer fremder Nationalität, welche mit ihnen in ein Bundesverhältniss traten, gleichsam die unächten Tupis (in diesem Sinne, des Unächten, kommt das Wort Rana in vielen Zusammensetzungen vor) bezeichnet. Im Gefühle der ursprünglichen Stammeseinheit hätte ferner eine Horde jene, von welcher sie sich selbst abgezweigt, die Grossväter, Tamoy (die Lingua geral schreibt Tamuya, portugiesisch Tamoyos), sich selbst aber die Enkel, Temiminos, geheissen. Auch die Namen Amóipiras und Anacés werden, unter Berufung auf Worte der Guarani-Sprache, im Verfolge dieser Ansichten, als „weitläuftige Vettern, — fast Verwandte" gedeutet, und Guayá, Guayáná (in portugiesischer Sprache Guayàzes und Guayanazes) soll ein Ehrenname seyn, den sie sich selbst ertheilten, als „Volk, geehrtes, edles Volk" *).

Anführer der Tupis, und jetzt in der Lingua geral alle Häuptlinge. Das Wort bedeutet: Herr der Tupis. (Sonst wird für Anführer im Kriege, Mora, auch Morox-aba, oder Morubix-aba gebraucht).

*) Im Allgemeinen dürfte wohl der Standpunkt, welchen diese Erklärungen einnehmen, richtig seyn, da er auf den Genius der Tupisprache gründet. Doch sind einige Zusammensetzungen wahrscheinlich anders zu deuten. Tûpinambá ist wohl eher aus Tupi und anáma, der Verwandte, zu erklären, also: zur Verwandtschaft der Tupis gehörig, (anáma-çaba, Verwandtschaft, anáma-ve Grund der Verwandtschaft). Den Erklärungen von Tamoyos und Temiminos stehen allerdings die Worte Tamuya, Grossvater, und Temiminó, Enkel oder Enkelin vom Vater her, zur Seite. — Amóipira (Amoygpyras)

Es lag in der Natur der Sache, dass Indianer, deren Nationalität so auseinandergefallen und zerbröckelt war, die angeführten Namen immer nur für einzelne Individuen oder Horden gebrauchten, dass eine jede Horde, mit einer gewissen Ausschliesslichkeit, sich als die Haupthorde betrachtete, und wo sie andere ausser sich anerkannte, sich dennoch nicht zu der Abstraction des ganzen Tupi-Volkes erhob. Die Tradition eines solchen scheint bereits seit längerer Zeit unter den Indianern verdunkelt, wenn auch nicht gänzlich verloren gegangen zu seyn. Unter solchen Umständen waren noch mancherlei Beinamen in Uebung, bald in friedlicher bald in feindlicher Gesinnung oder zum Spott gebraucht. Als solche werden aufgeführt: Maracayás, d. i. die wilden Katzen; Nheng-aybas (von Nheenga, das Wort, die Sprache und ayba schlimm), die Uebelredenden, Verrufenden, Verwünschenden; Tremembés, die Herumziehenden *), im Gegensatze von den in festen Wohnsitzen lebenden, Goatá oder Guaita-cá, die durch die Wälder wandernden **). Von ähnlicher Natur sind noch mehrere andere Bezeichnungen, die schon bei den ältesten Schriftstellern über Brasilien vorkommen und, zur Vervollständigung unserer Ansicht, hier aufgeführt werden sollen.

Nach der so merkwürdigen Noticia do Brazil des Gabriel Soares vom Jahre 1589 gehörten damals zu den Tupis folgende Stämme oder Horden:

---

soll, wie Hervas (Idea del Univ. XVII. S. 25 nota) angiebt, nach Einigen: Leute auf der andern Seite des Flusses bedeuten. — Nach einer vereinzelten Thatsache, welche St. Hilaire (Voy. dans le Distr. des Diamants II. 292. 343.) anführt, wäre der Name Tupis ein Spottname, womit andere Indianer, namentlich die Macunis, die den Portugiesen befreundeten Indianer bezeichnen. (Die Copaxos dagegen nannten uns die Weissen: Topi.)

*) Abbeville, Maranhão f. 189.

**) Varnhagen Hist. I. 101. — Eine andere Deutung von Nhengahiba, die mir wahrscheinlicher ist, wird unten erwähnt werden.

1) Tamóyos, an der Küste, vom Cabo de S. Thomé, bis Angra dos Reys (Noticia S. 79, Southey History of Brasil I. S. 184). Es sind diess dieselben, welche neuerlich poëtisch verherrlicht wurden in: A Confederação dos Tamóyos, poema por Domingos José Gonçalves de Magalhães. Rio de Janeiro 1856. 4°.

2) Papanazes, in Espiritu Santo und Porto Seguro. Noticia S. 65.

3) Tupiniquins, an der Küste zwischen Camamú und Rio de S. Matheus. Ebendas. S. 56.

4) Tupináes, anfänglich an der Küste im Reconcavo von Bahia, von wo sie die Quinimurês verdrängt hatten, dann, durch die Tupinambazes verjagt, im südlicheren Theile des Innern der Provinz Bahia. S. 308 *).

5) Amoipiras, am südlichen Ufer des Rio de S. Francisco. S. 310.

6) Tupinambazes, von Camamú bis zur Mündung des Rio de S. Francisco, Noticia S. 273. ff.

7) Pitogoares, in der Provinz Parahyba do Norte. Ebendas. S. 23.

8) Caités, nördlich vom Rio de S. Francisco, in Parahyba, Rio Grande do Norte und Ciara. S. 28.

Die in dem angeführten Werke niedergelegten Nachrichten haben nur noch historischen Werth, denn die gegenwärtig in den erwähnten Gegenden wohnende indianische Bevölkerung gewährt

---

*) Zwischen diesen Horden fand vielleicht auch das Seegefecht statt, dessen Zeuge Martin Alfonso im Frühling 1531 war, als er mit seinen Schiffen im Hafen von Todos os Santos ankerte. Es waren die Indianer der Insel Itaparica, welche mit denen an der Nordküste des Festlandes stritten. Jede Flotille bestand aus fünfzig Canoas, deren einige sechzig Mann trugen. Das Gefecht dauerte von Mittag bis nach Sonnenuntergang und endigte mit der Niederlage der Insulaner. Viele der Gefangenen wurden erschlagen und gefressen. Varnhagen a. a. O. 49.

keinen Anknüpfungspunkt mehr. Dieselben Berichte finden sich in dem Manuscripte: Additamento extrahido da Chronica dos Jesuitas do Para e Maranhão por Moraes da Fonseca Pinto 1759, woraus sie im Auszuge mitgetheilt wurden in: v. Eschwege Brasilien, die neue Welt I. S. 215. Vergl. Southey, History of Brasil I. 42, 201—205. 223—257. u. a. a. O.

Im Jahre 1633 nennt Laetius (Novus Orbis, 546 sq.) als Stämme der Tupi, welche er den Tapuyas gegenüberstellt: Die Petiguares, Viatan, Tupinambae, Caetae, Tupinaquini, Tupiguae, Tumminivi, Tamviae und Carioes.

Vasconcellos (Chronica p. 92.) führt i. J. 1666 folgende Stämme der Tupination auf: Tobayares, Tupis, Tupinambas, Tupinaquis, Tupigoaes, Tumiminos, Amoigpyras, Araboyaras, Rarigoáras, Potiguáras (mit den Horden Tiquari und Para-ibas) Tamojas (auch Ararapac genannt, die Tamviae bei Laet.) und die Carijos (Carioes des Laet.).

Ebenso nimmt sie i. J. 1784 Hervas, a. a. O. S. 24, und nach ihm Vater im Mithridates III. 2. S. 440 an; doch werden, als zu dem Volke der Tupis gehörig, noch zwei Stämme, die Apantas am Amazonas, und die Tocantinos am Tocantins aufgeführt.

Gegenwärtig kann von einer Unterscheidung und Charakteristik jener Stämme und Horden, deren die ältesten Schriftsteller erwähnen, keine Rede mehr seyn. Gerade diese Theile des Tupivolkes, welche zuerst mit den Eroberern in Berührung gekommen waren, sind im Kampfe mit diesen, theilweise, wo sie sich vor ihnen ins Innere zurückzogen, mit andern Indianern, fast gänzlich verschwunden. Ausser dem Krieg, war es die, ihnen stets fremd bleibende, europäische Gesittung und Civilisation, welche ihnen das Gepräge der ursprünglichen Nationalität genommen hat. Ihre Ueberreste, von den Südgrenzen des Reiches bis zum Amazonenstrome zerstreut,

lassen sich am häufigsten noch in den Indianer-Ansiedlungen (Aldeas) auffinden, welche die Jesuiten (und auch andere geistliche Orden, wie Carmeliten, Augustiner u. s. w.) vereinigten und katechetisirten. Weil aber in solchen Aldeas fast überall Mischungen von verschiedenen Stämmen und Horden eintraten, musste auch die, hier als Lingua franca eingeführte Tupisprache mannigfaltige Veränderungen erfahren. Während sich desshalb in den Aldeas des östlichen Brasiliens, bis Pernambuco und Maranhão im Norden, verschiedene Jargons der Tupisprache entwickelten, um früher oder später der portugiesischen Sprache Platz zu machen, verlor sich auch gar häufig die Erinnerung sogar des Namens der verschiedenen Nationen oder Horden, welche von den frommen Vätern hier aldeirt worden waren, und diess um so eher, je älter die Niederlassung war. Nur am Amazonas und seinen Beiflüssen, wo die grösste Missionsthätigkeit einer späteren Zeit, nämlich dem vorigen Jahrhunderte, angehört, findet man noch ziemlich sichere Nachrichten, durch kirchliche Aufzeichnung und Tradition bewahrt. Diese nennen aber Horden vom Tupivolke viel weniger als andere, und es unterliegt keinem Zweifel, dass in jene Aldeas nur wenige dem Tupi-Stamme Angehörige, und zwar von der Küste des Oceans her übergeführt waren. Die sogenannte Lingua geral, welche von den Jesuiten in die Aldeas an jenem Strome eingeführt worden, ist ursprünglich nicht am Amazonenstrom sondern in S. Vincente, Porto Seguro, Bahia, Pernambuco und Maranhão, aufgefasst und für die Zwecke der Mission festgestellt worden. Wenn daher Varnhagen *) die Vermuthung ausspricht, dass die Wiege des mächtigen Tupi- oder Guarani-Volkes, zu welchem auch die Omaguas gehören dürften, in den waldigen Ufern des Amazonas zu suchen sey, — dass dies Volk, anfänglich ackerbauend, dann die Schifffahrt ergriffen und sich stromabwärts bis zum Ocean ausgebreitet, — solchergestalt sich auch an den

*) Historia geral do Brazil I. 106.

Meeresküsten immer weiter nach Süden gezogen habe; so muss ich mich zu der entgegengesetzten Ansicht bekennen. Allerdings sprechen manche Traditionen unter den Bewohnern des Amazonas, besonders des oberen Stromes oder Solimoês, und andere Thatsachen für die Annahme, dass Horden des Tupivolkes sich von Zeit zu Zeit in der unmittelbaren Nähe jenes Stromes gezeigt haben. Aber sie waren dort nicht ursprünglich sesshaft, sondern kamen aus Süden, aus Süd-Westen, ja theilweise vielleicht aus Westen.

Fassen wir die älteren, bereits angeführten Thatsachen mit den Nachrichten über die gegenwärtigen Wohnorte des Tupivolkes zusammen, so treten fünf verschiedene Reviere hervor, nach welchen man eben so viele Abzweigungen, als Süd-, West-, Central-, Nord- und Ost-Tupis unterscheiden muss. Das beigefügte Kärtchen bringt diese Vertheilung im Allgemeinen zur Ansicht. Es sind auf ihm die Hauptnamen der in den älteren Berichten vorkommenden Horden oder Stämme, sowie die noch gegenwärtig im Stande der Freiheit existirenden Tupi-Gemeinschaften, nebst den muthmasslichen Richtungen ihrer Züge verzeichnet. Fast in allen Gegenden des weiten Reiches begegnen wir ihren Spuren; aber überall nur als roher Nomaden, und zumeist nur in unbestimmten Traditionen und in zerbröckelten Elementen ihrer Sprache. Namentlich hat man keine Grabdenkmäler aufgefunden. Die Tupis pflegten ihre Todten aufrecht, in sitzender oder zusammengekauerter Stellung, die Schenkel an den Unterleib angedrückt, die Hände unter den Wangen oder über die Brust gekreuzt, frei oder in irdenen Geschirren *) zu verscharren; aber sie erhöhten keine Grabhügel, und hatten keine ständigen gemeinsamen Begräbnissorte **). In

*) Diese Todten-Urnen, Igaçaba, Camotin, ganz einfach und schmucklos aus röthlichem Thon gebrannt, wurden nur seicht in den Boden vergraben, ohne Maassregeln, ihre Dauer zu sichern.

**) Auch im Tode suchte dieser Wilde die Vereinzelung, und es kostete den Missionären Mühe, sie zu gemeinsamen Begräbnissplätzen, Tibicoára, zu bereden.

den östlichen Provinzen Brasiliens hat man, hie und da zerstreut, solche Leichen-Urnen aufgefunden, doch stets so einzeln, dass man nicht auf eine dichte und ständige Bevölkerung schliessen darf. Eben so wenig haben sie die, in manchen Gegenden des tropischen Amerika (wie z. B. in der von Alex. v. Humboldt beschriebenen Höhle von Ataruipé) vorkommenden, offenen, oberirdischen Vereinigungen von Gebeinen ihrer Väter zurückgelassen. Es erscheint dieses um so bezeichnender, wenn man, auch abgesehen von den Nekropolen der höher gebildeten Peruaner, z. B. in Atacama, an die Häufigkeit der Grabhügel in einem grossen Flächenraume Nordamerikas denkt *). An einigen Küstenpunkten sind Haufen von Seemuscheln (Piréra) aufgefunden worden, zwischen denen Menschenknochen lagen, oft unter hundertjährigen Bäumen. Man hat hieraus schliessen wollen, dass, wenn Indianer während der Zeit starben, da sich die Horde von jenen Seethieren nährte, man ihre Leichen unter den Schalen begraben habe **). Nur die Vereinigung von Todten-Urnen, welche neuerdings auf der Insel Marajó, an dem Orte Os Camutins genannt, entdeckt worden sind, dürften als historische Monumente der Tupis zu betrachten seyn.

Eben so wenig haben die Tupis irgend ein Bauwerk, weder Häuser noch Wälle und Befestigungen, hinterlassen, das nur einigen Jahrhunderten zu widerstehen vermochte. Ihre Hütten (Oca) waren von leichtem Gebälke, Stangen oder Latten errichtet, bisweilen

*) Von den Quellen des Red-River, unter 46° n. B., bis zum mexicanischen Meerbusen hat man, zwischen den Alleghanies und den Rocky Mountains, zerstreut, am häufigsten im Becken des Mississippi, Grabhügel, oft von sehr beträchtlicher Ausdehnung eröffnet, deren Leichen meistens die erwähnte, durch ganz Amerika herrschende Stellung zeigten. — In neuester Zeit wurden in Minas Geraës Gräber eröffnet, welche statt der Töpfe, thönerne, mit Arabesken verzierte und mit Harz gefirnisste Leichen-Truhen enthielten. Sie stammen ohne Zweifel von einem andern Volke her.

**) S. Revista trimensal do Instituto histor. II. 522. XII. 372.

mit Lehm beworfen. Wo sie deren mehrere zu einem Dorfe (Taba) vereinigten, also eine Niederlassung für längere Dauer beabsichtigten, wurden sie mit einem Kranze von Pallisaden (Cahyçara) umgeben. Sobald aber Jagd oder Fischerei nicht mehr genügten, wurde der Wohnort aufgegeben und verlassen (Tapera *). Statt solcher todten Verhaue eine lebendige Hecke von Bambusrohren zu pflanzen, scheint vorzüglich unter den Indianern am Amazonenstrome geübt zu werden.

Diese Verhältnisse machen es wahrscheinlich, dass das Tupivolk keineswegs da schon seit langer Zeit sesshaft war, wo die Entdecker Brasiliens es zuerst antrafen. Wenn die Europäer einige Jahrhunderte früher an jene Küsten gekommen wären, so hätte man vielleicht ganz andere, dem Stamme nach verschiedene Volkshaufen vorgefunden, eine andere Sprache aufgefasst und zum Verkehrsmittel mit andern Indianern ausgebildet.

Gegenüber diesen Verhältnissen, verlassen von anderen Thatsachen, die hier Maass zu geben vermöchten, wäre es eine müssige Unternehmung, jetzt schon nach dem ursprünglichen Heerde, dem eigentlichen Stammlande der Tupi-Nationalität zu forschen. Dass aber die einst längs der Küste und im Norden des Landes vorgefundenen oder noch gegenwärtig dort lebenden Bruchtheile der Tupi-Nation, in mehreren auf einander folgenden Wanderungen, vom Süden her gekommen seyen, diess berichtet eine unter ihnen vielverbreitete, auch von mir persönlich vernommene Sage. Allerdings muss ich bemerken, dass ich selbst keine Tupinambá im Zustande ursprünglicher Freiheit, sondern nur sogenannte Indios ladinos (an der Küste, bei Camamú, Ilheos und Maranhão) über das Herkommen ihres Volkes vernommen habe. Aller Aussagen jedoch deuteten gegen Süden, und dieselbe Antwort hatte der treffliche

*) Tapera nennt man gegenwärtig in Brasilien jedes aufgegebene Grundstück oder das Vorwerk eines im Betrieb stehenden Hofes.

Arzt und Naturforscher Man. Ign. de Paiva von Indianern der Provinz Bahia erhalten. Die eingezogenen Nachrichten aber erschienen um so glaubwürdiger, je mehr sie in ihrer Unbestimmtheit zusammenfielen. Dass eine durch mehr als zwei Jahrhunderte fortgesetzte Katechetisation die traumartig schwankenden Erinnerungen der sich auflösenden Nationalität mit biblischen Traditionen verfärbe, muss zu vorsichtiger Aufnahme der Nachrichten rathen. Ohne Zweifel haben solche kirchliche Einwirkungen auf die Indianer stattgefunden. In den ältesten Berichten fehlen jene Sagen, welche ein volles Jahrhundert später in den Schriften eines Vasconcellos *) und Guevara **) auftreten und die Urgeschichte des Tupivolkes gleichsam mit dem Glanze einer Nimrod- oder Noah-Sage umgeben.

Zwei Brüder, heisst es dort, brachten ihre Familien über das Meer an die Küsten von Brasilien. Sie stiegen in der Gegend von Cabo Frio an das Land, welches sie, nur von wilden Thieren bewohnt, mit ihren Nachkommen bevölkerten und gemeinsam inne hatten. Ein Papagay, der sprechen konnte (wie die Schlange im Paradiese) veranlasste Streit zwischen zwei Weibern zweier Brüder, von ihnen auf die Männer und endlich auf das ganze Volk ausgedehnt, dessen Scheidung. Der ältere Bruder, Tupi, blieb im Lande; der jüngere, Guaraní, wandte sich mit seiner Verwandtschaft nach Süden, an den Platastrom, wo er eine zahlreiche Nation gründete, die sich dann noch viel weiter nach Westen, bis Quito, Peru und Chile ausbreitete. Ja, wenn wir diesen, nicht im Volksmunde, sondern in den Schriften von Ordensgeistlichen vorkommenden Traditionen Gewicht geben wollten, so hätte das Tupivolk noch eine Erinnerung an eine allgemeine Fluth, welche einst das ganze Geschlecht bis auf den frommen Tamanduaré vertilgt hat. Dieser

*) Chronica da Companhia de Jesu do Estado do Brasil etc. pelo Padre Simão de Vasconcellos. Lisboa 1663. 4°.

**) Historia del Paraguay, Rio de la Plata y Tucuman, por El Padre Guevara.

rettete, durch Tupa gewarnt, sich in die fruchtreiche Krone eines hohen Palmbaumes und ward berufen, nach Verlauf der Gewässer das Geschlecht fortzupflanzen *).

Bei Untersuchungen wie die gegenwärtige drängt sich zunächst die Erwägung auf, dass je roher dieser amerikanische Wilde, je unzugänglicher einer, wenn auch noch so schwachen Cultur gewesen, um so leichter er sich von seiner Stammgemeinde müsse gelöst, um so weiter von ihr entfernt, ihr entfremdet haben. Was die älteste Urkunde unseres Geschlechtes erzählt, wird sich auch hier wiederholen: Kain flieht hinaus in die Wildniss. Jene aber, die von ihren Familien ausgeschieden, von ihrer Horde verjagt, vom Stamme als Feinde verfolgt, die friedliche Gemeinsamkeit mit den Stammgenossen, das Zusammenleben mit der Horde nicht zu ertragen vermochten, deuten auf den Ort, von welchem ihre richtungslosen Wanderungen ausgegangen seyn mögen, zurück: es ist der, welcher die grösste Menge ihrer Stammgenossen vereinigt. So dürfen wir die von den Conquistadoren zuerst angetroffenen Glieder des Tupivolkes, welche nirgends in zahlreichen Gemeinschaften beisammenwohnten, keineswegs als Kern des Volkes, wir müssen sie als Versprengte, als Flüchtlinge im Umkreis der Verbreitung betrachten. Wo aber ihr Mittelpunkt gerade damals gelegen sey, ist jetzt nicht mehr zu ermitteln; gegenwärtig weisen die notorisch zahl-

*) Jenen frommen Vätern standen, um eine auch über die Amerikaner verhängte Sündfluth zu erweisen, nur wenige Thatsachen zu Gebote, wie z. B. die durch einen so grossen Theil des Welttheils verbreiteten fossilen Knochen, die „Gebeine von Riesen.“ Jetzt hat die Entdeckung von Menschenschädeln in den Kalkhöhlen von Minas Geraës, durch Dr. Lund, ein wichtiges Moment für geologische Untersuchungen gewonnen, und der Umstand, dass jene Schädel besonders in der geringen Entwickelung der Stirne mit dem allgemeinen amerikanischen Typus übereinkommen, wiegt schwer in der Auffassung von der somatischen Einheit der amerikanischen Menschheit.

reichsten und gebildetsten Haufen nach Süden. Diese Haufen, zwischen dem Paraguay und Paraná auch jetzt noch sesshaft, hatten ihre höchste sociale Entwicklung in den Reductionen der Jesuiten erfahren. Sie waren in eben jener Gegend die vorwaltende Nationalität, als man unternahm, sie zu civilisiren. Die Wege, welche sie von hier aus gegen Ost und Nordost genommen haben mögen, werden sich, bei kritischer Prüfung aller Thatsachen, vielleicht noch erkunden lassen. Dass die nördlich von der Horde der Tamoyos wohnenden Tupinambas jene (welche im südöstlichen Theile der Provinz von Rio de Janeiro und an der Küste von S. Paulo hausten) „Tamoyos" d. i. „Grossväter," nannten, redet, wenigstens für diese Orte, einer Wanderung von Süden nach Norden das Wort.

Für den Zusammenhang jener Süd-Tupis mit den in Nordwest wohnenden Stämmen scheint Manches in der Gleichartigkeit ihrer Culturstufe, vielleicht auch in ihren Dialekten, zu sprechen. Uebrigens wollen wir unentschieden lassen, ob die Wanderungen zwischen diesen Gebieten früher nach Norden oder nach Süden gerichtet waren. Dass die erste Jugendwiege der Tupis auch in dem westlichsten Reviere, wo man gegenwärtig ihre Elemente findet, in den bolivischen Provinzen von S. Cruz, Moxos und Chiquitos, nicht gestanden, ist mehr als wahrscheinlich; denn auch hieher sind sie bereits in einem Zustande nationaler Auflösung gekommen. Als die Jesuiten in jenen abgelegenen Gegenden ihre Missionen errichteten, trafen sie schon eine ausserordentlich bunte Bevölkerung, zahlreiche isolirte Volkshaufen, welche die verschiedensten Sprachen und Dialekte redeten. Und so ist es, nach dem Zeugnisse des verdienstvollen Alc. d'Orbigny, auch gegenwärtig noch. Fast wird man versucht, anzunehmen, dass in jenen Gegenden, westlich vom See Titicaca (wo ohne Zweifel in unvordenklichen Zeiten eine höhere Cultur geherrscht hat), dort wo nach Osten die Widerlager der östlichen Andes-Kette von Cochabamba auslaufen, in unbekannten Perioden und Folge, die Völker hin und her „gewechselt" haben.

Sind vielleicht diese, von einem gleichmässig milden Klima beherrschten Bergmatten, welche einen breiten Vorbau noch thätiger Vulcanenreihen bilden, diese üppigen Wälder, durch welche sich gewaltige Ströme, aus jenen Höhen nach drei Weltgegenden in die weite Tiefebene von Südamerika wälzen, in ähnlicher Weise, wie Caucasien, der Schauplatz bunter Völkerzüge gewesen? Nach dem gegenwärtigen Zustand unserer Kenntnisse ist es noch zweifelhaft, ob es gelingen werde, die Wendepunkte in den Hauptströmungen der amerikanischen Völkerwanderung aufzufinden.

Wir gehen nun zu einer kurzen Zusammenstellung über, zunächst von den muthmasslichen Gruppen des Tupivolkes, auf welche jene der übrigen Bruchtheile indianischer Bevölkerung nach den gegenwärtigen Provinzen des Reiches folgen soll; dieser Versuch macht jedoch in keiner Weise auf Vollständigkeit und kritische Sicherheit Anspruch. Er darf nur als ein Beitrag betrachtet werden zu dem Materiale einer künftigen Ethnographie Brasiliens.

A. Die Süd-Tupis oder Guaranis.

In den südlichsten Provinzen Brasiliens, Paraná und Rio Grande do Sul, und noch weiter gegen Süden und Westen, in Monte Video, Corrientes und Paraguay sass zur Zeit der Conquista ein zahlreicher, in viele Horden getheilter Volksstamm, der sich im Allgemeinen vor vielen andern durch mildere Sitten, durch feste Wohnsitze und die Anfänge des Landbaues auszeichnete. Diese Wilden waren keine Anthropophagen, jedoch unter sich sehr häufig in Krieg. Die Horden, welche am Meere und an den grossen Strömen des ausgedehnten Landes wohnten, waren vertraut mit dem flüssigen Elemente, Schiffer und Fischer, und zeigten sich der europäischen Cultur zugänglicher, als die Bewohner der Wälder auf den niedrigen Berg-

zügen und an den kleineren Flüssen im Innern des Landes. Die spanischen Missionen (Reducciones) in Paraguay vereinigten eine grosse Menge dieser Indianer, welche von ihnen mit dem gemeinsamen Namen der Guarâni bezeichnet wurden. Vor der genaueren Bekanntschaft der Missionäre mit ihnen sollen sie Carió, Cariós, Carijós genannt worden seyn. Der Name Guaraní wurde erst durch die Jesuiten eingeführt. Er bedeutet einen Krieger *), und konnte dem, gegenüber europäischen Waffen sehr furchtsamen Stamme mit minderem Rechte, als vielen andern ertheilt werden. Die Einfälle der unternehmenden Ansiedler von S. Paulo (Vicentistas, Paulistas, Taubatenos), schon vor 1585 in der Absicht unternommen, diese Indianer als Gefangene wegzuführen, und die späteren Ansiedlungen der Portugiesen in dem Küstenlande von S. Catharina und Rio Grande do Sul haben dazu beigetragen, dass sich ein Theil jener Bevölkerung in die spanischen Missionen flüchtete, ein anderer, streitbarer und freiheitsliebender, hat sich in die entlegenen Einöden des Innern von S. Paulo zwischen die Flüsse Yguassú und Tieté verloren. Ja, es wäre denkbar, dass die stärkeren Bruchstücke des Volkes, welche wir später als Central-Tupis anführen werden, erst seit jener Zeit sich in die Wälder des innersten Brasiliens zurückgezogen hätten. Kleinere Reste bewohnen auch jetzt noch die wenig bekannten Bergwälder südlich vom Uruguaya und die Fluren

---

*) D'Orbigny führt (L'homme amér. II. 268), jedoch mit Recht an ihr zweifelnd, die Etymologie, Gua, Malerei, ra, gefleckt, ni, Zeichen des Plurals, an. In der Tupisprache ist die Form der Wurzel dieses Namens: Mora, Mura = Krieger (Moramonhang = Kriegen, Streiten; Moramonhangaba = Krieg, Streit; Moroxába açú = grosser Kriegsmann, Feldoberster). Fast in allen Provinzen des Reiches ist der Name Tupi zur Bezeichnung des Volks und seiner Sprache im Gebrauch, dagegen Guarani fast unbekannt. Ich kann daher der Bezeichnung, welche Vater (Mithridates, III. 427) und nach ihm D'Orbigny (a. a. O.) für die gesammte Nationalität der Tupi gebraucht haben, nicht beipflichten.

an der Wasserscheide zwischen diesem Strome und dem Yguaçú In der fortgesetzten Absonderung und Theilung, die uns besonders bei den nomadisirenden Indianern begegnet, haben sie mancherlei Namen angenommen. Die Paulistas pflegen alle in ihrer Provinz noch frei umherziehende Indianer, darunter vielleicht auch Tupis, mit dem Namen der Bugres zu bezeichnen.

Gemäss den Nachrichten des Rui Diaz de Guzman, welche d'Orbigny (a. a. O. 290) anführt, hätten um das Jahr 1612 nicht weniger als 365,000 Indianer vom Volke der Guaranì am Rio Grande, an der Lagoa dos Patos und zwischen dem Paraná und Paraguay gelebt. Nach einem Schreiben des Bischofs Joh. de Sarricolea an Pabst Clemens XII. v. J. 1730 wären damals in den 32 Reductionen der Jesuiten noch 130,000 Guaranis aldeirt gewesen *).

Gegenwärtig aber scheinen die freien Indianer dieses Stammes in so geringer Zahl vorhanden, dass sie kaum mehr in Betracht kommen. Schon im Jahre 1801 giebt Azara **) in den Missionen und in Corrientes 40,355, in Paraguay 26,715, im Ganzen also 67,070 Guaranis an, und zwar alle als zum Christenthume bekehrt. In der angrenzenden brasilianischen Provinz von Rio Grande do Sul aber wiess die Volkszählung vom Jahre 1814 nur 8,655 Indianer nach ***). Die Guaranis bilden demnach gegenwärtig nur ein schwaches Element in einer Provinz, deren Bevölkerung durch starke europäische Einwanderung wesentlich verändert worden ist. Auch die Sprache dieser Guaranis, welche als der vollste und reinste Dialekt der Tupisprache betrachtet werden kann, hat sich in dieser bunten Bevölkerung, mit verhältnissmässig schwacher indianischer Beimischung, fast ganz verloren, wenn schon eine Menge Worte, die ihr ursprünglich angehören, durch ganz Brasilien gebraucht

*) Dobrizhofer, Geschichte der Abiponer I. 175.

**) Voyage dans l'Amér. mérid. II. 338.

***) Milliet, Diccionario II. 620.

werden, weil sie Gegenstände bezeichnen, für welche die Ansiedler in der portugiesischen Sprache keinen entsprechenden Ausdruck hatten. Es war aber nicht dieser südliche Dialekt, welcher in den Mund des Volks übergehen konnte; denn viel früher, als Niederlassungen in der Provinz S. Pedro do Rio Grande gegründet wurden (die grösseren datiren erst von 1737) hatte sich, durch die Bemühungen der Jesuiten und anderer Ordensgeistlichen, in den nördlichen Provinzen, zumal an der Küste zwischen S. Vicente und Pernambuco, die Kenntniss der Tupisprache verbreitet und waren dort viele ihrer Worte im allgemeinen Gebrauch der portugiesischen eingemischt worden. Als die Wiege der Lingua geral brazilica ist daher das i. J. 1553 bei Porto Seguro errichtete Jesuiten-Collegium zu betrachten. Während in dieser Gegend ein grosser Theil der Tupi-Bevölkerung, als Bundesgenossen und Schutzverwandte der europäischen Ansiedler, seine Volksthümlichkeit verlor, standen die verschiedenen Tupihorden der südlichen Provinzen den Colonisten feindlich gegenüber. Ihre Einfälle und Plünderungen gestatteten keine Niederlassungen im Innern des Landes, und erst seit der grossen Zunahme der Viehzucht auf den ausgedehnten Grasfluren von S. Paulo, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wurde die grosse Heerstrasse offen gehalten, auf welcher die Rinder-, Pferde- und Maulthier-Heerden von Porto Alegre und Lages, Villa do Principe, Curitiba u. s. w. nach Sorocaba, dem Hauptstapelplatz dieses wichtigen Handels, getrieben werden. Aus diesen Verhältnissen erklärt es sich, warum die Süd-Tupis in Brasilien als mächtige Gemeinschaften gegenwärtig keine Rolle mehr spielen. Ja, wenn wir die Namen der verschiedenen Horden von der Tupi-Nation in diesen Gegenden hier aufführen, so geschieht es lediglich im historischen Interesse.

a) Die eigentlichen Guaranis (in denen früher die Horden der Arachanes, der Mbéguás und der Caracarás d. i. Sperber-Indianer unterschieden wurden) wohnen ausserhalb des Reiches. — Die

übrigen stammverwandten Horden sind verscheucht, oder im Verkehre und in der Vermischung mehr oder weniger verloren gegangen. Wir können von ihnen anführen:

b) Die Patos, ehemals ein Fischervolk an der Lagoa dos Patos.

c) Die Minuanos, ebenfalls ehemals an der Lagoa mirim und dos Patos wohnhaft. Ihre Reste haben sich in die Wasserscheiden zwischen Rio Pardo und Ibicuy zurückgezogen.

d) Die Tapés, Tappes, Tapis. Sonst in den Fluren von Monte Video und nördlich bis über den Uruguay verbreitet, und gefährliche Nachbarn. In den sieben spanischen Missionen zwischen Ybicuy und Uruguay wurden Glieder dieser Horden aldeirt.

e) Pinarés oder Pinarís, südlich von den Quellen des Uruguay.

f) Die Guaycanans, Gunhanás, Guauhanás, Guannanás, in den Campos de Vaccaria der Provinz Rio Grande do Sul.

g) Die Biturunas, Piturunas (Schwarzgesichter? Nachtmänner?) südlich vom Rio Curitiba.

h) Die Guarapú-ava, oder Japó in den s. g. Campos de Guarapuava, und aldeirt in Castro.

In welcher Beziehung diese Süd-Tupis zu denjenigen stammverwandten Horden stehen, welche westlich von Paraguay, in Gran Chaco und in den östlichen Theilen von Bolivia (S. Cruz de la Sierra, Tarija u. s. w.) wohnen, und weiter unten als West-Tupis aufgeführt werden, bleibt noch unentschieden. Wir haben keine Anhaltspunkte zur Beantwortung der Frage ob das Volk früher in Paraguay oder im östlichen Peru gelebt habe, ob also die ersten Wanderungen nach N. N. W., oder ob sie nach S. S. O. gerichtet gewesen. Im freien und in einem verhältnissmässig wilderen Zustande leben gegenwärtig mehr Indianer vom Tupistamme in jenen westlichen Gegenden, als in Paraguay und in den Laplata-Staaten. Die ersten historischen Nachrichten über die Bewegungen des Volks weisen allerdings von O. nach W., und die Guaranis von Paraguay haben mehr Bildungsfähigkeit (aber auch mehr nationale Hinfällig-

keit) bewährt als ihre Stammgenossen in Bolivia, die Chiriguanos, Chaneses, Guarajûs und Cirionos, wonach wir Jene für den älteren Stamm halten möchten, sofern nicht Beide eine dritte gemeinsame Wurzel hatten.

B. Die Ost-Tupis.

Vorzüglich längs den Küsten des Oceans zerstreut, von der Ilha de S. Catharina bis an die Mündung des Amazonas, wohnen Abkömmlinge der alten Tupinambá; aber als selbstständiger, unvermischter Stamm kommen sie nicht mehr vor. Die sonst zahlreichen Aldeas sind entweder erloschen und verlassen, oder in Ortschaften mit portugiesischer Bevölkerung übergegangen. Oft sind die Spuren jener ursprünglichen indianischen Niederlassungen noch als Vorstädte oder einzelne Hütten in der Nähe von Orten übrig, welche jetzt, in Folge zahlreicher Einwanderung und lebhaften Verkehres, eine ausschliesslich europäische Bevölkerung besitzen. Die Kriege der Portugiesen mit Holländern und Franzosen, wobei Tupis auf beiden Seiten standen, gezwungene Arbeit auf dem Lande und zur See, und alle jene, dem Genius des Indianers feindlichen Elemente, welche die Civilisation mit sich bringt, haben zusammengewirkt, um diese ehemaligen Herren des Küstenlandes zwischen den gegenwärtigen verschwinden zu machen. Sie haben vielfache Vermischung mit Weissen, Mulatten und Negern erfahren, so dass gegenwärtig schwerlich noch irgend eine grössere Gemeinschaft von reiner Tupi-Abstammung zu finden seyn dürfte. Es hat hiezu der Umstand beigetragen, dass in die meisten Aldeas auch Indianer von andern Nationalitäten aufgenommen wurden. Wo man daher die Spuren ihrer Sprache noch antrifft, da hat sie die unter den Wilden Amerikas so häufigen Abwandlungen im Dialekte und

Beimengung aus anderen Sprachen erfahren. Es war aus dem Munde dieser Tupis, dass Araujo, Anchieta und Figueira *) die Sprache aufnahmen und als die Lingua geral brazilica grammatisirten und weiter verbreiteten.

Wenn d'Orbigny (a. a. O. II. 291) die Zahl der zum Christenthum übergeführten Guaranis in Brasilien auf 150,000 anschlägt, so hat er diesen Theil der Bevölkerung im Auge. Ich lasse es aber dahingestellt seyn, ob die gegenwärtig noch existirenden reinen Reste jene Zahl erreichen. Auch jetzt noch dem angebornen Triebe nach Unabhängigkeit getreu, sind diese sogenannten Indios mansos oder da Costa vorzugsweise Fischer, Fährleute an den Mündungen der Flüsse, welche sie auf ständigen Fähren übersetzen, und wohnen meistens zerstreut und vereinzelt, nur den nothdürftigsten Landbau betreibend, unter Verhältnissen, die ihrem früheren Bildungsgrad sehr verwandt sind. Sie erscheinen nicht oft in den Städten, und dienen meistens nur gezwungen im Landheer oder auf der Flotte. Als Arbeiter in den Fazendas erweisen sie sich gleich brauchbar im Dienste der Heerde und in Urbarmachung des Waldes, sind aber unbeständig, und wie alle Raçegenossen, nicht leicht für anhaltende und strenge Arbeit zu gewinnen.

Aus dem früher Angeführten ergiebt sich, dass die vielfachen Bezeichnungen, unter denen einzelne Gruppen des Volkes in den historischen Berichten vorkommen, zur Zeit nur noch eine literari-

---

*) Catecismo brazilico dado a luz pelos P. P. Antonio de Araujo e Bertol de Leão, Lisb. 1686. 8°; José de Anchieta Grammatica da lingoa mais usada na Costa do Brazil, Coimbra 1695. 8°; Arte da Grammatica da lingua do Brasil, composta pelo P. Luiz Figueira, Natural de Almodovar. 4a Impressão, Lisboa na Officina Patriacal. 1795. 8°; Diccionario portuguez e brasiliano, Obra necessaria aos Ministros do Altar etc. Ibid. eod. anno 8°. — Vergl. Vater, Mithridates III. 441 ffl.

sche Bedeutung haben, faktisch aber verschollen sind vielleicht nur noch in den Acten der älteren Kirchen und Municipalitäten angetroffen werden.

Mit dem Nationalnamen der Tupinambá, portugiesisch, im Plural Tupinambás, Tupinambazes, nannten sich selbst die Indianer den ersten europäischen Ankömmlingen an mehreren Orten der Küste. So in der Bay von Rio de Janeiro (Lery), in Espiritu Santo, Porto Seguro und Bahia. Ohne Zweifel gehörten diesem Stamme die ersten Indianer an, welche Cabral bei Porto Seguro antraf (April 1500). Die Beschreibung, welche sein Begleiter Pero Vaz de Caminha *) von ihnen entwirft, stimmt mit Lery's und Thevets Schilderung überein. Sie hatten das Haupthaar ringsum bis über die Ohren abgeschoren, trugen ein cylindrisches Knochenstück, von der Dicke einer Baumwollenspindel oder auch einen bis drei Holzpfröpfe in der Unterlippe. Die Einen hatten den Körper zur Hälfte, die Andern in Feldern (quartejados de escaques) blauschwarz bemalt oder tatowirt. Sie waren mit mancherlei Hauben von Papageifederngeschmückt. Für den harmlos zutraulichen Charakter und die Begriffe von Gastfreundschaft unter diesen Wilden ist es charakteristisch, dass die zwei Ersten, welche das Schiff des Entdeckers betraten, auf ihnen untergebreitete Kissen sich ausstreckten, und von einem Mantel bedeckt, die Nacht hindurch behaglich schliefen **). Obgleich diese Tupinambá Anthropophagen und unter sich in häu-

*) In dem Berichte an den König, welcher zuerst von Cazal, Corografia braz., und im Auszuge von Varnhagen Hist. braz. I. 14 bekannt gemacht worden.

**) — „E entâo estiraram-se assim de costas na alcatifa a dormir O Capitâo lhes mandou pôr ás suas cabeças senhos coxins . ., e lançaram-lhes um manto em cima. E elles consentiram e jouveram e dormiram." Pero Vaz de Caminha, a. a. O. — Wen sollte nicht diese Schilderung erschüttern, wenn er sich die Geschicke der brasilianischen Ureinwohner nach jener ersten, so unbefangenen Begegnung vergegenwärtigt!

figen Kriegen begriffen waren, sehen wir doch viele ihrer Horden in friedlichem Verkehre mit den Portugiesen. Als ihre Bundesgenossen begleiteten sie, unter dem einflussreichen Häuptlinge Ararigboia, Mem de Sâ auf seinem Zug zur Vertreibung der Franzosen unter Villegagnon aus der Bay von Rio de Janeiro. Unter diesem Theile des Tupi-Volkes versuchten auch die Jesuiten ihre ersten Katechetisationen. Zu den ältesten solcher Niederlassungen gehören die Aldeas do Cabuçu de S. Lourenço und d'Itaguahy in der Provinz von Rio de Janeiro und die Aldea do Campo, Aldea velha d'Almeida (dos Reis Magos), Aldeas Reritigbá, Guaraparí und de S. João in der Provinz Espiritu Santo. In der Hauptstadt sieht man bisweilen noch Abkömmlinge von S. Lourenço. Einige pflegte man zum Ruderdienst in den Gondeln des Monarchen zu verwenden.

a) Als eine getrennte Horde darf man die Tamoyós, Tamojós, d. i. die Grossväter, betrachten, so von ihnen selbst genannt. Sie wohnten südlich von jener Horde in den Küstenwaldungen von Uhatuva bis S. Vicente. Abkömmlinge von ihnen sind in der Aldea da Escada (Prov. von S. Paulo) katechetisirt worden. Diejenigen, welche sich als die Abkömmlinge von den Tamoyos ansahen, nannten sich selbst Temiminos.

b) Tupiniquins, Tupinaquis, soll „die benachbarten Tupis" bedeuten. Unter diesem Namen werden Indianer, welche zuerst in Porto Seguro wohnten, aufgeführt. Im Jahre 1619 versetzte Martim de Sâ eine Colonie derselben nach Mangaratiba, Marambaia und Itaguahy in der Prov. von Rio. Auch in Belmonte, Camamú, Valença wurden sie aldeirt (Martius, Reise II. 677). Sie alle sind aber ihrer Nationalität und Sprache verlustig.

c) Tupinâs, Tupinaes, Tuppynâs werden in den portugiesischen Berichten westlich vom Reconcavo de Bahia, am Rio Peruaguaçú, in Sergipe d'El Rey u. s. w. genannt. Wenn die oben (S. 172) angegebene Deutung des Namens richtig, so hätten sich die einan-

der feindlichen Tupi-Horden gegenseitig Tupi-n-aém, d. i. Tupis máos oder perversos, die Schlimmen oder Verkehrten, genannt. Unter diesem Namen scheinen Jene begriffen, welche im letzten Decennium des 17. Jahrhunderts besonders zwischen den Flüssen Vaza-Barrîs (indianisch: Irapirang) und de S. Francisco sich so feindlich gegen die Ansiedler erwiesen, dass man mehrere blutige Feldzüge gegen sie eröffnen musste. In der Provinz Sergipe d'El Rey sind Abkömmlinge von ihnen noch so häufig, dass man 25,000 Köpfe indianischer Raçe zählt.

d) Obacatuáras, zusammengezogen aus Oba, oder Iba, catu und Uara d. i. gute Waldmänner, wurden, vielleicht im Gegensatze zu den Vorigen, Tupis, als Verbündete genannt, welche auf den Inseln des Rio de S. Francisco wohnten. Ihre Abkömmlinge sind gegenwärtig grösstentheils in der Villa de Propiha, in der Jesuiten-Mission Moruim und längs dem Rio de S. Francisco, in den ehemaligen Capuziner-Missionen ansässig.

Kleine Horden desselben Stammes waren:

e) Die Chocôs oder Chucurûs, die zuerst am Rio Pajehú, in Alagoas, wohnten, und in der Aldea von Ororobá, jetzt Symbres (Prov. Pernambuco) aldeirt wurden; — und

f) die Icó, am Rio do Peixe, in der Provinz Rio Grande do Norte.

g) Poty-uáras, Pito-uaras, Potigares, Pitigares, bei Laet Petiguares. Dieser Bei- oder Spottname wird verschieden erklärt: Krebs- oder Tabakspfeifen-Männer, von Poty, Krebs, Krabbe, oder von Pita, der sogenannten Aloëpflanze, Fourcroya gigantea, aus deren ausgehöhltem Blüthenschaft die Tupinamba ihre grossen Tabakspfeifen bereiteten. Nach einer andern (schon oben S. 54 angeführten) Erklärung hätten sie sich den Namen nach einem Anführer beigelegt. Sie wohnten vorzüglich in Parahyba do Norte, Ciará und von da nördlich bis zur ehemaligen Comarca de Cumá

in Maranhâo. Nach den Wortproben, die, in der Bahia de Traiçâo (oder Acejutibiró) gesammelt, sich im Laet aufbewahrt finden, sprachen sie den gewöhnlichen Dialekt.

Unter dem Namen der

h) Caëtés, Caités, Cahetês, führen die älteren Berichte eine Horde auf, die vielleicht von ihren Stammgenossen selbst als „Waldmänner“ (von Caa-eté, der hohe oder Ur-Wald) bezeichnet wurde, indem sie nicht wie die Poty-uáras am Seegestade, als Fischer, sondern in den Wäldern als Jäger lebten. Caëtés wurden jene Wilde genannt, welche i. J. 1554 den Bischof von Bahia mit allen seinen Begleitern ermordeten und auffrassen, als sie an der Küste von Parahyba do Norte Schiffbruch gelitten hatten.

i) Andere Haufen, die weiter nördlich in Ceará hausten, wurden Guanacâs, Jaguaranas, d. i. Onzen-Indianer, Quitarioris und Viatanis (Viatans) genannt, und die Cahy-Cahys in Maranhâo (Martius Reise II. 324), welche im vorigen Jahrhundert blutige Raubzüge zwischen den Flüssen Pindaré und Monim ausführten, sind vielleicht versprengte Reste jener ehemals am Seegestade sesshaften Tupis.

k) Unter dem Namen Tobajares, Tobbajares, Tupajáros, Tupajáras finden sich Tupis in dem nördlichsten Theile von Ceará, in Maranhâo und auf der Serra Ipiapaba verzeichnet. Abkömmlinge von ihnen leben in Paço do Lumiar und in Vinhaēs auf der Insel Maranhâo, in der Villa de Monçâo und längs dem Rio Itapicurú, alle ebenfalls ihrer Nationalität verlustig. (Vergl. Cazal, Corografia braz. II. 223. Spix u. Martius Reise II. 831). Dass Tobauára in der Tupisprache „Schwager“ bedeute, haben wir bereits angeführt. Der Name Tabajaris kommt unter denen der Indianer in der Gujana vor (am Rio Caura), welche Alex. v. Humboldt (Relat. hist. III. 173) aufgezeichnet hat. — Vielleicht sind Reste dieser Horde die Guajojáras, die an den Quellen des Rio Mcarim in Freiheit leben sollen, und

die Manaxos (Manajôs), ebenfalls frei am Mearim und im Districte von S. Bento dos Pastos bons, westlich vom Rio das Balsas bis zum Tocantins; aldeirt in Vinhaes.

C. Die Nord-Tupis.

Die Nord-Tupis lassen sich in schwachen und weit zerstreuten Resten in der Provinz Pará, vom Rio Tury-açú nach Westen und Norden, in der Umgegend von Pará und Cametá, auf der Insel Marajó und längs der beiden Ufer des Amazonas bis zur Villa de Topinambarana, erkennen. Ehemals bildeten sie einen Hauptbestandtheil der zahlreichen Missionen in jenen Gegenden. Aber bei deren Verfall zerstreuten sie sich, und wohnen nun grösstentheils entfernt von grösseren Ortschaften an den zahllosen Buchten des Oceans, den Bächen und Flüssen, die hier in ihn und in das Meer von süssem Wasser münden. Der Lootsendienst zwischen Maranhão und Pará ist grossentheils in ihren Händen; sie rudern auf den Handelsböten, welche diese verzweigten Wasserstrassen befahren, und sind geübte Fischer. Alles in ihrem Leben scheint darauf hinzudeuten, dass ihnen eine grosse Vertrautheit mit dem flüssigen Elemente angeboren ist. Ihre Sprache ist der Dialekt der allgemeinen Lingua geral; doch finden sich manche Verschiedenheiten von der früher durch Anchieta fixirten Redeweise. Für die Bezeichnungen von Gegenständen und Erscheinungen, die nur das Meer darbietet, fehlt es ihnen nicht an Ausdrücken. So ist mir besonders bedeutsam erschienen, dass sie die Ambra Pyra-oçú-repoty „Unrath des grossen Fisches“ nennen. Die Fertigkeit, Kähne zu zimmern, haben sie auch jetzt nicht verlernt; aber jene grösseren Fahrzeuge, welche mit 40 bis 60 Mann besetzt, sich ins hohe Meer

hinauswagten und sogar die nach S. Vicente steuernden Caravellen anzugreifen wagten*), werden nicht mehr von ihnen gebaut. In ihren eigenen Geschäften bedienen sie sich jetzt kurzer und schmaler Einbäume (Ubá), aus Einem Baumstamme verfertigt, oder rohgezimmerter Kähne (Ygára). Vor der Bekanntschaft mit den Europäern höhlten die Tupinambá ihre Fahrzeuge mittelst des Feuers und steinerner Aexte aus. Sie wählten dazu für verschiedene Zwecke Stämme mit zähem Holze, wie von Calophyllum brasiliense, oder mit leichterem von verschiedenen Laurineen, oder die in der Mitte bauchicht angeschwollenen Schafte der Paxiúva-Palme, Iriartea ventricosa (Patuá = Kasten). Alle am Meere oder an den grossen, schiffbaren Strömen sesshaften Tupis besassen eine im Verhältniss zu ihrer anderweitigen Cultur überraschende Kunstfertigkeit, den Fahrzeugen Gleichgewicht und, je nach verschiedenen Zwecken, leichteren oder schwereren Gang und, mittelst des Steuerruders (Yacumá), welches mit Schlingpflanzen am Hintertheil befestigt wurde, Beweglichkeit zu geben. Alle ihre Fahrzeuge, auch die grossen Kriegskähne, womit sie das Meer befuhren, hatten keine Ruderbänke; sie wurden von der stehenden Mannschaft mit Rudern (Apocuitá) aus Einem Stücke und mit schmaler Schaufel bewegt. Auf grossen Kähnen befand sich ein Feuerheerd, aus Steinen und Thon, in der vorderen Hälfte; die Mundvorräthe wurden im Hintertheile geborgen. Dass sie Segel, (Yacuma-rotinga, = weisses Steuer-Ruder) gebraucht hätten, wird nicht berichtet. Diese Verhältnisse, in Uebereinstimmung mit andern Nachrichten, lassen bei den Tupis ein Uebergewicht in nautischen Uebungen gegen andere Stämme erkennen. Eben so geschickt waren sie in den Künsten des Fischfanges. Wir wollen diess schon hier erwähnen, weil die Annahme von den Wanderungen der Tupis zur See, nach der Guyana und

*) Varnhagen, Historia geral do Brazil. I, 220.

von da zu den Antillen, in vielen andern Thatsachen und in der Verbreitung der Spracne Bestätigung zu finden scheint *).

Man hört in Brasilien nicht selten die Meinung aussprechen, als hätten sich die Tupinambá von Bahia und Pernambuco aus erst dann nach den nördlichen Gegenden und an den Amazonenstrom gezogen, als sie die Ohnmacht erkannten, ihre Wohnsitze gegen die Europäer zu behaupten. Milliet **) giebt sogar das Jahr 1560 als den Zeitpunkt an, um welchen jener Rückzug wäre begonnen worden. Es ist jedoch mehr als wahrscheinlich, dass die successiven Wanderungen gen Norden, sowohl zu Lande, als auf den inneren südlichen Zuflüssen des Amazonas und auf dem Ocean selbst viel früher begonnen haben, bevor die Küsten von Südamerika entdeckt waren.

Unter den zahlreichen Namen, die den Horden und Familien dieses Gebiets beigelegt worden, führen wir die folgenden an:

*) Wir haben bereits (oben S. 174) der Seeschlacht erwähnt, welche wahrscheinlich zwischen zwei Horden vom Tupivolke im Jahre 1531 in der Bucht von Bahia geliefert wurde. Die dabei neutral bleibenden Portugiesen bemerkten, dass die Mannschaft mit gemalten Schildern gewappnet war. Es scheint, als wenn sich die Tupis dieser Trutzwaffe bei ihren Schlachten zu Lande nicht bedienten; man rühmt aber die Geschicklichkeit, womit die Streitenden den Geschossen auszuweichen, oder die sie begleitenden Weiber sie abzufangen geübt seyen. — Man nennt als die in jener Schlacht Besiegten die Quinimurás oder Quinimurês (Quirigujae bei Laetius), welche ich früher für eine Horde Aimurês (etwa Cui-n-emburês: Lippenscheibenträger mit einem Gürtel, cuá) gehalten habe. (Vergl. Noticia do Braz. cap. 182 p. 311., Southey Hist. of Braz. I 281., Cazal Corogr. I. 56. 377. 294.) Ich finde aber zwei Erklärungen des Wortes Quinimura, die es mir wahrscheinlich machen, dass es ebenfalls ein feindliches Appellativum in der Tupisprache gewesen sey: Quini-mirá = Leute zum Erbrechen, Guini-murá = Feinde zum Anspeien: Guene, Goene, Erbrechen, Speien; mira Leute, mura Feind.

**) Diccionario geogr. do Brazil II. 729.

a) Taramembés, Terememb\u00eds, Tremembés, was Wanderer, Vagabund bedeuten soll, ist ohne Zweifel ein Spottname. Man findet ihn auf Indianer angewendet, die auf dem Continente der Provinz Pará zwischen den Flüssen Tury-açú und Coité wohnten. Aldeirt wurden sie in der Villa de Sobral und in N. Senhora da Conçeição d'Almofalla (Prov. Ceará), wo noch Abkommlinge von ihnen vorhanden sind.

b) Die Nhengahibas *), Niengahüvas, auf der Insel Marajó, sind wahrscheinlich von den stammverwandten Bewohnern des Festlandes so genannt worden, um anzudeuten, dass sie die gleiche Sprache sprechen; also Sprachmänner, gleichsam: unsere Leute, wie auch die Deutschen von Thiuda, Volk, genannt seyn sollen.

c) Pacajás, Pacajazes, wohnten auf dem Festlande, um die Insel Marajó. — Eben so, nach Acunna's Anführungen,

d) die Apantos

e) die Mamayamas, Mamayamazes,

f) die Anajás, Anajazes. Und alle diese Horden oder Familiennamen sind wahrscheinlich identisch oder gehören zusammen mit den

g) Guayanás, Guayanazes. Von diesem Stamm- oder Hordennamen, der aber auch 24 Grade südlich, bei S. Vicente, gegolten haben soll **), wird der Name der Landschaft Guyana abgeleitet. Nach der mir mitgetheilten Etymologie wäre das Wort verdorben aus Cua-apyaba, mit Federn bekränzte Männer.

h) Die Cambocas oder Bocás lebten an der grossen Südwasserbay, östlich von der Mündung des Tocantins, welche davon

---

*) Nheénga wird übersetzt mit: Spruch, Wort, Sprache, Stimme. Yba ist das zusammengezogene Apyaba (Apiaba), Mann. Es kommt in vielen Zusammensetzungen so vor: Yacuma-yba, Ygati-yba = der Mann am Steuer, am Schiffsschnabel. Die andere Ableitung: Inga-yba nach dem Baum Ingá oder Engá ist unwahrscheinlich.

**) Varnhagen, Hist. ger. do Brazil I. 100.

Bahia dos Bocas hiess. Sie wurden aldeirt in Melgaço, Oeiras und Portel. — Eben so verschollen, wie sie, sind

i) die Tocantinos, Tucantines und

k) die Tochi- oder Cuchi-uaras, welche beide den Tocantins herabgekommen seyn und an seiner Mündung gewohnt haben sollen.

l) Während die bisher aufgezählten Namen wohl nur der Geschichte angehören, hauset auch noch gegenwärtig eine, den Nordtupis beizuzählende Horde, die Jacundás, Yacundás, südlich von den Quellen des Rio Capim und am Rio Jacundás. Sie sprechen die Lingua geral und scheuen den Verkehr mit den Brasilianern nicht. Sie sollen ehemals am Flussufer gesessen seyn. — Castelnau führt *) die Jacundás am Tocantins, unterhalb der Vereinigung mit dem Araguaya, bei dem Falle Itaboca, als eine Horde mit heller Hautfarbe an, und ihnen gegenüber am westlichen Ufer die Jundiahis, beide als gegen die Brasilianer und unter sich feindlich gesinnt. (Der Name Jundiahy gehört auch der Tupisprache an und bedeutet Wasser des Fisches Jundia.)

m) Vielleicht sind auch die Cupinharos, (Cupy-n-uaras = Ameisenmänner) als ein Haufen der Tupis hier anzuführen. Sie sollen noch jetzt südlich von S. Pedro d'Alcantara am Tocantins im Zustande der Freiheit hausen.

Als Bewohner der dichten Urwälder an den Mündungen der zahlreichen Flüsse jener Gegend werden auch die

n) Uanapûs und Taconhapês genannt. Der letztere Name gehört der Tupisprache an; doch habe ich keine Gründe, sie für Glieder des Tupistammes zu halten, und ziehe vor, sie später aufzuführen.

Die Portugiesen nannten mir auch die Juruúna (Schwarzgesichter) als Horde der ehemals hier hausenden Tupis. Ich vermuthe jedoch, dass sie durch die Menschenjagden der Einwanderer

*) Expédition II. 117.

aus westlichen Gegenden herbeigeführt und der Abstammung nach verschieden waren.

Weiter gegen Westen wohnten ehemals noch mehrere Horden dieses Stammes, auf welche unter andern die, freilich unkritischen Berichte Acunna's hinweisen (vergl. Martius, Reise III. 1159.) Es gehören hierher die Namen:

n) Cachig-uaras, Cuchi-uaras, Curig-ueres, Cumayaris, Guacui-aris, Guac-ares, Yacuma-aras, Aguayras, Canisi-uras, Paca-jares jenes Schriftstellers. Von ihnen allen begegnet man nun am Amazonas keiner Spur mehr. — Das Wort Ymira-yares oder Ibira-yares, welches auf vielen älteren Karten erscheint, bedeutet in der Lingua geral Holzmänner, Waldherrn (Ibyra-uara), also keine Nationalität. Schon in der Noticia do Brazil (S. 311) wird es erwähnt, und der Verfasser übersetzt es richtig: Senhores dos páos.

o) Zweifelhaft, ob ursprünglich zum Tupi-Volke zu rechnen, müssen auch die Omaguas, Homaguás, Omacua (Stirnbinder?) oder Campevas (Canga-apevas d. i. Plattköpfe) angeführt werden. Die Sorimaús, Sorimoês oder Soriman (von welchen der Rio Solimoês seinen Namen trägt) sind jetzt verschollen. Sie waren vielleicht von den Yuri-maguas oder Yuru-maús nicht verschieden. Diese weit gegen Westen am Amazonenstrome hausenden Tupihorden sind wahrscheinlich auch in Verkehr gewesen mit peruanischen Stämmen, welche die Quichua — (Inca-) Sprache redeten. Es unterliegt keinem Zweifel, dass sich von letzterer Sprache weithin durch die Wälder im tiefen Amazonenbecken Anklänge vorfinden. Die Tupihorden aber, die gegenwärtig an jenem Strome kaum mehr aufgefunden werden können, und deren Reste (in Tabantinga, Olivenza, Ega und andern Orten) ein mit Portugiesisch vermischtes, von der Tupi stark abweichendes Kauderwälsch sprechen, sind wahrscheinlich ehemals, wie die, ebenfalls verschollenen Omaguas, (verschieden von den Umauas am obern Rio Yupurá) auf dem Solimoês, dem Madeira und andern mäch-

tigen Beiströmen aus Süden hierher gelangt (vergl. Veigl in v. Murr Reisen einiger Missionarien, S. 79 ffl., Martius, Reise III 1193 ffl.) —

Nach einigen Nachrichten sollen auch die hier noch schwach vertretenen Tecunas oder Ticunas zu diesem Stamme gehören (vergl. Vater, Mithridates III. 597 ffl.) Die Sprachproben, welche Spix von ihnen aufgezeichnet hat, reden dieser Abstammung nicht das Wort. Uebrigens wurden auch mir diese Tecunas als eine versprengte Horde der Cariben genannt. Die Frage über den Zusammenhang der Tupis mit den Caraiben, welche d'Orbigny (a. a. O. 268) dahin entscheidet, dass er die Galibis, von denen 300 zu Mana in Cayenne wohnen, und die Caribes der Antillen mit Jenen identifizirt, verdient besondere Untersuchung. Soviel mag mit Zuversicht ausgesprochen werden, dass die Wanderungen und Seefahrten des Tupivolkes wohl zu verschiedenen Zeiten, in mancherlei Richtung und Stärke der Horden, von den Ufern des Amazonas gegen Norden durch die Gujana und bis zu den kleinen Antillen ausgedehnt worden sind. In der That, die grosse Menge gleichlautender und gleichbedeutender Worte und so manche andere Anklänge in den Sitten, Gebräuchen und der Denkweise von Wilden auf dem ungeheuern Flächenraume vom 34° s. B. bis zum 23° n. B. weisst uns auf einen wichtigen Zug in der Geschichte der amerikanischen Menschheit hin. Es ist nämlich kaum denkbar, wie so viele Spuren eines derartigen Zusammenhanges vorhanden seyn könnten, wenn nicht als die Wirkung einer durch mehr als tausend Jahre fortgesetzten Bewegung. Ich beschränke mich hier nur auf die Bemerkung, dass in den vielen Namen des Volkes: Cari, Cario, Carijo, Caribi, Caribe, Caraibe, Caripuna, Cariperí, Galibi, immer die Wurzel Car anklingt, und dass das so häufig und vieldeutig gebrauchte Wort Caraiba sich, dem Genius der Sprache gemäss, aus Cari-apyaba, zusammengezogen Cari-aba, d. i. Cari-Männer erklären lässt. Das Volk der Tupi könnte demnach, und vielleicht am richtigsten, als das der Cari bezeichnet werden.

Die Central-Tupis.

In dem ausgedehnten, nur sehr dürftig bekannten, zur Zeit fast aller christlichen Niederlassungen entbehrenden Gebiete zwischen den südlichen Beiflüssen des Amazonas, dem Tocantins und Madeira, hausen mehrere Horden, die zum Tupi-Stamme gehören. Am zahlreichsten sind sie im obern Stromgebiete des Tapajoz; aber man begegnet ihnen auch jenseits dieser Wasserscheiden, zwischen dem fünften und fünfzehnten Grade s. Br., sowohl an den Beiflüssen des Araguaya und Xingú in Osten, als an denen des Madeira in Westen. Sie treiben einen nothdürftigen Landbau, sind daher im strengeren Sinne keine Nomaden; doch bleiben ihre Niederlassungen nicht unveränderlich an derselben Stelle.

Eben so wie die ihnen stammverwandten Horden, welche ehemals an den Küsten und von da landeinwärts im östlichen Brasilien sesshaft waren, nehmen auch diese, noch gegenwärtig im Zustande der Freiheit verharrenden Glieder des vielfach zerstreuten Volkes kein zusammenhängendes Territorium ein, sondern wohnen, vertheilt in viele grössere oder kleinere Gruppen, welche verschiedene Namen und Dialekte angenommen haben, in mannigfaltigen Abständen von einander. Neben und zwischen ihnen leben, in gleicher Weise gruppenweise vertheilt, viele Horden anderer Nationalität, mit jenen bald im Frieden bald in Kriegsstand. Sie selbst aber sind unter sich in mehrere Stämme oder Horden auseinander gefallen, die sich ebenfalls mit hartnäckiger Feindseligkeit und grausamem Canibalismus gegenüberstehen. Alle diese Horden nämlich haben dieselbe Sitte aufrecht erhalten, welche die Conquistadores an der Küste bei den Tupinambá vorfanden: sie fressen ihre Kriegsgefangenen auf, und sind eben desshalb Gegenstand der Furcht und des Abscheues der übrigen Indianer, welchen die Anthropophagie fremd ist. Dieser Canibalismus, in seltsamem Gegensatz zu ihrer

sonstigen Gemüthsart und einer vergleichsweise zu Andern höheren Cultur, scheint bestimmend auf ihre Lebensweise und ihre gesellschaftliche Zustände zu wirken. Diese Indianer verzehren ihre Feinde nicht aus Hunger, sondern wahrscheinlich aus einem missleiteten Nationalgefühl, aus roher Ueberschätzung der Tapferkeit und einer falschen Ehrbegierde. Der Sieger hat das Anrecht auf das Leben seines Gefangenen. Er darf ihm, wenn er in festlichem Zuge, an einem Stricke (Mussurana) um dem Leib, in den Kreis der Tanzenden geführt wird, mit der Kriegskeule das Haupt zerschmettern, sich nach Belieben einen Theil des Leichnams zur Nahrung wählen, und am eigenen Körper durch eine Vermehrung der Tatowirungen oder Malereien das lebende Denkmal seiner Heldenthat errichten. Ob alle Stämme diesen unmenschlichen Gebrauch auch auf die gefangenen Weiber und Kinder ausdehnen, wie es von den Apiacas berichtet wird*), ist mir unbekannt.

Um die gräuliche Sitte aufrecht zu halten, ist eine kriegerische Organisation der Horde nothwendig. Solche besteht auch bei den mächtigsten und kriegerischsten Horden des Stammes, den Apiacas und Cahahybas (Cayowas) so ausgebildet, als ihr allgemeiner Zustand überhaupt nur erwarten lässt. Strenge Subordination unter den Kriegsobersten, kriegerische Feste als Waffenübung, Bereitschaft für den Krieg durch Aufbewahrung von Mundvorräthen, die für den Feldzug geeignet sind, endlich die Vereinigung zahlreicher Mannschaft in Einem Dorfe, dessen grosse Hütten oft vierzig bis sechzig Köpfen zum Wohnorte dienen und durch Pallisaden oder dichte Gehege von Bambusen gegen den ersten Anlauf feindlicher Ueberfälle gesichert sind.

Alle diese kriegerischen Tupihorden lassen durch ihre Weiber Vorräthe an Nahrungsmitteln (Tembiû) bauen. Sie haben Pflanzungen von Mandiocca, Mais, Bohnen, Bananen, Mundubibohnen

---

*) Castelnau, III. 314 fll.

(Arachis hypogæa), Knollengewächsen (Cará, Dioscorea) und Baumwolle. Sie bereiten auf die gewöhnliche Weise nicht blos das trockne Mandioccamehl (Uy), welches bei Befeuchtung leicht schimmelt, sondern auch, durch eine schnell vorübergehende Gährung, jenes festere und lange Zeit aufzubewahrende Nahrungsmittel, die s. g. Farinha d'agoa, Uy catú d. i. gutes, oder Mor-uy, Kriegsmehl, und das Caarima, ein feines Pulver, als Kriegsprovision. Ihre Waffen sind, wie die der alten Tupinambá, die Kriegskeule (Mori-açaba, Atangapêma, Tangapêma, Tangapé, Tacapé), eine langgestreckte, convex-convexe Keule aus schwerem schwarzem Palmenholze, oder die längere, flache, auch schaufelförmige Streitaxt, (Macana, Tamarana, Itamarana) aus rothem Holze oder mit einem Steine bewaffnet. Von mächtigen Bögen (Uira-para), oft länger als der Mann, aus dem schwarzen Holze einer Palme oder dem rothen eines Leguminosenbaumes, deren Schnüre aus Tucumfasern oder Baumwolle gedreht sind, schiessen sie lange Pfeile, je nach verschiedenen Zwecken einfach oder mit Widerhacken zugespitzte. Das Rohr des Pfeiles (Uiba, Huy) ist der leichte und elastische Halm eines Grases (Ubá, Vubá, Gynerium saccharoides); die Spitze besteht aus dem scharfen Segmente eines Bambusrohres (Tagoara), aus einem spitzigen Holze, einem zugeschliffenen Knochen oder Zahn, oder dem Schwanzstachel des Rochen. Diese Waffe ist nicht vergiftet. Der Tupistamm kennt die verschiedenen vegetabilischen Gifte (Bororé, Curari, Urari, Uralí), womit zumal die Indianer der Gujana, am Orinoco und Amazonas, ihre Pfeile und Wurfspiesse versehen, nicht; ebensowenig den dort so häufigen Gebrauch von Wurfspiessen (Curalus, Murucûs), Blasrohren (Escaravatana, Caránha, deren Pfeile fast immer vergiftet sind) und von Köchern. Auch die Bodoque, eine Art Bogen, womit Thonkugeln oder Steine aus einem kleinen Netze von der Mitte der Sehne, geschleudert werden, ist ihnen unbekannt. Ueberhaupt deu-

c) Die Cahahybas, Caa-ûvas, Cabaivas, Cayowas bei Castelnau*), welche mit den Vorigen in Feindschaft leben.

d) Die Mitandues (Kinder).

e) Ababas (Männer).

f) Die Temauangas (weibliche Verwandte).

g) Die Tapirapés.

h) Die Pochetys.

Die Apiacás

sind als die Hauptgruppe aller noch freien Tupinambá zu betrachten. Mit Hülfe der Lingua geral können sie leicht verstanden werden; denn ihr Dialekt ist ihr sehr verwandt. Der Name, unter welchen sie bekannt sind, ist eine Veränderung des Tupiwortes Apiaba, Mensch, Mann, Person. Wenn sie selbst sich Apiaba (Apegaua, Apigava sind Formen des Wortes, die man am Amazonas hört) nennen, so folgen sie hierin nur den Eingebungen des Stolzes und der Ausschliesslichkeit, womit fast alle mächtige indianische Gemeinschaften sich als die Einzigen geltend machen wollen. Sie wohnen in mehreren, sehr volkreichen Dorfschaften am Arinos, am Juruena (Paranatiuva) und unter der Vereinigung dieser beiden Flüsse. Die grösste ihrer Aldeas, aus hohen wohlgezimmerten Hütten, soll am rechten Ufer des Arinos, fünf Tagereisen oberhalb seiner Vereinigung mit dem Juruena, stehen. Aber auch westlich vom Tocantins, zwischen diesem Strome und dem Xingú, im 6. und 7. Gr. s. B., werden Apiacás angegeben; und weiter südlich von diesen, am Rio-Tapirapés (einem westlichen Confluenten des Araguaya) die Stammverwandten Tapirapés, (welche eine Sage aus Rio de Janeiro hierherkommen lässt**). Mit den Handelskähnen, die von Cujabá und Diamantino den Tapajoz hinabgehen, pflegen sie sich in ein

---

*) Expéd. III. 117. V. 282. Vielleicht die Caayguas bei Dobrizhofer, Abison. I. 162.?

**) Milliet, Diccionario II. 688.

freundliches Verhältniss zu setzen, indem sie Tauschverkehr unterhalten und die Reisenden wohl auch als Piloten und Ruderer begleiten. Die Gemeinschaften an grösseren Flüssen befahren diese in langen wohlgebauten Kähnen, und bringen darin den vorüberziehenden Reisenden Mehl, Bananen und Geflügel ihrer Zucht, im Tausche gegen europäische Waaren. Doch haben die Brasilianer bis jetzt weder eine weltliche Ortschaft noch eine Mission unter ihnen angelegt. Vielmehr sind die Apiacás noch unbestrittene Herren in dem, von ihnen bewohnten Reviere, und haben hier ihre Uebermacht so geltend gemacht, dass nur die schwache Horde der Stammgenossen Uyapás oder Oropiás in ihrer Nachbarschaft oder zwischen ihnen wohnt, andere wie die Cahahyvas und Tapirapés sich vor ihnen in fernere Wälder zurückgezogen haben. Es ist zu bedauern, dass kein Reisender, unter ihnen selbst verweilend, Erhebungen über ihre Sitten und ihre Geschichte versucht hat. Um so eher ist es am Orte, hier die Nachrichten wiederzugeben, welche Castelnau in Diamantino aus dem Munde eines intelligenten Apiacá eingezogen*). Jener Indianer war von sehr heller Farbe und der Ausdruck seines wohlgebildeten Gesichtes war so sanft, dass es schwer fiel, ihn als Glied eines Stammes von Menschenfressern zu denken. Und doch geht dieses grauenvolle Laster des Canibalismus unter den Apiacás noch in vollem Schwunge. Sie tödten im Kriege alle Erwachsene ohne Ansehen des Geschlechtes, zerstücken und braten die Leichname. Kinder führen sie als Gefangene mit sich und ziehen sie mit den ihrigen auf. Sie behandeln sie gut, lassen sie aber, paarweise durch einen Strick um den Hals zusammengekoppelt, in den Pflanzungen arbeiten. Haben diese Unglücklichen das Alter von zwölf bis vierzehn Jahren erreicht, so feiert die Dorfschaft ein grosses Fest. Vom Morgen an hört man die Töne ihrer

*) Castelnau, Expéd. III. 314 fll.

Kriegshörner, die ganze Bevölkerung ziert sich mit dem reichsten Schmucke (Açoyaba) von Arara-Federn. Die kleinen Gefangenen werden in einen Kreis der Horde herbeigeführt, hinter ihnen die Oberhäupter der Familie, welche sie aufgezogen haben, bestimmt den Todesstreich auf die Schlachtopfer zu führen, deren Leichen sodann unter grässlichen Tänzen, die Nacht hindurch verzehrt werden. Junge Weiber werden manchmal fünf bis sechs Jahre lang aufgespart, ehe man sie schlachtet. Während der junge Indianer unserm Reisenden diesen Bericht erstattete, bildete der weiche Ton seiner Stimme und sein Lächeln einen schrecklichen Gegensatz mit seinen Worten. Er erzählte, wie er geweint habe, als sein Vater seinen Jugendgespielen getödtet habe. Auch seine Mutter habe Thränen vergossen; aber man habe sich dem Gebrauch unterwerfen müssen. Selbst die Aussicht auf reiche Geschenke ist in ähnlichen Fällen von zufällig anwesenden Brasilianern vergeblich versucht worden, um die Gefangenen zu retten. — Es ist wahrscheinlich, dass diesem gräulichen, seit Jahrhunderten bei den Tupis eingewurzelten Gebrauche ein Gedanke von allgemeiner, volksthümlicher (vielleicht religiöser?) Tragweite unterliegt. Die drei horizontalen unter- und oberhalb des Mundes gezogenen Linien, welche der Apiacá sich in das Gesicht malt, scheinen hierauf Bezug zu haben. Kinder haben nur die Linie auf der Wange, jene um den Mund werden erst nach Erreichung der Pubertät hinzugefügt, und nur jene Individuen, welche diese Linie tragen, dürfen Menschenfleisch essen. Die Apiacás kommen auch in der Abhängigkeit vom Zauberer Pajé, und in der Uebung, die Todten (noch am Sterbetag) in sitzender Stellung, die Füsse nach dem Kinn angezogen und mit Federschmuck bekleidet, zu begraben, mit den Tupinambá überein. Sie sind dem Glauben an einen Gott und an die Unsterblichkeit der Seele nicht fremd. Die Seele wird in ein Gefilde versetzt, wo stets die schönsten Früchte ohne Pflege wachsen.

In der Nähe dieser Apiacás werden von manchen Berichten

die Niederlassungen der sogenannten Tapanhunas oder Tapau-una genannt. Sie sollen unter Anderm an dem Rio de Peixe, einem Beiflusse des Tapajoz wohnen. Wahrscheinlich sind aber darunter flüchtige Neger (tupi: Tapanhuna) zu verstehen. Wohin immer nämlich zahlreiche Negersklaven eingeführt wurden, um Gold zu waschen, da haben sich Verstecke von Ausreissern, Quilombos *), gebildet, und manchmal bis zu ziemlich volkreichen Niederlassungen vermehrt. Diese Aethiopier sind, durch Vermittelung der Indianerinnen, unter den Wilden wohlgelitten, und gehen häufige Verbindungen mit ihnen ein.

Die *Mitandues (was „Kinder, Abkömmlinge“ bedeuten soll), südlich von der Vereinigung des Tapajoz mit dem Rio das tres Barras, am Salto Augusto und an der Serra Morena angegeben, sind wahrscheinlich nur eine schwache Abzweigung der Tupi-Nation. Es ist aber von ihnen eben so wenig bekannt, als von den mit Namen in der Tupisprache bezeichneten Horden der Namby-uara (oder Nabi-cuaras, Orelhudos, d. i. Grossohren), den Tapaïmuacus (Tupi-Röster?) und Temauángas (weibliche Verwandte), die als zahlreiche Anthropophagen im Stromgebiet des Tapajoz zwischen dem 8. und 10. Grad s. B. angegeben werden**).

Eine andere, ebenfalls als Anthropophagen geschilderte Horde, die Pochetys oder Puchetys, welche vom Araguaya bis zum Rio Mojú, in der Provinz Pará schweifen sollen, wird von Milliet***) zum Tupistamme gerechnet.

Endlich zählt man dieser Nationalität auch Indianer unter dem, von den Chiriguanos sich ertheilten, Namen der Ababas zu, welche

---

*) Vgl. Castelnau, Expédit. II. 317. Es ist kaum zweifelhaft, dass die von demselben Reisenden II. 307 nach einem Portugiesen ertheilten Nachrichten von den Tapanhunas, als Indianern am Arinos, die die Sprache der Baccahiris (Parecis) reden und sich ganz schwarz malen, sich ebenfalls auf Neger beziehen.

**) Castelnau, Expédit. III. 117. Natterer führt die Namby-uara am R. Jaguary, einem westlichen Beifluss des Tapajoz an.

***) Diccionario II. 332.

in schwachen Haufen nördlich und südlich von der Serra dos Parecis, zwischen den Flüssen Corumbiara (Guarimbiara) und Giparaná wohnen.

An vielen Orten in Goyaz, Mato Grosso und Pará hört man von den Bororós, als einem wilden Stamme des Tupivolkes sprechen. Castelnau*) hält sie für dieselben mit den Canoeiros. Unter dem Namen der Canoeiros jedoch werden von den Ansiedlern alle jene, nicht immer stammverwandte Indianer begriffen, welche in flüchtigen Kähnen die beiden Hauptäste des Tocantins, den Maranhâo und Araguaya, ferner den Tapajoz und das obere Stromgebiet des Paraguay, die Rios Jaurú, Cujabá, de S. Lourenço u. s. w. beschiffen, wegen ihrer kühnen Plünderungen und mörderischen Ueberfälle gefürchtet. Die Canoeiros von Goyaz sind vom Stamme der Cherentes, die nicht der Tupi- sondern einer andern Nationalität angehören. Dagegen ist es wahrscheinlich, dass unter Bororós überhaupt feindliche Indianer, ohne bestimmte Stammesbezeichnung, ja vielleicht mitunter wohl auch eine Colluvies gentium begriffen werde, die ohne scharf ausgeprägte und festgehaltene Nationalität in Sprache, Sitten und körperlicher Erscheinung, bis auf kleine Banden ohne festen Wohnort zertheilt, plündernd und mordend umherschweifen. In Mato Grosso und Goyaz mögen allerdings solchen räuberischen Gemeinschaften Individuen vom Tupistamme zu Grunde liegen. Indem sich aber denselben andere Indianer angeschlossen, haben sie ihre Sprache gleichsam zu einem Diebs-Idiome umgeändert. Bei Cazal**) werden zwei Horden Bororós: die Coroados oder Geschornen und die Barbados, Bärtigen, angeführt. Die Ersteren sind keine Schifffahrer, sondern nomadische Jäger, die südlich und südwestlich von der Stadt Cujabá in unzugänglichen Einöden an den Quellen des Rio de S. Lourenço und des Rio das Mortes, eines Tributärs des Araguaya,

*) Expédition II. 78. 114. III. 46.
**) Corografia brazilica I. 302.

hausen sollen. Die letzteren sollen sich durch einen auffallend starken und langen Bart, ähnlich dem vieler Europäer, von allen Stämmen der Tupi-Nation unterscheiden; und unter ihnen sind vielleicht Guatós zu verstehen. Sie überfallen manchmal die von der Cidade de Goyaz nach Cujabá ziehenden Caravanen und dehnen ihre plünderischen Ueberfälle bis nach Diamantino aus. Dagegen wurden, ebenfalls unter dem Namen der Bororós, schon im Jahre 1741 Indianer nach den damals gegründeten Aldeas von Rio de Pedras, de S. Anna, Lanhoso und Pizarrâo (in Goyaz) geführt, welche durch milde Sitten ihre Convertirung erleichterten. (Sie sind dort unter jenem Namen nicht mehr zu finden).

Dem Namen Bororó können sehr verschiedene Bedeutungen zu Grund liegen, je nachdem er ihnen von Andern oder von ihnen selbst ertheilt worden. In der Lingua geral liegt die Erklärung: Mora-uára, Kriegsmänner, Feinde, am nächsten. Einer ähnlichen Bezeichnung begegnen wir auch am Madeira und obern Amazonas, für die dort zigeunerartig in kleinen Haufen umherziehenden Wegelagerer, Muras. Wenn der Name von ihnen selbst ausgegangen wäre, so könnte man ihn vielleicht auf Pora-ore zurückführen, was, ebenfalls in der Lingua geral, „wir, die Herrn des Bodens" (Pora, der Einwohner, Herr; Ore, Wir Andre) bedeutet*). Jene Bororós der Brasilianer, welche in den Steppen zwischen den Jaurú und Paraguay, an deren Beiflüssen Sipotuba und Cabaçal hausen, nennen sich selbst**) Tschemeda-gê***), und sind unter den spanischen und portugiesischen Ansiedlern auch unter dem Namen Mili-Bouoné bekannt. Sie theilen sich in drei Horden:

*) Pora-ore-bos heisst: wir andere Herrn des Landes, ohne Euch. (P und B werden oft verwechselt)

**) Nach dem Tagebuche Natterers, dessen ethnographische Auszüge ich der Güte meines Freundes von Tschudi verdanke.

***) Ein Wort mit der Ausgangssylbe Gê könnte vielleicht auf die Abstammung vom Volke der Gê deuten.

a) Bororós Biri-Bouoné, welche ehemals westlich von dem jetzigen S. Pedro d'El Rey wohnten, und sich später in die Steppen an den Jaurú zogen.

b) Bororós Aravirá, do Cabaçal oder Cabaçaes an beiden Seiten des Rio Cabaçal.

c) Bororós Aciuné, zwischen Rio Sipotuba und Cabaçal. Diese verstehen die Dialekte der beiden vorhergehenden Horden, welche sich dagegen nicht verstehen.

Ueber die Bororós Cabaçaes geben Castelnau und Weddell *) traurige Berichte. Die für sie am Rio Jaurú errichtete Niederlassung ist, in Folge von Hungersnoth und Krankheit, gegenwärtig wahrscheinlich ausgestorben.

Nördlich von den Apiacás, wohnen am Tapajoz und gegen den Madeira hin die Mundrucûs, eine mächtige Horde, die nach Sitten, Gebräuchen, kriegerischen Einrichtungen und körperlicher Erscheinung der Tupi - Nationalität angehören dürfte, wie ich schon (in meiner Reise III. 1338) angegeben habe. Ich ziehe jedoch vor, später auf sie zurückzukommen. Die Apiacás und Mundrucûs sollen übrigens mit einander im Krieg seyn **).

*) Die Reisenden fanden die kräftigen Körper mit eckelhaften Geschwüren bedeckt, welche von den Maden eines Oestrus herrührten. Statt der sonst bei den Indianern häufigen Tacanhoba (Indusium partis vir.), einem cylindrisch zusammengewickelten Stücke Palmblatt, trügen die Männer einen hölzernen Ring. (Mentulam inserunt in annulum ligneum, unde appellantur Porrudos, i. e. mentulati: Casteln. III. 46.) (Erinnert an die bei einigen nordamerikanischen Wilden übliche sogenannte Infibulation.) Andere Bororós dagegen, sind, nach Natterer, auch mit der Tute aus einem Palmblatte, die sie Inoba nennen, ausgerüstet.

**) Nach den Aufzeichnungen Natterers nennen die Mundrucûs die Apiacás: Parentintims. Die mumisirten Schädel, welche wir, D. Spix und ich, von den Mundrucûs, als Siegestrophäen über die Parentintims, erhalten haben, zeigen eine eigenthümliche Schur des Haupthaars, dergleichen von den Apiacás nicht angegeben wird.

Die West-Tupis.

Wenn das wander- und kriegslustige Volk der Tupis aus den Steppen und Urwäldern von Paraná, Paraguay und Corrientes gegen Nordosten und Norden fortziehend, entlang der Küsten des Oceans und dem Laufe mächtiger Ströme, oder auf dem Wasser selbst, sich in immer weitere Regionen ergossen hat, so darf es uns nicht befremden, es auch auf Wanderungen nach Westen und Nordwesten begriffen zu sehen. Die Bildung der Erdoberfläche bot gerade in dieser Richtung noch weniger Schwierigkeiten. Es waren keine hohen Gebirgsrücken, keine unfruchtbaren Hochebenen zu überwinden. Der Paraguay und die während eines grossen Theils des Jahres weithin überschwemmten Niederungen der Jarayes gewährten vielarmige Wasserstrassen bis zu den Ebenen von Chiquitos. Weiter gegen Nordwesten konnte die Schifffahrt auf den Rios de S. Miguel, Itenez u. s. w. bis an die östlichsten Widerlager der Andes von Cochabamba fortgesetzt werden. Verfolgten sie aber dieselbe Richtung zu Lande, so hatten sie Landschaften von ähnlicher Beschaffenheit wie die ihrer früheren Sitze zu durchziehen, und nur der Widerstand zahlreicher, im Ganzen aber unkriegerischer Stämme konnte ihrer Ausbreitung den Weg verlegen.

So scheinen denn auch öfter Einwanderungen der Tupis aus Südosten gegen die Ostgrenzen des ehemaligen Peru (in S. Cruz de la Sierra und Cochabamba) Statt gefunden zu haben, und zwar die erste, für welche sich historische Nachrichten finden, noch früher, als ein Europäer seinen Fuss in diese fernen Gegenden gesetzt hatte. Die Chiriguanos *), nackte, kriegerische, menschenfressende Nomaden,

*) Chiriguano soll ein Wort der Quichuasprache seyn: Chiri, kalt, und Huanana, Rebell. D'Orbigny, L'homme amér. II. 231.

welche unter Inca Yupanqui, um das Jahr 1430, über die Grenzen des alten Inca-Reiches einbrachen, wurden zwar von jenem Fürsten bekriegt, aber aus der eingenommenen Stellung nicht mehr vertrieben *). Es ist nicht klar, ob sie von Tarija aus, in dessen Nähe auch gegenwärtig noch Chiriguanos wohnen sollen, ob von den Gegenden weiter nordöstlich her, wo sie noch vor Kurzem von D'Orbigny beobachtet worden sind, die Incas beunruhigt haben. Ein Jahrhundert später, um 1541, soll eine Horde von 4000 Guarani das Paraguay verlassen haben, um sich in der Nähe jener peruanischen Grenzgebirge niederzulassen. Die geistlichen Schriftsteller über die Missionen in Paraguay und Chiquitos **) schreiben jene Wanderung der Furcht vor den Portugiesen zu, die die Niederlage des Aleixo Garcia hätten rächen wollen. Wahrscheinlicher ist es, dass die frühere Auswanderung eine spätere nachgezogen habe. Dass aber auch diese neueren Einwanderer einen Vertilgungskrieg gegen die bereits bekehrten Indianer führten ***), zeigt uns auch bei diesen Wilden einen der am tiefsten gehenden Charakterzüge des Volkes, dem sie angehörten.

Es werden zu diesen West-Tupis drei Horden gerechnet, deren genauere Schilderung wir Alc. D'Orbigny nach eigener Anschauung verdanken †).

---

*) Inca Garcilaso, Comment. Real. L. VII. 244. Dobrizhofer, Gesch. d. Abiponer I. 161.

**) Dobrizhofer, a. a. O. Fernandes, Relacion de los Chiquitos.

***) D'Orbigny führt (L'homme amér. a. a. O. II. 332) mehrere Schriftsteller auf, nach welchen diese Eindringlinge über 100,000 Indianer erschlagen hätten. Es scheint aber, als wenn man in jenen östlichen Gegenden von Peru alle feindlichen Indianer Chiriguanos benannt habe, gleichwie sie in Brasilien Bugre oder Botocudo heissen. So werden in S. Cruz de le Sierra auch Horden der Guaycurûs, welche feindliche Ueberfälle wagen, Xiriguanos genannt. Prado, im Jornal O Patriota 1814. Jul. p. 16.

†) a. a. O. II. 322. ffl.

a) Die Chiriguanos, Xiriguanos,

b) Die Sirionos, Cirionôs und

c) Die Guarayós, Guarajûz.

Sie alle leben gegenwärtig ausserhalb der Grenzen des brasilianischen Reiches, wenn nicht etwa zu den Ersten auch welche von den zur Zeit fast verschollenen Nomaden gehören, die in früheren Berichten als Bewohner der Altwasser des Paraguay unter dem Namen der Xarayes aufgeführt werden. Zur Vervollständigung des Gesammtbildes der Tupi-Nation dürfen jedoch hier die wesentlichsten Züge nicht fehlen.

Unter dem Namen der Chiriguanos, Siriguanos oder Chirihuana, welcher, wie wir bereits erwähnten, seit drei Jahrhunderten an den südöstlichen Grenzen des ehemaligen Incareiches gehört wird, begreifen wir die mächtigste Horde der West-Tupis. D'Orbigny gibt ihre Zahl auf 19,000 Köpfe an, von welchen sich 15,000 im Zustande der Freiheit befänden, die übrigen in sechs Missionen *) des Staats Bolivia zum Christenthum bekehrt wären. Sie wohnen an den letzten östlichen Ausläufern der Cordilleren von S. Cruz de la Sierra und Chuquisaca und von da dem Laufe des Rio Grande entlang bis zu den dichten Wäldern, welche die Provinz S. Cruz von der von Chiquitos trennen. Ihre zahlreichen Ortschaften, mehr als dreissig, liegen zerstreut über die waldbegrenzten Ebenen zwischen den Rios Pilcomayo und Pirahy, 17 bis 21 Grad s. Br., um den 65sten Meridian westlich von Paris. — Sie selbst nennen sich Abas oder Ababas, d. i. Männer, Leute, und dass sie Stammverwandte der Guaranis von Paraguay seyen, beweissen ihre nur wenig abweichende Sprache, ihre Körperbildung und ihre Sitten, deren schlimmster Zug, die Anthropophagie, bereits seit längerer Zeit ver-

*) Mission de Porongo, de Santa Rosa, Bibosi de Santa Cruz, Pirahy de la Cordillera, Cabezas de la Cordillera, Abapo de la Cordillera. Weddell hat sie auf seiner Reise von S. Cruz de la Sierra nach Gran Chaco beobachtet. S. Casteln. Expéd. VI.

schwunden zu seyn scheint. Noch zur Zeit Dobrizhofers waren die Chiriguanos als die trotzigsten Feinde der Spanier und die hartnäckigsten Widersacher des Christenthums verrufen *). Gegenwärtig jedoch scheinen selbst die noch nicht bekehrten in das erste Stadium der Halbcultur getreten zu seyn. Obgleich noch mit dem Tembitara in der durchbohrten Unterlippe geschmückt, haben sie doch schon die Kleidung gleich den Colonisten in den Berggegenden angenommen und treiben neben dem dürftigen Ackerbau auch Viehzucht. Sie züchten insbesonders Pferde, die sie einfach mit einem Strick aus Binsen gezäumt gut zu reiten verstehen; sie gerben die Häute der auf der Jagd erlegten Thiere. Sie bereiten, wie ihre Stammgenossen und die meisten Indianer, aus türkischem Korn und der milden Mandioccawurzel, gährende Getränke, bei deren Genuss sie, unter Tänzen und wechselnden Besuchen, den Werth der Zeit noch nicht erkennen. Ihre Verfassung ist eben so locker, als wir sie bei den meisten Wilden finden: ein erbliches Cazikat, dem nur in Kriegszeiten stärkere Rechte eingeräumt werden. „Wenn es sich um eine Nationalbeleidigung handelt, versammeln sich die Anführer bei Nacht, sie beginnen mit einer Musik von Rohrpfeifen, tanzen und erwägen dann die Frage. Mit Anbruch des Tages baden sie, malen sich das Gesicht, schmücken sich mit Federzierrathen, frühstücken und beschliessen endlich nach Stimmenmehrheit."

Die Sirionos, Cirionôs, eine kaum tausend Köpfe starke Horde, wohnt, noch wenig bekannt, in den Wäldern zwischen dem Rio Grande und dem Rio Pirahy, unter 17. und 18. Grad s. Br. und 68. Grad w. L. v. Paris. Auch sie sprechen einen verdorbenen Guarani-Dialekt, unterscheiden sich aber von ihren benachbarten Stammgenossen durch einen Zustand vollkommener Wildheit. Nach einzelnen Familien gespalten, irren sie, lediglich von der Jagd

---

*) Dobrizhofer, Geschichte der Abiponer, I. 160.

*) D'Orbigny a. a. O. II. 340.

lebend, in den undurchdringlichsten Wäldern umher. Sie zimmern keine Kähne, sondern übersetzen grössere Flüsse auf Brücken aus Triftbäumen und Lianen. Sie wagen mörderische Ueberfälle auf die Kähne, welche von Moxos nach S. Cruz hinauffahren. Alles, was wir von ihnen wissen, deutet auf einen Rückfall zur tiefsten Barbarei.

Viel günstiger berichtet D'Orbigny von der dritten Horde des Tupivolkes in diesen Revieren, den Guarayós oder Guarajús. Sie bewohnen in vollkommener Abgeschiedenheit die tiefen Wälder zwischen den Provinzen Moxos und Chiquitos im Flussgebiete des Rio de S. Miguel, unter 17. Grad s. Br. und 66. Grad w. L. von Paris. Im Süden trennen sie ausgedehnte Wüsteneien von den Missionen der Chiquitos, im Norden Sümpfe und Wälder von den Moxos-Indianern. Ihre drei kleinen Dörfer, mitten im Walde, zählen 1100 Seelen, unter denen sich ein Missionar niedergelassen hat. Sie erinnern sich aus Südwesten (Paraguay?) gekommen, und mit den Chiriguanos in freundlichem Verkehr gestanden zu seyn. Seit dem sechszehnten Jahrhundert haben sie ihre Wohnsitze nicht mehr verändert. Mit wenigen Abweichungen sprechen sie, gleich den Chiriguanos, den Dialekt der Guarani von Paraguay und Corrientes. (Die Partikel Chi wird statt des dort gebräuchlichen Ti gesetzt.)

Eine sehr helle Hautfarbe *), ein kräftiger, ebenmässiger Körperbau, offene, angenehme Gesichtszüge zeichnen diese Guarayós vor allen Indianern aus, die D'Orbigny gesehen hat. Sie sind etwas grösser und feiner gebaut, als die Chiriguanos und Sirionos; sie theilen mit jenen den Ausdruck von freier Selbstständigkeit, der den unterthänigen und traurigen Guaranis in Paraguay fehlt, haben

*) Von dieser blassen Hautfarbe leitet D'Orbigny (II. 322) den Namen Guarayú ab: Guara (Uara) Mann, Nation; Yu, gelb. Sollte das Wort nicht gleichbedeutend mit Guarani seyn?

aber nichts von der scheuen und wilden Furchtsamkeit dieser. Die physische Eigenschaft aber, welche dem Reisenden am meisten auffiel, ist, dass die Männer einen starken, jedoch nicht krausen Bart besitzen. Er findet diese, an der amerikanischen Raçe so seltene Entwickelung nur durch besondere örtliche Einflüsse erklärlich, während die Chiriguanos und Sirionos auch den spärlichen Bart auszureissen pflegen.

Mit Vorliebe zeichnet er das Sittengemälde dieser Wilden, unter denen er einige Zeit gelebt hat. Sie sind ihm „Muster von Güte, zutraulicher Offenheit, Ehrlichkeit, Gastfreundlichkeit und mannhafter Selbstschätzung.“ Sie bauen das Land. Nachdem der Wald von den Männern abgetrieben worden, fällt die Bestellung des Bodens auch hier den Weibern zu, während die Männer der Jagd und dem Fischfang nachgehen. Ihre Hütten, aus Holz gebaut und mit Palmblättern gedeckt, bilden bisweilen, gleich denen, die Oviedo von den Einwohnern Haïti's errichten sah, längliche Achtecke, mit zwei Thüren an den schmaleren Seiten, eine Form, dergleichen jetzt bei keinem andern Stamme erwähnt wird. Sie verheirathen sich früh, leben jedoch, in dem Maasse, als die ersten Frauen altern, in Polygamie, (welche bei den Chiriguanos nur den Anführern zustehen soll.) Im hohen Grade eifersüchtig, strafen sie Ehebruch mit dem Tode. Nicht die Väter, sondern die Brüder vergeben die Mädchen, deren Mannbarkeit durch einige auf die Arme tatowirte Linien oder durch Narben unter dem Busen angedeutet wird. Die Brautwerbung geschieht, indem sich der Bräutigam, von Kopf bis zu den Füssen bemalt, mit seiner Kriegskeule (Macana) bewaffnet, einige Tage lang vor der Hütte der Gewählten sehen lässt. Die Männer gehen aus religiösen Begriffen ganz nackt, die Weiber ebenfalls, bis auf eine baumwollene kurze Schürze (Tanga). Rothe oder schwarze Malereien über den ganzen Körper, Bänder unter den Knien und über dem Fussgelenke vollenden den Anzug. Bei Festen schmücken sich die Männer mit bunten Federhauben

und mit einem durch den Nasenknorpel gesteckten Zierrath. Die Haare tragen sie unbeschnitten, die Männer rückwärts über die Schultern fallend, die Weiber gescheitelt. Das patriarchalische Regiment ist für jede grössere Vereinigung von Familien in den Händen eines erblichen Häuptlings; doch hat er in Friedenszeiten nur das Recht des Rathes, während er im Kriege befiehlt. Die Guarayós haben nur zwei strenge Gesetze: gegen Diebstahl und Ehebruch.

Ihre Religion ist einfach, wie ihre Sitten, und sanft, wie ihr Charakter. Sie verehren Gott unter dem Namen des Grossvaters (Tamoi). Dieser Gott hat unter ihnen gelebt, hat sie den Landbau gelehrt und ihnen Beistand zugesagt. Er hat sich dann gegen Sonnenaufgang erhoben, während die Engel mit Stücken grosser Bambusrohre auf die Erde schlugen. Zum Gedächtniss an diese göttlichen Versprechungen versammeln sich die Guarayós um die achteckige heilige Hütte zu einer Feierlichkeit, die d'Orbigny, als Augenzeuge, schwermüthig und ergreifend nennt. Die Männer sitzen ganz nackt im Kreise, Jeder ein Bambusrohr in der Hand. Der älteste beginnt einen Trauergesang, indem er auf die Erde schlägt, die Andern thun das Gleiche, die Augen auf den Boden geheftet, während die Weiber hinter ihnen ebenfalls unter Kniebeugungen singen. In solchen Ceremonien, welche mit Libationen endigen, verlangen sie reichliche Erndten. Nach dem Tode, so glauben sie, erhebt sie Tamoi gegen Sonnenaufgang, vom Gipfel eines heiligen Baumes, den sie in der Nähe ihrer Wohnungen zu pflanzen pflegen. Dort geniessen sie wiedererwacht, alle Freuden des Lebens. Die Leichen werden, als wie zu einem Fest bemalt, das Antlitz gegen Ost gewendet, in der Hütte selbst in einer tiefen Grube begraben, deren Wände mit Thonlagen oder Zweigen ausgefüttert sind. Die Verwandten trauern durch Fasten. Wahrscheinlich enthalten sie sich, eben so wie diess von andern Theilen des Tupivolkes und auch von den Chiriguanos angegeben wird, auch bei andern Ver-

anlassungen der Speise. So z. B. die Mädchen vor Erklärung der Mannbarkeit, die Jünglinge vor der Emancipation, die Männer während der Schwangerschaft und nach Entbindung ihrer Weiber. Auch der Pajé, mit allen seinen Künsten, als Arzt, Rathgeber, Beschwörer und Zauberer, ist bei ihnen in Wirksamkeit. Wir finden daher bei diesem entlegensten Theile des Tupivolkes alle charakteristischen Züge wieder, mit Ausnahme der Anthropophagie, die vielleicht eben so in Folge gänzlicher Abgeschiedenheit von kriegerischen Nachbarn, als von Einwirkung der früher so kräftigen Missionsthätigkeit in Moxos und Chiquitos, abgekommen ist *).

Der Menschenfreund weilt mit Genugthuung bei dem Gemälde von idyllischer Heiterkeit und patriarchalischer Milde, das uns von dieser Horde entworfen wird. Es sind dieselben Tugenden, von denen die ersten Berichte über die Tupinambá an der Ostküste sprechen; aber nicht befleckt von denselben Lastern. Welche Ursachen gewirkt haben mögen, diesen Zustand herbeizuführen, würde eine dankbare Untersuchung seyn, da es stets Aufgabe des Europäers bleiben muss, den Urbewohner Amerikas aus seiner Entwürdigung zu erheben. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Guarayós sich von den stammverwandten Chiriguanos getrennt und, als die schwächeren und friedfertigeren, in den entlegenen Winkel zurück gezogen haben, dessen üppige Fruchtbarkeit der Befriedigung ihrer einfachen Bedürfnisse so vollkommen genügte, um sie der ursprünglichen kriegerischen Rohheit vergessen zu machen. Die grosse Mannigfaltigkeit von Völkern, Stämmen und Horden, die noch gegenwärtig in den Niederungen von Moxos, Chiquitos und Gran Chaco angetroffen wird, lässt uns ahnen, dass über die östlichen Widerlager der Andes von Cochabamba und Chuquisaca unruhige Wanderungen

*) Schon i. J. 1600 kamen Missionäre nach Chiquitos, die Jesuiten 1686; und deren Bemühungen soll es gelungen seyn, den Canibalismus schon vom Anfange des vorigen Jahrhunderts an auszurotten.

Statt gefunden, dass sich von Zeit zu Zeit neue Bergvölker in die Ebenen ergossen haben. Die grossen Ströme Rio Vermejo und Pilcomayo waren geeignet, die Wanderungen gegen SO., die mächtigen Wurzeln des Madeira sie gegen NNW. zu lenken. Dabei aber konnte es allerdings sich wohl ereignen, dass eine kleinere, unkriegerische Gemeinschaft sich einige Jahrhunderte lang in verborgener Abgeschiedenheit erhielt und nicht in die Strömung der übrigen Wanderstämme aufgenommen wurde. Ohne Zweifel ist aber ausser dieser Isolirung in einer reichen Natur auch die so überaus rege Missionsthätigkeit der benachbarten Jesuiten von Einwirkung auf die patriarchalische Gesittung der Guarayós geblieben. In den Missionen von Moxos sind Indianer dieses Stammes katechetisirt worden*). Daher vielleicht die mit dem ursprünglichen Ideenkreise der amerikanischen Wilden kaum vereinbare Thatsache, dass in ihren religiösen Anschauungen auch die Engel eine Rolle spielen. So tief nämlich im Geiste auch des rohesten Amerikaners die ahnungsvolle Scheu vor Gott, dem Schöpfer und Vater, wurzelt, so erhebt er sich doch nicht zu dem Glauben an eine Geister-Monarchie. Ausser Jenem, sind es nur finstere Naturkräfte, böse Dämonen, die er fürchtet, und denen er nur mancherlei schädliche Einwirkungen auf sein irdisches Wohlseyn zuschreibt.

Fassen wir aber alle Züge vom sittlichen und gesellschaftlichen Leben des Tupivolkes zusammen, wie es uns die ältesten Berichte von ehemaligen Osttupis an der Küste gezeichnet haben und wir es noch gegenwärtig bei den in Freiheit verharrenden Central- und Westtupis vorfinden, so kann uns nicht entgehen, dass eine merkwürdige Analogie zwischen diesem Volke und dem oben, nach Schoolcraft, geschilderten Stamme der Algic-Indianer statt finde. Im Vergleiche zu manchen andern Wilden Brasiliens hat es eine

*) Vater, Mithridates III. 1. 438.

grössere Cultur, selbst unter dem Druck eines mit seinen geselligen Zuständen tiefverwachsenen Lasters. Es hat sich, gleich den Algicstämmen, dem europäischen Einflusse früher und vollständiger, als andere Stämme hingegeben und dadurch bei der Entwickelung Brasiliens eine nicht unbedeutende Rolle ausgefüllt. Darin jedoch unterscheidet es sich von jenen und zeigt sich den sogenannten Ostic-Stämmen ähnlich, dass es stets eine kriegerische Hegemonie unter den übrigen Völkerschaften zu behaupten suchte. Damit stehen seine Sitten und insbesondere auch die Art seiner Wohnungen und deren Vereinigung zu Dörfern in Verbindung. Die Hütten der Tupis, kegelförmig oder eckig, sind stets so gross, dass sie mehrere Familien beherbergen. Sie sind aus stärkerem Material und für längere Zeit, als die vieler anderer Indianer, errichtet. Und wo ihrer mehrere zu einer Dorfschaft vereinigt werden, hat man durch ihre Stellung, durch eine künstliche oder gepflanzte Umzäunung die Sicherung vor einem plötzlichen Ueberfall im Auge. Dieser kriegerische und herrschsüchtige Charakter hat das Tupivolk stets weiter bewegt. In seinen Wanderungen aber hat es so grosse Dimensionen angenommen, dass es seit Jahrhunderten auf die Geschicke der Einen Hälfte der amerikanischen Menschheit, der „barbarischen“ nämlich, wie wir sie füglich mit Morton *) nennen können, vom grössten Einfluss gewesen ist. Weiter fortgesetzte Untersuchungen werden den Maasstab liefern, um zu beurtheilen, was in dem scheinbar so gleichförmigen Besitzthum aller barbarischen Amerikaner an religiösen Anschauungen, an Abstractionen, an Naturkenntnissen und deren Anwendung National-Eigenthum dieses Volkes ist, und wo der Kern ihrer Sprache zu suchen sey, deren disjecta membra in so weiten Kreisen bis jenseits der Grenzen Brasiliens gefunden werden.

*) Crania americana p. 63.

Die Indianer Brasiliens, die nicht zum Tupistamme gehören

führen wir am zweckmässigsten nach den Provinzen des Reiches auf. Namen treten uns in überraschender Menge entgegen. In den wenigsten Fällen bezeichnen sich die Indianer selbst mit denjenigen Benennungen, unter welchen sie von Anderen, es seyen Stammgenossen oder Fremde, verstanden werden. Viele dieser Namen gehören der Tupisprache an, und wenn nicht zu sehr verdorben, lassen sie eine Erklärung zu. Solche sind nicht selten Schimpf- oder Spottnamen (vgl. oben S. 48), oder sagen eine besondere Eigenschaft des Stammes oder der Horde aus. Bisweilen beziehen sie sich wohl auch auf gewisse Oertlichkeiten. Es ist anzunehmen, dass es sich analog auch mit den übrigen Namen verhalte, die unverstanden aus dem Munde eines Stammes in den anderer und der europäischen Ansiedler übergegangen sind. Aber bei unserer geringen Kenntniss der Idiome ist ihre Bedeutung nicht zu enträthseln. In ethnographischer Beziehung sind sie von höchst ungleichem Werthe. Vielleicht nirgends gelten diese Namen dem ganzen Volke oder allen Stammgenossen, dessen Traditionen schon längst verloren sind. Vielmehr beziehen sie sich nur auf Bruchtheile des Stammes, der Horden und Unterhorden. Diese sind nicht mehr von Einer, unvermischten Abkunft, sondern wohl nicht selten sehr zusammengesetzte Mischungen. Ja, es ist mir wahrscheinlich, dass manche Bezeichnungen von sogenannten Nationalitäten damit gar nichts mehr gemein haben, sondern vielmehr sich auf regellos zusammengelaufene Banden von mancherlei Abkunft beziehen.

Eine solche bunte Verschiedenheit sehr zahlreicher Namen begegnet uns besonders

I. in der Provinz von Mato Grosso,

und zwar sind die hier vorkommenden indianischen Gemeinschaften fast alle sehr schwach an Individuen. Nur in dem nördlichen Gebiete der ausgedehnten Provinz, welches noch sehr wenig bekannt ist, scheinen einige starke Horden zu hausen. Der südliche Theil des Landes, in unabsehliche Fluren ausgebreitet, oder, vermöge seines ausserordentlichen Reichthums an Flüssen, während der nassen Jahreszeit von seeartigen Wasserflächen und unzugänglichen Sümpfen bedeckt, weisst seine indianische Bevölkerung auf ein fortwährendes Nomadenleben an. Von den Fluren, welche den Landbau nur in den dazwischen liegenden kleineren Wäldern begünstigen, ziehen sie in tiefer liegende Wälder und an die Gewässer, wenn Jagd und Fischerei dort ergiebiger sind. Die ständigen Dorfschaften in diesen feuchten Gegenden sind schon wegen der ungesunden Lage und der Plage der Mosquiten nicht volkreich. Zudem theilt diese Bevölkerung die Sitten der benachbarten Indianer von Gran Chaco, und geht gleich den dortigen, ziemlich zahlreichen aber starkgemischten Haufen, ihrem unsicheren Unterhalte auf flüchtigen Raubzügen nach. So wurden auch die Einwanderer mit diesen Indianern, als Wegelagerern und nicht als ständigen Landbauern, bekannt, als sie zuerst ihre langen und abentheuerlichen Fahrten, von S. Paulo aus, auf den gen Westen zu eröffnenden Wasserstrassen wagten. Als dann sich die Expeditionen von Gold- und Diamantenwäschern über dieses ferne Gebiet ergossen, die Ansiedlungen Cujaba, Miranda, Villa Maria, Villa Bella de Mato Grosso, Diamantino, Poconé u. s. w. gegründet und diese Ortschaften durch Handelscaravanen mit S. Paulo, Rio de Janeiro und der Cidade de Goyaz (Villa Boa) in Verbindung gesetzt wurden, fand man ebenfalls nur seltene und geringfügige Indianer-Dörfer, musste aber stets vor den räuberischen ja mörderischen Ueberfällen auf der Hut seyn. Die einzelnen Gehöfte, welche zerstreut im Lande gegründet wurden, waren fast ausschliesslich auf Negerhände angewiesen, denn

die Indianer liessen sich dazu nicht gebrauchen, bedrohten vielmehr öfter einmal nicht blos einzelne Bauernhöfe, sondern sogar volkreichere Ortschaften. Missionen sind in dieser so dürftig bevölkerten Provinz, die dem Fiscus mehr kostete, als eintrug, nur wenige errichtet worden, und sie hatten meistens nur ein schnell vorübergehendes Daseyn. Fast scheint es, als wenn die indianische Bevölkerung dieser Gegenden, seit Jahrhunderten vereinzelte Nomaden, noch weniger, als andere an zahlreiches Zusammenleben gewöhnt werden könne. Unter diesen Umständen ist es nicht zu wundern, dass wir zur Zeit nur Weniges, Unbestimmmtes und sich Widersprechendes über die Autochthonen dieser entlegenen Provinz erfahren konnten.

Die wichtigsten Interessen der Regierung sind in diesem Theile des Reiches auf die geographische Feststellung der Grenzen, auf deren Vertheidigung und auf die Eröffnung der zweckmässigsten Verbindungswege mit den Nachbarprovinzen gerichtet gewesen. Demnach ist auch das Wesentlichste, was über die Indianer von Mato Grosso bekannt geworden, bevor europäische Reisende (wie Natterer und die französische Expedition unter Castelnau*) dahin kamen, die Frucht offizieller Erhebungen bei Gelegenheit der Grenzcommission und der Erforschung einiger Wasserstrassen. Vor allen müssen die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von dem verdienstvollen Geometer, Oberst Ricardo Franco d'Almeida Serra, erstatteten Berichte genannt werden. Aber auch sie sind einer kritischen Sichtung sehr bedürftig, dergleichen nur das Ergebniss einer im Lande selbst längere Zeit hindurch angestellten Untersuchung seyn könnte. Brasilien ermangelt zur Zeit noch eigener Beamter, wie sie in der nordamerikanischen Union zur Erkundigung über die indianische Bevölkerung und das, was ihr noth thut, bestehen.

---

*) Ueber die von Castelnau erhaltenen amtlichen Documente, s. dessen Expédition S. 92. ffl. 116.

I. Indianer in der Nähe des Rio Paraguay.

Als die Brasilianer zuerst auf den Wasserstrassen von Osten bis zu dem Strombecken des Paraguay vordrangen, wurden sie mit Indianern bekannt, die in kleinen Gesellschaften an den vielverschlungenen Flüssen und Canälen jenes ausgedehnten Wasserreiches wohnten, und sie in Kähnen, die bis 40 Mann Besatzung hatten, mit grosser Geschicklichkeit und Kühnheit befuhren. Es waren hinterlistige, räuberische Wegelagerer, genau vertraut mit den Oertlichkeiten, die, aus dem Verstecke von Röhricht oder dichtumschatteten Flussbuchten, unversehens die Schiffenden anfielen oder vom Ufer aus mit Pfeilschüssen verfolgten. Man lernte sie nicht anders, denn als Feinde kennen, und nannte sie gemeinsam mit einem Worte, das wahrscheinlich von den als Ruderknechte auf den Fahrzeugen der Europäer dienenden Guaranis herstammt, Payaquoá oder Payagoá *).

So wurde der Name Payagoá ein Schrecken der sich in jenem Gebiete Ansiedelnden und der Reisenden. Noch vor einigen Jahrzehnten wurden sie, als wir, D. Spix und ich, aus dem Munde von Paulisten Nachrichten über jene Wasserwege einzogen, als eine Nation der grausamsten Feinde genannt. Aber ein Volk der Payagoá hat es nie gegeben, sondern es ist diess eine gemeinsame Bezeichnung für jene feindlichen Indianer, welche die Ufer des Para-

*) Diess Wort soll zusammengezogen seyn aus Paracuáhygoata, was ein: Läufer oder Schwärmer auf den Gewässern des Paraguay bedeutet. Der Paraguay-Strom hat seinen Namen aus dem Guaranidialekte von Paracua-Hy, Wasser des Papagay; und dieser Vogel heisst so von: Para, vielfärbig, bunt, Cua oder Qua, Kranz, Binde oder Schweif.

guay und seiner Beiflüsse unsicher machten. Ohne Zweifel waren es Glieder der verschiedenen Stämme, welche sowohl am Paraguay als an den Beiflüssen aus dem Chaco, dem Pilcomayo und Rio Vermejo wohnten, da alle diese nomadischen Horden zu Land und zu Wasser grosse Streifzüge ausführten. Ein, vielleicht der grösste, Theil jener Benennung dürfte auf Glieder von derjenigen Nation zu beziehen seyn, welche gegenwärtig als Guaycurús, Lenguâs und Mbayas bekannt ist. In der Horde der Cadigue *), welche zum Volke der Payagoá gehören sollte, erkennen wir die Vorväter jener Guaycurû-Horde, die gegenwärtig Cadiého genannt wird. Andere, die von dem Statthalter Raphael de la Moneda in der Nähe von Assuncion angesiedelt wurden **), dürften mit s. g. Lenguâs zusammenfallen. Ausserdem sind wahrscheinlich auch die Guatós, welche noch gegenwärtig als eine schifffahrende Nation und zwar mit einem höchsteigenthümlichen Gepräge, in jenem Stromgebiete erscheinen, mit den ehemaligen Payagoá in Verbindung zu setzen. So erklärt es sich, dass schon nach einem Säculum am Paraguay von einem Volke der Payagoás nicht mehr die Rede ist, während noch Stammverwandte der so Genannten existiren.

1) Die Guaycurûs, Uaicurûs, Ouaycurûs, von den Guaranis Mbayas, von den Spaniern theilweise Lengoâs genannt.

Unter dem Namen der Guaycurûs kennen die Brasilianer von Mato Grosso einen Stamm, der sowohl in Gran Chaco als auf der Ostseite des Paraguay, und zwar hier von dem 19° 28′ zum 23° 36′ s. Br. wohnt. Weil diese Indianer beritten sind, werden sie auch Cavalleiros genannt. Es unterliegt aber keinem Zweifel, dass die Spanier in den La Plata-Staaten und die Portugiesen Brasiliens nicht immer dieselben Stämme unter dem Namen Guaycurû ver-

*) Vater, Mithridates III. 488.
**) Dobrizhofer, Geschichte der Abiponer I. 147.

stehen, sondern damit überhaupt die verschiedenen Indianer bezeichnen, welche sich den Gebrauch des in den Pampas verwilderten Pferdes angeeignet haben *). Diess aber gilt von den meisten Horden, welche sich in dem grossen Gebiete des Chaco nomadisch umhertreiben, und deren Genealogie wohl schwerlich je vollständig aufgehellt werden dürfte. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren, nach Dobrizhofer**), die berittenen Nationen jener Gegend: die Abipones, Natekebit oder Tobas der Spanier, die Amokebit, Mocobies, Yapitalakas oder Zapitalakas und die Guaycurûs oder Lenguâs, in ihrer eigenen Sprache Oaekakalot genannt. Das Wort Guaycurû soll aus der Tupisprache herstammen und „schnelllaufende Leute" (Oatacuruti-uara) bedeuten. Mit den Guaranis waren diese wilden Horden in fortwährendem Kriege, und wegen ihrer Ueberlegenheit so gefürchtet, dass sie Mbae-ayba, d. i. schreckliche Sache, Gift, Uebelthat, genannt wurden. Hievon durch Zusammenziehung das Wort Mbaya, dem im Verlauf eine mildere Bedeutung beigelegt wurde, so dass die Spanier damit die minder rohen, zu festen Wohnplätzen neigenden Haufen bezeichneten, welche vom Chaco gen Osten zogen und sich in kleineren Gemeinschaften, auch östlich vom Paraguay, zeigten. Eine solche hatte sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts am Fecho dos Morros (21° 20′ s. Br.) niedergelassen ***); Andere im eigentlichen Paraguay, nördlich von Villa Real. Die Guaranis nannten sie auch, vielleicht ohne mehr die Bedeutung des von ihnen ertheilten Namens zu kennen, Mbore-yara.

---

*) D'Orbigny L'homme amér. II. 92.

**) Geschichte der Abiponer, I. 160. Als damals bereits durch gegenseitige Kriege und die Pockenseuche aufgeriebene Indianerstämme jenes Gebietes nennt er die: Calchaguies, Malbalàs, Mataràs, Palomos, Mogosnas, Orejones (Langohren), Ojotades, Aquilotes, Churuncates, Taños und Quamalcas.

***) Cazal, Corografia brazilica I. 286.

In diesem Sinne sind die Angaben Azaras *), dem Rengger und D'Orbigny **) folgen, von dem Erlöschen der Guaycurûs und der Existenz eines 3800 Köpfe starken Stammes der Mbayas im nördlichen Chaco zu berichtigen.

Diese Nation nennt, wie erwähnt, sich selbst Oaekakalòt (die Tòbas nennen sie Cocoloth), und jene Abtheilungen, welche auf der Ostseite des Paraguay wohnen Eyiquayegis oder Enacagas, die im Westen Quetia-Degodis. Im Jahre 1799 hatte sich bei Nova Coimbra ein Haufen von 800 Guaycurûs niedergelassen, und in den folgenden Jahren wurde die Zahl bis nahezu auf 2000 gebracht, indem Zuzüge aus dem Chaco erfolgten. Gegenwärtig existiren in Mato Grosso sieben Aldeas, worin Guaycurûs, zum Theil neben andern Stämmen, Guanâs, Chamicocos u. s. w. wohnen. Ihre älteste Schilderung danken wir Dobrizhofer, der ihre Sprache verstand***), und einem portugiesischen Schriftsteller †). Später sind sie von Natterer, Castelnau und Weddell††) beobachtet worden.

Wir finden in den uns zugänglichen Nachrichten über diesen merkwürdigen Volksstamm sieben verschiedene Horden verzeichnet; aber in einer so mannigfaltigen Schreibung, dass wir diese Namen als einen Beweis von den Schwierigkeiten anführen wollen, denen die gleichförmige Auffassung von Worten aus dem Munde des Indianers unterliegt. Die Notizen aus dem Tagebuche Natterers verdanke ich meinem Freunde von Tschudi, der in Besitz desselben gesetzt worden ist.

---

*) a. a. O. 100.

**) a. a. O. 123.

***) S. Geschichte der Abiponer II. 242.

†) Franc. Rodrig. do Prado, Historia dos Indios Cavalleiros, im Jornal o Patriota 1814 Jul. S. 14 und Revista trimensal I. 21.
Vergl. v. Eschwege Journal v. Brasilien, Spix und Martius Reise I. 268. Cazal Corografia I. 252. 275.

††) Expédition II. 479 fl.

Die Horden der Guaycurûs heissen bei:

	Prado	Franco d'Almeida*)	Natterer	Castelnau**)
a)	Pagachoteó	Pacajude-os	Apacatsche te uo	Apacatschudehos
b)	Chagotéo	Xagute-os	Uvokete che uo	{Echocudehos Cotogehos
c)	Adioéo	Ejue-os	Itsch-aó-te uo	Edjiéhos
d)	Atiadéo	Uata-de-os	Uae teo te uo	Ouaitiadehos
e)	Oléo	Oléos		
f)	Laudéo			Lota né uo
g)	Cadioéo	Cadine-os	Kadigoeo	Cadiéhos
h)				Beaquiéchos.

Die Horde der Lota né uo ist, nach Natterer, durch die Blattern bis auf ein einziges Mädchen aufgerieben worden. Die zahlreicheren Horden sind die Atiadeo, von welchen sich Individuen bei dem Presidio d'Albuquerque aldeirt finden; die Adioéo, in einigen Aldeas bei Miranda, und die Cadiého. Die letzteren (die Cadigué-Horde der Payagoa früherer Nachrichten) halten sich grösstentheils im Chaco auf. Jene von der Horde, welche die französische Expedition in Albuquerque antraf, hatten sich dorthin vor den Verfolgungen der Inimas oder Linguâs geflüchtet.

Die Guaycurûs nehmen unser Interesse wegen ihres Gegensatzes zu den Tupis ganz vorzüglich in Anspruch. Sie sind Indianer der Fluren, des unbedeckten Landes, wie Jene des Waldes. Ihr leiblicher Zustand, wie ihre Sitten tragen das Gepräge eines tiefeingewurzelten Nomadenlebens. In den unabsehbaren Grasebenen des Chaco, dessen einförmige Vegetation von Caranda-Palmen (Copernicia cerifera), blattlosen Cereus-Stämmen und der Algaroba (Prosopis dulcis) nur am Ufer der Flüsse von dichter Waldung unterbrochen wird, haben sie sich schon, wer weiss, wie

*) Castelnau a. a. O. 405.

**) Eben da 479.

viele Jahrhunderte, zu Fuss und im Kahn hin- und herbewegt, bis der Besitz des Pferdes ihr unstätes Leben noch mehr beflügelte. Sie sind ein starkgebauter, fleischiger, wohlproportionirter Menschenschlag von mittlerer, ja hoher Statur. Die ernsten Gesichtszüge verrathen eher Unabhängigkeit und unstäte Freiheitsliebe als Wildheit. Sie sind kriegerisch; die Abiponer halten sie allein für tapfer, während sie die übrigen Nationen des Chaco verachten. Man spricht sie im Allgemeinen frei von Anthropophagie, doch sollen jene Linguâs, welche als die rohesten aller Stammgenossen bezeichnet werden, sich ihrer manchmal schuldig machen. Angewiesen auf die Jagd, die Fischerei und die Früchte des Waldes, haben sie gelernt, alle Mühsal unausgesetzter Wanderungen, Hunger und Durst, Kälte wie Hitze zu ertragen und im Falle des Mangels sich mit wenig und nahrungsarmer Speise, auch solcher, vor der ein Europäer zurückbebt, wie Insecten, Gewürm und Amphibien, zu behelfen. Von Vegetabilien ziehen sie die mehlreichen und nahrhaften Samen einiger Palmen (Acrocomia, Attalea), der Sapucaja- und Piqui-Bäume (Lecythis- und Caryocar-Arten) vor. Ihre Zähne sind breit, gesund aber nicht wohlgesetzt. Die Männer scheren das Haupthaar, ringsum, so dass es nur auf dem Scheitel bleibt, und dulden keinen Bart. Die Weiber tragen das Haar schlicht. Die Unterlippe wird oft durchbohrt und mit einem cylindrischen Holzpflöckchen (Tembetara) ausgestattet, der Körper bald mit unregelmässigen Flecken, schwarz und weiss, bald mit kunstreich geführten Linien bemalt. Die Guaycurûs vom Stamme der Cadiého, welche Castelnau in Albuquerque beobachtete, trugen arabeskenartige, fein ausgeführte Zeichnungen (Tatowirungen) von concentrischen Linien, mittelst der blauschwarzen Tinte des Genipapo; gemeiniglich an den beiden Hälften des Körpers verschieden. Andere waren zur Hälfte roth, zur Hälfte weiss, oder an den Händen schwarz bemalt. Wie einige andere Stämme aus den Pampas haben sie die Gewohnheit, dass das Familienoberhaupt den Weibern auf der Brust, den Pferden auf der Croupe, ja sogar den

Hunden eine bestimmte Figur einzeichnet. Es ist die Marke seines Besitzthumes. Die Weiber pflegen in der Jugend durch unnatürliche Mittel die Nachkommenschaft abzutreiben *), um leichter die Strapatzen des Reiterlebens zu ertragen und nicht von ihren Gatten verlassen zu werden. Erst wenn sie etwa ein Alter von fünfundzwanzig Jahren erreicht haben, üben sie die Mutterpflichten. Minder wohlgebildet als die Männer, und durch unmässiges Tabakkauen eckelhaft, suchen sie durch bunte Malerei ihre Reize zu erhöhen; mit Eintritt der Mannbarkeit zieren sie sich durch Tatowirung. Die Weiber tragen über die Lendenschürze (Aijulate), welche das Mädchen nie ablegt, ein Stück Baumwollenzeug, oft mit Muscheln verziert. Die Männer gehen, bis auf die Tanga um die Lenden, nackt. Bei feierlichem Anlasse wird der Kopf mit einer Federhaube, der Daumen und die Gegend unter dem Knie mit Federbinden geziert. Einmal im Jahr, wenn die Sonne in das Zeichen des Stieres tritt, pflegen sie ein grosses Trinkgelage zu feiern. Castelnau erzählt **) von Zweikämpfen zwischen Weibern zur Schlichtung von Streitigkeiten. Auch die Männer nehmen ähnliche Wettkämpfe vor.

Bevor sie mit dem Gebrauche des Pferdes bekannt waren, scheinen sie ihrer Neigung zu schnellen Wanderungen auch in Schiffahrten auf den grossen Gewässern des Landes gefröhnt zu

*) Dobrizhofer bemerkt, dass die Weiber aller Reitervölker sehr schwer gebähren und erklärt die Thatsache nicht unwahrscheinlich durch eine Missbildung und Verhärtung des Steissbeines, in Folge des frühzeitigen und unausgesetzten Reitens ohne Kleider und Sattel, wovon öfter das Pferd als der Reiter wund werde.

**) Expédition II. 446. Im geschlossenen Kreise der Horde schritten die Weiber zu blutigem Faustkampf, den der Anführer, einen Stock in der Hand, trennte. Er reichte jeder Kämpferin eine Calebasse mit Branntwein, die der tröstend hinzutretende Gatte leerte.

haben. Ihre Wohnungen waren nur für den Moment, aus Matten und Stangen errichtet, beherbergten kaum die einzelne Familie, geschweige dass sie ständiger Aufenthalt für viele Stammgenossen werden konnten. Schlafstätte war der Boden oder ein Lattengerüste, mit Thierhäuten bekleidet. Von diesen Attributen des rohsten Nomadenlebens sind die Guaycurùs jetzt theilweise zu ständigen Rohrhütten und dem Gebrauch der Hangmatte gekommen. Gegenwärtig sind sie auf ihren magern Kleppern in rastloser Bewegung zu Jagd, Plünderung und kriegerischem Ueberfall, der bei Nacht ausgeführt wird. Sie laden nebst dem wenigen Geräthe Weib und Kind auf, und verlassen das Standquartier im Galopp, wie sie gekommen. Kecke Reiter, oft ohne den höchst unvollkommenen Sattel, leiten sie das Thier mit einem einfachen Zaum von Leder oder aus den Haupthaaren ihrer Weiber, der die Unterlippe fasst. Sie sind ausser Bogen, Pfeil und Kriegskeule, mit einer langen Lanze bewaffnet, und führen gewandte Scheingefechte und Ringelstechen zu Pferde aus. Im Kriege tragen sie einen Ueberwurf von der Haut einer Onze. Sehr charakteristisch ist, was uns die portugiesischen Beobachter von einem Rangverhältnisse unter diesen Wilden erzählen. (Vergl. oben S. 72). Es wären nämlich die erblichen Häuptlinge, welche mit ihren Familien gleichsam den Adel des Volkes bildeten; einen zweiten Stand machen die Gemeinen oder Krieger, das Volk aus; die Sclaven oder Kriegsgefangenen und deren Abkömmlinge einen dritten, untergeordneten, der insbesondere der Ehre der Waffen entbehrt.

Die Sprache dieses Volkes, aus sesquipedalibus verbis, klingt zwar ziemlich weich, doch als wenn jedes Wort aus der Tiefe der Kehle hervorgeholt werden müsste. Sie gehört, nach Dobrizhofer*) mit der der Abiponer, Mocobis oder Amókebit und Tobas oder Na-

*) Geschichte der Abiponer II. 242. Vgl. Vater Mithridates III. 477.

tákebit zu einem und demselben Sprachstamme. Es fehlen ihr F und R, während sie reich an D, L und G ist. Sehr oft haben die Männer andere Ausdrücke in der Sprache, als die Weiber. So sagen jene: Aleo, ich sterbe, diese Gema; ein Mann ist den Männern Hulegre, den Weibern Aguina. Wenn sie Nachdruck auf eine Rede legen wollen, so schärfen sie den Ton, und begleiten mit lebhafterer Gesticulation. So oft ein Verwandter oder Sclave stirbt, nehmen sie einen andern Namen an. Sie sind Monogamen; Ehescheidung oder Verstossung der Gattin tritt selten ein. — Sie unterscheiden die grösseren Planeten und die auffallendsten Sternbilder, und richten sich bei ihren Wanderungen nach ihnen und dem Sonnenstande. Der Jahreswechsel wird besonders durch die Reife der Früchte bezeichnet. Dämonendienst liegt ihnen näher, als die Ahnung eines göttlichen Urhebers. Die Guaycurûs glauben an die Unsterblichkeit der Seele. Die Seelen der Anführer und Zauberer schweben nach dem Tode um den Mond, jene der Gemeinen schweifen durch die Fluren umher. Männer und Weiber werden im Federschmuck oder gemalt, jene mit den Waffen, begraben. Auf dem Grabe des Anführers wird sein Lieblingspferd geschlachtet. Nach den portugiesischen Berichten, wählt jede Horde einen gewissen Begräbnissplatz für die Ihrigen. Das Arzt- und Priesterthum wird auch bei ihnen von einer und derselben Person vertreten. Der Sperber Cara-Cará, welcher in den religiösen Gebräuchen der Indianer vom Amazonenstrom eine Rolle spielt, erscheint auch hier in Volkssagen *).

---

*) Als nach der Schöpfung jedem Volke von dem grossen Geiste eine Gabe zugetheilt wurde, gieng nur der Guaycurû leer aus. Er suchte nun Jenen auf, seine Klagen vorzubringen; er wanderte durch die Wüste von Chaco, und redete alle Thiere und Pflanzen an. Endlich sagte ihm der Sperber Cara-cará: Du beklagst dich und hast doch das beste Theil; denn weil du

Von den erwähnten sieben Horden haben sich bis jetzt nur zwei, die Atiadéo und die Adioéo einem dürftigen Landbau zugewendet. Die Pagachotéo, welche früher in der Nähe von Miranda wohnten, haben sich von dort wieder auf das Gebiet von Paraguay zurückgewendet. Diejenigen von der erstgenannten Horde, welche die Aldea bei Albuquerque bilden, sind alle zum Christenthume bekehrt, begraben ihre Todten, in Matten eingewickelt, unter dem vor der Aldea errichteten Kreuze, und haben sich sogar schon mit den Feuerwaffen bekannt gemacht. Ihre Hütten, in einen Halbkreis gestellt, ohne Seitenwände, mit Stroh gedeckt, sind, einige Fuss hoch über dem Boden und eben so breit der ganzen Länge nach, von einem Getäfel durchzogen, das mit Matten bekleidet als Lagerstätte dient. Diese Bauart erinnert an Aehnliches bei den Völkern der Guyana, wo ebenfalls Vorkehrungen gegen die Feuchtigkeit des Bodens nöthig sind. Die Industrie dieser Horden beruht im Flechten von Hangmatten und Säcken aus Baumwollefaden, den sie durch gewisse Baumrinden grau oder braun färben. Sie zähmen sehr vielerlei Geflügel. Die Pferde, das grösste Besitzthum des Guaycurû, werden in der Nähe der Wohnungen auf die Weide geschickt und durch eine abgerichtete zahme Stute vom Weglaufen abgehalten. Sattel und Steigbügel sind nicht allgemein im Gebrauch. Bei der Reise werden namentlich die Pferde der Weiber schwer bepackt, da jeglicher Hausrath, in Matten oder Ochsenhäute eingewickelt, von diesen mit den kleinen Kindern, ja mit

nichts erhalten, sollst du Alles nehmen, was die Andern haben. Man hat dich vergessen, so sollst du Alles tödten, was dir in den Weg kommt. Der Guaycurû verstand sogleich diese Weisung, nahm einen Stein auf, und tödtete den Sperber, dessen Lehren er seitdem fleissig befolgt. Castelnau Expéd. II. 395. — Nach einer andern Sage hätte der Cara-cará den Guaycurûs ihre Waffen verliehen. Prado, Rev. trim. I. 30.

jungen Hunden, auf's Pferd genommen wird, während der Mann nur seine Waffen trägt. Will der Guaycurû ein breites Gewässer übersetzen, so treibt er sein Pferd voran und schwimmt, sich am Schweife haltend, nach. Geräthe und Kinder werden in einer muschelförmig gebogenen Ochsenhaut an zwei Stangen übergesetzt. Dieser tragbare Kahn, ein wesentliches Stück des Hausrathes, das das Weib mit auf's Pferd nimmt, ersetzt das grössere Fahrzeug, das nur die wenigsten Guaycurûs besitzen.

Die Lenguâs oder Linguâs, welche von Manchen als eine eigene Nation aufgeführt werden, sind ohne Zweifel ein und dieselben mit Horden der Guaycurûs auf der Ostseite des Paraguay. Dobrizhofer, dessen auf vieljährigen Aufenthalt unter den Indianern gründende Nachrichten nicht selten mehr Vertrauen verdienen, als jene Azara's, nennt sie geradezu als einerlei mit den Guaycurûs*), und erwähnt, dass sie wegen der unförmlich grossen Tembetá oder Lippenverzierung von den Abiponen Petegmek genannt wurden; und wenn Azara**) berichtet, dass sie selbst sich Juiádgé heissen, so ist das wohl gleichbedeutend mit Eyiquayegis, oder den Guaycurûs östlich vom Paraguay, wie denn auch Prado***) die Linguâs als westlich von Assuncion wohnend anführt. Sie sollen ihren Namen von der Gewohnheit erhalten haben, in der Unterlippe ein breites Holzstück, gleich einer zweiten Zunge zu tragen. Diejenigen, welche am Paraguay unterhalb dem Forte Borbon, oder jetzt Olympo, und besonders um San Salvador hausen, werden dort Inimas genannt. Man betrachtet sie als die kriegerischsten unter allen Indianern dieser Gegenden, und vielleicht waren sie es, welche sich bereits

*) Geschichte der Abiponer I. 160. II. 40.
**) Voyage II. 148. Vergl. D'Orbigny L'homme amér. II. 120.
***) Jornal o Patriota 1814. Jul. S. 16,

zweimal durch Ueberfall in Besitz jenes Forts gesetzt und die Garnison getödtet hatten *).

Die Enimagas und ihre Nachbarn die Guentuse oder Gentuses, zwei Horden des Chaco**) dürften ebenso als Stammgenossen anzunehmen seyn***).

2) Die Cahans, Cohans, Chanes, Chainez, Guaná, Guanná, Huanas, Uuanná oder Guanans

sind neben den Guaycurûs die bedeutendste, an Zahl ihnen überlegene Nation am Paraguay in der Provinz Mato Grosso. Schon die vielen Formen, unter welchen ihr Name aufgefasst worden ist, deuten auf eine weite Verbreitung. Sie haben schon längere Zeit auf beiden Seiten des Paraguay gewohnt, sich durch milde Gemüthsart und Neigung zum Ackerbau, den Einflüssen der Civilisation zugänglicher erwiesen, als die Guaycurûs, ja sie scheinen in den spanischen Gegenden eine Art Herrschaft der Guaycurûs, von denen sie, nach Dobrizhofer†) Niyolólas, nach Natterer Tschoalado genannt werden, geduldet zu haben. Die Nachrichten der Portugiesen versetzen sie an den Rio Amambahy oder Mambaya, einen westlichen Beifluss des Paraná, auf die Wasserscheide zwischen jenen Fluss und den

*) Vergl. Castelnau, Expéd. II. 397. 430.

**) Vergl. Vater, Mithridates III. 491.

***) Der kriegerische Stamm der Abiponen kommt innerhalb der Grenzen des brasilianischen Reiches nicht vor. Die Guaycurûs nennen sie Comidi, die Vilelas, welche zum Stamme der Mataguaya gerechnet werden, Luk-uanit, d. i. Leute, die gegen Süden wohnen; die Mocobis, Tobas und Yapitalaquas nennen sie Callagaic, wovon die Spanier Callagaés gebildet haben. Letztere haben ihnen auch, weil sie die Haare um die Stirn zu stutzen pflegen, den Namen Frontones gegeben. Dobrizhofer a. a. O. II. 15.

†) Geschichte der Abiponer I. 126. Prado, Rev. 1. 32.

Rio Corrientes und in die Nähe der Serra de Chainez (19° 18′ s. Br.), welche von ihnen den Namen soll erhalten haben. Auf dem brasilianischen Territorium scheint die frühere Feindschaft zwischen diesen Stämmen sich in dem Verhältniss verloren zu haben, als Beide feste Wohnsitze und die ersten Spuren europäischer Cultur angenommen, denn man findet sie hier in unmittelbarer Nachbarschaft. Natterer und Castelnau *) haben sie in der Nähe von Miranda und dem Presidio d'Albuquerque beobachtet, und der letztere nennt vier Horden derselben:

a) Die eigentlichen Guanás oder Chualas, von denen mehrere Aldeas bei Miranda und Albuquerque, diese mit 800 Köpfen in 65 Hütten, bestehen.

b) Die Terenos. Gegen 3000 bilden vier Aldeas in der Nähe von Miranda.

c) Die Laïanos, ebenfalls in einigen Aldeas nächst Miranda.

d) Die Quiniquináos, drei Legoas nordöstlich von Albuquerque.

Die Guanás, welche von den Spaniern Chanès genannt werden **), sollen sich später als die Guaycurûs nach Mato Grosso gezogen haben. Sie waren, wie Dobrizhofer ausdrücklich bemerkt, unberitten, scheinen aber, obgleich von jeher dem Landbau befreundet, noch manchen Gebrauch vom Wanderleben aus Chaco herübergebracht zu haben, darunter den, dass sie sich in den windigen und kälteren Hochebenen mit der Tipoi oder Tipoya, einem sackförmigen Hemde aus Baumwollenzeug, ohne Aermel, oder mit einem kurzen Mantel bekleiden, und dass sie auch mit der Lanze sich waffnen, nicht bloss Rindvieh, sondern auch Pferde halten, und den Müttern ein unnatürliches Recht gegen die Leibesfrucht einräumen.

---

*) Expédition II. 396. 469. 480.

**) Azara, Voy. II. 85.

Nach Castelnau's Bericht haben übrigens die Guanás nächst Albuquerque einen seltenen Grad von Civilisation angenommen. Sie wohnen in Hütten, welche nach Art der portugiesischen erbaut sind, und bauen das Land mit Fleiss und Geschick. Zu Bananen, Baumwolle, der milden und der giftigen Mandiocca, Bohnen, Reis, Cará-Wurzeln, kommt auch noch die Cultur der Mundubi-Bohne (Arachis hypogaea), welche bei verhältnissmässig wenigen Indianerstämmen gefunden wird*). Ja, das Zuckerrohr wird in von ihnen selbst aufgestellten Pressen ausgepresst und zu braunen Zuckerbroden (Rapaduras) und Zuckerbranntwein verarbeitet, den sie in thönernen Destillirkolben, mit dem Halse aus einem Flintenlaufe, destilliren. Sie machen auch Töpfergeschirre. Die Weiber spinnen Baumwolle und weben daraus ihre Kleider. Sie färben blau mit Indigo, gelb mit Curcuma und braun mit der Baumrinde Maiqué. Der Theil des Stammes, welcher so beträchtliche Fortschritte in der Cultur gemacht, hat seine Sprache mit dem Portugiesischen vertauscht und ist zum Christenthum bekehrt. Er hat die Tatowirung und das Ausreissen der Augenbrauen aufgegeben und trägt über dem in einen Schopf gebundenen Haar einen Strohhut. Es soll aber auch Horden von Guanás geben, die das Haupthaar ringsum abscheeren und desshalb von den Portugiesen, gleich andern, die nicht derselben Nationalität angehören, Coroados genannt werden. Man findet bei ihnen ausser der Tanga und Tipoi auch schon nicht selten den Gebrauch des Hemdes, und bei einer solchen Annäherung an europäische Cultur, neben dem Wurfspiess, Bogen und Pfeil, auch sogar das Feuergewehr. Sie stellen ihre Todten in dem Begräbnissplatz

*) Die Verbreitung dieser merkwürdigen Pflanze, welche ihre ölreichen Samen in Hülsen unter der Erdoberfläche reift, verdient auch in ethnographischer Hinsicht eine genaue Erforschung. Naturhistorische Gründe machen es nicht unwahrscheinlich, dass sie in Brasilien ursprünglich wild wachse. S. De Candolle Géographie botanique raisonnée II. 963.

neben der Aldea eine Zeit lang, bekleidet, auf einer Matte aus, und, wenn das Individuum convertirt war, errichten sie ein Kreuz auf dem Grabe. In diesen Indianern wiederholt sich also fast vollständig jener Uebergang zur Civilisation, wie ihn die Indios da Costa darstellen.

Doch stehen nicht alle Guanás auf gleicher Stufe; die Terenos, Laïanos und Quiniquináos, welche wahrscheinlich erst später in der Nähe der Brasilianer sich niedergelassen, pflegen noch den Körper zu bemalen, und haben die gewöhnliche Waffe der berittenen Chaco-Indianer, die lange, mit eiserner Spitze versehene, Lanze nicht aufgegeben. Sie schleudern auch Steine oder Thonkugeln von dem Bodoque. Wie die Guaycurûs sind die Guanás Monogamen, können aber das Weib verstossen. Ihre männlichen und weiblichen Zauberer und Aerzte bedienen sich, gleich denen vom Tupistamme, der Zauberklapper Maracá. Die Sprache der Guaycurûs und Guanás ist sehr verschieden; doch glaubt Castelnau*) an eine Stammverwandtschaft, während D'Orbigny**) die letzteren als eine Abzweigung der Nation Mataguaya betrachtet.

3) Das Volk der Parexis, Parecis oder Paricis.

Wenn uns das Bild der Guaycurûs und der Chanés Züge darbietet, dergleichen im Allgemeinen bei den Indianern von Gran Chaco vorkommen und sich hier gleichsam zu nationaler Eigenthümlichkeit entwickelt haben, so weisen dagegen Körperanlage und Sitten jener Volkshaufen, welche seit der Besitznahme des Landes durch die Portugiesen unter dem Namen der Parecís bekannt wurden, auf eine gewisse Uebereinstimmung mit den Indianern von Moxos und Chiquitos hin. Es soll damit nicht gesagt seyn, dass die ursprüng-

*) Expédition II. 478.
**) L'homme amér. II. 104.

lichen Sitze der Parecis in jenem westlichen Nachbarlande zu suchen, oder dass sie als eine Abzweigung der Stämme, welche jetzt dort wohnen, zu betrachten seyen. Eben so möglich wäre, dass die Theilung in umgekehrter Richtung Statt gefunden hätte. Nur so viel lässt sich bei Vergleichung dieser, gegenwärtig schon auf sehr schwache Gruppen *) herabgekommenen Indianer erkennen, dass sie unter ähnlichen Naturverhältnissen verwandte körperliche Erscheinung und analoge Sitten und Gebräuche darstellen.

Die Parecis wohnen übrigens schon so lange in diesem Theile Brasiliens, als er den Portugiesen bekannt geworden ist. Die Serra de Parecis und die Campos de Parecis, jenes Gebirg und Tafelland, das die Wasserscheiden zwischen dem Madeira, dem Tapajoz und dem Paraguay bildet, sind nach den Indianern, die hier zuerst angetroffen wurden, benannt. Dieselbe Nationalität war jedoch noch weiter verbreitet, gegen Norden über jene Wasserscheiden hinaus und gegen Westen bis zum Paraguay, an dessen beiden Ufern. Hier lebte sie unter ganz ähnlichen Natureinflüssen, wie die Indianer von Moxos; während in grösserer Entfernung vom Strome sich eine grössere Annäherung im Klima, Boden und Naturproducte an die Chiquitos-Länder zeigt.

---

*) D'Orbigny (L'homme amér. II. 197) zählt zu der Völkerfamilie in Moxos, die er als den dritten Ast seiner sogenannten Pampas-Raçe annimmt, acht Nationen: die Moxos, Chapacuras, Itonamas, Cunichanas, Movimas, Cayuvavas, Pacaguaras und Itenes, alle zusammen nur 27,247 Köpfe stark, von denen 23,750 zum Christenthume bekehrt wären, 3,497 noch im Zustande der Freiheit verharrten. Zu der Völkerfamilie in Chiquitos, seinem zweiten Ast der Pampas-Raçe, rechnet er: die Chiquitos, Samucus, Paiconecas, Saravécas, Otukès, Curuminacas, Curavès, Covarécas, Corabécas, Tapiis, Curucanecas, nach letzter Zählung und Schätzung nur 19,235 Individuen, von denen nur 1,500 noch nicht zum Christenthum bekehrt wären. Die Zahl der Indianer von der Parecis-Nationalität innerhalb der Grenzen Brasiliens ist nicht bestimmbar, gewiss aber nicht um vieles stärker.

Das Gebiet nämlich, von dessen Autochthonen wir handeln, ist von solcher zwiefaltiger Beschaffenheit. In grosser Ausdehnung am Paraguay Tiefland, alljährig mehrere Monate lang den Ueberfluthungen zahlreicher Flüsse und Seen unterworfen, undurchdringliches Röhricht, unwegsame Sümpfe, Wälder, die ebenfalls nur kurze Zeit ohne Ueberschwemmung stehen. Dort, wo sich die Ufer erhöhen, eine noch üppigere Waldvegetation. Wieder in andern Revieren wellenförmige Ebenen, mit Graswuchs oder Gebüsch, mit zerstreuten Caranda-Palmen (Copernicia cerifera) übersät, unter denen der Boden weisse Salzkrusten auswittert, oder von Wäldern mit andern Palmen beschattet. Hier, in den Anschwellungen zum Hochland eine trocknere Flurvegetation, aus der sich manchmal grotteske Säulen-Cactus (Cerei) erheben. Hie und da in endlos scheinender Folge die Striche von unfruchtbaren Sandhügeln, gleichsam binnenländische Dünen, auf denen nur die Rudel des amerikanischen Strausses (Rhea americana), häufige Feldhühner (Tinamu, Cryptutus) oder vereinzelte Ameisenfresser (Myrmecophaga) und Armadille (Dasypus) eine spärliche Jagd gewähren. So das Revier der Parexis. Diese Natur wiess den Indianer auf Fischfang und Bodencultur, weniger auf die Jagd an, die er in einigen Gegenden mehr zur Vertheidigung gegen häufige Onzen als zur Beschaffung von Speise ausübte. Dagegen gewährten die Flüsse und Seen zahlreiche Fische, der Boden, auch bei lässigem Anbau, reichliche Ernten.

Demgemäss fanden die ersten Entdecker und Einwanderer die meisten Indianer an den Gewässern, und auf denselben waren die Indianer, wegen genauer Ortskenntniss, ihnen überlegen. So sollen denn diese Wassermenschen den Namen Jarayes erhalten haben. Das Wort, aus der Tupisprache mit portugiesischer Pluralendung hiesse: die Herrn des Wassers *), und ist daher nicht auf eine

*) Jara, Herr, Yg oder Hy, Wasser: Jara-yg-es, Jarayes, Yarayes, Xarayes.

bestimmte Nationalität, sondern auf alle am Fluss herrschende Indianer zu beziehen.

Sowohl diese an den Gewässern sesshaften Wilden, als die Stammgenossen, welche in kleinen Gruppen oder familienweise, nicht in volkreichen Dörfern, weiter landeinwärts wohnten, waren friedfertig und gelehrig. Unter dem Eindrucke der Vereinsamung und einer üppigen Natur waren sie den Freuden der Geselligkeit zugeneigt und bequem. Sie waren bekannt mit den Anfängen der Weberei und Töpferei; sie wohnten in kleinen, schwachgebauten Hütten und schliefen in Hangmatten. Gemäss dieser unkriegerischen Gemüthsart und schwach an Zahl verfielen sie in die Dienstbarkeit der Weissen, als Ruderknechte und bei den Arbeiten in den Gold- und Diamantwäschereien. Sie waren nach ihrer ersten Bekanntschaft mit den Europäern weniger begünstigt, als die in Gemüthsart und Sitten verwandten Nachbarn in Moxos und Chiquitos, wo bekanntlich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zahlreiche Jesuiten-Missionen blühten, und die indianische Bevölkerung dem europäischen Einfluss zu entziehen vermochten. Dagegen wurden die Parexis von den Goldwäschern schonungslos zu einer Arbeit gepresst, welche mehr als irgend eine andere ihrem Naturell widerstrebte und häufige Krankheiten zur Folge hatte. Solche Verfolgungen verscheuchten auch Indianer vom Parexis-Stamme aus Brasilien, wie sie sich denn, stark mit andern Tribus vermengt und nur durch ihre Sprache kennbar, in S. Anna de los Chiquitos finden *).

Andere neben den Xarayes aufgeführte Stämme, wie die Sacocies, Charneses, Chaqueses **), ehemals wahrscheinlich auch

---

Schon in Hulderich Schmidels Reise an den La Plata v. J. 1534—1554 werden die Xarayes erwähnt.

*) Castelnau, Expéd. III. 222.

**) Southey, History of Brasil. I. 135.

Wasser-Nomaden, sind gegenwärtig verschollen. Nur folgende Horden dürften jetzt noch vom Volke der Parexis zu nennen seyn:

a) die eigentlichen Parecis, oder, wie wohl richtiger, Parexis,

b) Guachis,

c) Cabixis,

d) Bacahiris und die

e) Mambarehis (Mambarés).

a) Trümmer der eigentlichen Parexis finden sich gegenwärtig noch in der Gegend von Diamantino und nördlich von Villa Bella. Sie haben, auch im Zustande der Freiheit, ihre angeerbt milderen Sitten beibehalten; sie tragen zwar bisweilen die Tembetá in der Unterlippe, tatowiren sich jedoch nicht. Sie kommen manchmal in die Ortschaften der Brasilianer, um Körbe und Baumwollen-Gewebe zu verkaufen und lassen sich zur Einsammlung der Brechwurzel, Poäya (Cephaëlis Ipecacuanha), verwenden.

b) Die Guachís (bei Natterer Guatschié)

werden als wohlgebildete Leute, mittlerer Statur, von nicht sehr kräftiger Muskulatur und einem sanften, stillen Ausdruck der Gesichtszüge geschildert. Wie die eigentlichen Parexis sollen sie von verhältnissmässig heller Hautfarbe seyn. Ihre Weiber haben mit den Indianerinnen des Chaco die unnatürliche Sitte, sich der Nachkommenschaft vor der Geburt zu entledigen. Das Aussterben des Stammes, welches auch aus andern, dem indianischen Leben feindlichen Umständen bevorsteht, wird hiedurch beschleunigt. Ob die Sitte nicht, wie bei den nomadischen Völkern im Chaco, mit der Gefallsucht der Weiber und der Absicht, für die Wanderzüge sich zu erleichtern, zusammenhängt, sondern mit einem religiösen Drang, nach dem der Stamm an seinem Untergange arbeite*), will ich

*) Castelnau, Expédition II. 480.

dahingestellt seyn lassen. Die Guachís wohnen familienweise zerstreut. In der Nähe von Miranda hat sie Natterer beobachtet; und eben dort sah Castelnau einen der letzten Anführer, wegen Todtschlags, in Ketten. Nach ihren Traditionen sind sie von jeher am Rio Embotetehy, einem östlichen Beifluss des Paraguay, den die Spanier Aranianhy, die Portugiesen Mondego nennen, sesshaft gewesen. Uebrigens scheint die Vermuthung gerechtfertigt, dass sie ehemals mit den Bewohnern von Moxos in Beziehung gestanden seyen. Eine der dortigen Völkerschaften, die Chapacuras, nennen sich selbst Huachi*). Zwischen der körperlichen Beschaffenheit und den Sitten beider scheint kein Unterschied. Sie kommen übrigens hierin auch mit den Chiquitos und mit den Canichanas überein, deren Sprachen auch Anklänge an die der Guachis aufweissen.

c) Die Cabixís, Cabexis, Cabyxis, so genannt von den Parexis und den Brasilianern, heissen sich selbst, nach Natterer Piaca. Sie sind theilweise nomadisch auf den Fluren der Chapada dos Parexis gesehen worden, haben aber auch feste Wohnplätze am obersten Juruena, am Ursprung der Flüsse Guaporê, Sararé, Piolho, Branco und Galera. Eine gemischte Horde derselben wird Cabixis-ajururis (vielleicht die Rothbemalten?), Guajejús oder Majurûs genannt, und an die Quellen des Jamary oder Candea gesetzt. Mit den Guachis und Parexis haben sie die Vereinzelung, einen dürftigen Feldbau und den friedfertigen, ja furchtsamen Charakter gemein. Sie scheinen sich weit gegen Norden, in das Stromgebiet des Tapajoz ausgedehnt zu haben. Zum Theil mit ihnen wohnen

d) Die Mambarehis, Mambarês, Maimbares, welche überdiess am Taburuina, einem östlichen Aste des Juruena, haussen, und von denen wahrscheinlich die noch weiter gen Norden, am Tapajoz, angegebenen Mambriarâs nicht verschieden sind.

---

*) D'Orbigny a. a. O. II. 217.

c) Die Bacahiris, Baccahyris, Bacchayris, Bacuris, Pacurys, welche noch weiter als die Vorigen gegen Norden, und ausser dem Stromgebiete des Paraguay wohnen, werden ebenfalls dem Parexi-Stamme zugezählt*). Sie sitzen zwischen den östlichsten Quellen des Arinos und den westlichsten des Xingu, von welchen eine auch Rio dos Bacahiris heisst. Sanft von Gemüthsart und mit Landbau beschäftigt, kommen sie manchmal in die Niederlassungen der Weissen, um Körbe und Flechtarbeiten zu verkaufen. So nach Diamantino **).

4) Die Guatós, Vuató,

werden von den Portugiesen bisweilen auch der Nationalität der Parexis beigezählt, sind aber wahrscheinlich von ganz anderer Abkunft. Vielleicht sind sie auf mancherlei Umwegen aus Nordosten in diese Gegenden gekommen. Vor allen dürften einige auf dem Waldgebirge von Porto Seguro und Bahia haussende Stämme, wie die Malalis ***), mit ihnen zu vergleichen seyn. Sie sind in einigen Gegenden von Mato Grosso, wie an den Quellen des Tacoary, auf der Wasserscheide dieses Flusses an den Quellen des Araguaya, nördlich von Camapuão, am Rio de S. Lourenço, am Paraguay selbst und an den grossen, mit ihm in Verbindung stehenden Seen (Uberava, Gaiva, Jany u. s. w.) ziemlich häufig; aldeirt in der Nähe von Albuquerque. Sie wohnen in kleinen Gemeinschaften an den Flüssen, welche sie in kleinen Canots befahren, der Mann rudernd, das Weib im Hintertheil des Fahrzeuges zusammengekauert steuernd.

*) Cazal, Corografia braz. I. 302.

**) Castelnau a. a. O. III. 307.

***) Die Tochter heisst bei den Guatos Moudiohaja, bei den Malalis: Ekohaha;
das Haupt Guato: Dokeu, Malali: Akö,
das Haar „ : Ma eu, „ : Aö,
der Schenkel „ : Avi, „ : Ekemve.

Obgleich ein sehr rüstiger und muthiger Menschenschlag, haben sie doch keine feindliche Stellung gegen die Europäer eingenommen; lassen sich vielmehr aus ihrer vollen Freiheit, für kurze Zeit und Wegstrecken, in den Labyrinthen der Paraguay-Gewässer zu Lootsen- und Ruderdienst dingen. Die Brasilianer rühmen die Schönheit ihres Körperbaues und die lichte Farbe ihrer Haut, und wenn auch der neueste Reisende, welcher sie besucht hat *), in letzterer Beziehung keinen Unterschied von den benachbarten Horden bemerkt hat, so erklärt er sie doch für die schönsten Indianer, die er gesehen, von ganz europäischem Aeusseren. Ihre Gesichtszüge sind von angenehmem regelmässigem Schnitt; eine Habichtsnase, grosse, offene, am äusseren Rande nicht hinaufgezogene Augen; die Weiber sind schön, doch von einem melancholischen Ausdruck. Vor allem aber erinnert ein starker, oft dichter Bart auf Lippe und Kinn an caucasische Bildung. Die Brasilianer nennen den Volksstamm desshalb Barbados. Auch am übrigen Körper sind sie behaart; das lange, unbeschnittene Haupthaar tragen sie in einen Schopf gebunden, darüber bisweilen einen Strohhut. Sonst aber sind sie, bis auf die Tanga um die Lenden, unbekleidet; um den Hals häufig ein Band aus Zähnen des Kaimans. In der durchbohrten Unterlippe tragen sie meistens die Tembetá, in den Ohrläppchen einen kleinen Federbüschel. Hände und Füsse sind klein, doch die Beine manchmal wegen der zusammengebogenen Stellung in der Pirogue, gekrümmt. Diese Fahrzeuge, worin der Guató die Hälfte seines Lebens zubringt, (denn so bald die steigenden Gewässer seine Hütte überschwemmen, schifft er sich ein, um das Fahrzeug auf Wochen nicht zu verlassen), sind kurz und schmal, fassen nur vier bis fünf Personen und werden statt der Ruder mit sehr langen zugespitzten Stangen (pagans) geführt. Schwere Waffen, der Bogen über sieben,

*) Castelnau, Expéd. II. 374. III. 10.

die Lanze zwölf Fuss lang, zeugen von grosser Muskelstärke. Die Theile des Pfeiles sind mit Fischleim an einander befestigt; die Bogenschnüre aus Fasern der Tucum-Palme oder den Därmen des Brüllaffen gedreht. Der Guató ist eben so geschickt, den Vogel im Fluge zu erlegen, als er kühn die Onze mit der Lanze angreift. Diese gefährliche Jagd muss der Jüngling mit Erfolg bestanden haben, um für heirathsfähig erklärt zn werden.

Das Nationalband, welches die einzelnen, zerstreut von einander wohnenden Familien der Guatós verbindet, scheint sehr schwach zu seyn. Doch haben sie erbliche Anführer. Die vorherrschende Leidenschaft ist die Eifersucht. Das Familienhaupt hat vier bis zwölf Weiber und duldet keinen andern Mann in der Hütte. Sobald der Sohn mannbar erklärt ist, trennt er sich, errichtet irgend wo in einer Waldlichtung, am Sumpfe oder am Flusse, seine leichte, vorübergehende Hütte und bildet einen eigenen Hausstand. Diese isolirte Lebensweise steht in merkwürdigem Gegensatze zu der hohen Geistesentwickelung, worin der Guató die meisten Indianer, die in volkreichen Gemeinschaften leben, übertrifft. Seine Sprache ist weich und wohllautend und sein Zahlensystem klar und wohl entwickelt. Er zählt bis fünf und von da weiter mit Zusatzworten, die sich nach halben oder ganzen Decaden ändern. Viele von ihnen sprechen portugisisch. Sie verehren ein höchstes Wesen, fürchten einen feindlichen Genius und glauben, dass die Seele der Bösen nach dem Tode vernichtet wird, die der Guten fortbesteht. Zweimal im Jahre kommen die Männer an entlegenen, von den Anführern bestimmten Orten zu grösseren Versammlungen. Gewisse Gipfel der Serra dos Dourados, jenes isolirten Gebirges am westlichen Ufer des Paraguay, und der Eingang in den grossen See von Uberaba scheinen von ihnen mit religiöser Ehrfurcht betrachtet zu werden. — Viele Züge in diesem Gemälde deuten auf eine von den benachbarten Indianern sehr verschiedene Herkunft. Sie

scheinen weder mit den Völkern in Chaco noch mit denen in Moxos und Chiquitos zusammenzuhängen.

5) Die Chamicocos,

eine noch uncivilisirte Horde am rechten Ufer des Paraguay, südlicher als die Chanes, am Rio Preto wohnhaft, wird von diesen bekriegt, und die Gefangenen werden zu Sclaven gemacht*). Sie gehen, bis auf die Tanga, nackt, sind unberitten und nur mit Bogen und Pfeil bewaffnet. Man sieht sie manchmal im Fort Nova Coimbra. Im Jahr 1803 waren dort einige Hundert derselben aldeirt.

II. Indianer, die entfernter von der Wasserstrasse des Paraguay wohnen,

sind wegen seltener Berührung mit den Weissen wenig bekannt. Von einer Gruppirung der Horden unter gewisse Nationalitäten kann daher hier keine Rede seyn. Vielmehr sind viele Namen wahrscheinlich unrichtig verzeichnet, und manche Nachrichten dürften ins Reich der Fabeln zu verweissen seyn. Fast scheint es, dass die Brasilianer selbst in der Beantwortung ethnographischer Fragen sich scurrile Mystificationen erlauben. So findet sich in einem Manuscript, das Castelnau**), allerdings unter einem Fragezeichen, mittheilt, folgende Stelle: „Die zahlreiche Nation der Cuatás wohnt östlich vom Juruena in der Nähe der Flüsse S. João und S. Thomé; sie dehnt sich selbst bis zur Vereinigung des Juruena mit dem Arinos aus. Es ist sehr merkwürdig, dass die Indianer dieses Stammes wie die Vierfüsser auch auf den Händen gehen. Sie haben den Bauch, die Brust, die Arme und Beine voll

*) Castelnau, Expéd. II. 397. 405.

**) Expéd. III. 118.

Haare und sind von kleiner Statur. Sie sind bösartig und bedienen sich der Zähne statt Waffen. Sie schlafen auf der Erde oder zwischen den Zweigen der Bäume. Sie haben weder Industrie, noch Pflanzung und leben ausschliesslich von wilden Früchten, Wurzeln und Fischen.“ — Sollte dem portugiesischen Berichterstatter nicht bekannt gewesen seyn, dass Cuatá oder Coatá im nördlichen Brasilien der grosse, sehr bewegliche, schwarze Affe, Simia Paniscus, genannt wird?

Die Caúpezes, Caupês auf den Campos, westlich von Camapuão, sind vielleicht, gleich jenen Coatás, in das Thierreich, Ordnung Marsupialia, zu versetzen. Sie sollen die Bauchhaut ausdehnen, so dass sie wie eine Schürze über gewisse Theile herabfällt. Ihr einziger Gewährsmann ist Prado*).

Eine sehr grosse Zahl verschiedener Indianerhorden wird in dem Stromgebiete des Guaporé angegeben. Sie scheinen meistens nomadisch in dem Gebiete der Wasserscheiden zwischen den Rios Jaurú, Guaporé und Juruena herum zu ziehen, und keine beträchtlichen Gemeinschaften zu bilden, haben sich auch im Allgemeinen den seltenen Niederlassungen nicht feindlich gezeigt, etwa mit Ausnahme der Tamararés und Cautariôs, welche die zahlreichsten und am weitesten verbreitet unter ihnen sind. In wie weit sie Stammgenossen der Parexis sind, ist nicht ermittelt.

6) Die Tamararés, Tamares, Tamaris

werden in beträchtlicher Ausdehnung zwischen den Rios Galera und S. Simaô, zwei östlichen Beiflüssen des Guaporé, und von dem

---

*) Jornal O Patriota 1814, Jul., S. 15. „Die Wilden Caupezes werden von den Guaycurûs verfolgt. Sie wohnen in Häusern unter der Erde, und sollen von frühester Jugend an die Bauchhaut ausdehnen, so dass sie ihnen, als einzige Kleidung, über die Hüften herabfällt.“

Rio Candeia, einem Beiflusse des Galera, bis über die Wasserscheiden gen Norden hinaus in das Gebiet des Rio Juina angegeben. Ein Ast des Galera heisst nach ihnen Rio Tamararés oder Camararés, wie denn überhaupt manche Flüsse dieses Gebietes nach den an ihnen vorgefundenen Indianerhorden von den portugiesischen Geographen genannt worden sind *). Sie unterscheiden sich von den benachbart und zwischen ihnen wohnenden Indianern vom Parexis-Stamme durch kriegerische Gewohnheiten. Sie schlafen nicht in Hangmatten, sondern auf der Erde. Mehrere Soldaten von der Garnison des jetzt wieder verlassenen Destacamento das Pedras am Guaporé wurden von ihnen ermordet, als sie sich in die Wälder wagten, um Sapueaja-Nüsse zu sammeln.

7) Die Puchacás, Pujacâz, Paeajá, Baceahas

wohnen in den Wäldern an den drei oberen Aesten des Corumbiara und an den Quellen des Juina.

8) Die Moquens oder Mequens

am Flusse gleiches Namens.

9) Die Patitins, Patetens, Patetui,

zahlreich und angeschen längs dem oberen Moquens.

10) Die Guariterés, Quariterés

sind Naehbarn der Cabixisa-jururis am Rio Candeia.

11) Die Aricoronés, Urucurynys, Arieorany oder Arieorumbis, welche die Haare roth färben sollen, wohnen ebenfalls am Corumbiara und am Madeira, nördlieh vom Salto do Theotonio.

*) Rio Guariteré, dos Cabixis, Mequens, Cautarios.

12) Die Lambys

am Rio S. Simaô.

13) Die Cautariôs, Cautarûz, Caturiás, Cutrias,

zahlreiche und misstrauische Haufen, an den drei Flüssen dos Cautarios. Sie sind, wie die Patetens und Lambys friedfertig, bauen das Land an und haben viele Hühnerzucht. Nase und Unterlippe haben sie durchbohrt; die Haare tragen sie unbeschnitten.

14) Die Pacas-novas, Pucanova

am Flusse Pacas-novas, einem Beiflusse des Madeira, zwischen 11 und 12 Grad s. Br.

15) Die Itenés

werden nördlich von den vorigen am östlichen Ufer des Madeira angegeben. Ob sie mit den Ité oder Iten zusammenfallen, die D'Orbigny (a. a. O. II. 258) als Glieder der Moxos anführt, ist ungewiss.

16) Die Sarumos

an den Quellen des Jamary, eines östlichen Beiflusses des Madeira, in 10 und 11 Grade s. Br.

17) Die Burapaia

östlich von den vorigen.

Weiter abwärts am Rio Madeira und bereits innerhalb der Provinz do Alto Amazonas werden die Caripunas angegeben, ein zahlreicher und kriegerischer Stamm, zu dem auch die Jacarias oder Jacarés gehören, welche am Rio Abuna, einem westlichen Beifluss angegeben werden. Diese Caripuna pflegen der Land-

wirthschaft und haben sich nicht feindselig gegen die selten den Strom befahrenden Brasilianer erwiesen.

Von ihnen, den Pâmas, den Araras, am Rio Machado, und den Muras wird noch später gesprochen werden.

In dem ausgedehnten Stromgebiete des Tapajoz werden ausser mehreren der bereits genannten Horden (den Tamararés, Cabixis, Pacajaz, Cutrias u. s. w.) noch angegeben:

18) Die Xacuruina

an einem Flusse gleiches Namens, der in den Sumidouro, einen Ast des Arinos fällt, und aus einem Salzsee entspringen soll.

19) Die Birapaçapara

westlich vom Juruena, eine kriegerische, aber industrielle Nation.

20) Die Mucuris

in der Nähe der Vereinigung des Juruena mit dem Arinos.

21) Die Arinos,

auch Tamepuyas genannt und die ihnen stammverwandten

22) Urupuyas, Oropias oder Arapium

gehören wahrscheinlich zusammen mit den Mauhés oder den Mundrucûs. Unter dem Namen der Coroados, welcher in diesem Gebiete, das von den Apiacas beherrscht wird, aufgeführt wird, sind vielleicht die Apiacas selbst gemeint. Diese sind nämlich erklärte Feinde der Mundrucûs. Sie tragen, wie viele Horden vom Tupi-Stamme, den Scheitel kahl geschoren.

23) Uyapâs oder Uyapés.

Pfeilmänner sollen früher als Juruenas aufgeführt worden seyn.

24) Maturarés.

Die Indianer in der Provinz Goyaz.

Diese ausgedehnte Provinz, die centrale des Reiches, theilt in ihrem südöstlichen Reviere die Natur des Bodens und das Klima mit dem benachbarten Minenlande. Es ist diess ein Hochland, hie und da von beträchtlichen Gebirgen durchzogen oder in weite Ebenen von der Erhebung der Nachbargegenden auslaufend. Niedriges, dichtes Gebüsche, oder eine Decke von Gräsern und Kräutern, Campos, bilden in diesem Landstriche die vorwaltende Vegetation, welche während der trockenen, sehr heissen Monate stille steht und bei vielfach herrschendem Mangel an fliessendem Wasser (viele Bäche versiegen dann), bei Mangel an Regen und Thau allen Blätterschmuck verliert. In den feuchteren Thälern der Hochebenen, an Flüssen und Bächen, erheben sich aus dieser niederen Pflanzendecke hier scharf begrenzte Buschwäldchen oder Lohen (Capoês), Palmenhaine, oder längs der Gewässer Wälder von höherem Wuchse und weiterer Ausdehnung.

Der nördliche Theil des Landes kommt gegen Osten mit dem Charakter der Nachbargebiete von Pernambuco, Piauhy und Maranhâo, gegen Westen mit jenem der höheren Gegenden von Mato Grosso und Pará überein. Dort herrschen Fluren, Palmenhaine und Gestrüppe, hier ausgedehnte Waldungen vor. Sowie also die Provinz Goyaz keine scharfbezeichneten Naturgrenzen hat, findet sich auch die indianische Bevölkerung nicht innerhalb politischer Grenzen abgeschlossen. Auf jeder Seite greift sie über diese hinaus. Doch kann man sagen, dass die Stärke der indianischen Bevölkerung gerade in der Nähe der centralen Wasserader der Provinz gelagert sey. Diess ist der Rio Maranhâo, wie er gewöhnlich im Lande heisst, oder Tocantins, wie man vorzugsweise den Hauptkörper des Stromes nennt, wenn er in die Tiefterrasse herabgekommen, sich mit dem Araguaya vereinigt hat. Dieser letz-

heit geniessen). Sie beneiden die Indianer um ein Territorium, das sie, oft wohl irrthümlich, für fruchtbarer und an unaufgeschlossenen Goldschlichen (längs der Flussufer) reicher halten; und in Folge davon werden die Indianer immer mehr eingeengt und zu stiller Feindseligkeit aufgereizt.

Obgleich solche Umstände die Erforschung ethnographischer Verhältnisse wenig begünstigen, halten wir uns doch zu der Annahme berechtigt, dass in Goyaz Eine Nationalität vorwaltet, welche, in Sprache und Sitten zwar mehrfach verschieden, doch aus einer gemeinsamen Wurzel abzuleiten wäre. Und nicht bloss in Goyaz, sondern auch in Piauhy, Maranhâo und Pará wohnen noch gegenwärtig Indianer derselben Abstammung. In den westlichsten Gebieten von Minas, Bahia und Pernambuco aber fanden die vor zwei Jahrhunderten eindringenden Ansiedler schwache Nomadenhaufen, wie die Chicriabas (Chacriabas), Acroas (Acrayas, Aruas, Acruazes), die Goguês (Gueguês), Geicos (Jahycos, Jaicos), die ebenfalls derselben Nationalität angehörten. So scheint es denn, dass das ganze grosse Strombecken des Tocantins, in seinen zwei mächtigen Hauptwurzeln, vom 18° bis 5° s. Br. und gegen NO. und N. die angrenzenden Gebiete von Piauhy und Maranhâo, vorzugsweise von einer, hier herrschenden Nationalität eingenommen gewesen sey. Zwischen ihr wohnen aber gegenwärtig mehrere ihr fremde Horden, wie die bereits erwähnten, Apiacas, Ababas u. s. w. vom Stamme des Tupivolkes, die Carajas oder Carajahis u. a.

Die Tradition eines gemeinsamen Ursprunges dieser grossen Familie scheint eben so verloren gegangen zu seyn, wie bei den Tupis. Sie bezeichnen sich in ihrer Gesammtheit nicht mit einem Nationalnamen, so dass es mir nothwendig scheint, einen solchen aus der Menge, mit denen Glieder des Ganzen bezeichnet werden, auszuwählen. Auch sie wechseln in gegenseitigen Kriegs- und Friedenszuständen; mögen sich aber auch unter einander und mit

tere, der Westarm, in grosser Ausdehnung die Westgrenze der Provinz bildend, ist ebenfalls von zahlreichen Indianern besetzt. Beide Arme fallen zwischen häufigen Felsengen (Entaipavas), und von Stromschnellen und Fällen unterbrochen, die die Fahrt erschweren, nach Norden ab, begleitet, bald nahe bald fern, von weitgestreckten, tafel- oder zeltförmigen Bergbildungen, deren weitentwickeltes (vorzüglich dem Gneiss und Glimmerschiefer angehöriges) System gegen Osten und Nordosten in die Provinzen von Piauhy und Maranhâo hinüberstreicht. Der westliche Arm Araguaya (Araragoa) sammelt seine Gewässer in südlicher als der Maranhâo liegenden Wurzeln, und schliesst zwischen seinen beiden Furos oder Aesten die 75 Legoas lange waldige Insel Bananal ein, auf und an welcher brasilianische Niederlassungen, wegen der vorherrschenden Indianerbevölkerung noch keinen sicheren Bestand gewinnen konnten. Sein Stromgebiet flacht sich, vom südlichsten gebirgigen Theile aus, ab, ist waldreicher und feuchter als das des östlichen Armes, und zur Zeit noch theilweise in ungemessenen Fernen von keinem europäischen Ansiedler betreten.

In diesem grossen Gebiete scheint vor dem Eindringen der Brasilianer eine starke indianische Bevölkerung gelebt zu haben. Sie war, nach der Natur des Landes, getheilt in Indianer der Fluren und des Waldes. Und so ist es auch noch gegenwärtig.

Jene, die Indios camponezes, konnten sich, auf Fischfang und Jagd angewiesen, nur in schwachen Gemeinschaften erhalten und wurden zu stetem Nomadisiren gezwungen. Diese trieben in den waldigen Niederungen auch Landbau und lebten in grösseren Gesellschaften. Die portugiesischen Goldwäscher, welche zumeist in den freien Berggegenden dem mineralischen Reichthum nachspürten, kamen desshalb auch zuerst mit den Flur-Indianern in Berührung. Mit List und Gewalt wurden diese für den Minendienst angelockt und festgehalten. Das System, die Indianer zu Sclaven zu machen, zu verkaufen oder im eigenen Dienste zu verwenden,

ward auch hier ausgeübt, und hatte eine baldige Verminderung der indianischen Bevölkerung zur Folge. Die ersten Entdecker der Gegend, wo jetzt Goyaz, die Hauptstadt der Provinz, früher Villa Boa, steht, trafen dort eine schwache, friedfertige Horde, deren Weiber sich mit Goldblättchen zierten. Diese Wilden, Goya, Gwoya, Guayazes genannt, haben der Provinz den Namen gegeben, sind aber gegenwärtig verschollen oder ausgestorben. Gleiches gilt auch von der Horde der Anicuns, deren Namen nur noch in dem einer Ortschaft aufbehalten ist. Der Ruf von fabelhaftem Reichthum der dortigen Goldseifen zog aus S. Paulo, Minas, Bahia zahlreiche Abentheurer herbei, die kein Mittel scheuten, sich in ungestörten Besitz des Landes zu setzen. Was sich von Indianern nicht zur Dienstbarkeit verpflichtete, ward tiefer landeinwärts in die Waldgegenden getrieben, deren Bevölkerung die Flüchtlinge nichts weniger als friedlich aufnahm. Andere zogen sich nach N. und NO. in unwegsame Gebiete zurück. Die mächtigeren, namentlich im Tieflande an den Flüssen sesshaften, landbauenden indianischen Gemeinschaften, mit denen die Europäer erst später in Berührung kamen, als sie die Binnenfahrt auf den grossen Wasseradern begonnen, leben jetzt noch wie früher, in keinem sicheren Frieden mit den Ansiedlern. Ueberfälle und Plünderungen von den Indianern, bald ohne gegebene Veranlassung, bald nach wirklichen oder vermeintlichen Beleidigungen ausgeführt, haben in der brasilianischen Bevölkerung die Meinung festgestellt, dass ein verlässlicher Friedenstand nicht einzuhalten. Die Regierung der Provinz, oder doch örtliche Verwaltungsbeamte haben noch in neuerer Zeit Edicte (Bandos) ergehen lassen müssen, um Fähnchen (Bandeiras) von Freiwilligen und Soldaten gegen die Indianer in's Feld zu schicken. Ueberdiess pflegen viele der kleineren Landbesitzer, eben so, wie diess in Nordamerika geschieht, bei vermindertem Bodenertrag ihr Gehöfte zu verlassen und einen anderen fruchtbareren Boden aufzusuchen (wobei sie für eine Zeit lang Steuerfrei-

anderen Völkerbruchstücken in vielfachen Abstufungen vermischt haben. Es gehören aber zu dieser grossen Völkerfamilie: Die Cayapós, Chavantes, Cherentes, Chicriabás, Geicôs, Goguês, Masacarás, Aracuyás, Pontás, die verschiedenen Horden der Gês und endlich die zahlreichen Abtheilungen der Crans, welche häufig Timbirás genannt werden, und zu denen auch die Acroâs (Acrayâs) gerechnet werden müssen.

Den triftigsten Beweis für den nationalen Zusammenhang aller dieser Horden oder Stämme finden wir in ihren Dialekten. Sie alle kommen in einer gewissen Härte und Gutturation mit einander überein; scheinen ihre syntaktischen Zusammensetzungen in ähnlicher Weise (wie die Tupi) zu bewerkstelligen, und weisen viele Worte auf, die bei gleicher Bedeutung entweder dieselben oder analog abgewandelt sind. Hier eine Probe

Worte:	Cayapós	Cherentes	Chavantes	Geicôs	Chicriabás
Sonne	Imputé	Beudeu	Sidacro Stucro	Chügkrá	Stacro
Mond	Puturuá	Ouá	Ouá,Hevá	Paang	Ua
Sterne	Amsiti	Chouachi	Ouachide	Bräcklüh	Uaitemuri
Mann	Impuaria	Ambeu	Ambéu	Ambó	Ambá
Weib	Intiera	Picon	Picon		Picon
Kopf	Icrian	Dicran	Dicran	Grangblá	Dacran
Haupthaar	Iquim	Layahi	Desahi	Grangsché	Dajahi
Auge	Intó	Datoi	Datoi	Alepuh	Datoman
Mund	Chapé	Dageau	Dasadoá	Aingco	Daidaua
Brust	Chucóto	Dajoucoudou	Dajoucoudou	Aejussi	Daputú
Arm	Ipa	Dapai-n au	Dapai	Aepang	Dapa
Hand	Chicria	Danicra	Dai-iperai	Aenaänong	Dajpera

Worte:	Apinagês	Aoroamirim	Macame-Crans oder Carahos	Masacará
Sonne	Buré Kathoá	Putdöti	Putt	Tzoi(e)rüh
Mond	Burua Boudouvreau	Uáti	Putt-ourera (Frau der Sonne)	i Gachang
Sterne	Pleu	Uianietó	Katherai	Pinatzo(i)
Mann	Iprié			Ingniüh
Weib	Iprom		Meca-ouairé	Ihntá
Kopf	Iscran	Aicran	Icran	Acharoh
Haupthaar	Itki	Assaih	Ikei	Chöch
Auge	Into	Ainthó		Goch-tó
Mund	Jacoa	Assötauá	Alcoua	Tch(i)atta
Brust		Assockthúdü		Jumbüschtüh
	Istpa	Aipackü		
Arm			Pa-pa	Kunghuang
Hand		Assubkrá		Kumbüoh

Alle die oben angeführten Stämme oder Horden wollen wir das Volk der Gês (Gêz, sprich Schehs) nennen, weil diese Bezeichnung namentlich im nördlichen Gebiete am öftesten, und im Sinne einer gewissen Gemeinsamkeit gehört wird.

Die Cayapós, Chavantes, Cherentes und Chicriabás sind als der südliche, die Gês im engeren Sinne, Crans und Acroâs, als der nördliche Ast des Gesammtstammes zu betrachten.

Die Masacarás, Aracuyás, Pontás, Geicôs und Gogués sind Bruchstücke derselben Völkerfamilie, die in den portugiesischen Niederlassungen des Inneren von Bahia, Pernambuco und in

Piauhy aldeirt wurden, und zugleich mit ihren ursprünglichen Sitten auch ihre Sprache wesentlich verändert, ja gänzlich verlernt haben.

Die grossen und in selbstständiger Freiheit lebenden Stämme dieser Gês-Nation sind im Allgemeinen noch nicht Freunde der europäischen Ansiedler, vielmehr oft deren erklärte Feinde. Die Bezeichnung ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten ist daher schwierig. Charakteristisch scheint für sie die Sitte zu seyn, nicht in der Hangmatte, sondern auf einem Gestelle (Giráo) oder auf dem Erdboden zu schlafen. Mit dieser Sitte dürfte zusammenhängen, dass dieses Volk, besonders wenn es nicht in der Nähe von grösseren Gewässern sich aufhält, und deshalb seltener badet, den Körper fleissig einölt. Ebenso ist es bezeichnend, dass es das Fleisch auf erhitzten Steinen in Erdgruben oder unter Haufen von Blättern röstet. Die Sitte, einen schweren Holzblock im Laufe von sich zu schleudern, um männliche Kraft zu erproben, findet sich ebenfalls bei allen Stämmen dieser Nationalität. Anthropophagen sollen einige Stämme, wie die Cayapós *) und Chavantes, gar nicht, andere, wie die Cherentes und einige Horden der Timbirás, nur unter besonderen Umständen seyn. Sie unterhalten, so lange man sie kennt, ständige Feindschaften gegen einander, so die Cayapós gegen die Chavantes, diese und die Cherentes gegen die Timbirás. Nach der körperlichen Beschaffenheit gehören sie zu den schönsten, kräftigsten und schlanksten Indianern Brasiliens. Die schiefe Stellung der kleinen Augen und die stumpfe, breitgedrückte Nase, welche bei so vielen Stämmen an mongolischen Typus erinnert, wird an ihnen in geringem Grade beobachtet. Vielmehr nähert

*) Nach Pohl (I. 400) gehörten auch Menschenopfer zum Cultus der Cayapos im Zustand der Freiheit.

sich die Form des runden oder ovalen Kopfes (der auf kurzem Halse sitzt) und der Ausdruck der Gesichtszüge gar oft europäischer Bildung, und insbesondere wird das weibliche Geschlecht wegen ebenmässiger Schönheit gerühmt. Auch ihre Intelligenz und Erfindungsgabe bei mechanischen Arbeiten findet Anerkennung. Solcher günstigen Anlagen ungeachtet ist man jedoch im Allgemeinen noch nicht dahin gelangt, diese Stämme aus ihrer wilden unstäten Freiheit zu festen Wohnsitzen und einem sicheren Friedensstand herüberzuführen.

Es hat daran ausser ihrer eigenen Stimmung und niedrigen Bildungsstufe auch noch der Umstand Schuld, dass sich gerade an den beiden grossen Handelsadern der Provinz noch Indianer gemischter Abkunft von entschiedener Feindseligkeit gegen die Brasilianer aufhalten, welche zur Zeit jeden Verkehr abweisen, vielmehr als Todfeind Alles mit Furcht und Schrecken erfüllen. Es sind diess die von den Anwohnern mit dem Namen der Canoeiros (Kahn-Indianer) bezeichneten Wilden. Mit ihnen nur zu Zwiesprach zu kommen, ist jeder Versuch gescheitert. (Nunca vem à falla). Wo sie dem Reisenden an Zahl nicht überlegen sind, wagen sie keinen offenen Angriff. Schwächere Reisegesellschaften oder einzelne, nicht sehr volkreiche Gehöfte werden von ihnen hinterlistig überfallen. Sie sind sehr lüstern auf Pferd-, Maulthier und Rindfleisch und ihre Ueberfälle haben oft die Wegführung der Heerden zur Absicht. Plünderung und Mord ist stets die Losung, wo sie mit den Brasilianern zusammenkommen. Es wird kein Pardon gegeben, und selbst die Weiber sollen am Kampfe mit aller Grausamkeit Theil nehmen. Sie führen sehr grosse und starke Hunde mit, welche in unbeschreiblicher Wuth den Angriff ihrer Herrn unterstützen. Es soll eine Mittelraçe zwischen dem Bullenbeisser und der englischen Dogge seyn, und ist jedenfalls keine Abart des ursprünglich bei den Indianern vorgefundenen Canis cancrivorus. Vergeblich

haben sich die Weissen bemüht, dieser Hunde habhaft zu werden*).

Man erzählt sich Wunderdinge von der Geschicklichkeit dieser Canoeiros im Schwimmen und Tauchen. Sie vermögen sich Stunden lang, auch in der stärksten Strömung, auf dem Wasser zu erhalten. Ein Bündel Blattstiele von der Buriti-Palme, den sie an sich befestigen (den Kindern und Weibern sollen Einige sogar Blasen von Gummi elasticum anhängen) dient zur Erleichterung. Man hat gesehen, wie diese Wassermenschen sich mit dem Ruder in das Wasser stürzen, es als Steuer mit den Füssen festhalten, oder einen dahertreibenden Baumstamm ergreifen und auf ihm reitend mit unglaublicher Schnelligkeit den wildesten Strom übersetzen. Sie können lange Zeit untertauchen und in der Tiefe gegen den Strom schwimmen. Wasserthiere, wie die Capyvara, die Anta, den Kaiman und grosse Schlangen verfolgen und erlegen sie mit grösster Kühnheit. Nichts flösst diesen menschlichen Amphibien im Wasser Furcht ein, als das Minhocâo**), jenes fabelhafte Thier,

---

*) Sie sind, wie man im Lande zu sagen pflegt, an ihre Herrn gebannt. Allerdings hat die Anhänglichkeit der Hunde, wie anderer Hausthiere, an den Indianer einen Grund in der Sorgfalt, ja Zärtlichkeit, womit sie aufgezogen und behandelt werden Der junge Hund gehört wie ein Kind zur Familie. Nicht selten sieht man eine Indianerin dem jungen Thiere die Brust geben. Sobald das Abrichten beginnt, empfängt es nur vom Herrn Speise und Trank; ja es hat hierin Vorrecht vor den Kindern. Stunden lang ist der Indianer mit seinem Hunde beschäftigt, der ihn auf Schritt und Tritt begleitet und mit ihm die Lagerstätte am Feuer oder in der Hangmatte theilt.

**) Unter dem Namen Minhocâo fürchtet der Volksglaube ein zur Zeit noch räthselhaftes Thier, welches in den Flüssen und stehenden Gewässern des äquatorialen Brasiliens vorkommen soll, und bald für einen elektrischen Fisch (Gymnotus) bald für eine monströse Art des aalartigen Lepidosiren

das wie ein dicker, mehrere Fuss langer Regenwurm gestaltet, die stärksten Thiere, Pferde und Rinder, in den Abgrund ziehen soll.

Wenn die Canoeiros verfolgt und gezwungen werden, ihre Canoa am Ufer zu verlassen, so zerstreuen sie sich nicht eher in den nahen Wald, als bevor sie das Fahrzeug, mit Steinen überladen, an geeigneter Stelle versenkt haben. Sie sollen ganz genau die Schwere der Ladung zu beurtheilen wissen, welche unter jedem möglichen Wasserstand nöthig ist, um das Fahrzeug an diesem Orte, oder nach einer gewissen Zeit an einem tieferen unversehrt wieder zu finden, und mit grosser Geschicklichkeit erheben sie es wieder.

Am häufigsten machen sich diese Canoeiros am Rio Maranhão, zwischen der Barra da Palma und jener des Rio Manoel Alvez Grande furchtbar, aber auch auf dem Araguaya und unter der Vereinigung beider Arme ist man mit ihnen ins Handgemenge gekommen. Auch mit allen übrigen Indianern leben sie im Kriege und werden desshalb auch wie vogelfrei verfolgt. Da sie stets flüchtig auf- und abziehen, so weiss man nichts Zuverlässiges über ihre Heimath oder ihre letzten Schlupfwinkel. Nach der, freilich wenig verbürgten, Nachricht, welche Pohl*) erhielt, läge ihre Hauptaldea entfernt vom Strome in den Gebirgen jenseits von Duro. Es sind diess die Gegenden, welche von Ueberfällen nomadisirender Cherentes zu leiden haben**). Wahrscheinlicher ist, dass die Canoeiros mit den Cherentes nicht zusammenhängen, und Reste von jenen Tupihorden, den Gurupás, Mamayanazes, Pacajás und Nheengaybas

---

(Annal. d. Wien. Mus. II. t. 10.) mit kräftigem Gebiss der wenigen grossen Zähne, gehalten worden ist. S. St. Hilaire Voy. aux sources du Rio de S. Francisco II. 134. — Dieser Volkssage dürfte eben so wie jener von der Parana-maya oder Flussmutter, der riesenhaften Wasserschlange des Amazonas, etwas Wahres zu Grunde liegen.

*) Reise II. 108.

**) Gardner Travels in the Interior of Brazil. 1846. 305.

sind, die ehemals die Gewässer des unteren Amazonas und die Mündung seiner nächsten Beiströme unsicher gemacht haben. Das gemeine Volk und die Ruderknechte auf den Handelsfahrzeugen *) nennt diese Canoeiros auch Bororôs, und zu ihnen hat sie somit Castelnau **) gerechnet. Dass aber mit jenem Worte nur ein feindliches Verhältniäs ausgedrückt werde, dass es Bororôs, als eine besondere Nationalität oder Horde kaum gebe, sondern allerlei Volk, wohl auch zusammengelaufene Flüchtlinge, denen übrigens Glieder vom Tupivolke zu Grunde liegen möchten, so genannt werden, haben wir schon früher angedeutet. Auch vom Gesetz verfolgte Brasilianer verschiedener Raçe sollen sich unter den Canoeiros aufhalten und sich, wo sie erkannt zu werden fürchten, durch Malerei und indianische Zierrathen unkenntlich machen. Die erwähnten Horden, gegenwärtig unter jenen Namen gänzlich verschollen, scheinen zu den unruhigsten, grausamsten und kriegerischsten Brüchstücken des Tupivolkes gehört zu haben. Von den Nheengaybas wird eine eifersüchtige Strenge gegen ihre Weiber und der Umstand angeführt, dass diese eine von Männern verschiedene Sprache reden mussten ***) Züge, welche an die Caraiben der Inseln erinnern. Es fragt sich, ob jene, wie manche andere Horden, darunter vielleicht auch solche, die jetzt als Caripuná bekannt und gefürchtet sind, nicht als Reste von der See her eingewanderter Stammgenossen zu betrachten sind. Hierauf behalte ich mir vor, nochmals zurückzukommen.

---

*) Die Kähne, welche von Pará den Tocantins und seine beiden Arme befahren, pflegen 1000 bis 1200 Arrobas Ladung und kaum je weniger als achtzehn Mann Besatzung zu führen. Man ist bei diesen Expeditionen immer gerüstet gegen die Ueberfälle der Canoeiros und anderer etwa feindlicher Indianer.

**) Expédit. II. 78.

***) P. João Daniel Thesouro descuberto no Rio Amazonas (um 1776 geschrieben) in Revista trimensal III. 176.

Uebrigens sind es ohne Zweifel nicht blos die Reste dieser, ehemals im östlichsten Tieflande des Amazonas-Beckens sesshaften Tupis, welche jetzt Canoeiros genannt werden. Während diese sich nur im untersten Stromgebiete des Tocantins, südlich vom Fall von Itaboca, an mehreren Nebenflüssen, z. B. dem Tucanhumas, verborgen halten, und von da aus ihre Streifzüge stromaufwärts ausführen, werden die beiden Hauptarme des Stroms durch Piraten unsicher gemacht, die aus Süden kamen. Man nannte sie, wie erwähnt, mit einem gemeinsamen Namen Bororôs, Feinde, es sind aber vorzugsweise Cahahybas (Cayowas) und Tapirapés, also ebenfalls Horden der Tupi-Nation: jene aus Cujabá und Mato Grosso herabgekommen, diese schon lange Zeit am westlichen Ufer des Araguaya wohnend. Während also die Horden dieser Nationalität im Osten und Norden des Reiches im Conflicte mit den europäischen Einwanderern aller Selbstständigkeit verlustig sind, setzen diese Bruchtheile der Central-Tupis die ursprüngliche Feindschaft noch mit aller Erbitterung fort.

Wir betrachten nun in seinen einzelnen Stämmen das grosse Volk der Gês.

1) Die Cayapós, Cajapós, Coyapós, Caipós, Cuchipós.

Dieser Stamm wohnt im südwestlichen Theile von Goyaz, und darüber hinaus in den benachbarten Gegenden von S. Paulo und Mato Grosso, zwischen den Flüssen Tieté und Paranahyba und nordöstlich vom Rio Pardo. Er streift von diesem Flusse gegen Westen bis in das ausgedehnte Quellengebiet des Araguaya und nach Osten zuweilen bis in die Nähe der Villa de Desemboque. Die stärkste Zahl der, bereits um viel verminderten Cayapós soll etwa 40 Legoas vom Westufer des Araguaya, westlich von einer volkreichen Aldea der Chavantes in der Breite von Salinas (13° 38′) wohnen; und von da erstrecken sie sich im Westen von einigen Aldeas der

Carajahis an (die am westlichen Furo der Insel Bananal sitzen) bis in die Nähe der Tapirapés, in der Breite des Nordendes der Insel Bananal. Weiter nördlich sollen Glieder desselben Volksstammes unter dem Namen der Gradahus vorkommen. In der Nähe des grossen Falles von Urubú-pungá des Paraná-Stromes soll sich auch eine volkreiche Aldea der Cayapós befinden *).

In diese, auch jetzt noch wenig bekannten Gegenden, zumal hochliegende Fluren, nur längs den Gewässern von Waldung unterbrochen, vertieften sich zuerst die Paulistas, welche auf dem Wasserwege von Osten bis Cujabá und Mato Grosso vordrangen. Da diese Schifffahrer auf den Binnenwässern mit derselben Grausamkeit gegen die Indianer verfuhren, wie die zu Lande eindringenden Goldwäscher, so entspann sich auch hier ein tiefer Hass. Die Karavanen, welche später zwischen S. Paulo und Goyaz hin- und herzogen wurden häufig von den Cayapós überfallen; diese aber büssten durch einen fortgesetzten Krieg, der den ursprünglich sehr zahlreichen Stamm sehr verringert und theilweise nach Westen verscheucht hat. Eine friedlichere Haltung glückte es seit 1781 einzuführen, wo man 600 Cayapós in der neu errichteten Aldea Maria vereinigte. Später wurden diese Indianer näher der Hauptstadt von Goyaz, in die Aldea von Jozé de Mossamedes übersiedelt, wo auch gegenwärtig noch Reste derselben vorhanden sind **).

Der erste europäische Reisende, welcher sie hier gesehen, Pohl, entwirft kein günstiges Bild von ihrer körperlichen Beschaffenheit. „Die Farbe dieser Indier ist röthlichbraun, ihre Haare sind schwarz,

*) Castelnau, Expéd. II. 114. Vergl. Spix und Martius Reise I. 268. II. 574.

**) Vergl. Pohl Reise I. 348 und daraus S. Hilaire Voy. aux sources du Rio de S. Francisco II. 98. Im Jahre 1819 fand dieser Reisende nur noch 206 Köpfe in der Aldea. — Bezeichnend für das Loos der Indianer ist auch das Schicksal ihrer Niederlassungen. In Goyaz sind durch die Regierung, ausser der erwähnten Aldea de S. Maria, mit grossen Kosten folgende

steif, dicht, bis an die Schultern herabhängend. An der Stirne sind sie nahe über den Augenliedern in gerader Linie abgeschnitten, oder mittelst einer glühenden Kohle abgebrannt. Das Gesicht ist rund, breit, die Augen klein, die Nase breitgedrückt, die Lippen sind hoch aufgeworfen, der Mund gross, die Zähne weiss und schön. Es finden sich wenig Verschiedenheiten in den Gesichtszügen; man kann sagen, sie sind gleich hässlich. Der Körperbau ist regelmässig, von starken Muskeln. Die Füsse sind platt und breit, mit auswärts weitabstehenden Zehen, ein Umstand, wodurch man über-

---

jetzt insgesammt schwachbevölkerte oder ganz vollkommene Aldeas gegründet worden. (Rev. trimensal. Ser. II. V. p. 495.)

Aldea de S. Jozé de Mossamedes, 1755 zuerst mit Aeroás, dann mit Javahés und Carajás, zuletzt mit Cayapós besetzt, die 1780 in Aldea de Maria vereinigt waren, und hier in einer waldigen, an Wildpret reichen Gegend sich heimischer fühlten als in den kahlen Bergen von S. Jozé.

Aldea do Rio das Pedras, 1741 für s. g. Bororôs, die von Cujabá herbeigeführt wurden, bevölkert.

Aldea Pissarrâo, später mit der vorigen vereinigt.

Aldea do Rio das Velhas, 1750 mit Bororôs besetzt, später nach Lanhoso übertragen.

Aldea Lanhozo, ebenfalls 1750 gegründet, ist zur Zeit fast ganz aufgelöst.

Aldea da Nova Beira auf der Insel Bananal des Araguaya 1778 für Carajás und Javahés errichtet, wurde von benachbarten Indianern verwüstet und später nicht mehr hergestellt.

Aldea Duro (Douro) 1751 für Aeroás und Chieriabás errichtet uud zuerst von Jesuiten geleitet. Anfänglich sollen hier und in zwei benachbarten Ortschaften, die später zusammcugezogen wurden, 1000 Indianer vereinigt gewesen seyn. Gardner fand nur noch eine Bevölkerung von 250 Köpfen, die seit 10 Jahren (wie die meisten andern Aldeas) eines Geistlichen ermangelte. (Travels 319.)

Aldea Formigas, ebenfalls für Chicriabás 1754 gegründet.

Aldea Carretâo do Pedro Terceiro 1784 für Chavantes errichtet, soll anfänglich 3500 Einwohner gehabt haben. Pohl fand (1818) nur 227 Köpfe.

haupt die Fusstapfen der Indianer unterscheiden kann.“ Der zweite Reisende, welcher sie in jener Aldea besucht hat, Aug. de St. Hilaire, findet an ihnen zwar die allgemeinen Züge der amerikanischen Raçe: den grossen, tief zwischen den Schultern sitzenden Kopf, die schwarzen, dichten, steifen Haare, die breite Brust, schwachen Füsse und braungelbe Haut, hebt aber gerade ihre hohe Statur, die dunkle Hautfarbe, die geringe Divergenz der Augen, die Rundung des Hauptes und den offenen, geistreichen Ausdruck des Antlitzes als bezeichnende Eigenschaften des Stammes hervor. Er nennt die Cayapós schöne Indianer, und diess stimmt mit andern Nachrichten sowohl über sie, als über andere Glieder von dem Volke der Gêz überein, zu welchem sie ohne Zweifel gehören. Der Ursprung des Namens Cayapós ist unbekannt. Nach dem, was Aug. de St. Hilaire berichtet worden, hätten die, noch im Zustande der Freiheit verharrenden Stammgenossen, abgeschlossen von andern indianischen Gemeinschaften, keinen besondern Namen, unterschieden sich aber („als Raçe“) von den Weissen und Negern mit dem Namen Panariá. Ein Weiser heisst ihnen Itpé, ein Neger mit einem aus der Tupisprache herübergenommenen Worte Tapanho.

Der Cylinder in der Unterlippe wird von ihnen nicht blos als Schmuck, sondern als Auszeichnung getragen. In der Aldea de S. Jozé fand Pohl die Tochter eines Kaziken, der die Horde gehorsamte, ebenfalls zur Auszeichnung mit Klötzchen in den Ohren geziert. Der lange Bogen (Itsché), aus dem sie die Pfeile (Caschoné) nicht blos in gerader Richtung, sondern in krummer Linie herabfallend zu schiessen verstehen, und die Keule (Kó) sind ihre Waffen. Die Pfeile werden, verschieden von denen der meisten Indianer, aus mehreren, zwölf bis fünfzehn Zoll langen Stücken Bambusrohres mittelst einer dünnen Schlingpflanze künstlich verbunden. Vögel, die sie im Hühnerhofe lebend erhalten wollen, werden mit einem stumpfen Pfeil nur betäubt.

So lange ein Fremder in der Hütte des Cayapó verweilt, wird das Heerdfeuer sorgfältig unterhalten, und die Bewohner lagern sich um dasselbe, gleichwie andere Indianer, die die Hängmatte gebrauchen, sich dann in sie niederlegen. Die Heirath wird unter Tanz und Gelag vollzogen. Die Braut hält einen Strick, der am Kopf des Bräutigams befestigt ist. Neugeborne erhalten meistens Thiernamen. Ihre religiösen Gebräuche ruhen, wie die anderer Indianer, mehr auf Dämonendienst, als auf Ahnung einer göttlichen Urkraft. Sie sollen Sonne und Mond anbeten. Manche nächtliche Tänze, bei hellloderndem Feuer, für welche sie sich mit abentheuerlichen Kniebändern von verschiedenen Thierklauen schmücken, und wobei sie das Geklapper dieser Zierrathen mit einem heulenden Gesang und den rauhen Tönen aus krummen Kürbissen, mit Schallmündungen von Ochsenhörnern, begleiten, deuten auf eine religiöse Grundidee. Ein besonderes Fest feiern sie in unsern Frühlingsmonaten, verbunden mit dem bereits erwähnten Tanze, worin sie den schweren Holzklotz schleudern. Der Anführer hat einen grossen, keulenförmigen, am Ende mit einer Spitze versehenen Kürbiss in der Hand. Sobald der Tänzer den Klotz geworfen, beugt er sich vor jenem auf die Erde und empfängt einen Streich auf die Stirne, der Blut fliessen macht. Dieses Blut wird dem Verwundeten von den Weibern, unter Tanz und Heulen, abgewischt. Es soll diess eine Sühnungsceremonie seyn, der sich, wie man sagt, alle Indianer unterziehen müssen. Aehnliches geschieht auch bei den Begräbnissen eines Indianers, der Vieh oder Nahrungsmittel zurückgelassen hat. Der erste Tag nach dem Tode wird mit Heulen und Wehklagen zum Preiss von den Thaten des Verstorbenen zugebracht. Am zweiten Tage sieht man die Indianer mit dem Klotze zur Hütte des Häuptlings laufen, um den Stirnschlag zu erhalten. Mit herabströmendem Blute eilen sie zum Todten zurück, um ihn mit diesem Blute zu bestreichen. Endlich wird die Leiche sitzend in eine

Grube versenkt, die auch die Waffen des Verstorbenen und Speise aufnimmt. Das hinterlassene Vieh wird alsogleich geschlachtet und, unter Tanz und Gesang, als Todtenmahl verzehrt.

Wir haben diese Feierlichkeit, von der Pohl *) Meldung thut, hier anführen wollen, weil jeder Zug doppelt wichtig ist, wo die Sittengeschichte nur als unkenntliche Ruine vor uns liegt. Was die Cayapós betrifft, so wird man vielleicht schon nach einigen Generationen ihr Gedächtniss verloren haben, denn die Horde ist durch die früheren Verfolgungen bereits sehr geschwächt.

2) Die Chavantes oder Xavantes

sind als der vorherrschende Stamm, besonders im Centrum der Provinz zu betrachten. Nördlich vom Rio Crixá, einem östlichen Beiflusse des Araguaya, ist das rechte Ufer dieses Stromes von ihnen besetzt, und das ganze grosse Gebiet zwischen diesem und dem Maranhão ist bis gegen die Missão de Boa vista (7° s. Br.) ihr Territorium. Dort grenzen sie gegen Norden an die Apinagés, welche, obgleich Stammverwandte, doch ihre erklärten Feinde sind. Auf der Ostseite des Maranhão stossen sie mit den, ebenfalls stammverwandten, und wahrscheinlich erst spät von ihnen getrennten, Cherentes zusammen. Eine ihrer grössten Aldea liegt etwa zehn Legoas westlich von Salinas **). Pohl ***) hat drei ihrer Aldeas nennen hören, von denen Ballisa nur 3 Legoas westlich vom Rio Maranhão, die andern weiter landeinwärts lägen. Auch sie werden, gleich den Canoeiros, welchen Namen man ihnen bisweilen, wie es scheint irr-

*) Reise I. 401.
**) Castelnau Expéd. II. 115.
***) Reise II. 165.

thümlich, auch zu ertheilen pflegt*) von den brasilianischen Ansiedlern und Reisenden als Feinde oder wenigstens als zweideutig**) gefürchtet. An den Stellen, wo die Schiffahrt wegen örtlicher Hindernisse langsamer von Statten geht, sollen sie oft verborgene Späher halten, um Ueberfälle auszuführen, wenn sie sich im Vortheil erachten. In neuester Zeit jedoch haben sie sich gegen die Handels-Expeditionen auf dem Strome meist friedlich erwiesen. Früher griffen sie sogar volkreiche Ortschaften an, so i. J. 1818 das Arrayal do Carmo; und die Niederlassungen der Goldwäscher bei Pontal, as Matanças, wurden von ihnen grausam bis anf den Grund zerstört. Wo sie keine Ziegeldächer fanden, steckten sie die Schindeln mit feurigen Pfeilen in Brand. Mit dem Versuche, sie in die Nähe der Weissen heranzuziehen, ist man, namentlich nach dem Systeme weltlicher Verwaltung der Aldeas, nicht glücklich gewesen. Die Aldea do Pedro Terceiro, in welcher um das Jahr 1784 mehrere Tausend Chavantes sollen vereinigt worden seyn, enthält, wie die neuere zu Salinas, jetzt nur wenige Familien. Zahlreiche Gemeinschaften von ihnen halten sich oft während der trockenen Jahreszeit am Ufer der Ströme auf. Sie pflegen bei Zusammenkünften mit den Weissen die Waffen abzulegen, da sie wohl wissen, dass die frühere Gesetzgebung berechtigt, jene, die mit den Waffen in der Hand gefangen werden, zu Sclaven zu machen. Einzelne dienen als Ruderer, Jäger oder Hirten.

---

*) Milliet Diccionario l. 272. Auch Pohl scheint sie mit den Canoeiros zu identifiziren.

**) Da sich die Ansiedler ihnen früher oft verrätherisch genaht und die Kinder entführt haben, ist ihre misstrauische Haltung wohl erklärlich. Nach dem Rechte der Wiedervergeltung haben sie manchmal ebenfalls Brasilianer in die Sclaverei geführt und als Geisseln behalten. Solche Gefangene dürfen nicht mit einander sprechen, werden aber sonst nicht grausam behandelt.

Dieser Stamm, dessen Schilderung wir zumeist nach den Berichten unseres ehemaligen Reisegefährten Pohl*) wiedergeben, ist ein ziemlich hochgewachsener, doch fleischiger, sehr kräftiger, wohlgebildeter Menschenschlag. Die Züge des runden Antlizes kommen zwar vermöge der hohen Jochbeine, der etwas schräg stehenden engen Augen und der abgerundeten Nase mit dem allgemeinen indianischen Typus überein, sind aber durch einen freien und heiteren Ausdruck gemildert. Mund und Ohren sind ziemlich gross. Die Haare über der Stirne pflegen die Chavantes kurz zu halten. Andere scheeren (beide Geschlechter) sich auf dem Wirbel eine Glatze, die mit Orlean roth gefärbt wird. Wächst das Scheitelhaar wieder in die Höhe, so bildet es einen seltsamen Schopf, der längere oder kürzere Zeit geschont wird. Die Männer tragen die Haare des Hinterkopfes aufgeschlagen und mit Palmenfedern umwunden; oder sie fertigen aus grünen zusammengewundenen Palmblättchen ein kleines viereckiges Säckchen, ein Zoll lang, zwei Zoll breit, worein sie diese Haare, wie in einen Haarbeutel, stecken. Diess Säckchen dient ihnen zugleich zur Aufbewahrung einer Messerklinge**), ihres Feuerzeuges u. s. w. Die Weiber lassen die Haare frei über Achsel und Rücken herabhängen. Sie lassen sich das Haar nicht ungern von den Fremden in Zöpfe flechten; selbst diese Fertigkeit ist ihnen unbekannt. Bart und Augenbrauen und alle Haare am Leibe werden sorgfältig ausgerissen. — Ihre Sprache ist hart, abgestossen und schnell.

Jedes Kleidungsstück ist dem freien Chavantes fremd. Anzug und Schmuck zugleich sind ihm Malereien von rother (Orlean-) und blauschwarzer (Genipapo-) Farbe, welche in Streifen und un-

---

*) Reise II. S. 159—173.

**) Solche Messerklingen bereiteten sie sich sonst wohl mit hartnäckigem Fleisse aus den Stücken eines erbeuteten Flintenlaufes.

regelmässigen Linien über den ganzen kupferrothen *) Körper angebracht werden. Bisweilen erscheinen sie, um Trauer für Verstorbene anzudeuten, gänzlich geschwärzt, wobei sie eine Straussenfeder am Rücken tragen. Sie haben, wie die Cayapós, häufige Oeleinreibungen im Gebrauche. Einige tragen in den durchstochenen Ohren Holzcylinder oder Rohrstücke von drei Linien Durchmesser. Bis zu solcher Grösse, wie bei den stammverwandten Gês im Norden sind die Ohren nicht ausgedehnt, und auch das nationale Abzeichen der Tembetára ist bei ihnen nicht beobachtet worden. Den Hals schmücken sie mit einer weissen, alsbald schmutzigen Baumwollenschnur mit zwei Knoten, deren einer, im Rücken, eine Vogelfeder herabhängen lässt; Manche tragen über diess einen Palmenfaser-Strick und eine Schnur mit rothgefärbten Endbüscheln um den Leib. Von jenem Halsschmucke trennen sie sich, bei Aussicht auf ein Gegengeschenk, nicht unschwer. Sie nehmen ihn ab, um ihn den Weissen als Friedenzeichen anzuhängen. Die Handwurzel und die Fussknöchel werden bei beiden Geschlechtern mit einer schwärzlichen Schnur, von der Dicke einer Federspule, sechs bis siebenfach umwunden. Hierin kommen sie mit vielen Indianern und namentlich mit den stammverwandten Gês oder Timbirás überein. Das Schnurgewinde um die Handwurzel der Männer soll das Anprallen der Bogensehne schmerzlos machen, und ein Zeichen des Kriegers seyn. Die Binden um die Knöchel sollen sie gelenkiger im Lauf machen. Andere Zierrathen, die als National-Abzeichen gelten könnten, scheinen bei ihnen nicht üblich.

Die Chavantes erbauen sich, bald im Kreisse gestellt bald in halbmondförmiger Reihe, grosse, runde Hütten, aus Balken und Latten, mit Palmblättern so dicht gedeckt, dass auch der tropische Regen nicht durchdringt. Nur durch die niedrige Thüre fällt Licht

*) So nennt Pohl die Hautfarbe der Chavantes II. 166. 167 ausdrücklich.

in die Wohnung, in deren Mitte das Feuer zwischen Steinen erhalten wird. Auf diesen pflegen sie das Wildpret zu rösten. Sie schlafen auf leichten Matten aus Flechtwerk, die sie über den Boden ausbreiten. Ihr Feldbau erzielt auf den kleinen, mit Beginn der Regen im September und October bestellten, Gründen des abgetriebenen Urwaldes nur unbeträchtliche Ernten von Mandiocca, Mais, und auch etwas Taback, nach dem sie sehr lüstern sind, und den sie kauen und rauchen. Eine ihrer Lieblingsspeisen sind die Früchte der Assai-Palme (Euterpe). Sie verzehren den Kern roh oder bereiten daraus ein Getränke. Diese und andere, besonders ölreiche Früchte, die Samen der Cocos-Palmen und der Piqui (Caryocar brasiliense) machen sie satt, sollen aber, gleichwie der Honig von schwarzen Bienen, ihnen manchmal Krankheiten zuziehen, z. B. die Haare ausfallen machen. An Aufbewahrung von Vorräthen wird nicht gedacht, und so ist der Chavante oft dem Hunger verfallen. Um Speise zu erbetteln stellt er sich dem Weissen dar, indem er die Bauchdecken tief gegen die Wirbelsäule einzieht. Zur Zeit der Dürre setzt er die Fluren und niedrigen Gebüsche weithin in Brand und hält an Stellen, die für die Flucht des Wildes frei von Feuer bleiben, Stand, um hier Säugthiere, Gevögel, Schlangen u. s. w. zu erlegen. Den Fischen stellt er nicht mit der Angel nach, sondern mit wohlgezielten Pfeilschüssen. Beide Geschlechter sind kühne, geschickte Schwimmer, auch in den tiefsten und reissendsten Stellen der Ströme. Aber in den Künsten der Schifffarth wird der Chavante, wie alle seine Stammgenossen, von den Tupis weit übertroffen. Er hat nur kleine Nachen, und übersetzt die Gewässer meistens auf Flössen aus leichtem Holze oder aus den Blattstielen der Buriti-Palme (Mauritia vinifera), die er mit Schlingpflanzen kunstreich verknüpft. Einige dieser, sechs Fuss langen, Blattstiele binden sie beim Schwimmen unter die Achseln, um sich leichter über dem Wasser zu erhalten.

Auch die Chavantes sind eine kriegerische Nation und in erklärtem Kriegstande gegen die Canoeiros, wie gegen die Apinagés.

Mit den Cherentes und Acroá-mirim lagen sie früherhin in andauernder Fehde und besiegten sie; gegenwärtig aber wohnen sogar Glieder dieser stammverwandten Horden unter einander. Unversöhnlich stehen sie den Canoeiros gegenüber. Castelnau berichtet *), wie ein Anführer der Chavantes sich gerühmt, drei Gefangene Canoeiros, darunter ein junges Weib, zusammengebunden und bei langsamem Feuer verbrannt zu haben. Vom fünfzehnten Jahre an muss jeder männliche Chavante mit in den Krieg ziehen. Bei solchem Anlasse handeln alle Aldeas, deren jede einen Vorsteher hat, unter Berathung mit den Aeltesten, gemeinschaftlich. Jeder Krieger ist mit der drei Fuss langen Keule, mit Bogen und Pfeilen, die dann Widerhacken an der Spitze tragen, und mit einem Kriegshorn, aus einem gekrümmten, innen geschwärzten, mit viereckigem Mundstück versehenen Kürbiss ausgerüstet. Nach jedem Bogenschuss stösst er in's Horn. Im Nachtlager werden helllodernde Feuer unterhalten. Um jedes derselben lagert sich ein Haufen dicht gedrängt, die Füsse gegen das Feuer gekehrt. Wenn sie Gefangene mit sich führen, so werden diese nicht gebunden, sondern man legt sie zwischen die Sieger, welche ihre Füsse zwischen jene des Gefangenen verschränken.

Ihre häuslichen Sitten scheinen rein. Monogamie wird streng aufrecht erhalten **). Gross ist die Achtung für die Greise und Kranken, welche man sorgfältig pflegt, nach Bedürfniss in die Sonne oder in den Schatten trägt u. s. w. Der Dienst des Pajé blüht hier im ärztlichen Berufe wie bei Zauberei und Exorcismen. Es soll eine Höhle geben, in die die Kranken unter dem Gemurmel von Zauberformeln getragen werden. Die Angehörigen begleiten sie dahin in

*) Expédition II. 87.

**) Die Weiber sollen manchmal die fremden Ankömmlinge zu ihren Umarmungen verlockt haben, um dann von den Gatten erschlagen zu werden.

wilden Sprüngen. Ein Tag im Jahr soll durch allgemeines Fasten gefeiert werden. Ausserdem giebt namentlich die Einbringung der Ernte oder besonderes Jagd- und Kriegsglück die Veranlassung zu festlichen Tänzen und Gelagen. Auf den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele deuten auch hier die Begräbniss-Gebräuche. Die Todten werden, unter lautem Geheul und Wehklagen, in hockender Stellung in eine Grube versenkt, daneben Bogen, Pfeile und einige Lebensmittel, und über Querhölzern wird Erde aufgeschüttet. Die übrigen Habseligkeiten des Verstorbenen werden verbrannt, und während sie das Feuer verzehrt, erzählt man rühmend seine Thaten auf der Jagd und im Kriege. Entsprechend diesen, in der Sittengeschichte so vieler Indianer herrschenden Züge, ist ihnen die Ahnung eines höchsten Wesens nicht fremd. Die christliche Kirche scheint aber, früherer mühsamer Versuche ungeachtet, keine nachhaltigen Erfolge bei ihnen gehabt zu haben.

3) Cherentes, Xerentes.

Diese Indianer sind füglich nur als die östlichen Vorposten und Ausläufer der Chavantes zu betrachten. Sie selbst erkennen sich als mit ihnen verwandt und sollen sich erst vor nicht langer Zeit von ihnen getrennt haben. Der Name, unter welchem sie gegenwärtig bekannt sind, ist eben so wenig, als der der Chavantes erklärt. In Piauhy und Maranhão hörten wir sie auch Cherentes de quá nennen. Ich weiss nicht, ob mit dieser Bezeichnung gesagt seyn soll: Cherentes von dieser Seite des Stromes (Tocantins), um sie von denen auf der westlichen Seite (de lá) zu unterscheiden, oder ob es Cherentes mit dem Gürtel (er heisst in der Tupisprache Cuá) bedeuten soll. Nur so viel steht fest, dass man in den genannten Provinzen und im Innern von Pernambuco die Cherentes als eine wilde unzähmbare Nomadenhorde fürchtet, und sie mit den westlich daran wohnenden, stammverwandten, Chavantes zusammenwirft oder verwechselt. In diesem Sinne führt

auch Castelnau *) die Cherentes als die Hauptnation in Goyaz an, von welcher man fünf Stämme oder Horden, welche verwandte Dialekte sprächen: Die Cherentes, Chavantes, Orajoumoprès, Norocoajès und Crainkas unterscheide. Es sind diess allerdings, wie wir noch zeigen werden, wesentliche, doch nicht alle Glieder der Nationalität, die wir unter dem allgemeinen Namen der Gês begreifen. Auch ein anderer, von demselben Schriftsteller gegebene Bericht **), gemäss welchem die Cherentes vorzugsweise am rechten Ufer des Maranhâo (Tocantins) von Peixe bis Carolina wohnen und sich von da gegen Osten hin (in das Innere von Piauhy und Maranhâo) ausbreiten, stimmt mit den anderweitigen Nachrichten überein. Als wesentliches Kennzeichen solcher, Cherentes genannten Horden wird die glatzenförmige Schur des Scheitelhaars betrachtet, worin allerdings die meisten Stammgenossen übereinkommen. Desshalb werden auch solche Indianer, die von den Portugiesen mit dem Namen Coroados, oder Geschorne, bezeichnet, in entfernten westlichen Gegenden, bis jenseits des Araguay gen Cujaba hin umherstreifen, für Cherentes gehalten ***).

Sieben Aldeas dieser Tribus sollen am Maranhâo, oberhalb der Cachoeira do Lageado und von da gegen die Quellen des Rio das Balsas, zerstreut liegen. Diese Indianer wurden den Brasilianern zuerst bekannt, als sich, im westlichsten Theile von Piauhy, die Viehzüchter von Paranaguá und Jerumenha aus in den Thälern des Gurguêa und Parnahiba immer weiter ausbreiteten, und als man die dort hausenden Acroás, als gefährliche Viehdiebe, immer mehr einengte und endlich in die Aldeas von Formiga und Duro zu vereinigen suchte. Die einzelnen Gehöfte, und diese beiden volkreicheren Niederlassungen

*) Expédition I. 352.
**) Ebenda II. 116.
***) Ebenda II. 252.

wurden oft von den Cherentes feindlich heimgesucht. Im Jahre 1789 überfielen mehrere Hunderte die Aldea Duro, tödteten vierzig Personen und äscherten den Ort ein. Noch bis auf den heutigen Tag sind sie ein Schrecken der einsamen Ansiedler*). Näheres über ihre Sitten und Gebräuche ist darum nicht ermittelt. Mit ihren nördlichen und nordöstlichen Stammgenossen, den vorschiedenen Horden der Timbirás, leben sie im Krieg. Ob die sogenannten Tapacoás, welche auf dem gebirgigen Ostufer des Maranhâo und nordwestlich vom Rio do Somno angegeben werden, zu ihnen, oder zu einer andern Nationalität gehören, ist nicht bekannt.

Die kleineren östlichen Gruppen der Gês-Indianer.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass Indianer vom Gês-Stamme vor nicht sehr langer Zeit sich aus dem centralen Theile ihres Gebietes, Goyaz, weit gegen Osten ausgebreitet haben. Der mächtige, gen Norden strömende Rio de S. Francisco, welcher in seinem oberen Theile die Hauptader von Minas Geraës bildet, im unteren zur Grenze zwischen der Provinz Bahia und der continentalen Hälfte von Pernambuco bestimmt worden ist, ward von diesen Nomaden gen Osten hin überschritten, eben so wie weiter im Norden die östlichen Hauptäste des Rio Parnahiba (Paranahyba), die Rios Piauhy und Gurguêa. Ja, die äussersten Vorposten dieser verjagten oder zersprengten Horden mögen bis in die waldigen Küstengebirge von Porto Seguro und Bahia gelangt seyn, da es wahrscheinlich ist, dass die Meniens, die Camacans und andere Indianer jener Gegenden ebenfalls dem Gês-Stamme angehören. Diejenigen Gruppen aber, welche noch näher dem ursprünglichen Reviere sich vom Hauptkörper des Volkes abgelöst haben, sind gegenwärtig nicht einmal mehr in der schwachen Selbstständigkeit der genannten beiden

*) Gardner Travels 319.

Horden vorhanden. Sie sind vielmehr dem Einflusse der Einwanderer, mit deren Raçen und Mischlingen sie sich vielfach gekreuzt haben, bereits erlegen. Oestlich von Goyaz, in den Provinzen von Bahia und Pernambuco finden sich wohl kaum noch irgendwo selbstständige Gemeinschaften des Gês-Stammes von einiger Bedeutung. Als solche aufgelöste Trümmer aber, die noch auf ihre Stammgenossenschaft zurückbezogen werden können, führen wir, von Süden nach Norden gehend, auf: Die Chicriabás, Jeicós, Masacarás, Aracujás, Pontás, Gueguês und Acroâs. Auf die Meniens und Camacans werden wir später zurückkommen.

4) Die Chicriabás, Xicriabás, Zagrüabás oder Chacriabás

sollen ihren Namen von der, bereits erwähnten, Sitte erhalten haben, das Handgelenke (Chicriá in der Sprache der Cayapós) gegen das Anprellen der Bogensehne mit einer Fadenbinde zu schützen. Sie scheinen in den hochliegenden Ebenen zwischen dem Rio de S. Francisco und den Grenzen von Goyaz zwischen dem 18. und 16. Grad s. Br. herumgeschweift zu haben. Am Anfange des vorigen Jahrhunderts wurden sie von den Ansiedlern am Rio de S. Francisco bekriegt und theilweise in Gefangenschaft geführt. Einige Haufen von Chicriabás sollen sich zwischen den Quellen des Rio Gurguêa und des Rio Grande, eines westlichen Beiflusses des Rio de S. Francisco, behaupten und den benachbarten Ansiedlern und den Karavanen, die von Pilâo Arcado nach Duro ziehen, gefährlich werden *). Die Meisten wohnen in den Julgados von Desemboque und Araxá zerstreut in einem Zustand von Halbcultur, und andere bildeten zugleich mit Carajás- und Tapirapés-Indianern, die unter dem Namen der Bororôs aus Matto Grosso hierher versetzt wurden, die Aldeas von S. Anna und do Rio das Pedras. Diese Niederlassun-

*) Spix u. Martius Reise II. 742.

gen sind aber, namentlich nachdem die streitbaren Männer von der Regierung für kriegerische Streifzüge zum Schutze der Karavanenstrasse von S. Paulo nach Goyaz aufgeboten wurden, von welcher Expedition sie nicht wiederkehrten, so verfallen, dass v. Eschwege und Aug. de S. Hilaire*) nur aus dem Munde einer einzigen Indianerin Proben ihrer Sprache aufzeichnen konnten, welche sich übrigens unzweifelhaft als ein Dialekt der Gês-Sprache darstellt. Die weibliche Bevölkerung gab nur noch in den Tänzen Cururú und Tajá eine getrübte Erinnerung früherer Nationalität**).

5) Die Jeicós, Jahycós, Jaicós

wurden zuerst an den Flüssen Canindé und Gurguêa und längs der Wasserscheide zwischen diesen Flüssen und dem Rio de S. Francisco angetroffen. Man vereinigte, was von der schwachen Horde erreichbar war in der Aldea de N. S. das Mercês. Gegenwärtig theilen sie das Schicksal der übrigen, aus ihren Wohnorten versetzten Horden: sie sterben aus. Ich habe nur einige Individuen gesehen, welche als Landstreicher in Joazeiro am Rio de Francisco aufgegriffen wurden. Sie erklärten, von einer Aldea Cajueiro im Piauhy zu kommen. Es waren Leute von dem indianischen Typus, ohne Züge, die sie in irgend einer Art ausgezeichnet hätten. Aus ihrem Munde sind Sprachproben aufgezeichnet.

6) Die Masacarás

sollen Bruchstücke von der grösseren Horde der Acroás seyn. Wir

*) v. Eschwege, Brasilien die neue Welt. I. 94 ffl. St. Hilaire Voy. aux Sources du Rio de S. Francisco II. 285. et Voy. dans Minas Geraës II. 396.

**) Ueber die äusserst schwachen Bevölkerungsverhältnisse der Indianer in jener Gegend vgl. Eschwege a. a. O. 93. 94. Eine 1821 eingereichte Tabelle der Indianer, die an der Strasse von S. Paulo nach Goyaz wohnen, weisst nur 871 Köpfe nach. Bald wird hier von indianischen ständigen Gemeinschaften keine Rede mehr seyn.

begegneten bei Joazeiro einigen Indianern dieses Namens, welche, nach der Versicherung unseres Führers, die letzten Reste der früher hier bestandenen Mission waren. Diese Indianer waren von kräftigem Bau, und in ihrem Benehmen den übrigen gleich. Der Sprache ihres verlöschenden Stammes waren sie so entwöhnt, dass wir nur mit Mühe ein kleines Vocabularium aufzeichnen konnten. Der Klang ihrer Worte war heisser, rauh und unangenehm. Sie sprachen langsam und ohne lebhafte Betonung, und schienen in der tiefsten Abhängigkeit von den Ankömmlingen jede Kraft der Seele eingebüsst zu haben *).

7) Die Goguês oder Gueguês

sollen Reste der ehemaligen Goyaz seyn, welche die Goldsucher aus dem Südtheile der Provinz gegen Nordosten verscheuchten. Nach ihrem ersten Vaterlande befragt, weisen sie auf Gegenden an einem grossen Strome, Cotzschauborä, hin. Es ist der Tocantins. Zwischen ihm, seinem östlichen Beiflusse, Rio do Somno und dem Gurguêa haben sie sich noch vor achtzig Jahren, neben und vermischt mit den Stammvettern Acroás, aufgehalten. Bereits i. J. 1765 waren 400 derselben in einer Aldea de S. João de Sendé, neun Legoas nördlich von Oeiras, vereinigt gewesen **). In S. Goncalo d'Amarante fanden wir nach der Liste des Commandanten nur 120 Gueguês, und selbst diese nicht unvermischt. Für ihre ursprüngliche Sittengeschichte dürfte ihr dermalige Zustand kaum noch bedeutsame Momente darbieten. In der Sprache stimmen sie mit den Acroás überein.

8) Die Pontás und die Aracujás

waren wahrscheinlich nur einzelne Familien oder zersprengte Bruch-

---

*) Spix u. Martius Reise II. 741. 763.

**) Ebenda 807.

stücke derselben Horde. Sie sollen in den Missionen am Rio de S. Francisco aldeirt gewesen seyn; sind aber gegenwärtig gänzlich verschollen. Pontás waren, zugleich mit den Masacarás ehemals in Joazeiro, in der Villa Real de S. Maria, in der Villa de N. S. de Assumçâo und in Québrobó am Rio de S. Francisco aldeirt.

9) Die Acroás, Aruás, Acruazes, Acrayâs

scheinen gleichsam ein Mittelglied zwischen den bis jetzt aufgeführten Stämmen des Gês-Volkes und den weiter nördlich wohnenden Gruppen derselben Nationalität zu bilden und theilweise mit ihnen beiden vermischt zu leben. Ihr Territorium sind die Gegenden zwischen dem Rio das Balsas, einem westlichen Beiflusse des Parnahyba, und dem Tocantins, den sie Cotzheioikonä nennen. Es sind demnach von den im freien Zustande lebenden Gês gegen Südwesten die Cherentes, gegen Norden die verschiedenen Stämme der Crans (Timbirás) in der Provinz Maranhâo ihre Nachbarn. Von beiden sollen sie sich durch mildere Sitten unterscheiden. Den Namen Acroás hätten sie, nach einer Nachricht, von der Sitte erhalten, das im ganzen Volke häufige Knieband zu tragen; nach einer andern sich, als geübte Bogenschützen, von dem Worte Crouá, der Pfeil, gleichsam Pfeil-Indianer, selbst ertheilt. Man unterscheidet von ihnen*) zwei Horden, die Acroás-assú, die Grossen, und Acroás-mirim, die Kleinen, welche beide denselben, von dem der Geicós nicht viel verschiedenen, Dialekt sprechen. Die Acroás-mirim leben noch im Zustande der Freiheit. Sie sollen ihre Pfeile bisweilen vergiften, ein Gebrauch, der von den übrigen Stammgenossen nicht berichtet wird. Der Gebrauch der Piroguen soll ihnen fast unbekannt seyn.

---

*) Spix u. Martius Reise II. 807.

Grosse Flüsse übersetzen sie auf Flössen von Stämmen der Buritipalme. Sie sind keine Anthropophagen; ihre Gefangenen werden zu Sklavenarbeiten, namentlich zum Landbaue, dem sie wenig anhängen, verwendet *).

In den drei Aldeas von Goyaz, Duro, Formiga und S. Jozé de Mossamedes wurden um das Jahr 1730 gegen tausend Acroás vereinigt. Gardner hat in Duro nur noch schwache Reste gefunden. Jeder der beiden Principale hatte vierzig streitbare Männer unter sich **). Eben so waren es nur schwache Reste, die Spix und Martius i. J. 1819 in S. Gonçalo d'Amarante vorfanden.

10) Die Horden mit dem Namen Gês oder Crans.

Im nördlichsten Theile von Goyaz und im westlichen von Maranhâo, einem Landstrich, der erst in diesem Jahrhunderte durch eine immer noch spärliche Einwanderung aufgeschlossen worden ist, lebt eine sehr starke indianische Bevölkerung. Der Major Francisco de Paula Ribeiro, auf zahlreichen Streifzügen gegen sie oder zum Schutze der Ansiedler mit ihr bekannt geworden, schätzte sie im J. 1819 auf achtzigtausend Köpfe ***). Diese beträchtliche

---

*) Nach einer alten Sage dieser Indianer soll Gott am Anfang der Dinge ein hohes Haus gen Himmel gebauet haben, durch dessen Einsturz die Verschiedenheit der Thiere und Nationen entstanden sey. Die Idee eines höchsten Wesens ist ihnen nicht fremd; sie sollen es in Augenblicken der Noth und Gefahr mit aufgehobenen und zusammengeschlagenen Händen und in knieender Stellung, oder auf den Boden hingeworfen, anrufen. Auch ein böses Princip erkennen sie an. Es war unmöglich zu ermitteln, in wie weit unser Berichterstatter hier alttestamentarische, aus dem Umgang mit Christen hergeleitete Vorstellungen einfliessen liess. Spix und Martius Reise a. a. O.

**) Gardner Travels in Brazil. 316. 320.

***) Spix und Martius Reise II. 818—824. Vergl. Memoria sobre as Naçoês

Anzahl gehört, wenigstens in grösster Mehrheit, zu dem Volke der Gês. Allerdings machen mehrere Thatsachen es wahrscheinlich, dass auch hier mancherlei Mischungen, sowohl mit den, ehemals an den Küsten sesshaften Tupis *) als mit den Tapuyos, die seit der holländischen Occupation der östlichsten Provinzen ins Innere verscheucht worden waren, stattgefunden haben. Aber die Nationalität der Gês behauptet ein grosses Uebergewicht und in keinem Theile Brasiliens dürfte sich eine dichtere Bevölkerung von stammverwandten Indianern finden. Die natürliche Folge hievon war, dass die zunächst zusammengehörigen Familien sich enger an einander geschlossen und in gesonderten Haufen von den übrigen getrennt haben, ohne jedoch die Ueberlieferungen von gemeinsamer Abkunft vollständig zu verlieren. Demgemäss darf man, wenn irgendwo in Brasilien, hier von einer Gruppirung der Indianer analog den Clans in Hochschottland sprechen. Zeugniss hievon geben insbesondere die Namen, mit welchen sie sich selbst bezeichnen. Dem allgemeinen oder National-Namen der Gês setzen sie noch einen andern zur näheren Bestimmung vor, welcher von dem des Vaters, des Anführers **) oder von einer gewissen Oertlichkeit her-

gentias no Continente do Maranhâo. Revista trimens. III. 1841. S. 184, 394. Wir folgen dieser offiziellen, auf die grösste Glaubwürdigkeit Anspruch machenden Schilderung, welche auch unsere frühere Darstellung von den Gês und Crans berichtigt.

*) Zu ihnen gehören die wenig zahlreichen Indianer auf der Insel Maranhâo und auf dem benachbarten Festlande, welche mit dem Sonder-Namen der Mannajos (Manajos) bezeichnet werden und wahrscheinlich auch die Cupinharós. Spix und Martius Reise II. 823. — Wir vernahmen auch eine, schwerlich begründete Sage von einem kleinen Stamme weisser Buschmänner, Coyaca genannt, der sich auf einem hohen Berge zwischen den Flüssen Mearim und Grajahú isolirt erhalten haben und von den Holländern abstammen soll. (Ebenda.)

**) Als ein Beispiel von Personen-Namen mögen jene dienen, welche sich von sechszehn Anführern der Apina-Gês (im Jornal literario OPatriota. II.

genommen seyn soll; oder sie bilden die Namen ihrer Clane unter Beifügung des Wortes Cra, Icra, Cran (sprich Cràng). Diese Zusammensetzung wird bald mit der Bedeutung „Haupt“ bald mit jener „Sohn“ erklärt; und letztere Deutung ist die wahrscheinlichere, weil in einigen Dialekten der Gês-Sprache Icra der Sohn heisst und die Clane der Crans in den nördlichsten Revieren wohnen, die ganze Bewegung des Gês-Volkes aber ohne Zweifel von Süden nach Norden (und Osten) Statt gefunden hat, so dass also die s. g. „Söhne“ als die später abgelösten Theile des Vaterstammes zu betrachten wären. Auch lassen sich einige Namen von Clans der Crans auf andere mit verwandten Namen unter den ursprünglichen Gês zurückbeziehen, wie aus der Zusammenstellung aller, mir bekannt gewordenen Namen ersichtlich ist.

Apina- (Oppina-) Gês.	Aponegi- (Ponegi-) Crans.
Piocob- (Paicob-, Paicab-) Payco-Gês.	Pio-came-Crans.
Man-acob-Gês.	Ma-came-Crans.
Pon-cata- (Pon-catu-) Gês.	Poni-Crans.
Can-aquet- (Cana-cata-) Gês.	Xo-came- (Jo-came-) Crans.
Ao- (Au-, Au-gut-) Gês.	Capié-Crans.
Noro-gua- (Norocoa, Noroca- Gês.	Pore- (Pure-) Pone-came-Crans.
Gua-pinda-Gês (Guapindayás).	Para-gramma-Crans.
Cricata- (Crecate-, Catu-recate-) Gês.	Corrume-Crans.
Irico-Gès (auch Ca-pepuxis).	Crure-came-Crans.
Uton-Gês.	

Sept. 1813. p. 67) aufgezeichnet finden: Puruturé, Pepucópo, Pepocranso, Tepueriti, Tocamuco, Cancrete, Curcanti, Panhacate, Tonti, Inhocrexa, Injaqueti, Croroti, Icranxoirc, Oroncahaca, Orumuré, Veloti. Es sind lauter Composita.

Man hört aber ausser diesen Clan-Namen noch andere Bezeichnungen, welche wahrscheinlich von andern Indianern ertheilt worden, nun aber auch in den Mund der Brasilianer übergegangen sind. Am häufigsten ist in Maranhão der Namen Timbira, Tymbyra, Tumbira, Timbyra oder Imbira, und der bereits angeführte brasilianische Schriftsteller Ribeiro begreift darunter, als unter einem Gattungsnamen, die meisten Indianer, von denen es sich hier handelt*).

Eine andere National-Bezeichnung, welche ohne scharfe Begrenzung diesen Indianern beigelegt wird, ist die der Bûs. Insbesondere die nördlichsten, jenseits des Rio Tury-açû in der Provinz

*) Timbíra, oder wie Ribeiro schreibt Timbirá soll sich, nach Einigen, darauf beziehen, dass diese Iudianer um Arme und Füsse straffe Bänder von Bast (Imbira, Embira) zu tragen pflegen. Richtiger wird das Wort wahrscheinlich von der Scheibe oder dem Pflöckchen in der Unterlippe (tupi: Tembetá oder Tembetára) oder auch in den, oft sehr beträchtlich erweiterten Ohren (Grossohren oder Orelhudos sind nnter allen diesen Indianern häufig) abgeleitet. Bei den Clans der Gês, so namentlich den Apina-Gês, ist dieser Schmuck allgemein nnd mehrere Horden in der Provinz Maranhão tragen die Lippenscheibe (portug. Rodella) in so grosser Ausdehnung, dass sie davon bei den Brasilianer Gamellas (bisweilen auch PanclIas) heissen, weil das weiche nnd leichte Holz gewisser Feigenbäume (Gamelleiras), aus dem man Tröge und grosse Schüsseln (Gamellas) zu schneiden pflegt, auch für jenen Schmuck verwendet wird. Die Horden mit der Tembetara, welche bisweilen auch nur als ein dünner aber zwei bis drei Zoll langer Cylinder von Holz, Alabaster oder Harz auftritt, oder besonders von ältern Männern nicht mehr getragen wird, so dass das Loch in der Lippe verwächst, werden in Maranhão mit dem gemeinsamen Namen der Timbirás de Bocca furada bezeichnet. Timbirás da Mata nennt man den in den Wäldern am oberen Itapicurú und Parnahyba (Rio das Balsas) wohnenden Clan der Sa-came-Crans und Timbirás de Canclla fina (Dünnfüsse) die Corume- und Capié-Crans, welche die Fluren zwischen den Quellen des Mearim und den oberen Beiflüssen des Itapicurú (Alpercatas) inne haben. Diese beiden Horden sind unter sich und mit den Brasilianern in fortwährender Fehde.

Pará wohnenden Horden, werden dort so genannt, und man hört die Beinamen: Aco-Bûs, Buco-Bûs, Temem- (Tamem- Timem-) Bûs. Von den Aco-Bûs kennt man zwei volkreiche Niederlassungen zwischen den Flüssen Tury-açú und Pinaré (die Gamellas de Viana Ribeiro's) und zwei zwischen dem obern Mearim und dem Itapicurú, südwestlich von der Villa de Codó (die Gamellas do Codo Ribeiro's). Die Versuche, sie in der Aldea S. Jozé de Penalva zu katechetisiren, sind missglückt, und die Reste dieser sehr rohen und früher gefürchteten Horde haben sich in unzugängliche Wälder zurückgezogen oder vielleicht mit den Sa-came-Crans vereinigt, die zwischen ihnen sesshaft waren. Die Buco-Bûs wohnen westlich von dem oberen Grajahû, einem westlichen Beifluss des Mearim, und sind wahrscheinlich dieselben, welche nach Ribeiro mit einem Worte der Tupisprache auch Guajojaras genannt werden. Temem-Bûs werden die Stammverwandten längs dem Tocantins und Maranhão von den Reisenden auf diesem Strome genannt.

Noch eine gemeinsame Bezeichnung ist die der Carahûs, Caraoûs, Crahaôs, welche einigen der zahmeren Clans, zunächst den Ma-came-Crans, dann auch den Pure-came-*) und den Poni-Crans beigelegt wird, und insbesondere unter den Reisenden auf dem Tocantins gilt, die mit den in der Villa Carolina**), in Boa Vista, Cocal grande u. s. w. aldeirten Theilen dieser Clans in Berührung

*) Als diese Indianer in der Nähe von S. Pedro d'Alcantara aldeirt wurden, schätzte man sie dreitausend Köpfe stark; sie haben sich schon nach zwei Decennien grösstentheils von dort entfernt, und Castelnau (Expéd. II. 115) führt sie als einen dem Erlöschen nahen Bruchtheil der Apinagés an.

**) Villa Carolina, ehemals S. Pedro d'Alcantara, ist neuerlich zur Provinz Maranhão geschlagen worden. Siehe: A Carolina, ou a definita fixação de limites entre as provincias do Maranhão e de Goyaz. Author o Dr. Candido Mendes de Almeida. Rio de Jan. 1852. (Diese Aktenstücke für die Kammer der Deputirten enthalten auch statistische, geographische und ethnographische Nachrichten).

kommen. Nach einer, in den amerikanischen Sprachen häufigen Versetzung und Aenderung der Buchstaben heissen sie auch Grajahûs, und die Bezeichnung Guajajáras (aus der Tupisprache stammend) wird ebenfalls auf sie angewendet. Endlich werden dieselben Indianer (wahrscheinlich mit einem zusammengezogenen Tupi-Worte) auch Pepuxis, die Hässlichen, die Eckelhaften genannt.

Eine sehr feindselige Horde dieser Nationalität sind die Cricata-Gês oder Cara-catis, deren Name aus der Tupi-Sprache stammen und Cara-carai d. i. Geier bedeuten soll, wesshalb sie portugiesisch Gaviôes genannt werden. Sie haussen östlich vom Maranhâo, unterhalb seiner Vereinigung mit dem Araguaya und werden wegen ihrer räuberischen Ueberfälle gefürchtet.

In eine genauere Angabe der Gegenden einzugehen, wo diese verschieden genannten Gês-Indianer wohnen, dürfte kaum räthlich seyn, denn gleichwie die Stärke der einzelnen Clane, je nach gegenseitigem Friedensstand oder Krieg oder nach den Einflüssen der weissen Ansiedler, wechselt, sind auch ihre Wohnplätze nicht fest. Im Allgemeinen geht nun, bei zunehmender Bevölkerung des Innern von Maranhâo, wo Viehzucht und Baumwollencultur grosse Fortshritte macht, der Zug der Indianer immer mehr nach Westen. So haben sich die Ma-came-Crans von den Quellen des Parnahyba nach Nordwesten, die Pore-came-Crans vom Rio Manoel Alvez Grande nach Norden an den Tocantins gezogen. Die Cana-cata-Gês und Piocob-Gês (deren Dialekt mit dem der Ma-came-Crans übereinstimmt) sind im Conflict mit den Weissen und unter sich sehr geschwächt und zum Theil versprengt worden. Die stärkeren Familien oder Clans scheinen sich durch gewisse Abzeichen gegenseitig kenntlich zu machen. So pflegen die Apina-Gês eine kreisförmige Glatze auf dem Scheitel zu scheeren und die Unterlippe zu durchbohren*). Die Pure-came-Crans dagegen tragen die Haare

*) Castelnau, Expédition II. 42.

vom Wirbel bis zu den Ohren straff herabhängend und schneiden sie hier, der Rundung des Kopfes folgend, so ab, dass eine Furche entsteht, unterhalb welcher sie sie wieder wachsen und bis auf die Schultern herabfallen lassen. Die Unterlippe durchbohren sie nicht, aber die Ohrläppchen beginnen sie schon vom sechsten Lebensjahre an mittelst eines immer dickeren Holz-Klötzchens zu erweitern, so dass endlich nur ein schmaler Hautring bleibt, der bei Festen mit einem Büschel von Palmblatt-Fiedern verziert wird*). Solche Abzeichen hängen übrigens von der Willkühr des Einzelnen ab, und man bemerkt, dass sie schon jetzt, in Folge der fortgesetzten Wanderungen, Kreuzung der einzelnen Horden und des Umgangs mit den Weissen, minder hartnäckig beibehalten werden. Es ist dieses Aufgeben der nationalen Verunstaltungen ein wesentlicher Schritt zur Civilisation der Indianer, wesshalb die Missionare am Amazonas stets, wiewohl dort ohne Erfolg, dafür geeifert haben. Einer solchen Verfeinerung der Sitte scheinen von den hier hausenden Horden besonders die Apina-Gês zugänglich. Seit sie durch förmliche Gesandte Frieden mit den Brasilianern geschlossen und sich im nördlichsten Theile der Halbinsel zwischen Araguaya und Maranhão sowie nördlich davon am Tocantins bis zum Forte von Alcobaça niedergelassen haben, zeigen sie sich dem Ackerbau und der Viehzucht zugänglich und nicht ungern treten sie als Ruderer und Hirten in den Dienst der Weissen, doch nie für längere Zeit. Man findet bei ihnen abgerichtete Papagayen und gezähmte Strausse, grosse hölzerne Mörser, zum Enthülsen und Zerstossen der Maiskörner, feine Flechtwerke und den Gebrauch des Schiessgewehres.

Die Haufen der Pure-came-Crans und Ma-came-Crans, welche seit vierzig Jahren am Ufer des Rio Maranhão angesiedelt worden sind, leben unter der sehr gemischten, halbcivilisirten Bevölkerung von Carolina, welcher Castelnau kein glänzendes Sittenzeugniss

*) Pohl, Reise II. 112.

ausstellt. Demgemäss hat sich auch hier die von den Missionarien häufig gemachte Erfahrung vom ungünstigen Einfluss des Zusammenlebens der Indianer mit Weissen bestätigt: der grösste Theil der ersteren hat sich wieder in die Wälder verloren, der zurückbleibende eher verschlechtert, als Fortschritte in der Civilisation gemacht. Als Pohl sie im Jahre 1819 besuchte, giengen beide Geschlechter nackt, statt der Kleider mit Roth oder Schwarz bemalt; die Weiber trugen um die Hüften eine Schnur (Ron-dschi) aus Palmblättern geflochten von der Dicke einer Federspule, die Mädchen, als Symbol der Jungfräulichkeit, einen aus 20 bis 30 Schnüren bestehenden, in der Mitte mit einem Knopf versehenen Gürtel (J-prà), welchen sie nie ablegten. Die Sitte, den Säugling erst nach dem fünften Jahre zu entwöhnen und ihn mittelst Achselbändern auf dem Rücken zu tragen, theilen die Mütter dieses Stammes mit den übrigen Indianern Brasiliens. „Die Sprache dieser Pure-came-crans," sagt Pohl „ist wesentlich von jener der Chavantes verschieden. Sie sprechen sehr schnell, und schreien dabei so stark, dass man verleitet wird, zu glauben, sie stritten sich auf das Heftigste, indessen sie ein ganz gleichgültiges Gespräch führen. Der Dialekt hat sehr viele Hauchlaute. Die Aussprache ist stossend, und sie pflegen ihre Reden auch mit lebhaften Gesticulationen zu begleiten. Der Fuss ist stets vorwärts gesetzt, der ganze Körper wiegt sich hin und her, und am Ende eines jeden Redeabsatzes schlagen sie sich mit der flachen Hand auf den Hintern. Bejahung und Verneinung wird mit denselben Kopfbewegungen wie bei uns, nur umgekehrt, bezeichnet; Wohlgefallen an irgend einem Gegenstande wird mit Zungenklatschen, die Entfernung einer Sache mit Fingerschnalzen ausgedrückt, und je öfter sich dasselbe wiederholt, um so weiter ist die Entfernung. Portugiesisch haben diese Indianer noch nicht gelernt; doch verstehen sie viele Worte dieser Sprache. Sie

*) Reise, II. S. 195.

leben, wie die Chavantes, in Monogamie. Ihre Sitten sind rein, so dass das Beispiel eines gefallenen Mädchens eine unerhörte Sache ist. Die Brautpaare werden frühzeitig verlobt, selbst die Knaben gewöhnlich schon im zehnten Jahre. Nach dieser Verlobung hält sich der junge Bräutigam meist in dem Hause seiner Verlobten auf, und steht ihren Aeltern bei häuslichen Verrichtungen bei, auch theilt er bereits das Lager mit seiner Verlobten. Einige Jahre*) später hält dann der Jüngling förmlich um seine Braut an, und es wird feierliche Hochzeit gehalten. Er erscheint am ganzen Leibe mit Gummi bestrichen, und mit weissen Vogelfedern beklebt, wird von seinen Verwandten, unter dem Schalle der Hörner, in das Haus der Braut geführt, und dort wird in einer Art Wortwechsel um dieselbe geworben. Nach ertheilter Bewilligung wird die Feierlichkeit mit einem Schmausse beschlossen. Nun wohnt der junge Ehemann zwar noch in der Hütte der Schwiegerältern, pflanzt aber bereits sein eigenes Feld, wobei ihm Jene an die Hand gehen, bis er sich eine eigene Hütte erbauen kann. Das Ehebündniss ist unauflöslich, und beim Versuch einer Trennung widersetzt sich die ganze Gemeinde.“ Bezüglich der politischen Verwaltung hat unser Reisender nichts Eigenthümliches berichtet. Dem Anführer steht bei Angelegenheiten des Krieges oder Richteramtes ein Rath der Aeltesten zur Seite. Er trägt als Abzeichen seiner Würde ein halbmondförmig zugeschliffenes Beil aus Granit, dessen kurzer Stiel mit rothen Baumwollschnüren geziert ist. Mord, Raub und Diebstahl sind, nach Franc. de Paula Ribeiro **) bei allen Stämmen dieser Gegenden verpönt, und jener wird mit dem Tode gestraft.

---

*) Nach Ribeiro (Revista trimensal III. 191) werden bei den Stammgenossen in Maranhâo die Mädchen 14 bis 15 Jahre, die Jünglinge gegen 25 Jahre alt verheurathet, und diese müssen vorher auch hier Proben ihrer Kraft und Geschicklichkeit ablegen.

**) a. a. O. S. 187.

Begräbniss und Todtenklage wird hier wie bei den andern Indianern geübt; aber nach Verlauf eines Jahres versammelt sich die Gemeinde, unter denselben Ausdrücken der Trauer, am Grabe; der Leichnam wird herausgenommen, hingelegt und man erzählt ihm Alles, was sich seit seit seinem Tode in der Ortschaft im Allgemeinen, und in seiner Familie insbesondere zugetragen hat. Hierauf werden die Gebeine mit Orlean roth bemalt und zur abermaligen Beerdigung nach dem allgemeinen Begräbnissplatz getragen, wo auch später noch die Angehörigen dem Entschlafenen von ihren Erlebnissen erzählen *). Es schien nicht ungeeignet, diesen Zug aus dem Sittengemälde hervorzuheben, weil er, wie so Vieles Andere, von der durch die gesammte amerikanische Bevölkerung waltenden Neigung zeugt, sich mit den Todten zu beschäftigen. Sie glauben die Nähe der Abgeschiedenen durch ein leises Säuseln zu vernehmen; und mit der Fortdauer nach dem Tode, unter Umständen, die den Verdiensten des Verstorbenen entsprechen, erkennen sie auch das Walten eines höchsten Wesens an**). Dunkle Begriffe endlich vom Lauf der Gestirne mögen als die Reste einer untergegangenen Naturweisheit gelten, die man selbst den entartetsten Stämmen bei genauerer Kenntniss wird zusprechen müssen.

Für diese Annahme erklärte sich mir auch im mündlichen Verkehr der bereits erwähnte Major Ribeiro, aus dessen Schilderung hier noch Einiges folgen mag, um das ethnographische Bild der grossen Gês-Nation zu vervollständigen. Diese Indianer im Innern von Maranhão und, jenseits der Grenzen der Provinz, in den benachbarten Gebieten von Goyaz und Pará sind während der trocknen Jahreszeit ohne Unterlass in Bewegung, auf der Jagd oder um Früchte des Waldes zu sammeln. Sobald sich die Regenzeit einstellt kehren sie zu ihren Wohnsitzen zurück, wo sie, unter dem

*) Pohl, Reise II. 198.

**) Ebend. II. 209.

Schutz der kampfunfähigen Alten und einiger streitbaren Männer, ihre Familien zurückgelassen hatten. Hier bestellen sie nun das kleine, im Walde durch Rodung gewonnene Feld mit Bataten, Mundubi-Bohnen (Arachis hypogaea) und der kleinkörnigen, in vierzig Tagen reifenden Sorte von türkischem Korn, Milho caiteté (cadete) oder Zaburro der Pflanzer (Zea mais, var. praecox). In dieser Periode landwirthschaftlicher Thätigkeit, deren grösster Arbeitstheil den Weibern und Kindern zufällt, erhalten sie sich von den im Vorjahre gesammelten Vorräthen, die jede Familie für sich und oft in einem Versteck aufbewahrt. Im Mai und Juni bringen sie die Ernte ein, und legen einen Theil davon für die Zukunft zurück; und darauf beginnen sie von Neuem ihre Streifzüge. Hiebei halten sie folgende Ordnung ein. Mit Tagesanbruch verlässt die jagdfähige Jugend das Dorf. Sie theilt sich in einiger Entfernung in zwei oder drei Haufen um Früchte zu sammeln *), und an einem vor-

*) Die wilden Früchte, welche der Indianer Brasiliens aufsucht, sind entweder reich an Amylum, fettem Oele und Amygdalin, oder sie enthalten vorzugsweise Schleim, Zucker und Pflanzensäuren. Jene dienen ihm wesentlich als Speise und man bemerkt, dass in der Periode ihrer Reife die Ernährung und leibliche Energie dieses Waldmenschen zunimmt; diese sind sein Obst. Unter jenen nehmen die Früchte mit mandelkernartigen Samen, wie die Sapucajas (Lecythis), die Niá oder Touca (Bertholletia excelsa), die Piquiá (oder Piqui, Caryocar brasiliense, glabrum und butyrosum) die erste Stelle ein. Sie werden manchmal mit Gemüsekräutern, Carurú (Amarantus, Phytolacca decandra) und Caaponga (Portulaca, Talinum) gekocht verspeisst. Ihnen folgen an Bedeutung für den Indianer die ölreichen Samen von den Palmen Mocajá (Acrocomia), Andaja, Catolé, Oauassú (Attalea compta, humilis, speciosa u. a.), mehrere Arten von Astrocaryum (A. Ayri, Jauari, Tucumá, Munbaca), welche er mit Geschicklichkeit aus den harten Nüssen hervorholt. Andere beerenartige Palmenfrüchte, der Juçara (Euterpe), und der Bacaba (Oenocarpus), werden gekocht, und die einigermassen dem Cacao im Geschmack verwandte Brühe wird warm oder unter anfangender Gährung getrunken. Von der Miriti oder Buriti-Palme (Mauritia) geniesst er das unter den Schuppen der Oberfläche lagernde Fleisch. Die Küsten-

bestimmten Platz kommen sie wieder zusammen, um die Jagd auf dem durchspähten Revier anzuordnen. Ein Theil der Flur, deren Gras und Gebüsch dann trocken steht, wird im Kreis angezündet, jedoch ein enger Raum vom Feuer frei erhalten, durch den das Wild fliehen soll. Indem sie sich hier aufstellen, erlegen sie Rehe, Strausse, Pacas, Cutias, Jabutis, Schlangen u. dgl. Aber auch kleinere Thiere, wie Eidechsen und Heuschrecken, werden nicht verschont. Inzwischen verlassen auch die Weiber, unter dem Geleite der zurückgebliebenen Männer, ihr Nachtlager und ziehen dem für das nächste bestimmten und durch gewisse Wahrzeichen kenntlich gemachten Orte zu. Sie tragen ihre kleineren Kinder auf dem Rücken in gekreuzten Achselbändern, die von Palmblättern geflochten und manchmal mit Fäden geziert sind, an denen die perlartigen

---

Indianer sind auch sehr lecker nach dem mandelartigen Samenkern des Guajerú (Chrysobalanus Icaco). Unter den beerenartigen Früchten sind die sehr schmackhafte Mangaba (Hancornia speciosa), die Bacury (Platonia insignis) und die zahlreichen, mit dem Namen Araçá, Guabiroba, Grumixama, Jabuticaba bezeichneten, Myrtaceen in erster Reihe zu nennen; ferner die Umbú und Acajá (Spondias), die Araticum (Anona), Jara-catiá (Carica), Mandacarú und Jamacarú (Cereus) und die Cajú (Anacardium occidentale und andere Arten), von welchen bekanntlich der birnförmig angeschwollene Fruchtstiel ein säuerlich süsses Obst, der Samenkern eine essbare Mandel liefert. Die kirschenartigen Früchte des Joá-Baumes (Zizyphus Joazeiro) sind von schleimigsüssem Geschmack, jene der Murecí (Byrsonima verbascifolia und anderer Arten) und der Masaranduva (Mimusops excelsa) werden, obgleich säuerlichscharf, ebenfalls genossen, gleichwie das trockne zuckerhaltige Mehl in der Hülse vom Jetaí-Baume (Bauhinia) und das trockne Fruchtfleisch der Oití- (oder Guití-)Bäume (Moquilea). Auch die Beeren (Juá) mehrerer Solanumarten und vieler Melastomaceen (Mnianga) und das Fleisch in den Hülsen der Ingá (Inga) verschmäht der Indianer nicht, und ausser einer wilden ächten Ananas geniesst er die fleischigen Früchte anderer Bromeliaceen. Von Knollen sammeln sie vorzüglich die von Cará (Dioscorea), Tayoba und Mangaràz (mehreren Aroideen) und Jetica (Batatas).

Samen des Titirica-Grases (Scleria) hängen. Diese Schlinge heisst hier, wie das Hemd der Indianer von Moxos und Chiquitos, Tipoia. Auch mit ihren wenigen armseligen Geräthschaften, Matten zum Schlafen, Kürbissschaalen zum Wasserschöpfen, einem Mörser, um die Palmenfrüchte zu einer Milch anzustossen, sind die Weiber beladen. Der Marsch wird von beiden Theilen ohne Unterbrechung fortgesetzt. Meistens kommen die Weiber vor dem Trupp der Jäger und noch ehe die Sonne untergegangen an dem Orte des Nachtlagers an, der immer am Saume eines Waldes, als dem vielleicht wünschenswerthen Schlupfwinkel, und in der Nähe von Wasser gewählt wird. Achtzig bis hundert Geviertklafter, je nach der Anzahl des Trupps, werden hier sogleich von Gras und Gebüsch gereinigt; man trägt Wasser und Brennholz herbei und schneidet die nöthigen Wedel von Palmen ab, um daraus leichte Hütten oder wenigstens Decken gegen den Nachtthau zu errichten. Treffen nun die Jäger ein, so vertheilen sie das erbeutete Wild an die einzelnen Familien, für deren jede die Weiber die Zubereitung übernehmen. Diese Lagerstätten pflegen sie, wie die Chavantes, gewöhnlich in der Form des Kreises oder (in Goyaz) eines Halbmondes aufzuschlagen. In der Mitte brennt ein hohes Feuer, und um dieses herum tanzen sie, von Gesang und den Tönen ihrer Hörner begleitet, bis spät in der Nacht, ja bis an den frühen Morgen. So laut ertönt das wilde Geschrei durch die stille Nacht, dass Ribeiro es manchmal auf einer Wegstunde Entfernung zu hören vermochte. Während der ganzen Nacht baden Männer und Weiber abwechselnd in dem benachbarten Gewässer, und abwechselnd nehmen sie auch an dem Tanz Theil, während Andere schlafen. Solche Feste werden fast Nacht für Nacht gefeiert; nur Trauer, eine Niederlage oder gänzlicher Mangel an Nahrung hält davon ab. Selten bringt die Gesellschaft zwei Nächte an demselben Orte zu, und selbst die Niederkunft eines Weibes macht hierin keinen Unterschied, indem ein Bad und wenige Ruhestunden dem Bedürfniss genügen.

Alle Speissen, mit Ausnahme der zartesten Früchte, werden geröstet oder gebraten. Es ist, wie wir bereits oben angeführt, ein bezeichnender Zug für das Volk der Gês, dass es nicht über diese roheste Art der Kochkunst hinausgeht. Sowohl die Horden des Tupi-Volks als die meisten Stämme im Gebiete des Amazonenstroms pflegen in feuerfesten Geschirren zu sieden. Hier aber gehen kleine Säugthiere und Vögel im Ganzen ans Feuer, dem die Reinigung von Haaren oder Federn überlassen wird. Ausserdem aber bringen sie das Fleisch in Erdgruben, bedecken es mit grünem Laub und Erde und schmoren es mittelst eines mächtigen, darüber entzündeten Feuers. Sie nennen diese Bereitungsart Biaribú.

Bei Erkrankung nehmen sie zumeist eine Aderlass, mit einem scharfen Spane von Bambusrohr (Taboca) an irgend einem Theile des Körpers vor. Von innerlichen Mitteln gebrauchen sie vorzüglich die Samen des Urucú-(Orlean-)Strauches (Bixa Orellana); zerquetscht werden diese auch zur Heilung von Wunden angewendet. Zur Schur des Haupthaares bedienen sie sich einer Scheere ebenfalls aus Bambusrohr. Kämme machen sie aus den Stacheln von Cactus; statt des Hobels brauchen sie eine scharfzugeschliffene Muschel, womit sie das harte Holz ihrer Bögen bewundernswürdig glatt poliren. Ihre Aexte sind von Stein und so sorgfältig geschärft, dass sie, freilich langsam, selbst die härtesten Baumstämme damit zu fällen vermögen.

Fassen wir die mitgetheilten Züge aus dem materiellen und sittlichen Leben des Gês-Volkes zusammen, so erscheint es uns so unbeholfen in den ersten Anfängen häuslicher Industrie, dass es hierin unter den Wilden Brasiliens eine der tiefsten Stufen einnimmt; zugleich damit aber zeichnet es sich durch Reinheit der Sitten in der Familie aus. Sie sind (wenigstens in der Regel) keine Anthropophagen; sie bethätigen die liebevollste Sorgfalt und Theilnahme für die Glieder der Familie, dankbare Erinnerung an ihre Todten; sie verrathen eine ehrfurchtsvolle Scheu vor einem höchsten Wesen.

Ihre kräftige Leibesbeschaffenheit ist allen Anstrengungen und Entbehrungen eines unsicheren und unstäten Wanderlebens gewachsen; ihre angenehme und offene Gesichtsbildung zeugt von jener Schärfe der Sinne und Unmittelbarkeit der Empfindung, welche der Nomade im unausgesetzten Ringen um seine Existenz entwickelt. Die Gês sind aber nur Nomaden auf dem festen Boden unter ihren Füssen; obgleich gute Schwimmer, sind sie keine Schiffer, und selbst an grossen Strömen wohnend haben sie doch keine ausgedehnten Wasserreisen unternommen. Ihr Nomadenthum scheint sich seit Jahrhunderten auf den Fluren des Centralplateaus in einem Kreise herumbewegt zu haben, dessen Monotonie durch keinen Verkehr oder kriegerischen Zusammenstoss mit anderen grossen Volksmassen unterbrochen worden ist. Das Jagdleben, an Bedürfnissen arm, hat kein nationales Zusammenhalten erlaubt, vielmehr eine fortgesetzte Zerfällung und Abzweigung in Clans und Familien begünstigt, jene kriegerische Organisation aber ausgeschlossen, durch welche die Tupis ein so bedeutendes Uebergewicht erlangen konnten und theilweise noch behaupten. Während sie aber keine massenhaften Heerzüge unternommen, haben sich kleine Abtheilungen nach allen Richtungen hin ergossen; und indem solche isolirte Haufen, früher oder später und mit geringerer oder stärkerer Veränderung des ursprünglichen Dialekts, hier sich zwischen Indianern anderer Nationalität erhalten haben, dort unter ihnen aufgegangen sind, musste sich die Sprachverwirrung mehren, worin wir gegenwärtig die Wilden Brasiliens befangen sehen.

Es ist auffallend, dass die Gês, als ein grosses, weitverbreitetes Volk, bis jetzt noch nicht erkannt waren. Wir glauben jedoch ihre Nationalität festgestellt zu haben. Auf sie dürften vorzugsweise die Sittenschilderungen zu beziehen seyn, welche Marcgrav (edit. 1648. p. 279) von den Tapuyas gegeben hat.

Die Carajás oder Carajahis

sind die letzte Nationalität, welche wir in der Provinz von Goyaz aufzuführen haben. Sie wohnen westlich vom Araguaya. Ihre den Europäern bekannt gewordenen Dörfer liegen in der Breite der grossen Insel von Bananal und ihr Revier ist gegen Norden von den Tapirapés, einer wenig bekannten Horde freier Tupis, gegen Osten von verschiedenen Horden des Gês-Volkes begrenzt, mit denen sie sich fast immer auf dem Kriegsfuss befinden, während sie geneigt sind, mit den Brasilianern friedlichen Verkehr aufrecht zu halten. Um das Jahr 1773 war es sogar dem Gouverneur von Goyaz gelungen, eine nicht unbeträchtliche Zahl von Carajás auf der Ilha do Bananal in die Aldea da Nova Beira und in S. Jozé de Mossamedes zu vereinigen, doch löste erstere sich, zumal wegen des Mangels von Missionarien, bald wieder auf. Die vier Dörfer, welche Castelnau bei der Reise den Araguaya abwärts besuchte *), mit kaum mehr als 2000 Einwohnern, gehörten jener Horde zu, welche unter dem Namen der Chambioás oder Chimbioás (Ximbioás) unterschieden werden. Eine andere wird als Carajahis, eine dritte als Javaés (Javahés) oder Javaims bezeichnet. Letztere wohnen entfernter vom Strome, und vielleicht gehört ihnen das ganze Gebiet zwischen dem Araguaya und dem Xingú in jener Breite. Die Horden-Bezeichnung ist wahrscheinlich von andern Stämmen ertheilt worden. Im Dialekte der Apiacás bedeutet Javahé einen Greis, in jenem der Camés aber Javaim einen Jäger.

Die Carajás sind nicht so gross und muskelkräftig wie die Chavantes und andere Horden vom Gês-Volke, aber wohlproportionirt. Ihre Hautfarbe ist dunkel. Das National-Abzeichen besteht in einem Loch oder einer Narbe auf jeder Wange und in der durchbohrten Unterlippe, worin sie das Stück einer Flussmuschel oder

*) Expédition I. 423—454.

einen Cylinder von Alabaster tragen. Ausser den bei allen brasilianischen Wilden üblichen Waffen, Bogen und Pfeil und Keule, führen sie auch, wie viele westliche Stämme, einen Speer. Sie sind Monogamen, sühnen den Ehebruch, ja die Unkeuschheit ihrer Töchter mit dem Tode, pflegen der Landwirthschaft in so beträchtlicher Ausdehnung, dass sie um den Reisenden Vorräthe von Ananas, Mais, Pisang und Mandiocca zu verkaufen, an den Strom herabziehen, wissen aus letzterer Wurzel eine Art Brod und ein gegohrnes Getränke zu bereiten, flechten kunstreiche Hängematten und anderes Geräthe, und verfertigen reichen Federschmuck, wie insbesondere grosse Hüte oder Mützen, von deren Saum eine dichte Franse langer Palmschnüre bis fast zu den Füssen, den Körper wie ein Mantel deckend, herabhängt. Sie sind keine Anthropophagen, sondern behalten die Kriegsgefangenen als Sclaven, bis sie von den Angehörigen ausgelöst werden*). Ihre Sprache ist wesentlich von der des Gês-Volkes verschieden. Wahrscheinlich sind diese Carajás in Goyaz versprengte Trümmer eines Stammes in der Gujana; oder sie mögen aus Westen hierher gekommen seyn.

Die Indianer der Provinzen S. Paulo, Paraná und Rio Grande do Sul.

Die ältesten Urkunden über die Provinz S. Paulo, und namentlich die Noticia do Brazil v. J. 1589, nennen als die hier in der Nähe des Meeres hausenden Indianer: Tupiniquins, Tamoyos, Carijós und Goyanás (Goianazes) **). Die drei ersten waren Hor-

*) Dr. Rufino Theot. Segurado begegnete am Araguaya einem Trupp dieser Carajás, welche ihm mit Vertrauen entgegen kamen. Sie wollten in Begleitung eines Apinagé, der seinen gefangenen Bruder von ihnen losgekauft hatte, die Horde der Apinagés aufsuchen. Revista trimensal. Ser. II. III. p. 191.

**) Guayá oder Guayá-ná, d. i. „Angesehene Leute, wir Edle", sollen sich, nach Varnhagen (Histor. geral do Brazil I. S. 100) auch gewisse Horden vom

den des Tupi-Volkes, die letztern aber, welche den Küstenstrich von Angra dos Reys bis zum Rio Cananea inne hatten, gegen Süden an die Carijós, gegen Norden an die Tamoyos und Tupiniquins, angrenzend, gehörten einer andern Nationalität an und lagen, so wie ihre weiter nördlich, von Cabo S. Thomé bis gegen Espiritu Santo ausgebreiteten Stammgenossen, die Goiatacazes, mit Jenen in ununterbrochener blutiger Fehde. Diese Goianazes werden als Bewohner der Fluren geschildert, die sich in Sprache und einigen Sittenzügen vom Tupivolke unterschieden. Sie standen offenbar auf einer niedrigeren Bildungsstufe; denn nicht grosse Hütten in befestigten Dörfern bewohnten sie, sondern Erdgruben, mit Reisig gedeckt, worin Tag und Nacht das Feuer brannte. Ihr Ackerbau war äusserst gering; fast ausschliesslich nährten sie sich von Jagd und Fischfang. Sie schliefen nicht in der Hangmatte, sondern auf einem Lager aus Blättern oder Thierfellen. Anthropophagie war ihnen fremd; den Ankömmlingen aus Europa zeigten sie sich viel freundlicher als die Tupi-Horden und selbst die im Krieg mit diesen erbeuteten Gefangenen erfuhren eine milde Behandlung. Es war hier keine Spur von jener kriegerischen Organisation, welche die Tupinambas (hier von der Horde der Tamoyos) selbst den Portugiesen furchtbar machte; vielmehr neigte das träge, energielose Volk zur Abhängigkeit von den Weissen, um sich den Verfolgungen seiner mächtigen Nachbarn zu entziehen. Ihre Sprache war von der

---

Tupistämme selbst genannt haben, und daher soll der Name Guaiazes oder Guaianazes kommen. Diese Bezeichnung bezieht sich aber sicherlich nicht auf die auch s. g. Goianazes in S. Paulo, welche nach der obenangeführten Noticia do Brazil ohne allen Zweifel einer von den Tupis verschiedenen Nationalität zuzuzählen sind. Gnoa, Guóa, Góya bezeichnet in mehreren Tupi-Dialekten eine Flur, und möglicher Weise ist der Name desshalb von den Tupis ertheilt worden. Wie sie sich selbst nannten, ist unbekannt.

Tupisprache verschieden; doch verstanden sie sich mit den Carijós*). Unter diesen Indianern machten auch die Jesuiten Anchieta und Nobrega ihre ersten Bekehrungsversuche. Da alle Unterscheidungsmerkmale dieser Goyanazes von den Tupis mit den Charakteren der Gês zusammenfallen, so wäre es nicht unmöglich, dass sie die östlichsten und maritimen Horden jenes Volkes gewesen wären.

Was von diesen Indianern unter den europäischen Einwanderern wohnen blieb, die sich zu einer kräftigen und unternehmenden Bevölkerung vermehrten, hat schon frühzeitig den nationalen Typus in der Kreuzung mit Weissen, Mulatten und Negern verloren, oder ist in den blutigen Fehden aufgerieben worden, welche die Paulistas gegen Indianer und die Spanier im Süden unterhielten. So fanden Spix und ich i. J. 1817 bei der Villa das Arêas und in der Aldea da Escada nur noch wenige selbstständige Indianer, und diese, wie andere Aldeas, zumal an der Küste, sind mit Aufhören des Missionszwanges so sehr in Verfall gerathen, dass die offizielle Liste von Indianer-Ansiedlungen, welche der thätige und patriotischgesinnte Minister Luiz Pedreira do Couto Ferraz i. J. 1854 der allgemeinen gesetzgebenden Versammlung vorlegte, nur noch 400 Indianer (in der Aldea S. Joâo Baptista de Jatapeva) aufführt, während für die Provinz von Rio Grande do Sul fünf solche Niederlassungen (Quarita, Nonohay, Campo do Meio e Vaccaria, Campo de Arexi und S. Nicoláo) mit einer Kopfzahl von 1212 namhaft gemacht werden. So hat denn hier das Element der christianisirten indianischen Bevölkerung in drei Jahrhunderten eine schon fast an gänzliche Auflösung gehende Minderung erfahren.

Dagegen scheinen sich im Jnnern der Provinz von S. Paulo, in dem ausgedehnten und wenig bekannten Landstriche zwischen 20° und 25° s. Br. noch mehrere Haufen nomadischer Indianer um-

*) Noticia do Brazil (in der Collecçâo de Noticias etc. das Naçoes ultramarinas, Vol. III. 1825) Cap. 45. 46. 48. 63.

herzutreiben. Die unübersehbaren Grasfluren im Osten von dem grossen Paranástrome, namentlich das Gebiet zwischen dem nördlichsten Hauptarme, dem Rio Grande, und seinem Beiflusse, dem Iguassú, werden nur in nordwestlicher Richtung von den Strassen durchzogen, worauf seltene Karavanen die Städte S. Paulo und Goyaz verbinden. Das übrige Gebiet ist zur Zeit den Indianern nicht streitig gemacht worden, da sich die Ansiedlungen, besonders für Viehzucht, nur langsam gegen Westen ausdehnen. Die Brasilianer haben daher kaum eine andere Gelegenheit mit den nomadischen Indianern zusammen zu kommen, als jene Handelszüge zu Lande oder die, jetzt immer seltner werdenden Expeditionen auf den Binnenströmen nach Cujabá. Man pflegt desshalb, wie wir bereits erwähnt haben, diese Wilden unter dem gemeinsamen Namen der Bugres, Gentios, Indios bravos, zu begreifen; über die verschiedenen Horden oder Stämme aber, welche Camés, Tactayâs und Voturôes genannt werden, fehlen genaue ethnographische Nachrichten. Im Allgemeinen scheinen sie in ihren Sitten mit den ehemaligen Goianas übereinzukommen. Es soll aber eine so grosse Mischung mehrerer Stämme unter sich, mit flüchtigen Mulatten und Negern eingetreten seyn, dass von der Bestimmung der Nationalitäten keine Rede seyn kann. Dafür spricht auch das Vocabular der s. g. Bugres, welches uns aus S. Paulo durch den Obersten Toledo mitgetheilt worden ist. Worte der Gês-, der Goianas- und Tupi-Dialekte scheinen hier, mit solchen aus Negersprachen, zu êinem rohen Rothwälsch vereinigt *).

Der Name Camé soll ein Spottname seyn, worunter „Flüchtlinge" zu verstehen wären; allerdings bezeichnet das Idiom selbst mit Camé einen „Feigen". Eine wenig verbürgte Nachricht will diese Nomaden mit den Cariris und Sabujás von Bahia in Verbin-

*) Eine grössere solche Wörtersammlung findet sich in der Revista trimensal v. J. 1852. Tomo XV. p. 60—77.

dung bringen. Auf jeden Fall sind sie keine Abkömmlinge der Tupis und die Anklänge an die Tupisprache rühren von dem Verkehre mit Paulistas und Negern her. Die Camés schlafen nicht in der Hangmatte, sondern auf einer Bank oder einem Gestelle, das sie Curen oder Criniofe nennen.

Indianer in den Provinzen von Rio de Janeiro, in Espiritu Santo und den angränzenden Gegenden von Porto Seguro, Minas Geraës und Bahia.

Wie in der Provinz von S. Paulo waren auch in diesem Küsten-Gebiete die ersten Ankömmlinge aus Europa zweien Nationalitäten, den Tupis von den Horden der Tamoyos, Tupiniquins (und Papanazes) und den Goianás begegnet. Jene wohnten vorzüglich in den üppigen Wäldern der Serra do Mar, diese, als Indios camponeses, in dem unbewaldeten schönen Küstenlande nördlich von Cabo Frio bis Espiritu Santo, welches theilweise von ihnen den Namen der Campos de Goyatacazes erhalten hat. Diese Goyatacás*) waren Stammgenossen der bereits erwähnten Goyanás und in Sprache, Sitten und Körperbau ihnen gleich, von den benachbarten Tupi-Horden dagegen dem Stamme nach verschieden und ihnen feindlich. Indem sie, damals wohl zahlreicher und enger an einander geschlossen, die Tupi-Horde der Papanazes ins Innere drängten und sich bis an den Rio Cricaré oder de S. Matheus ausbreiteten, ge-

*) Man hat das Appellativum goyatá-cas von den Tupiworten goatá, wandern, und caá, Wald, gleichsam Wald-Nomaden, ableiten wollen (Alc. d'Orbigny Voy. I. 28. Varnhagen, Historia geral do Brazil, I. S. 101); aber die festgestellte Thatsache, dass sie immer den Aufenthalt in offenen Gegenden nahmen, widerspricht (wie auch S. Hilaire, Voy. aux Sources du Rio de S. Francisco I. 43. richtig bemerkt) dieser Erklärung. In der ersten Ausgabe der Noticia do Brazil werden sie Goiazacases genannt; in der zweiten (Revista trimensal XIV. v. J. 1851) schreibt der Herausgeber Guoitacazes. Bei Laetius und Knives heissen sie Guaitacac und Waytaquases.

riethen sie an die Tupiniquins, ein Krieg der die Kraft beider Stämme verschlungen hat. Nach den ältesten Berichten waren die Goyatacás, wie ihre südlicheren Stammgenossen, heller von Farbe als die Tupis, kleiner und minder muskulös, nichtsdestoweniger tüchtige Jäger und Schwimmer. Mit einem spitzigen Pfahl stürzten sie sich ins Meer, um den Hayfisch anzugreifen, indem sie ihm die Waffe in den Rachen stiessen. Sie verzehrten sein Fleisch und verwendeten seine Zähne zu Pfeilspitzen. Ihre Wohnungen in sehr niedrigen Hütten oder Erdgruben, der gänzliche Mangel von Ackerbau oder höchstens die Sitte, Wurzeln (Cará, Batatas) anzubauen, bezeichneten den tiefen Stand ihrer Cultur. Sie lebten in Polygamie, straften eheliche Untreue sehr hart, hatten eine leichte Idee von einer allgemeinen Fluth, glaubten an die Unsterblichkeit der Seele oder an eine Wanderung der Seele in den Leib des krähenartigen Vogels Sacý oder Ganambuch (Coracina ornata), ahnten ein höchstes Wesen und wurden durch ihre Zauberer im Dämonencultus erhalten *).

In wie weit Theile dieses Volkes in den Aldeas der Provinz von Rio de Janeiro ehemals katechetisirt worden, lässt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Beträchtlich kann aber die Zahl derselben nicht gewesen seyn. Als Martim Affonso am 30. April 1531 in der Bay von Rio de Janeiro Anker geworfen hatte, sendete er vier Kundschafter ins Innere, welche in das Gebiet dieser Indianer vom Goyana-Stamm, in die Fluren westlich von der hohen Gebirgskette Serra do Mar, vordrangen und von dort durch den Anführer, welcher Bergkrystalle mit sich brachte, zurückgeleitet wurden **).

*) Ein hierher gehöriger Zug wird von den Machacalis berichtet, die vorgeben, nächtlichen Verkehr mit einer schwarzen Onze zu halten, deren Orakelsprüche befolgt werden müssten. S. Hilaire Voy. dans les Prov. de Rio de Janeiro et de Minas Geraës. II. S. 209.

**) Varnhagen, Historia geral do Brazil. I. 50.

Später werden drei Horden dieser Nationalität, als in der damaligen Capitania de S. Thomé sesshaft, angeführt: Die Goyatacá oder Guaitacá-guaçú, Guaitaca-Jacoritó und Guitaca-Mopi; aber i. J. 1630 sollen diese Indianer von den Portugiesen mit Hülfe Anderer, die in zwei christlichen Niederlassungen gezähmt waren, überfallen und gänzlich aufgerieben worden seyn*). Darüber herrscht jedoch kein Zweifel, dass in einigen Aldeas an der Küste, namentlich in S. Pedro da Aldea oder dos Indios nächst der Stadt Cabo Frio, Indianer dieses Stammes aldeirt waren; aber im Verlaufe von mehr als zwei Jahrhunderten (schon seit 1630 waren jene Missionen errichtet) ist fast jeder Zug von selbstständigem Indianerleben verloren gegangen, und auch die Sprache der alten Goyatacazes hat einer verdorbenen Mundart der Lingua geral Platz gemacht. Ueberhaupt aber bieten die ehemaligen Missionen in dieser Provinz ein klägliches Bild zunehmenden Verfalles; auch hier wird die so häufige Erfahrung bestätigt, dass der Indianer bei fortschreitender Entwickelung des Bürgerthums unter seinen nahen Nachbarn anderen Ursprungs um so schneller verkomme**).

---

*) Gaspar da Madre de Deos Memorias para a Historia da Capitania de S. Vicente. Lisb. 1797. S. 43.

**) Die auf actenmässigen Erhebungen gründende Geschichte dieser Indianerdörfer von Joaquim Norberto de Souza Silva (Revista trimensal, XVII. (1854) S. 109 — 300) lässt ahnen, dass hier schon in wenigen Decennien keine reine Indianerbevölkerung übrig seyn werde. In der

Aldea de S. Lourenço zählte man i. J. 1820 nur 106 Seelen.

Die Aldea de S. Bernabé hatte i. J. 1835 114, aber i. J. 1848 nur 62 Individuen.

Aldea de Itinga oder de S. Francisco Xavier de Itagoahy ist jetzt ohne irgend eine namhafte indianische Bevölkerung; die

Aldeas de N. S. da Guia u. S. Anna de Itacurussá zählen gegenwärtig im gesammten Municipio 471 Indianer: 249 männliche, 222 weibliche.

Aldea de S. Pedro, jetzt eine Pfarrei der Cidade de Cabo Frio, hatte i. J. 1832 689 Individuen: 349 männliche, 340 weibliche.

Diejenigen Indianer, welche gegenwärtig noch, in einem mehr oder weniger ursprünglichen Zustand, die Provinz Rio de Janeiro und die angrenzenden Districte von Espiritu Santo und Minas bewohnen, sind unter dem Namen der Coropós, Sacarûs oder Guarulhos, Coroados und Puris bekannt. Von diesen sollen nach J. N. de Souza Silva *) die Coropós als die Abkömmlinge der alten Goitaca-Jacoritó, die Sacarûs als jene der Goitaca-guaçú zu betrachten seyn. Da uns keine Sprachproben jenes Stammes erhalten sind, um sie mit den gegenwärtigen Indianern zu vergleichen, so sind es nur einige Züge in den Sitten, wie namentlich die Polygamie, der Mangel der Haarschur und das Leben in sehr niedrigen und unvollkommen gebauten Hütten, welche zusammengenommen mit ihren gegenwärtigen Revieren zu der Annahme berechtigen, dass sich die Goiatacazes allerdings in den Coropós erhalten haben. Gegen die andere aber, dass die Sacarûs, (Sacuarûs, Guarûs, Guarulhos), unter welcher Bezeichnung noch kleine Banden in den unwegsamsten Gebirgen der Serra do Mar (und in den Fluren von S. Paulo) umherschweifen, derselben Nationalität angehören, wurden mir von einem erfahrenen Forscher über die Ethnographie Brasiliens,

---

Die Aldeas de Ipuca (de N. S. das Neves und de S. Rita) haben ihre Indianer an den Kirchsprengel von Nova Friburgo abgegeben, wo sie jetzt mit Brasilianern, Portugiesen, Schweizern und Negern vermischt leben.

Die Aldea de S. Antonio de Guarulhos hat aufgehört, indem ihre wenigen Indianer in die

Aldea de S. Fidelis übergesiedelt sind. Es werden jetzt 11 männliche und 21 weibliche Coroados hier angegeben.

Aldea de Muniz Beltrão zählte i. J. 1820: 120 Köpfe, i. J. 1835 nur 63: 38 männliche, 50 weibliche.

In dem gesammten Municipio de Rezende aber, wohin diese Aldea gehört, wurden i. J. 1841 655 Köpfe gezählt: 375 männlich, 280 weiblich.

Von den Aldeas de N. S. da Gloria de Valença und de S. Antonio do Rio bonito wird die Zahl der Indianer nicht angeführt.

*) a. a. O. 125.

H. Visc. d'Itabayana, Zweifel erhoben. Er glaubte in ihnen die letzten Reste der Tupinambas zu erkennen, welche ehemals (als Tamoyos) an der Bay von Rio de Janeiro wohnten, und sich, getreu der angestammten Unabhängigkeit, nur ungern und auf kurze Zeit in den Missionen festhalten liessen. Dass ausserdem von den alten Tupis keine selbstständigen Reste in dieser Gegend und überhaupt von Rio nördlich bis jenseits Bahia, vorhanden seyen, ist bereits oben (S. 188 ff.) nachgewiesen worden.

Wir müssen uns daher jetzt mit den übrigen Indianerhorden beschäftigen, welche, je nach Zahl und Nationalität sehr ungleich vertheilt, in dem Küstenlande und dem dahinter liegenden Waldgebirge von Rio de Janeiro bis Bahia vorkommen. Es werden in diesem Landstrich mehr als zwanzig verschiedene Horden namhaft gemacht, welche wir nur annäherungsweise und schüchtern nach vier Nationalitäten zu gruppiren versuchen:

I. Nationalität der Goyatacás; 1. Coropós, 2. Paraibas, 3. Cachinês; 4. Canarins, 5. Maxacarís, 6. Capochós, 7. Cumanachós, 8. Patachós, 9. Panhames, 10. Macunis, 11. Monoxós.

II. Nationalität der Crens: 12. Botocudos, früher unter dem Namen der Aymorês bekannt, 13. Purís, 14. Coroados, 15. Malalís, 16. Ararýs, 17. Xumetós, 18. Píttás.

III. Nationalität der Gês: 19. Camacans, 20. Mongoyós, 21. Meniens, 22. Catathoys, 23. Cotoxos.

IV. 24. Kiriris und 25. Sabujás, welche, zugleich mit den Pimenteiras, einer weit über das Gebiet, von dem hier die Rede ist, verbreiteten Nationalität angehören, und von uns mit vielen andern unter dem Namen der Guck oder Cocos begriffen werden sollen.

*) Vergl. oben S. 302; auch Uetacás.

I. Stammgenossen der Goyanás oder Goyatacás.

1) Die Coropós, Cropós, Carpós, Coropóques

sind den Brasilianern unter diesem Namen seit d. J. 1753 bekannt geworden. Damals nämlich drangen unternehmende Pflanzer vom Rio Paraiba aus gegen Norden in die schönen und fruchtbaren Wälder am Rio da Pomba vor, und trafen dort neben einander wohnend zwei Völkerschaften, die Coropós und Coroados, mit welchen i. J. 1767 Friede geschlossen und mehrere, nicht ganz erfolglose Missionsversuche ausgeführt wurden. Nach amtlichen Berichten des Cavallerie-Hauptmanns Guido Thomas Marlière, der i. J. 1813 zum Generaldirector aller Indianer in jenen Gegenden ernannt worden, wohnten damals gegen 300 Coropós in den Wäldern am Rio da Pomba, aber eine grössere Zahl derselben südlich vom Rio Paraiba und in den Campos de Goiatacazes, ein Grund mehr, sie, mit Norberto de Souza, für Abkömmlinge der alten Horde dieses Namens zu halten.

Die Leibesbeschaffenheit und Gesichtsbildung der Coropós, welche von Spix und mir, in Guidowald, der Fazenda ihres Generaldirectors an der Serra da Onça, beobachtet wurden, erschien nicht wesentlich verschieden von jener der Purís und namentlich der Coroados, mit welchen sie zusammenleben. Bei allen diesen Wilden, den ersten, welche uns zu Gesicht kamen, wurden wir, besonders vermöge der engen schiefstehenden Augen und der stark hervorragenden Backenknochen, an den mongolischen Typus erinnert, ein Eindruck, den auch v. Eschwege und Aug. de St. Hilaire in gleicher Weise empfangen haben. Doch vermeinte Ersterer, bei längerem Verweilen unter ihnen, einen nationalen Unterschied in den Gesichtszügen wahrnehmen zu können, indem die Coropós sich durch ein auffallend dreieckiges Antlitz auszeichneten*). Beob-

*) Die Schilderung, welche Aug. de S. Hilaire von der körperlichen Erscheinung der Indianer entwirft, die noch gegenwärtig in der Mission de

achter, die Gelegenheit finden, sie mit unzweifelhaften Abkömmlingen der Goyatacazes zu vergleichen, mögen ermitteln, in wiefern sich hierin, in der kurzen, oder doch sehr niedergedrückten, breiten Nase mit stark erweiterten Nasenlöchern, in dem starken breitschulterigen Körperbau und der hellen Hautfarbe ein eigenthümlicher Typus nachweisen lasse. Die Coropós in den Aldeas haben ihre Sprache schon grossentheils mit einem sehr schlechten Portugiesisch oder mit dem Idiome ihrer Nachbarn und Bundesgenossen, der Coroados, vertauscht; sie ist aber, wie die von uns und v. Eschwege gesammelten Wörter ausweisen, wesentlich von jener der Coroados und Purís verschieden.

2) In der nächsten Umgebung des Paraiba-Flusses sollen früher Indianer, die desshalb Paraibas genannt wurden, gewohnt haben, welche dasselbe Idiom redeten. Diese Horde oder Familie ist aber gegenwärtig so gänzlich erloschen, dass selbst ihr Name kaum noch gehört wird.

3) Gleiches gilt von den Cachinês oder Cachinezes, die weiter westlich, an den Abhängen der Serra Mantiqueira gewohnt haben; und den

4) Canarins, deren Reste zwischen den Flüssen Mucury und Caravellas angegeben werden.

5) Die Majacarís, Majacalis, Majaculis, Maxacarís oder Machacarys, deren Streifzüge seit länger bekannt sind, liefern ein Beispiel

---

S. Pedro dos Indios wohnen, (Voy. dans le Distr. des Diamans, II. 17), kommt allerdings vielfach mit dem überein, was wir selbst und andere Reisende an den Coropós und mehreren ihrer vermuthlichen Stammgenossen beobachtet haben. Die Lehre von der Unvergänglichkeit der Raçebildung mag hierin eine Bestätigung finden. Man kann aber nicht vorsichtig genug seyn in den Schlüssen aus Beobachtungen über Gemeinsamkeit körperlicher Beschaffenheit, die fast immer nur in gewissen subjectiven sinnlichen Eindrücken gründen, an welchen auch Zufälliges Antheil haben kann.

von unstäter Wanderlust. Ohne Zweifel sind sie im vorigen Jahrhundert, verscheucht von der zunehmenden brasilianischen Bevölkerung in den östlichen Gegenden von Minas, aus den Gebirgen gegen das Meer herabgestiegen. Sie liessen sich zuerst am oberen Rio Mucury nieder; kamen von dort an die Seeküste nach Caravellas, wo sie von der Regierung in der Errichtung ihrer Aldeas unterstützt wurden. Später, um 1801, kehrten sie in ihre frühere Heimath zurück und wohnten am obern Belmonte oder Jiquitinhonha bei Tocoyos, zogen sich aber von hier wieder östlich an den untern Strom bei S. Miguel. Diese Wanderungen haben wesentlich zur Schwächung der Horde beigetragen. Einzelne Familien blieben an den früheren Wohnsitzen zurück *), und die streitbare Mannschaft litt in dem feindlichen Zusammenstoss mit den Botocudos, der mächtigsten Nation dieses Gebietes, die einen unversöhnlichen Krieg mit den kleineren Stämmen unterhält.

Eben so schwache Nomadenhaufen sind

6) Die Capoxôs oder Capochós, welche in den steinigen Waldgebirgen auf der Grenze zwischen Minas Geraës und Porto Seguro, ohne bleibende Wohnsitze, vereinzelt oder vereinigt mit den

7) Cumanachós oder Comanojós umherziehen. Diese beiden Banden kommen in den meisten Worten ihres Dialektes mit einander überein.

8) Die Patachôs an den Quellen des Rio de Porto Seguro, des Sucurucú (bei der Villa do Prado), sowie zwischen dem Rio Pardo und Rio de Contas, und

9) Die Panhámes, Panhamis, Paniámes, Pinhamis, welche auf der Serra das Esmeraldas und an den Quellen des Rio Mucury

---

*) So hat Prinz Maximilian von Neuwied i. J. 1816 einige Reste bei der Villa do Prado in der Nähe des Oceans angetroffen. Die stärkere Gemeinschaft am Rio Belmonte, nächst S. Miguel, schildert Aug. de St. Hilaire, Voy. dans les Prov. de Rio de Janeiro et de Minas Geraës. II. 205.

angegeben werden und jetzt zum Theil in Passanha am Rio Sussuhy pequeno, einem nördlichen Tributär des oberen Rio Doce, zugleich mit Malalis, Copoxôs und Monoxós aldeirt worden, sind ebenfalls sehr schwache und flüchtige Menschengruppen, die nur ein geringes ethnographisches Interesse erwecken.

10) Die Macunîs, Macuanihs, Macoanís, Macunins, Maconis*) und

11) Die Monoxôs oder Munujûs**), ehemals auch in den Gebirgsländern auf den Grenzen von Minas, Porto Seguro und Bahia umherstreifende Horden, sind nun theilweise in Alto dos Boys, in Minas Novas, angesiedelt.

Bei der Unstätheit, mit welcher alle diese, an Zahl höchst unbedeutenden, zusammengenommen vielleicht kaum auf mehr als 2000—2500 Köpfe anzuschlagenden Bruchtheile der ehemaligen Goyatacazes hin und her wechseln, und bei der Leichtigkeit, womit sie, gedrängt von den Aymurês, als der in diesen waldigen Bergrevieren herrschenden Völkerschaft, sich auch mit anderen Indianern, die nicht ihre Stammgenossen sind, mischen, — hat ihr ursprüngliches Idiom die auffallendsten Veränderungen erfahren. Ebenso begegnet man bei ihnen allen keinen nationalen Abzeichen, weder in der Haarschur, noch in Verunstaltungen der Lippen und Ohren. Manche von den Macunis, den Copochôs und Patachôs zeigen noch eine Narbe oder ein Loch in der Unterlippe, worin ehemals auch diese Indianer das Holzpflöckchen häufig sollen getragen haben; allmählig verliert sich aber der Gebrauch, der besonders in dem erklärten Kriegstande mit andern Völkern Sinn und Bedeutung hatte. So lassen sich denn überhaupt für alle diese

*) Vergl. Spix u. Martius Reise II. 615. St. Hilaire a. a. O. 46.

**) Aug. de S. Hilaire, welcher die Monoxôs, in der Colonie von Passanha beobachtet und auch ein kleines Vocabular ihrer Sprache mitgetheilt hat (Voy. bans les Prov. de Rio de Janeiro et de Minas, II. 411 ff.), glaubt, dass sie Einer Abkunft mit den Malalis seyen. Letztere scheinen mir aber zu dem Stamme der Crens zu gehören.

schwachen Reste einer schleunig verkommenden Bevölkerung nur noch wenige allgemeine Züge aufstellen. Dahin gehört die niedrige, viereckige Hütte mit einer tragbaren Thüre von Flechtwerk, aus Latten, Reissig oder Palmblättern und Thonbewurf erbaut, worin gewöhnlich nur eine Familie wohnt, die Schlafstätte auf dem Boden oder auf dem leichten Holzgestelle (Giráo), rings um das fortwährende Feuer, dessen sie auch wegen gänzlicher Nacktheit in den kühlen Berggegenden bedürfen. Manche Banden haben nicht einmal solche Wohnstätten, sondern begnügen sich mit dem Schutz einiger Palmenwedel. Ihr Landbau erstreckt sich nur auf das Einlegen von Bataten; ihre Viehzucht nur auf Hühner und wilde Schweine. Die einfache Zierde von Vogelfedern und zu diesem Zwecke die Erhaltung lebender Papagayen oder anderer Vögel wird unter diesen Wilden nicht bemerkt. Die Weiber, welche sehr sklavisch behandelt werden, thun es weder in der Bereitung von Töpfergeschirren noch von Flechtwerk denen vom Tupistamme gleich. Reinlichkeit wird um so weniger geübt, als zum täglichen Baden vor Sonnenaufgang oft Gelegenheit mangelt. Die Pflege der Haut, durch Einreibung von Oel ist gering; ja selbst der Kamm, ein den meisten Wilden bekanntes Instrument, wird nur durch eine einfache Nadel von Holz ersetzt.

So weist Alles darauf hin, dass diese Abkömmlinge der ehemaligen Goyatacazes sich nicht über die Bildung ihrer Troglodytenartigen Vorfahren erhoben haben. Sie stehen unter den Indianern Brasiliens mit auf der tiefsten Stufe. Dem entsprechen auch ihre Dialekte, die eben so volubil sind, als sie, wegen Dumpfheit der Laute, rauher Aspiration und des Ineinanderfliessens von Tönen, die in der Nase, im Rachen oder zwischen den halbverschränkten Zähnen gebildet werden, nur unbefriedigend durch unser Alphabet wieder gegeben werden können. Dass aber alle Horden, von denen uns Vocabularien zu Gebote stehen, auf eine gemeinsame Sprachquelle zurückweisen, mag die Vergleichung einiger hier angefügten Worte darthun.

Worte:	Coropós	Machacalis	Capochós	Cumana-chós	Patachôs	Panhámes	Macunis	Monoxôs
Kopf	pitao	intouhom	patanhon	patanhon	atpatoy	epotoy	epotoy (emtoy)	toi
Haar	itsché	imdé	indan	indan	epotoy	indan	itohr	endaen
Auge	uálim	ingué	jevi	idcay	anguá		icaaih	inguá
Arm	tschambrim	nhimnoi	inminoan	nipoi	ignipiaton	inminoan	agnim	nhimnoi
Mund	tschoré	nhicoi	nhicoi	nicoi			inicoi	nicoi
Feuer	ké	ko	ká	kescham	cösa	kescham	kö	kö
Nase	schirong	nitsicoe	nischicoi	nischicoi	insicap	inschicoi	ainsicoí	nitchicoi
Wasser	teign	conaham	conaan	cunaun	tiäng	conaang	cunaang	tiaen
Erde	hâmn		aam	aam	aham		haam	
Mond	nascê	pua	pua	pua		pua	puijad	puaan
Bogen	kokschaign	pahan	paninhame	tsayhae	poitang	paninhame	paniam	

Als einen nicht unwichtigen Zug in dem Sittengemälde dieser Goyatacás möchte ich noch anführen, dass ihnen der Anbau der Baumwolle und die Zubereitung derselben mittelst der Spindel unbekannt war. Statt derselben bedienen sie sich mehrerer biegsamen Wurzeln (Çipó), besonders von Aroideen-Schlingepflanzen und des Bastes von den Zweigen einer Art des Ambaúva-Baumes (Cecropia concolor), deren Blätter auf beiden Seiten grün sind*). Mittelst einer Flussmuschel kratzen sie das Zellgewebe zwischen den Längsfasern heraus; nachdem diese eine Zeit lang in Wasser eingeweicht und wieder getrocknet worden, bilden sie eine Art Werg, das mühsam mit dem Ballen der Hand auf dem Schenkel zu Fäden gedrillt wird. Aus diesem Material flechten sie ihre Jagdsäcke und Körbe (cactign) und die Sehne ihres Bogens. Die aus Palmenholz gearbeitete Kriegskeule, welche bei den Indianern im Norden überall vorkommt und auch bei den Tupis üblich war, kannten sie nicht. Ueberhaupt bestätigt auch die Gegenwart jene früheren Nachrichten von der nationalen Verschiedenheit dieser beiden Stämme. Dagegen hat es einige Wahrscheinlichkeit, dass die Goyatacás in ihrer Wurzel mit dem weitverbreiteten Volksstamme der Gês zusammenhingen, von dessen noch gegenwärtig in der Nähe lebenden Abzweigungen, den Camacans u. s. w. wir im Verlauf dieser Darstellung sprechen werden.

II. Stammgenossen der Crens oder Guerens.

Wir vereinigen unter diesem Namen den grössten Theil jener Indianer, welche zwischen den Flüssen Parahiba und Rio de Contas, und zwar vorzugsweise in dem Waldgebirge der Küstencordillere,

*) Es ist dies die Goaya-imbira, deren in ganzen Cylindern vom Baum abgezogene Rindenstücke von den Indianern zu Köchern, in Streifen zu Bogensehnen und Lunten verwendet wurde. Notic. do Brazil, Segunda Parte Cap. 68.

jedoch entfernt vom Ocean, hausen. Als ihr Hauptstamm nach Zahl, nationaler Stärke und Einfluss sind die

Aimurês

oder, wie sie seit etwa 70 Jahren genannt werden, die Botocudos, zu betrachten, von welchen dieser Theil des Gebirges den Namen Serra dos Aimurês erhalten hat. Den Horden der Purís, Coroados und Malalís, die mit jenen oft im Kriege leben, in Dialekt und in Sitten theilweise von ihnen abweichen, pflegt man gemeiniglich einen anderen Ursprung zuzuschreiben. Eine Vergleichung der Leibesbeschaffenheit, der Sitten und selbst der Sprache deutet jedoch auf Zusammenhang, und es ist wahrscheinlich, dass sie, ursprünglich Ein Volk, nur im Verlaufe der Zeit mehr und mehr auseinander gefallen sind. Die gegenwärtigen Aimorês oder Botocudos werden von den Coropós Bocaiú genannt von den Coroados Botschorin-baitschuna. Nach einer von Eschwege berichteten Angabe *) wären ihm die Ararýs als die Stammväter bezeichnet worden. Den Prinzen v. Neuwied nannten sie selbst sich Engeräck-nung oder En-kéräk-mung, was: „Wir Alte, die weit aussehen“ bedeuten soll. Der Name Aimurês gehört wahrscheinlich der Tupisprache an, und wird Goay-murês (Goyai-myra, Guai-mura), die Feinde, welche herumschweifen, in der Oede (dem Sertão) wohnen, übersetzt **). Schon in der Noticia do Brazil vom Jahr 1589 wird dieses Namens Erwähnung gethan ***); die hier gegebenen Nachrichten aber sind so unbestimmt, dass sie eben sowohl auf Indianer eines anderen Stammes, namentlich auf eine Horde von Tupis bezogen werden können; diess um so mehr als die Oert-

*) Journal v. Brasilien I. 88.

**) Man hört auch: Aimbires, Aimborés, Guay-Murûs. Aimuri oder Guaymure nennt sie Laetius.

***) Cap. 180. S. 309. Der Ausgabe im dritten Bande der Noticias ultramarinas.

lichkeit, jenseits des Rio de S. Francisco, mit dem Territorium, wo gegenwärtig Botocudos wohnen, nicht übereinstimmt, Nachrichten über eine Einwanderung von dorther fehlen, und endlich die Botocudos selbst nicht anders wissen, als dass sie von jeher in den Abhängen der Serra dos Aimorês und von da westlich, so weit das Land mit Wald bedeckt ist, gewohnt hätten. Auch der, einer ihrer Horden ertheilte Name, Nac-nanuk oder Nacporok, was „Sohn der Erde" bedeuten soll, entspricht dieser Annahme. Jedenfalls sind sie schon vor der Entdeckung Brasiliens, ja vielleicht vor der Einwanderung der Tupis, in Porto Seguro und Ilheos sesshaft gewesen. Man hört ausserdem noch andere Namen, so: Tzamplan, Penachan, Pejaurum, Djioporoca, Cracmun, Craikmûs, Boutourouna: Bezeichnungen, die wahrscheinlich von den jeweiligen Anführern einzelner Banden hergenommen sind, und darum, wie auch der Aufenthalt, wechseln. Die Verbindung der einzelnen Gesellschaften dieser nomadisirenden Wilden ist schwach und das Gefühl gemeinsamer Abkunft wird zunächst nur durch das National-Abzeichen, die ungeheure Holzscheibe in der Unterlippe und die Haarschur rings um den Kopf, einen bis zwei Zoll über den Ohren, aufrecht erhalten. Jener scheussliche Schmuck hat ohne Zweifel Veranlassung zu dem Namen Botocudos gegeben, unter welchen sie jetzt am meisten verrufen sind, denn Botoque bedeutet im Portugiesischen ein Fassspund.

Bis zu Anfang dieses Jahrhunderts kannte man das Volk der Aimurês nur wenig und nur als den unversöhnlichsten Feind der Ansiedler. Ihre Sitte Menschenfleisch zu essen, ihre körperliche Entstellung, der rohe, grausame Muth, womit sie sich der allmähligen Ausbreitung der Colonisten gegen ihr Revier hin entgegensetzten, indem sie die Nachbarn überfielen, plünderten und ermordeten, die Furcht, worin andere, schwächere Indianerhaufen zwischen oder neben ihnen lebten — machten die Botocados zum Gegenstand allgemeinen Abschcues. Da die ersten Versuche friedlich mit ihnen zu verkehren fehlschlugen, so ward die Meinung allge-

mein, dies unversöhnliche Geschlecht müsse ausgerottet werden. Eine frühere Gesetzgebung hatte fortgesetzten Krieg gegen sie als Nothwehr sanctionirt; man hielt sie aufrecht, auch dann noch, als die Regierung, nach Versetzung des Thrones aus dem Mutterlande, milde Maassregeln empfahl, und verfolgte die Botocudos in offener Fehde, ja selbst durch hinterlistige Verbreitung des Blatterngiftes. Auch in anderen Provinzen des Reiches, wie z. B. in Goyaz und Maranhâo, wurden Streifzüge gegen unbequeme oder feindliche Indianer und Verfolgung derselben auf Leben und Tod durch die Angabe beschönigt, dass es „Botocudos" seyen, mit denen friedliches Abkommen unthunlich. Erst im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts gelang es, spärliche Keime der Civilisation unter sie zu werfen. Cap. Guido Thomas Marlière sammelte an einigen südlichen Beiflüssen des Rio Doce mehrere Familien von der Horde der Tzamplan um die dort angelegten Militärposten, und dem Commandanten der siebenten Militär-Division von Minas Geraës, Juliâo Fernandez Leâo gelang es, am südlichen Ufer des Rio Jiquitinhonha, bei dem Wachtposten von S. Miguel, andere von der Horde der Crecmun festzuhalten, an Landbau und bleibende Wohnsitze zu gewöhnen. Noch später zogen sich mehrere vermögliche Pflanzerfamilien aus Minas in die fruchtbaren Wälder zwischen den Rio da Pomba und den südlichen Beiflüssen des Rio Doce, und ihre kluge wohlwollende Behandlung stellt die allmählige Befreundung des sonst so gefürchteten Stammes in Aussicht. Auf einen der einflussreichsten Häuptlinge, welcher seine Untergebenen mit Erfolg zum Landbau anhielt, hat die Regierung eine Münze schlagen lassen. Sie findet sich als ein Amulet der Civilisation gegenwärtig am Halse manches Botocudo *).

---

*) Die Medaille trägt auf dem Avers das Brustbild des Kaisers mit der Umschrift: Petrus II. Imperat. Brasiliarum, auf dem Revers jenes des gefeierten Häuptlings, zwischen Bogen und Pfeil, Schaufel und Axt, mit der Inschrift

Die Zahl des ganzen Volkes, in der Gesammtausdehnung seines Reviers vom Rio Preto, einem nördlichen Beiflusse des Parahiba, (an welchem ehemals die Botocudos Ararýs gewohnt haben sollen) bis an den Rio Patipe (vom 22° bis zu 15° 30′ s. Br,) und gegen Westen bis zur Grenze des Waldes auf den Gehängen der zweiten Cordillera (Serro do Espinhaço) ist, vielleicht zu hoch, auf 12 bis 14000 Köpfe angeschlagen worden, von denen etwa 2000 in der Nähe des Rio Jiquitinhonha wohnen sollen. Diesen grossen Raum haben sie nicht gleichmässig inne, sondern zerstreut in einzelnen Haufen, welche keinen regelmässigen Verkehr unterhalten; und zwischen ihnen leben noch andere, kleinere und grössere Gemeinschaften, entweder seit langer Zeit vom Hauptkörper des Volkes getrennte Abzweigungen, oder Glieder anderer Nationalitäten, der Coropos und Gês, von welchen wir später handeln werden.

Die Botocudos sind bereits von mehreren Reisenden geschildert worden *). Als die zahlreichste Nation, welche gegenwärtig noch im östlichen Brasilien den Urzustand des Indianers zur Schau trägt, verdienen sie eine eingehende Betrachtung.

Fast scheint es, als wenn der Eindruck abschreckender Hässlichkeit, welchen der Botocudo bei erster Begegnung macht, lediglich von der Verunstaltung durch die Holzscheiben in Unterlippe

---

Pocrane 1841. — Coron. Petri II. Brasil. Imperat. Primi Amer. Nati. Art. Liter. Industr. Et Aboriginum Protectoris.

*) Zuerst von Mawe, Travels in the Interior of Brazil p. 171, dann von W. v. Eschwege, Journal von Brasilien I. p. 89. Die ausführlichsten, auf gründlicher Beobachtung beruhenden Nachrichten verdanken wir dem Prinzen v. Neuwied, der bei ihnen am unteren Rio Jiquitinhonha längere Zeit zugebracht hat (Reise II. p. 1—69), und Aug. de St. Hilaire, der sie am oberen Strome zu S. Miguel und im Quartel von Passanha beobachtete. (Voy. dans les Provinces de Rio de Janeiro et de Minas). Ich selbst habe einen Haufen derselben in Minas Novas auf dem Marsche gesehen. (Reise II. p. 480.)

und Ohren herrühre. „Die Natur“, sagt Prinz v. Neuwied, „hat diesem Volke einen guten Körperbau gegeben; sie haben eine bessere und schönere Bildung, als die übrigen Stämme im östlichen Brasilien. Sie sind grösstentheils von mittlerer Grösse; dabei stark, fast immer breit von Brust und Schultern, fleischig und muskulös, aber doch proportionirt, Hände und Füsse zierlich. Das Gesicht hat, wie bei den andern Stämmen, starke Züge und gewöhnlich breite Backenknochen; es ist zuweilen flach, aber nicht selten regelmässig gebildet. Die Augen sind bei mehreren klein, bei anderen gross; durchgängig schwarz und lebhaft. Ausnahmsweise soll man jedoch auch blaue Augen unter ihnen antreffen, und solche gelten als Schönheit. Der Mund und die Nase sind etwas dick; diese ist stark, gerade, auch sanft gekrümmt, kurz, bei Manchen mit etwas breiten Flügeln, bei Wenigen stark hervortretend. Ueberhaupt gibt es so mannigfaltige und starke Verschiedenheiten der Gesichtsbildung unter ihnen, als bei uns, obgleich die Grundzüge mehrentheils auf dieselbe Art darin ansgedrückt sind. Das Zurückweichen der Stirne ist wohl kein allgemeines sicheres Kennzeichen.“ Mehr beschränkend ist die Zeichnung, welche Aug. de St. Hilaire entwirft. Er sagt unter Andern: „Die Nase ist flach, die Nasenlöcher sind gross, der Kopf minder rund, als bei andern Indianern in Minas.“ Das Kopfhaar ist, nach Prinz v. Neuwied, stark, schwarz wie Kohle, hart und schlicht, bei manchen Individuen jedoch, deren Haut nicht sowohl heller oder dunkler röthlichbraun, als beinahe völlig weiss und auf den Wangen sogar röthlich gefärbt ist, bemerkt man ein nicht schwarzes sondern schwarzbraunes Haupthaar. Am übrigen Körper sind die Haare dünn und gleichfalls straff. Augenbraunen und Bart rupfen Viele aus, Andere lassen sie wachsen, oder schneiden sie blos ab. Die Weiber leiden nie Haare am Körper. Ihre Zähne sind schön geformt und weiss. Es giebt unter ihnen Manche mit ziemlich starkem Barte, obschon die Mehrzahl von der Natur nur einen Kranz dünner Haare um den Mund herum erhielt. Der

Ausdruck des Gesichtes ist offen, frisch und gutmüthig. St. Hilaire vermeinte dagegen in der Gesammtheit der Züge und in der braungelben Hautfarbe an Chinesen erinnert zu werden, deren Physiognomie man diesen Ausdruck nicht zuzuschreiben pflegt. Die untern Extremitäten des Botocudo sind meistens schlank; dicke Füsse werden für unschön angesehen, und unter das Knie oder über die Knöchel angelegte straffe Bänder von Baumwollen- oder Gravata-Fäden sollen jene beliebte Schlankheit hervorbringen.

Mit Rücksicht auf die hier mitgetheilten Züge möchte ich nicht verschweigen, dass mir stets jene Schilderungen von der Leibesbeschaffenheit einzelner Indianerstämme als die wahrsten und bezeichnendsten erschienen sind, welche die Grenzen des Gesammtbildes nicht zu enge ziehen. Je mehr man bemüht ist, von einer solchen Menschengruppe einen scharfbegrenzten Typus aufzustellen, um so mehr läuft man Gefahr, sich von der objectiven Wahrheit zu entfernen. Dass die Typen ursprünglicher Körperbildung in gewissem Sinne unvergänglich sind und auch nach vielfacher Vermischung hie und da entschieden und gleichsam in ihrer frühesten Reinheit wieder hervortreten (gleichwie die sprüchwörtliche Aehnlichkeit des Enkels mit dem Grossvater), scheint eine vielfach gerechtfertigte Annahme. Aber gerade in ihr findet der Ethnograph die wissenschaftliche Nöthigung, auf jene vielseitigen Veränderungen zu achten, welche die Völker Amerika's während tausendjähriger Mischung vieler Elementen erleiden mussten. Auch die Botocudos sind ohne Zweifel kein Urvolk mehr, sondern ein mannichfach vermischter Volkshaufe, dessen Elemente weit auseinander liegen.

Das an Brasiliens Indianern so häufige National-Abzeichen des Lippenpflöckchen (Tembeitara) erscheint hier bis ins Ungeheuerliche vermehrt. Der Botocudo trägt in der Unterlippe eine Holzscheibe (die er betô nennt) von mehreren Zollen Durchmesser, und da er gleichzeitig die Ohren durch ähnliche (beto-apôc), bis zu vier Zoll Durchmesser erweitert, so vereinigt sich das Ganze dieser

volksthümlichen Zierde mit der Entblössung der Zähne, mit fortwährendem Geifern, mit Haarschur und Bemahlung des Angesichts und des übrigen Körpers zu einem Bilde, geeignet Eckel, Abscheu und Furcht zu erwecken. Die Holzscheiben werden aus dem leichten, weissen, mit Sorgfalt getrockneten Holze des Barriguda-Baumes (Chorisia ventricosa) geschnitten *). Schon bei achtjährigen und selbst bei noch jüngeren Kindern wird nach der Bestimmung des Vaters, und zwar oft in Gesellschaft Mehrerer, die Operation zur Erlangung des nationalen Schmuckes vorgenommen. Ein spitziges, hartes Holz (oder der Stachel eines Zanthoxylon-Baumes, der tupi: Tembeitar-ü heisst) dient, Lippe und Ohrläppchen zu durchbohren. Nach und nach werden die vernarbten Wunden durch Einführung immer grösserer Pröpfe und Scheiben erweitert, und mit zunehmendem Alter macht die Erschlaffung der Theile eine fortwährende Vergrösserung des Zierraths nothwendig. Auch das weibliche Geschlecht ist dem unbequemen, ja qualvollen Schmucke unterworfen. Obgleich die Hölzer äusserst leicht sind, so ziehen sie bei älteren Leuten dennoch die Lippe niederwärts, bei jüngeren hingegen stehen sie gerade aus, oder etwas aufgerichtet. Die Unterlippe erscheint endlich als ein dünner, um das Holz gelegter Ring, eben so die Ohrläppchen, welche bis beinahe auf die Schultern herabreichen. Sie können das Holz herausnehmen, so oft sie wollen; dann hängt der Lippenrand schlaff herab und die Unterzähne sind völlig entblösst. Mit den Jahren wird die Ausdehnung immer grösser und oft so stark, dass das Ohrläppchen oder die Lippe zerreisst. Alsdann binden sie die Stücke mit Bast zusammen und stellen den Ring wieder her. Bei alten Leuten findet man meistens das eine oder selbst beide Ohren zerrissen. Da der Pflock in der Lippe be-

---

*) Der Baum heisst, nach St. Hilaire, bei ihnen Emburê, was Veranlassung zu dem Namen Aimburês gegeben haben soll, eine Erklärung, die ich dahingestellt seyn lasse.

ständig gegen die mittleren Vorderzähne des Unterkiefers drückt und reibt, so fallen diese zeitig aus, oder sind missgestaltet und verschoben *). Der En-geräck-mung betrachtet sein National-Abzeichen mit Stolz; nur ungern hört er den mit verächtlicher Nebenbedeutung von den Brasilianern gebrauchten Namen Botocudo. Die Horde der Malalis nennt jene wegen ihrer Verunstaltung Epcoseck, d. i. Grossohren.

Derselbe Trieb, am eigenen Körper Veränderungen vorzunehmen, die ihn schön oder furchtbar erscheinen lassen, oder ihm gleichsam als National-Cocarde dienen sollen, äussert sich bei den Botocudos durch das Verschneiden des Haupthaars rings um den unteren Theil des Kopfes, so dass bloss auf dem Scheitel eine Haarkrone stehen bleibt. Sie bedienen sich dazu eines scharfgeschliffenen Spahnes vom grossen Bambusrohr (Tacoara-açú). Endlich gehört hierher auch das Bemalen des Antlitzes oder des Körpers, im Ganzen oder theilweise, mit dem Rothe der Orlean-Samen oder dem Blauschwarz der Genipabo-Frucht. Im Kriege wenden sie besonders scheussliche Malereien an; durch sie und durch einen Gürtel oder Büschel von Federn macht sich der Anführer kenntlich. Zum vollständigen Anzuge des Mannes gehört auch die Tacanhoba (S. oben S. 211), bei ihnen Giucann genannt, wie bei den Tupis und den meisten Stämmen in Ost- und Central-Brasilien eine einfache Tute aus der Fieder eines Palmblattes. Von der Sitte, sich den ganzen Körper (gegen Insectenstiche) durch das Aufstreichen einer Schichte von Copalharz zu waffnen, welche, nach Milliet**), die Bezeichnung Botocudo für den Stamm veranlasst habe, finde ich in anderen Berichten nichts erwähnt.

---

*) Neuwied a. a. O. S. 6.

**) Diccionario I. 162. Darnach stammte die Bezeichnung Botocudo davon ab, dass sie rund (boto) und mit einer solchen Harzschichte (Codea) versehen wären.

Was die sittlichen und staatlichen Verhältnisse der Botocudos betrifft, so ist zunächst hervorzuheben, dass unter ihnen Polygamie herrscht. Es ist aber diese bei der rohen Armuth, welche dem Manne die Erhaltung einer grossen Familie erschwert, bei den frühzeitigen Heurathen der Männer und der fast gleichen Zahl beider Geschlechter eher eine Gemeinschaft der Weiber oder ein wechselndes Concubinat zu nennen, als Polygamie im Sinne der Moslims oder Hindus. Diesem regellosen Zustand entsprechend findet sich selten eheliche Treue, dagegen ist Eifersucht gegen die momentan bevorzugte Frau vorwaltende Leidenschaft, welche sich oft in Todtschlag oder barbarischer Züchtigung kund thut. Oft bezeichnen tiefe Narben am Leibe der Frau den Ausbruch männlicher Eifersucht, welche vorzugsweise den Grund zu Streitigkeiten und feindlichen Trennungen einzelner Familien und Gemeinschaften abgiebt. Verstösst der Mann das Weib, so bleiben die unmündigen Kinder bei der Mutter; sobald sie erwachsen sind, schliessen sie sich dem Vater an. Unmündige Kinder werden besonders von den Müttern mit Liebe und Sorgfalt gepflegt; aber die Väter haben nicht selten, verlockt von einem günstigen Handel, sie an Brasilianer verkauft. Gegen hülflose Alte hat man unter ihnen eine, hier kaum zu erwartende Zärtlichkeit bemerkt. Dass Geschwister und Geschwisterkinder sich nicht miteinander verehelichen, wird von St. Hilaire berichtet, ist jedoch, andern Nachrichten gemäss, kaum anzunehmen. Manchmal werden noch unentwickelte Kinder zusammengegeben, als Unterpfand gegenseitiger Freundschaft zwischen den verschwägerten Familien. Die Ehen sind meistens reich an Kindern. Diesen werden die, von körperlichen Eigenschaften, von Pflanzen oder Thieren hergenommenen Namen ohne besondere Feierlichkeit oder Feste ertheilt.

Auch bei diesen Wilden fällt die ganze Sorge des Haushalts den Weibern zu, sogar bisweilen die Errichtung der Hütte. Allerdings ist aber ihre momentane Wohnstätte nichts anders als ein

Schlupfwinkel, kein Bauwerk: einige Palmenwedel werden kreisförmig so in den Boden gesteckt, dass sie mit den Gipfeln zusammenneigen, oder einige Stäbe und Stangen, mit Reisig gedeckt und nur vier Fuss hoch, bilden eine hinfällige Hütte, worin bald eine, bald mehrere Familien wohnen. Der Wald wird um sie nicht niedergehauen, denn für diese Arbeit sind die steinernen Aexte zu schwach und zu selten. Erst seitdem die Botocudos in Verkehr mit den Brasilianern getreten und in den Besitz eiserner Aexte gelangt sind, pflegen sie grössere Hütten, gleich denen der Coroados, zu erbauen. Der Charakter des rohesten Nomadenthumes prägt sich bis jetzt auch im Mangel des Landbaues aus. Weder Banane noch Mandiocca wird vom Botocudo angebaut, denn er wechselt, mit Rücksicht auf die Jagdergebnisse früher aus dem Revier, als jene Gewächse zur Ernte reifen. Nur Mais, Bohnen und Kürbisse, die binnen wenigen Monaten Frucht versprechen, werden von den Weibern angebaut, und selbst die Reife der Maiskörner wird oft nicht erwartet, sondern der halbreife Kolben am Feuer geröstet. Die Weiber uchen essbare Wurzeln (Cará, Bataten), Palmkohl, die verschiedenen Früchte des Waldes, unter denen die Sapucaja am meisten Nahrungsstoff darbietet, und Honig. Sie bestellen die Küche in einfachster Weise, indem sie das Wild am Spiess, Carás und Bataten in der Asche, Kürbisse in der Erde braten, andere Vegetabilien in einem schlecht gebrannten Topfe sieden. Ja, sogar dieses einfache Geräthe ersetzen sie oft durch ein Glied von dem riesenhaften Bambusrohr, in welchem mit einiger Vorsicht Wasser siedend erhalten werden kann. Ein junges, noch ungetheiltes Blatt der Pati-Palme (Diplothemium caudescens), das sie kahnförmig unter einen Stock binden und mit Wasser gefüllt dem Feuer aussetzen, dient bei Ermanglung besserer Geschirre, um Wasser zu kochen. Ihre Wasserschalen bereiten sie aus Bambusrohr oder Kürbissen, und nur da aus den Früchten des Calebasse-Baumes (Crescentia Cujeté), wo sie diese von dem durch die Einwanderer angepflanzten Baume erhalten können.

Der Gebrauch der Hangmatte war dem Botocudo ursprünglich unbekannt. Er schlief nicht einmal auf einem Gestelle, sondern auf dem Boden, über welchen ein grosses Stück Baumbast (Tchoon-cat) *) ausgebreitet war oder in der Asche der ausgebrannten Feuerstelle. Wie alle Indianer sind sie Schwimmer, aber Fahrzeuge zu zimmern waren sie nicht im Stande; nur höchst unvollkommene kleine Kähne, durch Feuer aus dem Stamme der Barriguda ausgehöhlt, oder aus Baumrinde zusammengebunden, waren bei ihnen, und zwar vor Bekanntschaft mit den Einwanderern nur selten in Uebung. Die Spindel zum Drillen des Baumwollenfadens kannten sie nicht. Ihre Flechtwerke und Bogensehnen wurden, wie bei den Goyatacás, aus dem Baste der Ambaiba (Cecropia) oder aus dem eines Seidelbastähnlichen Strauches (Funifera) und den Luftwurzeln mehrerer Schlinggewächse (Aroideae) hergestellt. Die Waffen des Botocudo bestehen lediglich aus Bogen und Pfeil. Von letzteren hat er, für die verschiedenen Zwecke, dreierlei Arten **), aber nicht vergiftet. Die grosse, schwere, glattpolirte Kriegskeule, welche bei allen Indianern im Norden üblich ist, und sogar den kriegerischen Horden vom Gês-Stamme nicht fehlt, ist dem Botocudo unbekannt, er bedient sich statt ihrer des ersten besten Knüttels, für den er keinen andern Namen hat, als eben „Holz" (tchoon).

---

*) Sie benützen dazu vorzüglich den Bast von Lecythis- und Couratari-Arten, welcher durch sein zähes dichtes Gefüge die Stelle von Geweben vertreten kann, und für die Benutzung längere Zeit in Wasser eingeweicht und zwischen Steinen geschlagen wird. Eine Art dieses Bastes dient ihnen, locker aufgezasert, als Zunder, wenn sie durch Reiben zweier Hölzer Feuer machen.

**) Für den Krieg, für grosse und kleine Jagdthiere. St. Hilaire a. a. O. erwähnt, dass sie die grossen Kriegspfeile (Uagike comm), deren Spitze vom Rohr der Tagoara gemacht ist, mit dem Safte gewisser Pflanzen vergiften. Pr. v. Neuwied, der, als unmittelbarer Beobachter, mehr Vertrauen verdient, behauptet das Gegentheil. Von den Indianern im östlichen Brasilien sollen nur die Camacans ihre Pfeile (mit dem Safte einer Asclepiadea?) vergiften.

Dieser tiefen Stufe ihrer Kunstfertigkeiten und häuslichen Zustände entsprechend, ist auch das Leben der Gesammtheit ohne alle Entwickelung. Von allgemeinen volksthümlichen Einrichtungen keine Spur. Die einzelnen Gesellschaften bestehen aus zehn bis sechzig waffenfähigen Männern (Bögen) mit ihren Familien. Sie haben kein geschlossenes Territorium, weil keine fixen Wohnsitze, und nur das Jagdrevier wird nach besprochener oder stiller Uebereinkunft zwischen den einzelnen Banden festgestellt. Uebergriffe hierin rächen die Betheiligten durch Schlägereien, die als die roheste Form eines Zweikampfes zu gegenseitiger Genugthuung betrachtet werden können. Der Anführer der Gemeinschaft übt nur geringe Macht aus. Seine Würde ist nicht erblich; sein Ansehen reicht nicht immer hin, die Streitigkeiten in der Gemeinschaft selbst zu schlichten, deren Veranlassung meistens die Weiber geben. Nach einigen Nachrichten pflegt der Häuptling und unter gewissen Umständen jeder ältere Botocudo von dem durch ihn *) erlegten Wild nichts oder nur einen sehr geringen Antheil zu beanspruchen. Es liegt dieser Sitte der Wahn zu Grunde, dass dem Tödter der Genuss des Fleisches schädlich sey. Ob sich diess auch auf die von ihnen erlegten und zu verzehrenden Menschen erstreckt, ist mir nicht bekannt; Anthropophagen sind aber sonst alle Botocudos gewesen. Sie pflegten nicht bloss die Erschlagenen feindlicher Stämme: der Pataschós, Machacaris **), Capochós, Macunis u. s. w., welche einer andern Nationalität angehören, sondern auch der Malalis, Puris und Coroados, die aus derselben Wurzel mit ihnen selbst stammen, kaum gar geröstet, zu verzehren. Der Kopf getödteter Feinde wird allein übrig gelassen, und dient auf einer Stange aufgestellt, als Trophäe,

---

*) Prinz v. Neuwied will diesen Gebrauch nach seinen Erfahrungen unter den brasilianischen Wilden nicht bestätigen (Reise I. 143). Aber so wie Herrn Freyreiss ist er mir öfter, als hier üblich, berichtet worden.

**) Diese beiden Horden nennen sie Nampuruck und Mavon: Neuwied II. 44.

an der sich junge Pfeilschützen üben. Uebrigens hat man bei den Botocudos am Rio Belmonte, die im Allgemeinen minder roh und feindselig beschrieben werden, als die Banden am Rio Doce, auch Gefangene wahrgenommen.

Ich habe bereits an einem andern Orte *) bemerkt, dass die Kenntnisse der Indianer von Heilmitteln sehr beschränkt, und dass viele, ja wohl die Mehrzahl der jetzt im Lande verwendeten nicht durch sie in Uebung gekommen seyen. Dafür sprechen auch die Berichte über die Botocudos. Als eine bei ihnen häufig benützte Arzneipflanze wird eine, mit grossen Brennstacheln versehene Pflanze aus der Familie der Euphorbiaceen, Cnidoscolus, brasilianisch Cançançâo, tupi Pinó, genannt, womit sie kranke Körpertheile schlagen, worauf Einschnitte mit scharfen Rohrspänen gemacht werden. Ausser solchen Scarificationen üben sie und die Coroados, gleich den von Wafer in Darien beobachteten Wilden eine Aderlass mittelst eines Bogens und Pfeils, dessen Krystallspitze nur eine seichte Wunde machen kann. Brüche heilen sie, nach der Reposition, durch langfortgesetztes Auflegen des zerquetschten Krautes eines s. g. Baumbartes, Tillandsia recurvata, Geschwüre durch Umschläge von milchenden Pflanzen (Apocyneen). Ihre Chirurgie kennt das Zunähen grosser Fleischwunden. Als schweisstreibendes Mittel benutzen sie den auf glühenden Steinen entwickelten Wasserdampf **). Die Todten werden nach Neuwied ***) horizontal, nach St. Hilaire †) aufrecht, mit über die Brust gekreuzten Armen, die Schenkel an den Leib angezogen, in seichte Gruben, entweder in der Hütte, die dann verlassen, gleichsam dem Verstorbenen eingeräumt wird, oder in deren Nähe, begraben. Im letztern Fall errichten sie

*) Systema materiae medicae vegetabilis brasiliensis p. XVII.

**) Prinz Max von Neuwied, Reise II. 54. — von Eschwege, Journal ven Brasilien I. 106.

***) a. a. O. II. 56.

†) a. a. O. II. 161.

über dem Grabe ein Lattengerüste, das mit Palmblättern gedeckt, mit Vogelfedern oder dem Felle eines Thieres verziert wird, und halten einige Zeit lang die nächste Umgebung von Unkraut rein, ebenso wie diess von dem Grabe eines angesehenen Timbirá berichtet wird *). Waffen und Geräthe werden den Todten nicht mit ins Grab gegeben, und nur selten jene darauf verbrannt. Doch pflegen sie am Grabe längere Zeit hindurch Feuer zu unterhalten, um, wie man annimmt, feindliche Geister vom Todten fern zu halten. Selbst entfernt wohnende Verwandte sollen desshalb von Zeit zu Zeit an die Grabstätte zurückkehren. Der Verstorbene ist übrigens bald vergessen. Die Beschäftigung mit den Gebeinen des Todten, sonst so üblich unter den Amerikanern, und auch unter den benachbarten, (ja den ursprünglich verwandten?) Gês (S. oben S. 291.) herrschend, findet man nicht. Auch hier also zwar der Glaube an die Fortdauer nach dem Tode, aber, entsprechend der tief gewurzelten Rohheit, nur wenig Sorge für den Todten, mit ihm nur kurzer Verkehr.

Der feine portugiesische Beobachter, dessen ich bereits gedacht habe, Visconde d'Itabayana, will bei den Botocudos Spuren gefunden haben, die auf die Anerkennung eines durchgreifenden Dualismus in der Natur, zweier höchsten Principe, eines guten und eines bösen, schliessen liessen. Ienes wäre durch die Sonne, dieses durch den Mond repräsentirt. Verehrung werde zwar keinem von beiden gezollt, aber die schädliche Einwirkung des Mondes in scheuer Furcht anerkannt und bei nächtlichen Zusammenkünften gefeiert. Hiemit dürften sich allerdings andere Nachrichten in Verbindung setzen lassen. So berichtet Prinz Max von Neuwied: „Der Mond (Tarú) scheint unter allen Himmelskörpern bei den Botocudos im grössten Ansehen zu stehen, denn sie leiten von ihm die meisten Naturerscheinungen her. Seinen Namen findet man in vielen Benennungen der Himmelserscheinungen wie-

*) Revista trimensal III. 195.

der *). Der Mond verursacht nach ihrer Idee Donner und Blitz; er soll zuweilen auf die Erde herabfallen, wodurch alsdann sehr viele Men-

*) Reise, II. 59. Göttling lässt sich in seinen Erörterungen zu des Pr. v. Neuwied Vocabularien (Reise II. 315) folgendermassen vernehmen: „Tarú bezeichnet ursprünglich den Mond und wahrscheinlich auch die Sonne, dann aber, durch eine sehr natürliche Ideenverbindung, auch die Zeit. Dass den Botocuden für den Begriff der Zeit der Mond wichtiger war, als die Sonne, in so fern bei ihm bestimmte äussere Kennzeichen eine Zeitabtheilung leichter herbeiführen, mag Veranlassung geworden seyn, dass die Sonne nur den Namen Tarú-ti-po erhielt. Pó heisst der Fuss, also als Bezeichnung der Sonne eigentlich: der Läufer am Himmel. Es entspricht diess ganz dem ὑπερίων, der oben am Himmel geht, und λυκάβας, der in glänzender Bahn eilt (erst die Sonne, dann das Jahr der Griechen). Dass Tarú auch die Sonne heisst, geht aus den Worten Tarú-te-ning, Sonnenaufgang, und Tarú-te-mung, Sonnenuntergang, hervor. Ning, kommen, und mung, fortgehen, sind Zeitwörter, deren Infinitive hier als Substantive gebraucht sind. Tarú-njep, Mittag, ist die Zeit, wo die Sonne scheinbar festsitzt. Durch die Ideenverbindung der Zeit mit dem Worte Tarú erklären sich nun die Wörter: Tarú--te-tú, die Nacht, die Zeit, da man nichts zu essen hat (tu Hunger); Tarú-te-cuong, der Donner: (eigentlich, wenn's brüllt, denn cuong soll den Klang des Donners nachahmen); Tarú-te-merän, der Blitz, wenn man mit den Augenliedern zucken muss, denn meräh blinzen (wie das deutsche Blitz gebildet); Tarú-te-cuhú, der Wind, d. h. wenn's braust, cuhú ahmt das Brausen des Windes nach.“ — An diese Erörterung, welche als Beispiel dienen mag, wie der geistreiche Sprachforscher selbst die ärmlichen Wortsammlungen des Reisenden auszubeuten versteht, knüpfe ich die Bemerkung, dass die Sprachen der brasilianischen Wilden nur selten Sonne und Mond mit demselben Stammworte bezeichnen (wie etwa mehrere Horden vom Gês-Stamme mit Putt), gemeiniglich aber verschiedene Wurzelworte dafür haben. Bedeutsam ist es auch, dass in einigen weit abgelegenen Völkerschaften die Benennung Taru des Mondes wieder anklingt, so Teóro, bei den Betoi am Rio Casanare, oder im Gebiet der Moxos Irare und Bari bei den Cayubaba und Sapibocona, Gähri bei den Uainumá am Amazonas. Die Stammsylbe Ar aber begegnet uns in der Tupisprache mit der Bedeutung: Entstehen, Werden, Herausbewegt werden, und davon Ara, die Zeit, der Tag, die Stunde, die Gelegenheit, die Welt. — Bei der Horde

schen umkommen. Sie schreiben ihm ebenfalls das Missrathen gewisser Nahrungsmittel, gewisser Früchte u. s. w. zu, und haben dabei allerlei abergläubische Zeichen und Jdeen.“ Die Furcht vor den ungünstigen Einwirkungen, zumal auf Kranke, Gebärende, Wöchnerinnen, Verwundete, findet sich bei den Indianern überall und wird von vielen Brasilianern getheilt. Sie ist auch gerechtfertigt durch mancherlei Erfahrungen, und der rhythmische Zusammenhang zwischen Mond- und Fieber-Erscheinungen so augenfällig, dass er auch dem rohen Wilden nicht entgehen konnte. Dagegen die gleichförmige, majestätische Erscheinung der Sonne, mit den wohlthätigen Wirkungen von Licht und Wärme, der Tag, ein Feld für gleichmässige Bethätigung aller Sinne: so ist es leicht erklärlich, dass von jenen beiden, im Sinne des Wilden lebendigen Bewohnern des Firmamentes der Mond als der feindliche gefürchtet, dass mit ihm alle furchtbaren Ereignisse in Verbindung gebracht werden. Die bei sehr vielen amerikanischen Völkerschaften herrschende Sitte, während schwerer Donnerwetter, Sonnen- und Mondsfinsternisse und dergleichen unter Geschrei (bei den Peruanern unter Hundegebell) Pfeile in das Firmament abzuschiessen, wird auch hier beobachtet *). Aber nur schwach ist das Selbstgefühl des Indianers gegenüber seinen Göttern. Er trotzt ihnen nicht im Sinne des Prometheus, unterwirft sich vielmehr den dunklen, feindlichen Mächten in dumpfem Aberglauben und blinder Furcht. So erhebt sich der Botocudo wohl schwerlich zu der Idee einer schöpferischen, Alles beherrschenden Kraft, sondern ausser der Scheu vor dem Mond hat er nur den Aberglauben an vielerlei böse Geister **), Gespenster, welche ihn

der Nac-nanuks finden wir übrigens, nach Renaults Aufzeichnung, für Mond auch den Ausdruck Kmouniak.

*) Renault bei Castelnau Expédition V. 260.

**) Der böse Geist heisst hier Jántschong. Es verdient vielleicht bemerkt zu werden, dass unter den brasilianischen Wilden keine Uebereinstimmung im Namen des bösen Geistes gefunden wird. Jedes Rothwälsch hat einen an-

unter mancherlei Form plagen oder verfolgen. Es ist aber schwer, in die Vorstellungen tiefer einzudringen, welche seinem Dämonencultus zu Grunde liegen. Mit Jedermann, ohne Unterschied, hierüber zu sprechen, vermeidet er aus Furcht, und nur solche Personen, zunächst Missionäre, welche sein volles Vertrauen zu gewinnen verstanden, und denen er mehr Kräfte als seinen Zauberern zutraut, werden von ihm hierüber richtige Aufschlüsse erhalten.

Wie schwer es übrigens sey, mit diesen Indianern über abstracte Gegenstände zu verkehren, lehrt uns selbst die flüchtigste Bekanntschaft mit ihrer Sprache. Diese ist voll von Onomatopöen und eben so arm *) und einfach, als sie wegen zahlreicher Hauch- und Nasenlaute, unreiner Vocale, gehäufter Consonanten, und kurzer und scharfer Accentuirung, wegen Unbrauchbarkeit der Unterlippe auf Lautbildung in der Nase und in der Tiefe des Rachens angewiesen, vom europäischen Ohr nur unvollkommen aufgenommen und schriftlich wiedergegeben werden kann. Es liegen vor uns fünf verschiedene Vocabularien, die in zahlreichen Abweichungen einerseits die Schwierigkeit gleichmässiger Auffassung, andererseits aber auch die Unbestimmtheit und Volubilität beurkunden, womit ein und dasselbe Wort von verschiedenen Individuen ausgesprochen, ja nach Laune und Umständen abgewandelt und verändert wird. Der französische Ingenieur Victor Renault **), welcher unter den Botocudos längere Zeit gewohnt und von zwei Horden Vocabularien aufgenommen hat, erzählt von der Leichtigkeit, womit er die ihn begleiten-

---

dern Teufel. Mit dem Jantschong der Botocudos wäre etwa noch vasun der Maypures zu vergleichen.

*) Castelnau, Expédition I. 198 V. 249.

**) Wenn der Botocudo Etwas sehnlich wünscht und verlangt, oder in Leidenschaft geräth, so erhebt er die Sprache zu einem monotonen Gesang. Es ist, als wenn er die Armuth seines Ausdrucks durch die erhöhte Stärke des Lautes ersetzen wollte, eben so wie er Vielheit, Grösse, Unbegrenztheit durch die Wiederholung desselben Wortes andeutet, z. B. ouatou-ou-ou-ou-ou-ou der grosse Fluss, das Meer; ein fast allen Indianern gemeinsamer Zug im Sprachcharakter.

den Wilden bestimmt habe, neue Worte für irgend einen Gegenstand zu erfinden. Einer von ihnen, gleichsam von einem plötzlichen Einfall ergriffen, habe das Wort mit lauter Stimme ausgerufen, und die Andern es, unter Gelächter und Geschrei, öfter wiederhohlt, worauf es unter Allen Geltung genommen habe. Es sey merkwürdig, dass fast immer die Weiber sich die Erfindung neuer Worte angelegen seyn liessen, wie auch die ihrer Lieder, Klaggesänge und rednerischer Versuche.

Die hier gemeinten Wortbildungen beziehen sich wahrscheinlich auf Gegenstände, welche dem Botocudo vorher unbekannt, also in seiner Sprache noch gar nicht vertreten waren, wie für Pferd: Kraine-joune = Kopf-Zähne; für Ochs: Po-kekri = Fuss gespalten; für Esel: Mgo-jonne-grak-orône = Thier mit langen Ohren. Aber auch für bekannte und schon benannte Gegenstände mag in ähnlicher Weise oft eine neue Bezeichnung entstehen, alsbald in der Familie und Horde gebraucht werden und sich immer mehr verbreiten. Die zahlreichen Vermischungen der nomadisirenden Indianer von verschiedener Nationalität mussten, unter solchen Umständen, die gräulichste Sprachverwirrung herbeiführen. So rechtfertigt sich die von Kennern indianischer Zustände gemachte Behauptung, die Urbewohner Brasiliens hätten keine Sprache mehr, sondern nur Rothwälsch (nâo tem lingua; fallâo sô em geringonza).

Die Puris und die Coroados

sind ohne Zweifel Theile vom Volksstamm der Crens und ich halte sie, obgleich ihre Sprache gegenwärtig vielfach von jener der Botocudos abweicht, doch nur für von dieser Haupthorde vor längerer Zeit abgezweigte Banden. In den wesentlichen Zügen des Körperbaues und der Sitten, in dem rohen Nomadenthume, ohne Landbau, in den sehr unvollkommenen Wohnungen, der Schlafstätte auf dem Boden oder im Aschenraume, der Art ihrer Waffen, Bogen und Pfeil ohne die Kriegskeule, in der geringen Entwickelung häuslicher

und bürgerlicher Zustände, denen auch hier die Polygamie zu Grunde liegt, kommen sie mit den Botocudos überein. Wie bei den Indianern vom Gês-Stamme findet man hier die Sitte eines straffen Bandes unter den Knieen und oberhalb des Fussgelenkes. Die Jungfrauen sollen diesen Schmuck am Tage der Verehelichung ablegen und dagegen eine Stirnbinde tragen. Diese ist vielleicht ein Symbol der Mütterlichkeit, denn an einem verlängerten Stirnband tragen diese wie die meisten benachbarten Indianerinnen ihre Säuglinge auf dem Rücken. Die unförmlichen Nationalabzeichen in Lippe und Ohren sind wahrscheinlich bei der Trennung aufgegeben worden, und Sitten und Gebräuche haben nur da von der ursprünglichen Rohheit verloren, wo die Horden mit andern, bereits von den Brasilianern civilisirten Indianern, Abkömmlingen der Goyatacás und Tamojos, in Berührung kamen. Welchen Namen sich die s. g. Puris selbst beilegen, ist nicht berichtet, nur drei ihrer Horden werden als: Sabonam, Uambori und Xamixuna *) aufgeführt. Puri heisst in ihrer Sprache ein Räuber**); es ist ein Schimpfname, welchen sie sich gegenseitig beilegen. Auch von den Coroados fehlt uns ein Stamm-Name. Bei den Coropós heissen sie Tschack-Kuibn. Coroados, die Gekrönten, sind sie von den Brasilianern genannt worden, weil sie die Haupthaare, wie die Botocudos, nur auf dem Scheitel stehen liessen.

Auch sie haben, wie die Puris, den Schmuck der Lippenscheibe aufgegeben. Auf den Wangen pflegen sie sich zur Zierde ein Stern-

---

*) Von Eschwege Journal von Brasilien I. 77.

**) Von Eschwege Journal I. 108. Nach einer andern Nachricht (Revista trimensal V. 70.) hiessen die Puris auch Packis, was „gente mansa ou timida, zahme, furchtsame Leute“ bedeuten soll, und ohne Zweifel auch ein von andern Indianern ertheilter Name, mit verächtlicher Bedeutung, wie in S. Paulo Camé, der Feige, ist. Uebrigens schreibt man auch Purys, Pories, Pouris. Von den Coropós werden sie Puari genannt.

chen oder Kreuzchen einzuätzen; die Weiber ähnlichen Schmuck auf die Brüste, und manche Männer tatowiren allerlei Linien auf den innern Arm, in dem Wahn, dass ein leichter Blutverlust an diesem Theile sie zu sichern Bogenschützen mache.

Nach einer noch vor vierzig Jahren unter ihnen lebendigen Tradition gehörten die Puris und die Coroados ehemals zusammen. Sie trennten sich wegen eines Zwistes zweier mächtigen Familien und wurden Feinde. „Die Urgrossväter der Coroados", so schreibt v. Eschwege im J. 1816 *), theilten sich in drei Stämme, wovon sich nur die Namen zweier: Meritong und Cobanipaqué, erhalten haben, der des dritten bereits verloren gegangen ist. Dieser beiden Namen erinnern sich nur die älteren Personen unter ihnen, so dass, wenn noch eine Generation dahin ist, auch die wenige Kunde von jenen Stämmen erloschen seyn wird." Aus dieser Gleichgültigkeit für die Fortpflanzung der Traditionen schliesst von Eschwege, dass die dunkle Sage von der Trennung der Puris und Coroados, als einer besonders merkwürdigen Thatsache, etwa noch einmal so alt sey, als jene von der Theilung der Coroados, welche diese aus dem Munde der Urgrossväter bewahrt hatten. Wir wollen die Berechtigung solcher Schlüsse dahin gestellt seyn lassen, dürfen aber nicht verkennen, dass, nach allen bisherigen Erfahrungen hier der Process ethnographischer und linguistischer Abartung sehr schnell von Statten gehe. Wenn derselbe Beobachter „das jüdische Gesicht der Coroados, mit geraden, zuweilen unterwärts gekrümmten Nasen, und kleinen, oben gerade geschlitzten Augen auffallend verschieden gefunden hat von den regelmässigen runden Gesichtern der Puris, mit stumpfen Nasen und grossen Augen", so darf man nicht vergessen, dass er, wie jeder Reisende unter diesen Wilden, in seinen Beobachtungen auf wenige Ortschaften (Rancharias) beschränkt war, deren Bewohner, bei

*) Journal von Brasilien I. 159.

fortwährender Vermischung in den nächsten Verwandtschaftsgraden *) eine auffallende Aehnlichkeit der Gesichtszüge ausprägen mögen, welche jedoch vielmehr dem Typus einer Familie als jenem eines Stammes entspricht. Diess Verhältniss erklärt auch die überall constatirte Thatsache, dass sich Indianergemeinschaften um so eher erhalten, und um so weniger leiblich und geistlich verkommen, je zahlreicher sie sind, und um so häufiger sie Ehen ausser der Familie schliessen.

Die Puris sind erst später, als die Coroados, nämlich am Anfang dieses Jahrhunderts mit den Europäern in Berührung gekommen. Noch vor dreissig Jahren fürchtete man sie als wilde, menschenfressende Nomaden ebenso wie die Botocudos. Wie diese wurden sie als vor dem Gesetz vogelfrei betrachtet und wie wilde Bestien gejagt. Jhre Hütten waren von der leichtesten Art aus Zweigen oder Palmwedel, eher für Eine Nacht als für längeren Aufenthalt errichtet **). Die Hangmatte war ihnen unbekannt; sehr wenig im Gebrauch die Baumwolle, deren Faden sie durch den Bast des Cecropia-Baumes für Flechtwerk (Körbe, Panacú u. s. w.) und für die Bogensehne ersetzten. Sie streiften in den Wäldern zwischen der Serra da Mantiqueira und dem obern Paraiba-Fluss und von da gen N. O. bis zum Rio Doce in das Innere der Provinz von Espiritu Santo, südlich von jenen Gegenden, die die Botocudos inne hatten. Die Coroados, welche am untern Paraiba und nördlich von diesem Flusse von den eindringenden Colonisten schon seit 1757 gedrängt und theilweise civilisirt worden waren, haben ihre Halbcultur mit zunehmender Raçeverschlechterung bezahlt. Die Puris

*) Es ist nichts Seltenes, dass ein Indianer Vater und Bruder des Sohnes ist. v. Eschwege Journal I. 121.

**) Es ist bemerkenswerth, dass sie für diese ihre Wohnung, eben so wie die Coroados, die Bezeichnung Guára, Cuári haben. Coára heisst in der Tupisprache Loch, Aufenthaltsort.

sind von stärkerem Körperbau als die Coroados, obschon auch sie nicht zu den grösseren und schlanken Indianern Brasiliens gehören. Mir ist ihre Bildung abschreckend hässlich erschienen, da sie die ersten Wilden waren, welche mir mit dem Ausdruck noch vollkommen ursprünglicher Rohheit zu Gesicht kamen. Aber im Vergleiche mit den Coroados gewinnen sie, weil ihre Physiognomie, wie die aller noch nicht von der europäischen Civilisation veränderten, das Gepräge von Offenheit*), gutmüthiger Unbefangenheit und Freiheit an sich trägt. Die Coroados dagegen, an denen bereits seit sieben Decennien Culturversuche gemacht worden waren, beurkundeten in ihren Gesichtszügen jenen trübseligen Ernst, die verschlossene Trägheit und Apathie, wohin der Indianer gewöhnlich neben den Weissen geräth. Uebrigens waren die Coroados in den Kriegen mit den Puris fast immer Sieger, weil sie in grösserer Anzahl und mit überlegener Schlauheit angeführt kämpften. Dadurch ist die Annäherung der Puris und Brasilianer und ihre theilweise Unterwerfung beschleunigt worden.

Die erste fixe Niederlassung der Puris durch die Portugiesen wurde i. J. 1800 in der Aldea de S. João de Queluz im nördlichsten Winkel der Provinz von S. Paulo, am Paraibafluss gegründet **). Damals belief sich die Zahl aller Puris noch auf mehrere Tausend; aber Krankheiten in der bald wieder aufgegebenen Niederlassung, später ***) der unglückliche Versuch, sie aus den Wäldern in das Hochland von Minas zu versetzen, und die fortwährenden Kriege mit

*) Marlière gibt diesen Natursöhnen dasselbe günstige Zeugniss, wie andere Beobachter den Botocudos. Er nennt ihren Charakter liebenswürdig, sie sind nach ihm tapfer, uneigennützig, mässig und dankbar. Etwa 500 Köpfe waren vom dem menschenfreundlichen Manne in der Aldea zwischen den Rios da Pomba und Pardo, zwei nördlichen Beiflüssen des Paraiba, vereinigt worden.

**) Revista trimensal V. 69.

***) S. v. Eschwege Journal von Brasilien I. 100.

den Botocudos und Coroados haben die Zahl dieser Horde sehr vermindert, und die noch freien Puris sollen zum Theil auch andern nomadischen Horden sich angeschlossen haben. Coroados waren theilweise schon früher in mehreren Aldeas in der Nähe des Rio Paraiba (in Ubá*), Aldea da Pedra oder S. Joze de Leonissa und in S. Fidelis) vereinigt worden; die grössere Zahl, nach einer Schätzung Marlière's 1900 Köpfe, welche in ohngefähr 150 zerstreuten Hütten wohnten, wurden um das Iahr 1813 von diesem, ihrem Director, in der fruchtbaren Ebene am Rio Xipotó, einem Beifluss des Rio da Pomba unter brasilianischem Schutz zusammengebracht und haben seitdem solche Fortschritte im Landbau gemacht, dass sie als nomadische Horde bald gänzlich erlöschen werden. Zur Zeit ihrer Vereinigung unter die brasilianische Autorität waren sie der Anthropophagie, welche früher ohne Zweifel bei ihnen und den Puris wie bei den Botocudos im Schwange war, nicht vollkommen entfremdet. Bei Gelegenheit eines Sieges über die Puris brachten sie den Arm eines erlegten Feindes zu ihrem Trinkgelage, steckten ihn in das Getränke (Viru) aus gekochtem Mais, welches sie mittelst gekauter Körner in Gährung zu versetzen pflegen, und saugten daran**).

Diese Coroados hatten zur Zeit, als ich sie besuchte (1818) bereits statt der Schlafstelle auf dem Boden eine Hangmatte, aus weissen oder blaugefärbten Baumwollenfäden sehr unvollkommen geflochten, in Gebrauch genommen, und verkehrten, wenn auch misstrauisch und zurückhaltend, mit den Brasilianern, die zu ihnen kamen, Wachs und Ipecacuanha-Wurzeln (Poaya, von den Coroados Wossända genannt) zu holen. Für ihre Zähmung und

*) Am Rio Bonito nennt St. Hilaire (Voy. dans les Prov. de Rio de Janeiro etc. I. 41 zwei Banden der Coroados: Tampruns und Sasaricons. Bedeutung und Ursprung ist, wie in den meisten Fällen, unbekannt.

**) G. Th. Marlière's offizieller Bericht vom Jahre 1813 in v. Eschweges Journal I. 121.

Belehrung bediente sich Hauptmann Marlière der Coropós, welche, einige hundert Köpfe stark, in ihrer Nähe und in bestem Einvernehmen mit ihnen lebten. Diese Coropós *) hatten, als Reste **) der Goyatacás, kirchliche und andere civilisirende Einwirkungen von den Missionen und von den ehemals in der Nähe wohnenden Tamoyos empfangen, und so dürfen wir annehmen, dass manche Anfänge der Cultur, wie der Gebrauch der Hangmatte und des Wortes Tupan, die wir gegenwärtig unter den Coroados finden, das Resultat eines im Verlaufe fast eines Iahrhunderts schon sehr zusammengesetzten Cultureinflusses sind. Dass übrigens hiemit noch zur Stunde die angebornen wilden Sitten nicht gänzlich verändert worden seyen, melden die neuesten Berichte. Noch immer braten sie das erlegte Wild wie ehemals am Spiess, und kochen, ohne Salz, in Ermanglung von irdenem Geschirre in einem grossen Bambusrohre, oder sie rösten, wie die Indianer vom Gês-Stamme, Fleisch und Kürbisse in einer mit Laub bedeckten Erdgrube, worüber ein grosses Feuer brennt. Noch immer haben sie keinen ernsten Anlauf zur Landwirthschaft genommen. Ueber die kleine, nicht stationäre Pflanzung von Bananen, Mandiocca und Mais hinaus haben sie keinen Blick. Rinder- selbst Schweine-Zucht ist ihnen unbekannt, obschon sie manchmal Ferkel des einheimischen Schweins (Taitetú) aufziehen und zähmen und die Weiber sich mit der Pflege von Papageien nicht ungern beschäftigen. Von unsern Hausthieren haben sie nur den Hund und das Huhn aufgenommen. Um den Hund, meistens eine

*) Der Coroado nennt den Coropó Saüri, den Botocudo Botschorin-baitschúna.

**) Aug. de S. Hilaire, Voyage dans le District des Diamans etc. II 115, hält die Coropós für eine von den Goyatacás unterjochte und mit ihnen verschmolzene Horde, die Coroados aber für die Reste der alten Goyatacás, welche dem Vertilgungskrieg v. J. 1630 entgangen wären. Diese, den oben angeführten Nachrichten widersprechende Ansicht überlassen wir der Kritik der Herrn Ad. de Varnhagen, Joaq. Norb. de Souza Silva und anderer brasilianischer Geschichtsforscher.

mittelgrosse, schwarz behaarte spitzköpfige Raçe, an sich zu gewöhnen, bindet ihn der Coroado Nachts an seinen Fuss an. Hähne halten sie, wahrscheinlich als Wächter, viel lieber als Hennen, so dass man in einer Niederlassung (Rancharia) dieser Wilden vor nächtlichem Krähen manchmal nicht zur Ruhe kommt. Obgleich mehrere Pfarreien in der Nähe dieser Wilden errichtet, und die Geistlichen auf die Ausbreitung des Christenthums unter ihnen nachdrücklich angewiesen worden sind, will doch die Lehre nicht verfangen, und lieber als in der Kirche vereinigen sie sich zu wilden Festen, wo Männer und Weiber, voll grotesker Malereien von rothem Bolus, geziert mit bunten Federbinden, in lärmenden Reihen, die eine Hand auf der Schulter des Vormannes, einhertanzen. Das Verharren in diesem rohen Zustande, obgleich die ringsum zunehmende Bevölkerung der Brasilianer ihnen stets häufiger die Elemente der Civilisation entgegenbringt, hat manchen Philanthropen zu der Behauptung veranlasst, dass die Portugiesen der vergangenen Jahrhunderte es besser verstanden hätten, sich die Jndianer zuzuwenden und sie zu civilisiren. Solchen Vorwürfen jedoch dürfte man vor Allem den Umstand entgegenhalten, dass die Conquistadores und jene Portugiesen, welche das Land von den eingedrungenen Holländern und Franzosen befreiten, den Indianern leichter zum Gefährten und Bundesgenossen für abenteuerliche Entdeckungsreisen und Kriegs-Unternehmungen gewinnen konnten, als gegenwärtig für die Künste des Friedens.

Die Malalís

sind eine, jetzt schon durch Krankheit und feindliche Verfolgung, zumal der Botocudos, sehr verringerte Bande, deren gezähmte Familien in der Nähe des Militärpostens von Passanha, am Rio Sussuhy pequeno, einem nördlichen Tributär des Rio Doce, zugleich mit Monoxôs, Copoxôs und Panhámes eine Unterkunft gefunden haben. Es unterliegt keinem Zweifel, dass sie das Schicksal der Puris und

Coroados getheilt und sich in einer nicht bestimmbaren Periode von den Aimurês, freiwillig oder gezwungen, getrennt haben. Sie kommen in der Leibesbeschaffenheit: der gedrungenen Gestalt, dem breiten Brust- und Schulter-Bau, dem kurzen Hals, dem grossen runden Kopf, den etwas schiefstehenden Augen, hervorragenden Backenknochen, starken Kinnbacken, grossem Mund mit breiten Zähnen, den verhältnissmässig zum Oberkörper schwachen Füssen, und der schmutzig röthlich-gelben Hautfarbe vollkommen mit den Coroados überein. Viel weniger scheinen sie dem blässeren, schlankeren Menschenschlage vom Coropó-Stamme verwandt. Wie alle verjagten oder zersprengten Banden haben sie die sonst üblichen National-Abzeichen aufgegeben und sich im Drang der Selbsterhaltung mit andern schwachen Haufen verbunden und vermischt. In Folge hievon sprechen sie ein Rothwälsch, worin einzelne Worte an das Idiom der Aymorês und ihrer übrigen Stammgenossen, andere an die Verwandtschaft mit den Goyatacás erinnern. Nothdürftig verstehen sie die Puris und haben manche Worte der Coroados, wie der mit ihnen lebenden Coropós, ihrer Bundesgenossen, aufgenommen.

Der bereits vollständig gewordene Verlust aller National-Eigenthümlichkeit und die damit gleichen Schritt haltende Auflösung der Gemeinde, die bald nicht einmal in der Erinnerung existiren wird, rechtfertiget die Gleichgültigkeit des Ethnographen gegen Namen wie

die Ararys, Xumetós oder Pittás,

denn diese, in früheren Berichten vorkommenden Horden sind gegenwärtig vielleicht schon gänzlich erloschen. Wir wissen von ihnen, dass sie in ihrem National-Abzeichen, der Haarschur rings um den Kopf, und in ihren Sitten die grösste Verwandtschaft mit den Coroados zeigten; und da sie in deren unmittelbarer Nachbarschaft, nördlich vom Parahiba Fluss, lebten, sind sie wohl nur als ein-

zelne Banden oder vorgeschobene Posten derselben Nationalität zu betrachten, welche von der eindringenden Civilisation zuerst aufgerieben wurden. Die Ararýs wohnten in Minas, an dem Rio preto, einem nördlichen Beifluss des Parahiba. Nach einer bereits erwähnten Nachricht werden sie geradezu für eine Stammhorde der Botocudos gehalten, welcher Angabe die andere, dass sie sich durch sehr helle Hautfarbe und freie, offene Manieren ausgezeichnet hätten, nicht widerspricht. Die Xumetós (Chumetós) und Pittás wohnten weiter gegen S. O. am Parahiba. Individuen dieser drei Gemeinschaften sind in der Villa de Valença und Nachbarschaft angesiedelt gewesen.

Für die im vorhergehenden geschilderten Aymurês, Puris, Coroados, Malalis, Ararýs, Xumetós und Pittás ist kein gemeinschaftlicher Volksname in Brasilien üblich. Wenn wir dafür Cren (plural: Crens) gebraucht haben, so geschah diess nicht willkührlich, sondern weil man diess Wort in dem Munde vieler Indianer, besonders der schwächeren Banden jener Gegend, manchfach modulirt (Cren, Crän, Greng, Gucren, Guereng, Kerän), zur Bezeichnung der Botocudos findet. Am Flusse Itahype bei Ilheos wurden dem Prinzen von Neuwied und, zwei Jahre später, D. Spix und mir einige alte Indianer, als Abkömmlinge der Aymurês unter dem Namen der Guereng bezeichnet und die Kiriris in der Aldea da Pedra Branca sprachen von den Cräns als furchtbaren Feinden. Kerän heisst im Idiom der Botocudos das Haupt, und es ist nicht unwahrseheinlich, dass dieses Volk, so lange es, noch nicht von den Waffen der Portugiesen bedroht, nur andere, schwache Horden sich gegenüber sah, seine Ueberlegenheit auch in jenem Namen geltend machte. Da bei den nördlichen Clans vom Gês-Stamme das Wort Cran zu deren Bezeichnung gebraucht wird (vergleiche oben S. 284), überdiess auch einzelne Worte in Dialekten des Gês-Stammes mit denen der Crens zusammen stimmen, so liegt es nahe, an eine ehemalige Verbindung dieser Völkerschaften zu denken. Allerdings

aber wäre sie in eine frühe Periode zurückzuversetzen, denn im Allgemeinen zeigen die Gês in ihrer sittlichen und staatlichen Entwickelung einen Vorsprung vor den Crens. Was die körperliche Beschaffenheit betrifft, so stehen die letzteren näher an den nördlichen Haufen der Gês, in Piauhy, Maranhâo und Pará als an den Cayapos und Chavantes im Süden. Letztere sind grösser, schlanker, von mehr Ebenmass der Glieder und angenehmeren Gesichtszügen. Der Unterschied mag theilweise von der Verschiedenheit der Lebensweise abhängen, indem diese vorzugsweise in Fluren, jene in Wäldern wohnen; auch der gleichsam erblich gewordene Einfluss von Verunstaltung der Gesichtszüge dürfte hiebei in Anschlag zu bringen seyn. Uebrigens sprechen viele Erfahrungen dafür, dass selbst innerhalb weit zurückdatirender Grenzen eines Volksstammes auffallende körperliche Verschiedenheiten vorkommen können. Es ist denkbar, dass ein erbliches Vorwalten des (durch die Naturumgebung begünstigten) Temperamentes, ja des männlichen oder weiblichen Typus den späteren Generationen ein verschiedenes Gepräge aufdrücken könne; diess besonders da, wo sich solche Volkshaufen längere Zeit hindurch in vollkommener Abgeschlossenheit von andern vermehren. Dergleichen Erscheinungen begegnen uns auch bei der Beobachtung germanischer Volksstämme und deren erblichen Körperverschiedenheiten. Hier aber werden wir an eine solche Divergenz der somatischen Bildung innerhalb ursprünglicher Volkseinheit durch den Umstand erinnert, dass eine Verwandtschaft zwischen den ebenbesprochenen Stämmen der Crens und den Guatós am Paraguay Statt zu finden scheint. Wir haben schon oben (S. 245) auf die sprachlichen Beziehungen zwischen diesen und den Malalís hingewiesen. In körperlicher Wohlgestalt und amphibischer Lebensweise sind sie allerdings von den Crens an der Ostküste Brasiliens wesentlich unterschieden, und ganz dunkel sind die Beziehungen Beider zu einem ehemaligen Sonnen-Cultus. Nichts desto weniger muss auf die Anklänge in ihren Mundarten hingewiesen werden.

In dem grossen Raum, zwischen dem Waldgebiete der Küstencordillere, wo jetzt die Horden der Crens jagen, und den Niederungen am See Uberaba, wo der Guató fischt, ziehen noch andere Indianer umher, welche die Brasilianer auch Coroados nennen. In Cujabá kommen sie mit einer Haarschur gleich den Botocudos vor; und diese Indianer heissen manchmal auch, gleich dem Madeirastrome, Cayaris. Ob sie mit den Coroados in Ostbrasilien zusammenhängen, ob sie verwandt sind mit jenen in den Campos de Guarapuava der Provinz S. Paulo, welche den Scheitel abzuscheeren pflegen, ist unbekannt. Die von den Brasilianern lediglich nach jenem auffallenden National-Abzeichen ertheilte Benennung berechtigt zu keiner Annahme; jedenfalls aber wären bei weiteren Untersuchungen über den Zusammenhang der brasilianischen Horden alle diese Winke zu benützen. Aus den gegenwärtigen Materialien lässt sich kein Urtheil über die Herkunft fällen, und es bleibt späteren Untersuchungen vorbehalten, zu ermitteln: wo der Heerd dieses Volks gelegen? in welcher Richtung seine Theilung, Wanderung und Vermischung Statt gehabt?, welche Ursachen zusammengewirkt haben mögen, in Leibesbeschaffenheit, Sitten und Gebräuchen die gegenwärtigen Verschiedenheiten auszuprägen? Als Beitrag diene hier die Vergleichung einiger Worte, denen ich auch die, einigen Anklang verrathenden, aus der Patagonen-Sprache beifüge. Das hiebei dienende Vocabular verdanke ich meinem unvergesslichen Freunde, Don Felipe Bauzá, Reisegefährten Malaspina's. — Die Sprache dieses entlegenen Volkes weist übrigens auch Verwandtschaft mit Worten der Tupi auf. So Calum, Kind; tupi: columi oder curumim; Cocha, Hütte; tupi: oca (araucanisch: ruca, roca.)

Worte:	Botocudos	Puris	Coroados	Malalis	Guatós	Patagones
Kopf	Kerän	gueh	gueh	ako	do keu	guil
Haar	kerän-ké		gue	aö	ma eu	korgegue
Auge	ketom	mirih	merei, mereng	keto, aehetó	marei	gottel
Mund	gnima, kigaak	schoreh	tzore, schory	ajatoco, ja oco	djio	
Arm	kji-porock	cacohra	cacorre, cacora	nhimnoi	ma-po	
Fuss	po	schabrera	schara, tschaperre	apá(oh)	upoo	keal
Sonne	taru-ti-po		obeh	hapem	nouveai	shwim
Mond	taru, kmouniak	phethaña	petahra, pitatarang	ajé	upina	amanía
Erde	nak, naak	guascheh	oseh	am	mafo	
Wasser	magnan, moung-nang	mniaman	mniaman	keché	maguen	karra
Feuer	chom-päck, tschon-peuke	potté, pottá	pote, putapé	cuia	matá	hamonaka
Mutter	jokanne, kiopee	titscheng	nhaman, batschána	até, itá		yaman
Bruder	kenchack	schemaung	tschatay ioain	hagno		chen
Bogen	neem, naimé	mirining	mirinang, merindé	soihé	magatea	
Pelif	uagike	oboung	abong	poi	magil	

III. Stammgenossen der Gês.

Das zahlreiche, in viele Horden zerfällte Centralvolk der Gês hat sich gegen den Ocean hin in mehreren Banden ergossen, welche, zwischen die mächtigeren Nachbarn eingekeilt, auf enge Reviere angewiesen waren und eben desshalb Versuche im Landbau gemacht haben. Hierher gehören die Mongoyós, Camacans, Meniens, Catathoy's und Cotoxós, lauter schwache, zerstreut wohnende Haufen. Sie bewohnen die bergigen Gegenden zwischen dem Rio Pardo und dem Rio de Contas. Am längsten ist von ihnen die Horde unter dem Namen der Mongoyós oder Monxocôs bekannt. Schon von Laet werden sie unter dem Namen Mangajás angeführt. Die Camacans hat der Prinz Maxim. von Neuwied *) in Jiboya bei dem Arrayal de Conquista beobachtet; wir sahen sie in Ferradas **) oder, wie das Oertchen nach Errichtung einer Mission unter einem italienischen Capuziner genannt wurde, S. Pedro d'Alcantara. Sie wurden uns als identisch mit den Mongoyós genannt, aber beider Rothwälsch stimmt nicht vollkommen überein. Wahrscheinlich sind die Camacans, welche sich selbst diesen Namen beilegen, nur jener Theil der alten Mongoyós, welcher seine Selbstständigkeit am meisten erhalten hat. Sie wurden uns beiläufig als zweitausend Köpfe stark angegeben, von denen die meisten zwischen den Quellen des Rio da Cachoeira und dem Rio Grugunhy, einem Confluenten des Rio de Contas, gelagert seyn sollten. Mit den Abkömmlingen der Goyatacás leben sie in Frieden, dagegen mit den Botocudos, welche sie Kuanikochiä nennen, in beständiger Feindschaft. Die von uns beobachteten Camacans erschienen uns als ein derber und gesunder, breitbrüstiger, fleischiger Menschenschlag, von dunkler bräunlichrother oder Kupferfarbe; das Haupthaar trugen sie unbe-

*) Reise II. S. 211.

**) Reise II. S. 692.

schnitten und von ausserordentlicher Länge wild herabhängend. Barthaare waren nur an wenigen Männern zu bemerken, und auch die Augenbrauen pflegen sie sich sorgsam auszureissen. Sie hatten kein National-Abzeichen an sich oder nur eine kleine Oeffnung in die Ohrläppchen gebohrt. Ihr Zustand liess darauf schliessen, dass sie bereits längere Zeit in voller Freiheit und Abgeschiedenheit von andern Indianern wie von der civilisirten Bevölkerung lebten. In ihren Sitten und Gebräuchen findet sich eine auffallende Aehnlichkeit mit jenen der Gês. Sie schlafen nicht in der Hangmatte, sondern auf einem Lattengerüste, das sie mit trocknen Blättern und Thierfellen bedecken; und der Wettlauf mit einem schweren Stück Holz auf der Schulter ist auch hier im Gebrauch. Sie bedienen sich dazu eines Astes vom Barriguda-Baum (Chorisia ventricosa), der, um ihn leichter zu handhaben, mit einem dünneren in die Markhöhle getriebenen Stock versehen wird. Diese Gymnastik hatte schon Marcgrav (v. J. 1648 S. 279) von den Tapuyos beschrieben und abgebildet, unter welchem Namen vorzugsweise Horden vom Gês-Stamme zu verstehen sind. Auch in Federschmuck und in der Art ihrer Tänze und in der Art des Begräbnisses kommen sie mit den Gês überein. Kinderleichen begraben sie an jedem Ort ohne Unterschied. Die der Erwachsenen aber im Walde, bisweilen in sitzender Stellung, das Grab wird hoch mit Palmblättern bedeckt und darauf von Zeit zu Zeit frisches Fleisch gelegt. Sobald dieses von irgend einem Thiere gefressen wird, oder durch einen andern Zufall verschwindet, so glauben sie, es sey dem Verstorbenen willkommen gewesen, und hüten sich lange Zeit, von demjenigen Thiere zu essen, welches es lieferte.

In der Villa de Belmonte fand Prinz von Neuwied eine versprengte Bande dieser Mongoyós, die Meniens (sprich Meniängs), welche in vielfacher Vermischung mit Negern und Farbigen ihre Sprache verlernt hatten, so dass nur noch einige Alte derselben eines theilweise sehr abweichenden Rothwälsch mächtig waren.

Aehnlich dürfte es sich wohl auch bald mit den Catathoys, einer schwachen Bande, verhalten, welche an den nordwestlichen Grenzen von Porto Seguro herumzieht. Wie schnell diese armen Bruchstücke ihre Sprache, durch Abwandlung der eigenen und Aufnahme fremder Worte, verändern, beweist auch die Vergleichung der Vocabularien des Prinzen von Neuwied mit den unserigen. Dasjenige, welches wir in der Camacans-Mission von S. Pedro d'Alcantara aufzeichneten, weicht in vielen Worten von demjenigen ab, das eben dort aus dem Munde eines von Conquista herkommenden Indianers, nach seiner eigenen Angabe eines Cutachó, fixirt wurde. Letzteres stimmt aber vielfach mit dem Wörterverzeichniss, welches Prinz v. Neuwied in Jiboya bei dem Arrayal de Conquista von Mongoyós oder Camacans sammelte. Es ist diess reich an Wörtern aus den Dialekten der Crens. An der Grenze der Hauptreviere der Crens, Gês und Goyatacás wechseln einzelne Familien, gleich dem Wild, hin und her und gehen unter einander mannigfaltige Verbindungen ein, welche, je nachdem Männer oder Weiber in ihnen vorherrschen, das Jdiom mit Worten bald aus dem Leben des Mannes bald aus dem Beschäftigungskreise des Weibes versetzen. — Dass die Horden vom Gês-Stamme sich auf noch viel weiteren Wegen zwischen anderen Völkerschaften ausgebreitet haben, beweist unter andern die Erscheinung der Tecunas am oberen Amazonas, deren Vocabularien viele Anklänge mit den Cutachós und anderen Horden der Gês darbieten.

IV. Stammgenossen der Guck oder Coco.

In dem Gebiete, welches wir hier behandeln, zwischen den Hauptstädten Rio de Janeiro und Bahia, finden sich, ausser den erwähnten, keine Indianer im Zustand der Freiheit. Eine halbgezähmte Bevölkerung, die Spix und ich, im Jahre 1818, in der Villa da Pedra Branca, sahen, ist der Rest einer ehemals starken und weitverbreiteten Völkerschaft von eigenthümlicher und entfernter

Herkunft. Es sind diess die Cairiris und Sabujás, deren Kopfzahl uns auf 600 angegeben wurde. Der Heerd des Volkes, als dessen zersprengte Glieder diese ziemlich verkommene Bevölkerung betrachtet werden muss, scheint in den unzugänglichen, noch wenig bekannten Gebirgen der Gujana gelegen zu seyn. Kein gemeinsamer Name kann für diesen Volksstamm aufgefunden werden. Gespalten während vieljähriger Wanderungen, mit andern Stämmen, Freunden und Feinden, vielfach vermischt, hat er seine Sprache in mancherlei Rothwälsche aufgelöst, die nur sehr wenig inneren Zusammenhang verrathen, und seine Sitten haben, unter dem Eindruck verschiedener Oertlichkeiten und Bedürfnisse, wesentliche Veränderungen erfahren. Wir wollen diese Stammesgenossen, aus später anzugebendem Grunde, unter dem Namen der Guck oder Coco zusammenfassen. Eine nicht unbeträchtliche Zahl dieses Stammes lebte ehemals im Innern des Continentes von Bahia und nördlich davon bis gegen die Grenzen von Maranhão. Sie kommen demgemäss an die Reihe, wenn wir jetzt die

Indianer in den Provinzen von Bahia, Pernambuco, Parahiba, Rio Grande do Norte und Ceará

schildern. Die wichtigste Rolle nach den Tupis und Gês, von deren vielfachen Horden in diesem Gebiet wir bereits gehandelt haben, spielten ehemals die Cairiris (Cayriry, Cariris, Kiriris). Dieser Name soll ihnen von den Tupis ertheilt worden seyn, und die Schweigsamen, Traurigen (von dem Worte Keririm) bedeuten. Als die Portugiesen sich hier festsetzten, waren sie über einen grossen Theil des Innern, vom Rio de S. Francisco gen Norden bis zu den Flüssen Curú und Acaracú, ausgebreitet, und wohnten, nicht in grossen Ortschaften vereinigt, sondern nach Familien zerstreut, vorzugsweise auf den Gebirgen der Serra Borborema und den, nach ihnen benannten Serras de Cayriris und Cayriris-Novos. Diebisch, hinterlistig, argwöhnisch und unkriegerisch wagten sie

es nicht, sich den mächtigeren Horden an der Küste oder den Portugiesen entgegenzustellen, und liessen sich von diesen während des Kriegs mit den Holländern als Bundesgenossen gebrauchen. Viele erlagen in diesem Kampfe, wo sie als Lastträger oder Soldaten verwendet wurden, oder fanden, zu den früheren Wohnorten heimgekehrt, die zurückgelassenen Familien nicht mehr, weil feindliche Nachbarn eingebrochen waren und Weib und Kind getödtet oder weggeführt hatten. Nach der Vertreibung der Holländer wurde, zumal von den Jesuiten, das Missionswerk unter ihnen mit Eifer betrieben und in den zahlreich gegründeten Aldeas *) sind vorzugsweise Angehörige der Cayriris katechetisirt worden.

Aus diesem Umgange mit den Katechumenen sind Mamiani's Christenlehre **) in der Kiririsprache und die Grammatik hervorgegangen ***).

Als Theile dieser Nationalität führen wir folgende auf:

a) die eigentlichen Cariris, Cayriris oder Kiriris.

b) Die Sabujás, welche mit Kiriris in den Jesuiten-Missionen südlich und westlich von der Stadt Bahia aufgenommen waren.

c) Die Pimenteiras (oder Pimenteiros) sollen auf den Bergen an einer Lagoa das Pimenteiras (in Piauhy?) gewohnt und davon den Namen erhalten haben, unter welchem sie, vom Jahre 1775 an, aus dem Gebiete zwischen den Quellen des Piauhy und des Gorguea hervorbrechend, die Gehöfte von Ober-Piauhy beun-

---

*) Es sind davon unter andern anzuführen: in der Provinz Bahia: Pedra Branca, Natuba (jetzt Villa de Soire), Canna Braba (jetzt Villa Pombal), Saco, Juru, Sahy: in der Provinz Sergipe: Propiha oder Urubú de Baixo; in der Provinz Alagoas die Aldea do Collegio; in Parahiba: die Villa do Pilar; in Rio Grande do Norte: Porto Alegre; in Ceará: Baturité jetzt Montemor-Velho.

**) Catecismo da doutrina christâa na lingua Kiriri; Lisboa 1698. 12°.

***) Grammatik der Kiriri-Sprache, aus dem Portugiesischen des P. Mamiani übersetzt von H. C. von der Gabelentz. Leipzig 1852. 8°.

ruhigten *). Glieder dieser Horde waren schon früher in Quebrobó, am Rio de S. Francisco, angesiedelt gewesen.

d) Garanhuns, eine schwache Bande auf der Serra dos Garanhuns, welche von ihnen den Namen erhalten, im Innern der Provinz Pernambuco. Sie soll sich durch das Tragen von wohlgeformten goldgelben Harzcylindern in den Ohrläppchen ausgezeichnet haben.

e) Die Ceococes f) Huamois und g) die Romarís, ehemals auf der Serra do Pâo d'Assucar, Prov. Pernambuco, wurden in Propihá und S. Pedro am Rio de S. Francisco, die

h) Acconans, an der Lagoa Comprida, wenige Legoas westlich von Penedo, wurden in Collegio im Christenthum unterrichtet.

i) Die Carapótos oder Carapotís auf der Serra de Cuminaty, Prov. Pernambuco.

k) Die Pannaty auf der Serra gleiches Namens, Prov. Rio Grande do Norte, wurden in der Aldea Gramaciô, später Villa-Flor, in jener Provinz angesiedelt.

l) Die Umán und die Vouvé, am nördlichen Ufer des Rio de S. Francisco zwischen den Flüssen Moxotó und Pajehú.

m) Die Itanhás bei Monte-Môr o Novo in Ceara aldeirt.

Man darf übrigens diesen Namen, deren Ursprung, ob der eigenen, ob der Tupi angehörig, nicht ermittelt ist, keinen ethnographischen Werth beilegen. Sie bezeichneten nur einzelne Banden oder Familien, und wechselten mit dem Anführer oder dem Aufenthaltsort. So wird z. B. eine Horde der Payacú aufgeführt **), während dies Wort nur der indianische Ausdruck für den Taufnamen Francisco ist. Gegenwärtig pflegt man die meisten Stammangehörige der Guck in diesen Gegenden unter dem Namen der Cayriris oder Pimenteiros zu begreifen. Vielleicht überschätzt man

*) Spix und Martius Reise II. 805.

**) Cazal Corografia brazil. II. 217i.

ihre Zahl nicht, wenn man annimmt, dass noch 3000 ohne feste Sitze und ohne Beaufsichtigung durch die brasilianische Regierung im wenig bevölkerten Innern umherschwärmen. Sie haben, seit sie in diesen Gegenden hausen, vielfache Vermischungen der Tupis und der benachbarten Gês erfahren, und bereits fast überall die ehemalige wilde Freiheit mit einem Zustand von Halbcultur vertauscht. Sie sind träge, verdingen sich nur ungern und unsicher gegen Lohn, und sind daher, wenn auch der Ruhe nicht mehr gefährliche Feinde, doch unbequeme Landfahrer. Was von dem Leben derselben in seiner ursprünglichen Eigenthümlichkeit bekannt ist, lässt sich auf folgende Züge zurückführen.

So lange man diese Horden in den nordwestlichen Provinzen des Reichs nennt, bewohnten sie mit Vorliebe die Gebirgsgegenden im Innern. Nur selten, und fast nur gezwungen, kamen sie in die Nähe des Oceans herab, wie denn z. B. Familien dieses Stammes in der Aldea von Papari und an der Lagoa de Groahiras in Rio Grande do Norte angesiedelt waren. Sie lebten zwar nie in grossen Gemeinschaften, bauten aber ihre Hütten mit mehr Sorgfalt und auf längere Dauer als die Indianer vom Stamm der Gês oder Crens. Die Wände waren aus Stangen, mit Lehm beschlagen, mit einer tragbaren Thüre aus Flechtwerk versehen und mit Laub oder Palmenwedeln gedeckt. Sie schlafen in der Hangmatte, welche sie aus Baumwollenfäden oder aus Bast von Palmenblättern (Tucum) mit grösserer Kunstfertigkeit als ihre Nachbarn flechten. Sie kennen den Gebrauch der Spindel, des Spinnrockens und sogar die roheste Anlage des Webstuhles, ein Flechtrahmen, worauf der Zettel in parallelen Fäden gespannt wird, so, wie ich es bei den Indianern am Yupura üblich fand *). Auch in der Bereitung der Thongeschirre befolgen sie dasselbe Verfahren, wie die Indianer

*) Reise III. S. 1246.

im Gebiete des Amazonenstroms. Der Grund des Gefässes wird entweder auf einem Model von Holz, oder auf dem Knie über einem kreisrunden Segment aus dem Bananenblatte geformt. An denselben legen sie dünne Thoncylinder an, denen mittelst der Hand oder glatter Holzscheiben die Ausdehnung zu den Wandungen des Gefässes ertheilt wird. Im Landbau thun sie es ihren Nachbarn, den Gês und zumal den Crens zuvor. Ausser Mandiocca, von der sie zweierlei Mehl, das einfach getrocknete und das einer Gährung unterworfene, zu bereiten wissen, cultiviren sie Bohnen, Bananen, Mais, und mit mehr Sorgfalt und Ausdehnung als viele andere Horden, die Baumwolle, welche sie bunt zu färben verstehen. Die Waffen dieser Indianer sind nicht bloss Bogen und Pfeil, sondern auch Wurfspiesse und bisweilen lange Speere. Das Blasrohr und das Extract zur Vergiftung der Pfeile haben sie nicht, wahrscheinlich weil ihnen in ihrem gegenwärtigen Aufenthalte die dazu nöthigen Pflanzen abgehen. Aber auch die mächtige Kriegskeule aus Palmenholz, welche unter den Amazonas-Völkern allgemein im Gebrauch ist, finden wir bei den, für den Angriff Mann gegen Mann, zu schwachen Banden nicht. National-Abzeichen werden keine getragen, wie wir diess von vielen Horden bemerken, die ihre Volksthümlichkeit nicht mehr im Krieg aufrecht erhalten können. Die Unterlippe und die Ohrläppchen pflegen sie manchmal zu durchbohren, doch nur, um dem individuellen Drang nach Putz zu genügen, wie sie denn auch den Federschmuck um die Stirne und in den Ohren nicht verschmähen.

In ihrer körperlichen Erscheinung boten die von uns beobachteten Cariris, Sabujás und Pimenteiros nichts dar, woraus auf ihre Herkunft oder Verwandtschaft hätte geschlossen werden können. Sie waren von Ansehen schwächer und schlanker als die Botocudos, kleiner als die Stämme der Gês und nur der allgemeine Raçentypus trat an den mehr gelblich-braunen als kupferrothen Gestalten in aller Entschiedenheit hervor. In den Gesichtszügen

war nichts von dem muthigen Trotz der Chaco-Indianer oder von der wilden Rohheit der Crens, sondern vielmehr der Ausdruck von kleinlicher Gesinnung und ängstlicher Verschlagenheit. Auch die Sprache, auf deren entfernten Zusammenhang mit der Moxa bereits Hervas aufmerksam gemacht hat, schien bei erster Vergleichung keine weiteren Winke zu gewähren. Wenn wir aber den Kreis der Wortvergleichungen weiter gegen Norden und Nordwesten ausdehnen, so tritt uns die auffallende Erscheinung entgegen, dass mehrere, weit entfernt von einander wohnende Banden gleich ihnen den Oheim mit demselben Worte, Guck, Guccuh, Cuck, Coco bezeichnen.

In Ermanglung anderer Thatsachen, welche auf den gemeinsamen Namen einer ursprünglich mehr concentrirten Nationalität hindeuteten, schien es nicht ungeeignet, den Namen Guck oder Coco dafür aufzustellen. In seiner frühesten Bedeutung galt unter diesen Indianern das Wort wahrscheinlich für „Mensch" überhaupt. Die Sáliva, eine Horde, die ehemals am Vichada, einem Beifluss des Orinoco, sass, nennt den Menschen „Coco", und das Wort tsohó, womit die Cayrirís und Sabujás „Mensch" bezeichnen, während sie den Oheim „Guccú" nennen, ist ohne Zweifel auf dieselbe Wurzel zurückzuführen. Analogien sind unter den südamericanischen Wilden nicht selten; wir erinnern nur an die Tamúya oder Grossväter der Tupis (S. oben S. 172.) Höchst auffallend musste es seyn, gerade dieses Wort unverändert in zahlreichen Mundarten zu finden, während andere auf das mannigfachste verdorben oder vertauscht erschienen. Es hängt diess mit einem durch die Sitten der amerikanischen Wilden weit verbreiteten Sittenzug, der hohen Autorität des Oheims in der Familie, zusammen.

Der Indianer bezeichnet die Verwandtschaftsgrade mit Genauigkeit und legt besonders auf das väterliche Blut den höchsten Werth. Aus diesem Grunde spielt der Vatersbruder eine hochwichtige Rolle in der Familie. Er ist der geborne Rathgeber, und

nach dem Tode des Vaters tritt er, gemäss dem Herkommen vieler Völker, bei der Wittwe und den Kindern in die Rechte und Pflichten des Verstorbenen ein *).

---

*) Sehr ausgesprochen waltete diess Verhältniss bei den alten Tupis. „Wenn ein Tupinambà, der verehlicht ist, stirbt, so ist sein ältester Bruder verpflichtet, die Wittwe zu heurathen, und wenn kein Bruder vorhanden ist, der nächste männliche Verwandte. Der Bruder der Wittwe muss deren Tochter heurathen, wenn sie eine hat, und ist kein Bruder der Wittwe da, so steht diese Verbindung dem nächsten Verwandten mütterlicher Seite zu. Will dieser nicht seine Base zu Frau nehmen, so darf er sie von jeder Gemeinschuft abhalten, um ihr nach seinem Belieben einen Mann zu geben. Der väterliche Oheim darf die Nichte nicht berühren, sondern muss er sie an Tochter Statt haben, und sie nennt ihn Vater. Wenn dieser Verwandte fehlt, so nimmt die Nichte statt seiner den nächsten väterlichen Verwandten. Sie nennt alle väterlichen Verwandten Vater und wird von allen Tochter genannt, gehorcht jedoch nur dem nächsten. Eben so nennen die Enkel den Bruder oder Vetter ihres Grosvaters Grosvater, und werden von diesen allen Enkel genannt. Gleicherweise nennen auf der mütterlichen Seite die Brüder und Schwesterkinder die Vettern und Basen Kinder, nnd diese nennen jene Väter. Aber die Anhänglichkeit ist nicht so innig, als zur väterlichen Verwandtschaft. Der Indianer rühmt sich seiner Verwandten, und wer deren männlicher und weiblicher Seits die meisten hat, ist am meisten geehrt und gefürchtet. Er bemüht sich mit ihnen allen, wo immer sie leben mögen, zusammenzuhalten und ein Ganzes zu bilden.„ (Noticia do Brazil cap. 157.) Die Tupisprache hat folgende Bezeichnungen für Verwandtschaften: paia (túba) Vater, maya Mutter, imena Gatte, cunhá Gattin, tayra Sohn des Vaters, tajyra Tochter des Vaters, membyra Sohn und Tochter der Mutter, mû (mung) oder cemû (mein) Bruder, tendyra Bruder des Mannes, kevira Bruder des Weibes, amû Schwester, tamuya Grosvater, arýa Grosmutter, tutyra Oheim, väterlich und mütterlich, aixé Tante, cunhâ membýra Neffe oder Nichte des Mannes, penga Neffe oder Nichte der Frau, tatuba Schwiegervater des Mannes, mendúba Schwiegervater der Frau, aixô Schwiegermutter des Mannes, membyratý Schwiegermutter dor Frau, tayuména Schwiegersohn des Mannes,

Versuchen wir mit Beziehung hierauf Indianer, bei welchen jene Bezeichnung für den Oheim in Uebung ist, zusammenzustellen,

---

peúma Schwiegersohn der Frau, tobajara Schwager des Mannes. In den südlichsten Provinzen Brasiliens wo ein dem Guarani naher Dialekt noch gesprochen wird, haben sich diese Bezeichnungen nicht vollständig erhalten. Dort heisst der Vater: túva, die Mutter sû, Gatte mena, Gattin rembirecô, Sohn membyra, Tochter membyra cunhà, Grosvater tuvassú, Grossmutter suassú, Enkel mearinrô, Bruder kubura, Schwester kubura cunhà, Oheim tutura, Tante tutura cunhâ, Geschwisterkind suura, uruvayara, turaiva, Stieftochter biuguara, Schwiegervater tuva xerem bireco, Schwiegermutter xerem bireco sû, Schwiegersohn membura merim, Schwiegertochter membura merim cunhâ. — Wegen der so vielfach in Frage kommenden Verwandtschaft zwischen den Tupís und den Caraiben der Inseln dürfte es nicht ungeeignet seyn, hier an einige analoge Verhältnisse bei diesen zu erinnern. Als besonders bedeutsam tritt hier die, unter den Tupís in viel geringerem Verhältniss herrschende, Eigenthümlichkeit hervor, dass die männlichen und die weiblichen Familienglieder ihre Verwandten mit verschiedenen Worten bezeichnen. Die Söhne heissen den Vater: baba ioúman; die Töchter noucaúchili. — Mutter, meine Mutter, sagt der Sohn: ichanum ichaneukêbibi, die Tochter: noúcou chourou. — Der Sohn heisst in männlichem Munde: imàcon, imoulou, cheú, in weiblichem itaganum, iraheu ím. — Tochter (meine T.) heisst männlich iamoinri, ianánti; weiblich niràheu. — Aelterer Bruder: íloi (wir ältere Brüder: kiloumàncou). Wenn man ihn anredet, nennt man ihn anhim oüe; die Weiber sagen bibi oder niboucayem. — Nachgeborner Bruder: iboüikêliri (mein nachgeborner Bruder: ibiri); die Weiber sagen: nàmou leem. — Grosvater männlich: támoucou, itámoulou; weiblich, nárgouti. — Grosmutter männl. inoùti; weiblich naguetté. — Väterlicher Oheim wird, wenn die Kinder von zwei Brüdern sind, baba genannt; wenn von einer Schwester und einem Bruder: iào, acàtobou, neukêcayem. — Die Tante heisst naheúpouti (meine Tanten: naheúpayem). Die Oheime nannten die Neffen, welche Söhne des Bruders waren, imoulou, wenn Söhne der Schwester: ninantaganum oder iananteganné. Die Weiber nannten den Sohn des Bruders niraheu, die Oheime und die Tanten ihre Nichten nibáche. Kinder der Neffen und Nichten hatten von den Oheimen die Bezeichnung niniboue nitamoüé. Die Vatersbrüder hiessen: Vater, die Geschwisterkinder nannten sich: Bruder. Kinder der Brüder ehelichten sich nicht, wohl aber Kinder

so schliessen sich an die Cayriris, Sabujás und Pimenteiras in den nordöstlichsten Provinzen des Reiches an: die Manáos, Uirinàs, Barés und Cariaŷs am Rio Negro, die Macusi (Macuschi) und Paravilhana am Rio Branco, die Araicú und Culinos am Tonantins und Solimoês (bei Olivenza), die Cunamarês am Yuruá, die Marauhás am Iutahý, die Maxurunas am Yavarý, die Jaun-avó oder Caripúna (Wassermänner) an den Fällen des Madeira. Ueberdiess bestätigen zahlreiche Anklänge in der Moxo-Sprache, dass auch sie auf dasselbe Stammvolk zurückgeführt werden muss. Ob die Chamicocos am Paraguay (S. oben 248) etwa ebenfalls hierher zu rechnen seyen, bleibt unermittelt. Wir haben hier also zerstreute Glieder einer Nationalität vor uns, welche über das ungeheuere Gebiet von 4° n. Br, bis 17° s. Br. und von dem tiefsten Innern des Continentes bis nahe an die östlichen Küsten sich ausbreitet. So entfaltet sich vor uns das Schauspiel einer Volksströmuug im grössten Massstabe, wenn nicht nach der Zahl der Individuen so doch nach Ausdeh-

---

der Schwestern. Der mütterliche Oheim, wenn er keine Tochter hat, biess iapataganum. Die Cousinen nennen ihre Cousins mütterlicher Seits nigatou, wenn sich nicht ihre (der Cousinen) Schwestern mit diesen verheurathen, und die Vettern nennen in gleichem Fall ihre Bäschen niouelle atonum; heurathen sie sich aber, so nennen die Vettern diese niouèlleti, und diese jene nikêliri. Verheurathete Vettern geben alle diese Namen auf für ibamoüi, die Cousinen behalten nibancou. Die Kinder von Ehen mit Ohelmen werden von ihren Geschwisterkindsvettern ibamoui nicapoüe, die Tanten werden nigatou genannt. Die Schwägerin nennt den Schwager nirannium. — Der Schwager des Schwiegersohnes hiess imetáncou, imetamoulou. — Schwiegermutter ward vom (männl.) Kind der ersten Ehe ichanumteni, von dem weiblichen Theil noucouchourou tonárou genannt, — Schwiegersohn heisst (männl.) litan, libalimoucou, niménecou (weibl.) und bei der Mutter seiner Frau nimenouti; — Schwiegertochter; takêre. Raym. Breton. Diction. caraïbe-français, Auxerre 1665. — Die Vergleichung dieser Worte mag so ziemlich den Massstab für Gleichartiges und Ungleichartiges in beiden Idiomen liefen.

nung der Wegstrecke. Die Wanderung dieser Gucku berührt die Gebirge, wo die Quellen des Orinoco entspringen, und dann, in einem mächtigen Bogen, das Gebiet des Rio Negro, der westlichsten Confluenten des Amazonas innerhalb der brasilischen Grenzen, ferner des Madeira, und geht bis zum siebzehnten Breitengrad in Moxos hinab; auf der entgegengesetzten östlichen Seite des Continentes endlich finden wir Stammverwandte auf den Gebirgen zwischen den Rios de S. Francisco und Parnahyba. Vergegenwärtigen wir uns diese ausgedehnte Bewegung zwischen den zahlreichen andern Völkern, so erscheint sie wie ein Golfstrom im südamerikanischen Menschenocean, auf welchem sich aber keine grossen, massenhaften Völker bewegen, sondern nur abgerissene Trümmer eines ehemaligen Volkes, vermischt mit zahlreichen andern, dahintriften.

Einer solchen Anschauung gemäss, möchte ich also annehmen, dass die genannten Horden oder Stämme Elemente eines und desselben Volkes, auf einer wohl schon seit Jahrhunderten andauernnen Bewegung, bis zur Unkenntlichkeit aus einander getreten seyen. Unmöglich ist es aber, anzugeben, von welchem Heerde aus dieses sogenannte Volk der Gucku oder Coco sich in Bewegung gesetzt, welche einfache oder getheilte Richtungen es hiebei verfolgt habe. Doch lassen sich die meisten Wahrscheinlichkeitsgründe dafür aufstellen, dass seine ursprüngliche Heimath im Innern der Guyana lag. Dort sind noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts grössere Gemeinschaften, wie die Maypures und die verwandten Tamanacos in Blüthe gestanden, mit deren Sprachen sich viele Verwandtschaft nachweisen lässt. Jene, welche sich in ihrer Gesammtheit Ore Manáos (wir die Manáos) zu nennen pflegen, schwärmten aus der spanischen Guyana nach dem Rio Negro uud Amazonas herab *).

*) Nach Salvádore Gili's Zeugniss bei Hervas, Idea del Universo XXI. S. 67.

Diese waren einst die herrschende Nation am obern Orinoco, der aus ihrer Sprache den Namen (Orinucu, schon seit Diego de Ordaz Expedition i. J. 1531) trägt. Sie haben, eben so wie die Maypures, welche wir als einen der Hauptäste der Guck-Nationalität bezeichnen möchten, zahlreiche Abzweigungen erfahren, von welchen im Verlauf dieser Darstellung noch die Rede seyn wird. Aus jenen Gegenden der Guyana mögen sich also die vom übrigen Volk getrennten Haufen auf mancherlei Wegen an die nördlichen Beiflüsse des Amazonas im westlichen Brasilien und an diesen Strom selbst gezogen haben, von hier aus mögen sie, zu verschiedenen Perioden, in das Thal des Madeira und bis in die Niederungen von Moxos gekommen seyn. Auf diesem langen Wege haben ohne Zweifel mehrfache Conflicte und Verbindungen mit Indianern aus dem Westen, welche die Sprache von Quito, die Kichua und Aimará sprachen, Statt gefunden. Anklänge an diese verbreiteten und vielfach abgewandelten Mundarten lassen sich zumal bei den Maxorunas und den sogenannten Caripúnas am Madeira nicht verkennen. Auch mit den Tupis, von denen ein Zweig, die Omaguas, ehemals im westlichen Stromgebiet des Solimôes bis nach Maynas hin zerstreut waren, ja mit Abkömmlingen vom Gês-Stamme, wie den Tecunas, Coretûs, Catoquinas, sind diese Wanderhorden ohne Zweifel in Berührung gekommen, mögen sie sich bald in zahlreicheren Banden bald in einzelnen Familien gemischt haben. Dieses und die Verschiedenartigkeit der umgebenden Natur, welche Jägernomaden aus dem Gebirge zwang im wasserreichen Tieflande Fischer, mit ständigeren Wohnplätzen zu werden, hat nothwendigerweise ebenso die ursprünglichen Züge der Leibesbeschaffenheit verwischt (oder vielmehr statt in der Gesammtheit nur in einzelnen Individuen auszuprägen gestattet), als den Grund des ehemaligen Sprachschatzes erschüttert und dessen Reste bis zur Unkenntlichkeit vermischt und verdorben. Dass auch Sitten und Gebräuche sich nicht in ursprünglicher Eigenthümlichkeit erhalten haben und nur das Gepräge an sich

tragen, welches Gegend und Klima den Bewohnern aufdrücken, ist unter diesen Umständen zu erwarten. Als Unterscheidung der stärkeren und kriegerischen Horden der Marauhás und Maxorunas soll hier nur bemerkt werden. dass sie noch Anthropophagen sind.

Wenn wir erwägen, dass in Amerika alle Heerde einer ehemaligen höheren Cultur in den Gebirgen liegen, und damit der Vermuthung Raum geben, Analoges sey auch für die zur Zeit noch unbekannten Bergreviere Guyanas anzunehmen, so erhöht sich das Interesse für alle Thatsachen, die dorthin weissen. Wir wollen daher hier nochmals (vergl. S. 297) hervorheben, dass die Carajás in Goyaz, in ganz ähnlicher Weise, wie die zersprengten Glieder der Gucku, von dort stammen, und zwar mit den Horden der Yarura und Sáliva in Verbindung gebracht werden dürften*).

Einen vergleichenden Einblick in die Veränderungen der Worte zu gewähren, diene die folgende Tabelle, in die wir der Kürze wegen, Proben aus dem Rothwälsch einiger andern Banden, die zu den Guck gehören (wie die Baré, Araicú, Cariays, Uirina, Canamaré) nicht aufgenommen haben. — Als eine auffallende Thatsache muss erwähnt werden, dass gleichlautende Ausdrücke bei verschiedenen Horden dieser Guck entgegengesetzte Bedeutung haben, oder auf andere Objecte übertragen sind, die in abstractem Zusammenhang zu den erstern stehen. So bedeutet bei den Cayriris nambi die Nase, bei den Tupis das Ohr; tzy bei den Maxorunas das Feuer, dzu bei den Cayriris das Wasser. Es deutet diess auf eine von den Horden geflissentlich eingeführte Verwechselung der Bedeutungen hin.

---

*) Bei den, übrigens sehr isolirt stehenden, Carajás heisst der (mein) Unterschenkel: wa-ate, bei den Yarura = tao; — Zahn: wa-adjou, Yarura = joudi; — Weib: awkue, Saliva = ñacu; — Feuer: eaotou, Tamanaco = uapto; — Mund: — wa-arou, Tamanaco = janurú (Guarani: yurú); — Fuss: wa-awa, Saliva = caa-bapa; — Fisch: pottourá, Tupi = pirá.

Worte	Cayriri	Sabujá	Pimenteiras	Manao	Marauhá	Moxo
Wasser	dzu, tzoh	cu, dzoh	tiangeú	untia	uny	une
Weiss	clareai	bugguh	patascheng-que	palyhaty	uauy	tihapu
(Kopf-) Haar	di oder kiechi	hosebuh	baburi	nuküüna itschy	hoty	nuhutisi
Kopf	tzambu, pueroih	pueroin zabú	baburi	nuküuna	nisiuy	nuehûti
Stirne	cobekroik	amprú cobeh	oeung camöröh	teoata	nokobo	nunau
Feuer	issuh, ivú	essú	waffundi	ghügaty	yrisy	yueu
Zunge	nunú	nunüh	nuri	nunéta	niaya	nunene
Hand	mussang	mussoéh	mandöroh	nukaitá	nokabesuy	nuboupê
Nase	nambí	nabitzeh	bubarü	nukiria	nisiry	nusiri
Schwarz	gostotheheh	cotzolihüh	meccauiong	püghüly	kuryhy	ucomo
Mund	orizá	orizeh	üthubuhrin	nunúma	neomako	nuhaea
Mensch (Leute)	tsohó, klöh	(g)löh	tsehäho (tschäning)	yrinály	teuun?	aehane
Regen	tzoh, tzuh	dzuuh	tujang			tikibo
Sterne	batthüh	bathüh	simathonsehong	boibâly	ybirú	harairiki
Sonne	utschih, uche	utscheh	titti	gamuy	kumetú	saache
Bauch	muttuh, byro	muttuh	jangmunü	nutûla	naty	nunirimoeo
Wind	suo	suo	sikköh			tecatieobo
Oheim	cuccuh	cuccu	kuckú	ghooko	oky	

Worte	Macuschi	Paravilhana	Maxuruua	Caripuna	Tamanaco	Maipure
Wasser	duná	doná	uaka	oni	tuna	ueni
Weiss		domúnané	sê	osso	taremucné	marekini
(Kopf-)Haar	untsé	elérölö	pu'	voôn	prutpereri	nuipaná
Kopf	jubaé	ipupáe	maschó	mápo	prutpé	nukibucú
Stirne	jemèlá	eppélö	pumunan	boe-maná	peri	nuapukipá
Feuer	apó	vuatú	tzy	tschü	uapto	catti
Zunge	onhú	anúlu	âna	haná	nuru	nuare
Hand	oentsa	lampulú	mukoü	muékana	jamnâri	nucapi
Nase	uiéuná	euné nialö	tüschan	erö-kin	jonnari	nukirri
Schwarz		dölömané	tschüschü	tschekö	kineme	curikini
Mund	undá	antálö	üschá		mdari	nunumacú
Mensch		mei moen	tara	uni	apalike	cajarakini
Regen	cono	conupó	houai ai, ouĕ	ui	canepo	tia
Sterne	tschölökö	ocrikoró	uispà	uistin	chirica	urrupu
Sonne	wei	oéjú	pary	baari	vejú	quie
Bauch	tulin-lotá	olòvõnö	pokukite	puschú	veni	nuurra
Wind	seman	pepessé		venna	pecheite	kipucú
Oheim	koko		cucu			

Wir werden im Verfolge unserer Darstellung mehrfache Gelegenheit haben, von Horden zu sprechen, welche mit den bereits erwähnten Guck vermischt, oder von ihnen abgezweigt sind.

Die Indianer in der Provinz Maranhâo

gehören, so weit unsere Nachrichten reichen, fast alle zu dem Stamme der Gês, welchen wir schon oben (S. 256—289) ausführlich zu schildern versucht haben. Andere dazwischen eingeschobene kleinere Gruppen sind entweder versprengte Glieder der Tupis oder reihen sich unter die mit Guck bezeichneten Stämme. Wir können daher nun in das eigentliche Theater indianischen Lebens, in das grosse Tiefland des Amazonenstroms eintreten.

Indianer in den Provinzen von Pará und Alto Amazonas.

Man kann in vielen Orten Brasiliens lange Zeit leben, ohne nur daran erinnert zu werden, dass man sich in einem Welttheile mit eigenthümlicher Urbevölkerung befindet. In den grössten Küstenstädten und in manchen ausgedehnten Districten des Innern, wie z. B. Minas Geraes, in S. Paulo, begegnen wir überall der weissen und schwarzen Raçe und Mischlingen jeglicher Abkunft, dagegen nicht oft dem Indianer von unvermischter Reinheit; die farbigen Abkömmlinge mit indianischem Blute (Mamelucos) sind allerdings nicht selten, treten jedoch nicht auffällig hervor, sondern verschwinden vielmehr in der zahlreichen Mulattenbevölkerung.

Eine ganz andere Ansicht aber gewährt der Aufenthalt in Pará und noch mehr eine Reise von diesem Emporium des Amazonenlandes gegen Westen, die bis jetzt lediglich nur auf den Wasserstrassen seines gewaltigen Hauptstromes, seiner zahlreichen Nebenflüsse und Canäle ausgeführt werden kann. Hier begegnet man

überall dem unvermischten Indianer und seinen Abkömmlingen in mancherlei Abstufung, als einem wesentlichen Theile der niedrigen Volksklasse, als Fischer, Jäger, Taglöhner des Pflanzers, als Diener im Haushalte, Gehülfen im Handwerk, als Soldat, Arbeiter in öffentlichen Werkstätten oder als Matrose. An den entlegensten Orten der Städte, da wo die letzten Häuser stehn, trifft unser Blick auf eine indianische Hütte. Hier, ganz nahe an der civilisirten Bevölkerung, und von ihr sichtlich beeinträchtigt, tritt das Leben des Indianers zumal in seiner Gleichgiltigkeit, Indolenz und Armuth hervor. Aber wo wir die Familie entfernter vom Europäer treffen, an einer entlegenen Meer-Bucht, in der Einsamkeit eines fernen Waldsaumes, da erquickt uns eine Idylle, reizend in allen ihren Zügen von uranfänglicher Beschränktheit, von harmloser Armuth und Unbedürftigkeit. Das ist der rohe Wilde, den der erste Strahl des Christenthums erwärmt, der erste Anhauch geselliger Cultur an einen ständigen Heerd gebannt hat. Eine kleine Pflanzung von Bananen, Bohnen, Mais und Mandioca, Fischernetze zum Trocknen aufgehängt um die niedrige Hütte, in der halbnackte Menschen in naiver Genüsslichkeit ohne Wechsel dahinleben: das Alles gruppirt sich zu einem behaglichen Stilleben, das der Menschenfreund mit Freude betrachtet. Am häufigsten aber begegnet der Reisende dem Indianer auf den Fahrzeugen, die den Handel mit dem Innern vermitteln. Hier hat man ihn nicht mehr in seiner Familie vor sich, sondern es sind meist jüngere Männer, die Söhne aus den Ehen festsässiger und getaufter Väter in der Nähe der Weissen (Indios ladinos, crioulos), zwischen ihnen wohl auch Einzelne noch viel weniger civilisirte, die unmittelbar von indianischen Ortschaften an den Hauptstrom herabgekommen sind. Als Piloten finden sich nicht selten auch ältere Männer unter ihnen. Sie alle sind von Jugend auf als Jäger, Einsammler von Naturproducten, Fischer, Ruderknechte in eine lockere, sich leicht wieder lösende Dienstbarkeit getreten. Man nennt sie Canigarûs, Canicarûs, Kenicarûs, das heisst Leute, die aus

dem Wald zum Kahn in Kost gehn*). Manche von ihnen bringen den grössten Theil ihres Lebens auf diesen Binnenstrom-Fahrten zu. Diese zahmen Indianer (Indios mansos) sind immerhin noch ein ziemlich turbulentes, zu Lärm und Ausschweifung geneigtes Völkchen, und sie haben in den bürgerlichen Unruhen der Provinz nicht die letzte Rolle gespielt. Die unstäte Lebensweise in einer Gemeinschaft, die von einem Tage auf den andern ohne eigenes Nachdenken Beschäftigung und Unterhalt*) findet, entspricht dem indolenten Wander-Naturell des Indianers, und desshalb lässt sich die von Station zu Station theilweise wechselnde Schiffsmannschaft an diesen Orten auch wieder durch neue Ankömmlinge aus entlegeneren Gegenden ersetzen; so ist die Schiffarth auf den Binnengewässern gewissermassen das wirksamste Bindemittel zwischen der indianischen Bevölkerung und den andern Raçen.

Aber auch da, wo man diese Canigarûs**) nicht um sich hat, macht sich indianisches Leben und indianische Sprache im Stromgebiete des Amazonas, mehrfach abgestuft, überall geltend, wenngleich es in der Vermischung mit den Einwanderern viel von seiner Selbstständigkeit verloren hat. Man kann jene Landschaft, die Ufer des grössten Stromes der Erde, über welche, fast ununterbrochen, ein hoher Wald hereinhängt, seine wasserreichen Nebenflüsse und Bäche, jene zahlreichen Seen und Teiche, die einen eigenthümlichen Zug in der Physiognomie des Stromgebietes ausmachen, nicht den-

*) Die Nahrung dieser auf den Fahrzeugen dienenden Indianer besteht zumeist aus Mandioca-Mehl (Farinha de guerra), schwarzen Bohnen und gedörrtem Fisch (Piraruců); bisweilen wird Branntwein verabreicht. Das Mandioca-Mehl wird trocken oder mit der Sauce des eingedickten Mandioca-Saftes (Tucupy) oder als Suppe (Mingau) genossen. Von Früchten kommen besonders die Pisang (Pacova, Banana da terra) roh oder zu Muss gekocht, zur Verwendung.

**) Das Wort ist zusammengesetzt aus Caa, Wald, Ygara, Kahn, û, essen.

ken, ohne die Staffage des rothen Menschen. Nicht blos jene grösseren Handelsfahrzeuge, welche europäische Waaren ins Innere führen oder die Erzeugnisse desselben abholen, sind mit Indianern bemannt. Wo ein Nachen aus der dunkelgrünen Uferwaldung hervorschiesst, da sehn wir in ihm nackte rothe Gestalten, Fischer, Jäger oder Sammler von Cacao, Nelkenzimmt, Salsaparilha, elastischem Gummi. Wo wir, entfernt von der Meeresküste, auf einsamer Wanderung im Dickicht einem Menschen begegnen, da ist es am öftesten der rothe, der mit Bogen und Pfeil, im tieferen Innern mit Blasrohr und Giftpfeilchen, bewaffnet, lautlos einherschleicht. Und öffnet sich vor uns eine Lichtung im Urwald, so steht auf ihr häufiger die Hütte einer indianischen Familie als das Haus eines Pflanzers, der, vielleicht selbst von gemischter Abkunft, sich einige schwarze Sclaven erworben oder rothe Knechte gemiethet hat. Können wir von einem isolirten Berge oder von dem Riesenstamme, der die Waldung überragt, eine Ausschau über die Landschaft gewinnen, so sehen wir nur hie oder da eine schlanke blaue Rauchsäule aus dem Blättermeer emporsteigen, und dieses einzige Wahrzeichen menschlichen Daseyns stammt von einer einsamen Familie des rothen Volkes. Um die grösseren Niederlassungen endlich, welche der Europäer und seine Abkömmlinge hie und da landeinwärts am Strome gebildet haben, siedelt sich ebenfalls die indianische Raçe in mancherlei Mischungen, oder, mehr vereinzelt, in Familien reiner Abkunft an. Sie hat hier noch manche Züge des ursprünglichen, mehr oder minder entwickelten Nomadenthums an sich, welche je näher an volkreichen Orten, um so mehr erloschen sind.

Der Verkehr mit den Indianern wird durch die sogenannte Lingua geral Brazilica vermittelt. Sie schlingt sich wie ein geistiges Band durch die vielzüngige Urbevölkerung hin; denn selbst im Verkehre mit freien Indianern, die ganz abweichende Idiome sprechen, gewähren einzelne ihrer Worte die erste Handhabe des Verständnisses. Wo aber der rothe Mensch dem europäischen Einwohner

dienstbar geworden und überhaupt in allen Classen und Abstufungen der niedrigeren agricolen und bürgerlichen Gesellschaft ist sie die herrschende Sprache. In der That dürften in Pará und Alto Amazonas die Häuser selten seyn, in welchen sich nicht wenigstens einige Bewohner dieser Sprache bedienten. Sie ist das Vehikel des Verständnisses des Herrn mit dem Diener indianischer und gemischter Abkunft. Auch der in den nördlichsten Provinzen Brasiliens minder häufige Neger nimmt sie ohne Schwierigkeit auf, und versetzt mit ihr das eigenthümliche Patois, das er entweder aus Afrika (als Negro da costa) herübergebracht oder sich in Amerika angeeignet hat. In Pará, wo namentlich im Arsenal, im Heere und in der Marine viele Indianer dienen, ist man auf den Gebrauch der Lingua geral fortwährend angewiesen. Wenn auch die Befehlenden ihrer nur selten vollständig mächtig sind, um sie als ausschliessliches Organ zu gebrauchen, so mischen sie doch zu leichterem und rascherem Verständniss einzelne Worte ein. Je mehr man sich aber nach Westen wendet, um so häufiger tritt sie in einzelnen Bruchstücken hervor und um so öfter hört man sie, das Portugiesische vollkommen ersetzend, im Munde des gemeinen Volkes. Diess zeigt sich schon westlich von Santarem, und immer stärker in den menschenarmen oberen Districten der Provinz Alto Amazonas, wo sich der Brasilianer oft ausschliesslich von Indianern umgeben sieht. Auf die portugiesische Rede folgt hier oft die Antwort in der Tupi, denn der Indianer und alle Mischlinge, dergleichen die Meisten den geringeren Classen der Gesellschaft angehören, verstehn zwar Portugiesisch, finden es aber bequemer in einer Sprache zu antworten, die weder Declination noch Conjugation im Sinne der ausgebildeten europäischen Idiome hat und die nöthigen Begriffe, um welche es sich handelt, in energischer Kürze ohne grammatische Abwandlung der Worte aneinanderreiht. Allerdings mangeln hier, wie in allen polysynthetischen oder agglutinirenden Sprachen, über welche sich die amerikanische Urbevölkerung, gleich andern culturlosen Völkern,

nicht erhoben hat, die feinen Nüancirungen in der Satzbildung. Solche Idiome vermögen nicht eine Reihe von Begriffen zu einem organischen Ganzen zu gliedern, so dass sie als eine Verkörperung des logischen Denkprocesses selbst zu einer dem Schönheitsgefühle entsprechenden Darstellung gelangten. Gleichwie das Leben des Wilden sich in materiellen Beziehungen erschöpft, ist auch seine Sprache einfach, ungelenk und vom Idealen abgewendet. Aber den praktischen Bedürfnissen und dem Verhältnisse zwischen einer höhergebildeten, herrschenden und einer niedrigeren, gehorchenden Raçe kann diese Lingua geral vollkommen genügen, und ihre Grund-Elemente empfehlen sich überdiess durch die Leichtigkeit, mit der sie ausgesprochen werden können. Sie ist nämlich reich an Vocalen; die meisten Sylben bestehen nur aus zwei Buchstaben; ihre Diphthongen lassen den Laut beider Vocale deutlich anklingen; die Consonanten, niemals gehäuft, folgen sich in den zusammengesetzten Worten oft nach den Gesetzen einer Apposition, welche der Rede Weichheit und Wohllaut verleiht. Diese Vorzüge lassen sich übrigens nicht in gleichem Masse von der ursprünglichen Tupi rühmen, aus welcher die Lingua geral Brazilica entwickelt worden, und letztere trägt die Spuren mehrfacher europäischer Einwirkungen an sich. Sowohl der Dialekt der eigentlichen Guarani, am Paraguay und in Südbrasilien, als die Spuren der Sprache, welcher die alten Tupinambas sich bedienten, weisen eine Häufung von Consonanten, eine unlautere Vocalisation auf, deren die verfeinerte und weichere Lingua geral im Munde der europäischen Ansiedler entkleidet worden ist. Wir müssen sie uns daher als einen nicht blos aus dem innern indianischen Volksleben umgebildeten Dialekt denken; sie ist vielmehr eine wahre Lingua franca, aus den alten Tupi-Elementen unter der Herrschaft einer ihr ursprünglich fremden Reflexion aufgebaut und namentlich für das Werk der Bekehrung und Civilisation festgestellt, welches die Jesuiten und neben diesen auch andere geistliche Corporationen, und zwar ohne

Zuthun der Regierungsgewalt, in die Hand genommen hatten. Diese frommen Väter glaubten ihre eigenen Zwecke mit den Indianern am sichersten zu erreichen, wenn sie den Verkehr derselben mit der portugiesischen Bevölkerung möglichst beschränkten, und sie bemühten sich, in den Niederlassungen ihre Neophyten ausschliesslich mit der Lingua geral bekannt zu machen, dagegen die portugiesische Sprache zu verdrängen. Zwar verbot eine königliche Verfügung (Provisâo regia d. d. 12. Oct. 1727) den Gebrauch der Lingua geral in den Ortschaften mit gemischter Bevölkerung, aber bis zur Aufhebung des Jesuitenordens und der Abführung von 112 Jesuiten aus Maranhâo und Para (im J. 1759) nach Portugal war jene Lingua geral das ausschliessliche Mittel der Verständigung mit den Indianern geblieben, im Leben, in der Schule und von der Kanzel, und während dieses Zeitraums war sie von jenen thatkräftigen Geistlichen, von den Carmeliten u. A. in der einmal fixirten Redeweise eifrig festgehalten worden. Sie blieb, obgleich sich viele Indianer, die andere „Girias“ sprachen, sich derselben bedienen mussten, in einer gewissen Reinheit und Gleichförmigkeit bestehen; denn die Geistlichkeit bewahrte sie hierin mit Sorgfalt, wenigstens innerhalb des Ordens. Es ist ihr aber, und im Vergleiche mit den Civilisations-Versuchen unter den Wilden Nordamerikas und Oceaniens wohl nicht mit Unrecht, vorgeworfen worden, dass sie den Unterricht nicht bis zum Lesen von Büchern gebracht, und die mächtigste Stütze einer volubilen Sprache, die beste Gedankenschule nicht angewendet hat. Die Folge war, dass die Sprache, lediglich von einer uncultivirten, stets wechselnden Bevölkerung gebraucht, einer schrankenlosen Abwandlung und Verderbniss Preis gegeben wurde. In diesem Stadium befindet sich die Lingua geral in den Amazonas-Ländern noch jetzt, und da sie, als das allgemeinste Mittel des Gedanken-Austausches keineswegs in den nächsten Menschenaltern gänzlich erlöschen wird, so erscheint es im Interesse der Verwaltung, sie vor weiterem Verfall zu sichern und ihre Reinheit durch den

Schulunterricht und durch literarische Bearbeitung herzustellen. Wenn früher der Zeitgeist die Vereinigung der Indianer zu christlich-organisirten Gemeinschaften verlangte, so will sie die Gegenwart in die bürgerliche Gesellschaft aufnehmen, um auch von ihnen die Früchte der Industrie und des Handels zu ernten. Diese aber reifen unter dem Indianer, der nur für die Bevormundung durch eine höher entwickelte Raçe empfänglich ist, nur spärlich und langsam. Von diesem Gesichtspunkte aus empfiehlt sich die Cultur der brasilianischen Lingua franca als ein sicheres Mittel, den Indianer an die Kreise europäischer Gesittung heranzuziehen, und alle Patrioten des jugendlichen Landes, welche an die Möglichkeit einer Palingenesie der rothen Raçe in einer andern Form, durch Vermischung nämlich mit andern, glauben, reden der Entwickelung der Tupi-Sprache das Wort, weil die Aufnahme der portugiesischen in den Gedankenkreis des Indianers ihnen unmöglich scheint*). Für ethnographische Forschungen gewährt die Lingua geral mehrfachen Nutzen. Ja, ein tieferes Eindringen in die schwierigsten, aber auch erfolgreichsten ihrer Fragen dürfte ohne gründliche Kenntniss derselben unmöglich seyn. Sie kann daher künftigen Reisenden nicht genug empfohlen werden.

Nirgends aber in Brasilien sind derartige Untersuchungen verwickelter, als hier, im Thal des Amazonenstromes, wo seit undenklichen Zeiten die grösste Mischung der Stämme und Horden Statt gefunden hat. Schon die Conformation des ungeheuren Strombeckens deutet darauf hin, dass in ihm ein fortwährender Zusammenfluss und Zusammenstoss, eine unablässige Mischung von Menschen aus Süden, Norden und Westen habe eintreten müssen. Innerhalb der äussersten Wasser-

*) Ueber die Geschichte der Administration der indianischen Bevölkerung in den nördlichen Provinzen Brasiliens vergl. u. A. Martius in Spix und Martius Reise III. S. 925 — 935.

scheiden dieses grossen Tieflandes, welche vorzugsweise von dem Gebirge der Andes gebildet werden, breiten sich dichte Wälder oder unermessliche Grasfluren aus, durch welche der Lauf der Gewässer den Wegweiser in die Niederung bildet. Wenn daher dort ehemals culturlose Haufen (oder vielleicht sogar Hirten?) umhergezogen sind, so rechtfertigt sich die Annahme, dass sie, dem Winke der Natur folgend, in das Tiefland herabgestiegen seyen, dessen mächtige Flüsse von Fischen und Schildkröten wimmelten. Durch die wenigen historischen Nachrichten, welche wir von den Wanderungen der Indianer während der letzten Jahrhunderte besitzen, wird diess auch bestätigt. Unbekannte Horden erschienen und erscheinen noch gegenwärtig von Zeit zu Zeit, zu Lande, auf Kähnen oder Flössen bis zu dem Hauptstrome herabkommend. Aber der Amazonas ist in der Zeit bevor sich portugiesische Niederlassungen an ihn festsetzten auch von Küsten-Indianern aufwärts befahren worden, welche am Gestade des Oceans die ersten Anfänge der Schiffarthskunde erlernt hatten. Es waren Horden von Tupis, welche sich an der Küste von Bahia in starkbemannten Kähnen Seegefechte lieferten *), und von da gen Norden die Küsten von Pernambuco, Ceará, Maranhâo und den grossen Strom weit nach Westen befuhren, wo sie unter Anderm die Colonie Tupinamba-rana (das unächte Tupi-land) gründeten. Wir finden aber auch Sprachspuren von ihnen noch weiter gen Norden bis zu den Mündungen des Orinoko und zur Insel Trinidad **). Sowie aber diese Tupis einige Jahrhunderte hindurch auf verschiedenen Wegen in das Thal des Amazonas eingewandert sind, fanden sich auch von andern Seiten, besonders von Westen und Norden her, Indianer ganz verschiedener Abkunft ein. So ist es geschehen, dass sich in diesem fruchtbaren Lande, an Ge-

*) Vergl. oben S. 174. — **) Wo Robert Dudley i. J. 1595 vorwaltend Arawaken, jedoch wie in der Gegenwart vielfach gemischt angetroffen hat. S. dessen Arcano del Mare, 2. edit. I. L. VI. p. 33.

wässern, welche reichliche Nahrung boten, eine sehr gemischte indianische Bevölkerung zusammenfand, deren genealogische Verhältnisse zu entwirren, vollkommen unmöglich ist.

Unter dem Einflusse der portugiesischen Ansiedlungen und insbesondere der Geistlichkeit hat sich diese gemischte Indianer-Bevölkerung gewissermassen in zwei Theile geschieden. Jene, welche in der Nähe der Europäer verblieben, sind nach und nach in einen Zustand von Halb - Cultur übergeführt worden, worin sie die niedrigste Schichte der brasilianischen freien Bevölkerung bilden. Die Uebrigen, welche der Einwirkung der Civilisation entrückt (Indios do mato, Tapujos), ferner von den Heerden europäischer Gesittung, im früheren Zustand beharren, sind demselben Wechsel unterworfen, worin sich die amerikanische Urbevölkerung von einer Generation zur andern ohn Unterlass umgestaltet. Diese Veränderungen aber vollziehen sich nicht sowohl in den Sitten und Gebräuchen, als vielmehr in dem Familienbestande, dem geselligen Verbande der einzelnen Gruppen und in dem äusserst lockern Zusammenhange zu grösseren Gemeinschaften, demgemäss aber auch vorzugsweise in der Sprache, als dem allgemeinsten und wesentlichsten Bindemittel der Menschen. Es wechseln also insbesondere die Namen der einzelnen Gemeinschaften oder Familien, indem diese sich zeitweilig innerhalb gewisser Grenzen feststellen oder in andere übergehen, und je nach der Zahl ihrer Glieder und nach dem Grade ihres Zusammenhanges auch eine verhältnissmässige Rückwirkung auf ihre Nachbarn äussern. In der That, diese culturlosen Menschenmassen, wahre Nomaden oder nur für eine flüchtige Spanne Zeit an die bebaute Scholle geheftet, gleichen einer kochenden Flüssigkeit, die bald hier bald dort Bläschen aufwirft, welche sich verschiedentlich gruppiren, um wieder zu verschwinden. Die Geschichte solcher Menschen ist ein immer wiederkehrender Metaschematismus, ein Umguss desselben Menschenstoffes in neue Formen, denen ähnlich, welche schon oft dagewesen. Die Frage nach dem Urvolke oder nach

mehreren aus diesem hervorgegangenen Stammvölkern, deren zersplitterte und vermischte Reste wir nun vor uns haben, könnte nur dann gelöst werden, wenn wir durch die schon oft an verschiedenen Orten in ähnlicher Weise wiederholten Gruppirungen solcher Menschenmischung bis zu historischen Begebenheiten hindurchdringen könnten, welche die Ursache einer beständigeren Fixirung, einer wirklichen Völkerbildung geworden sind.

Dass die so stark zerklüftete und wieder vermischte Bevölkerung in dem weiten Amazonaslande sich von einigen früheren grösseren Gemeinschaften herleite, welche sich gewissermassen wie Stammvölker zu ihnen verhalten, obgleich sie keineswegs eine andere Geschichte haben, als jene Bewegung aus zerplitterten Elementen zu einer nicht lange anhaltenden Einheit, die, wer weiss wie oft, schon dagewesen seyn mag, möchten wir nicht bezweifeln; aber wir haben hievon keine historische Kunde. Die ältesten Geschicke dieser Bevölkerung liegen wie ein ungelöstes Räthsel vor uns, und die frühsten Einwirkungen auf sie, an welche wir gewisse Combinationen anknüpfen können, dürften in den Versuchen zu einer höheren Gesittung und staatlichen Gestaltung angenommen werden, welche westlich von ihnen in Cundinamarça und Peru, in den Reichen der Muyscas und der Incas, schon vor dem Erscheinen der Europäer Statt gefunden haben. Diese Ereignisse, welche, nach den viel ältern Resten theokratischer Monarchien westlich vom Andes-Gebirge zuschliessen, nicht die ersten ihrer Art waren, haben ohne Zweifel einen Rückschlag auf die ganz culturlosen Horden des Amazonas-Tieflandes ausgeübt, haben wahrscheinlich von Zeit zu Zeit und in verschiedenen Orten mitgewirkt, um das in sich rastlos volubile Nomadenthum für eine Zeit lang zum Stehen zu bringen.

Aber auch in sich selbst hat dasselbe Momente entwickeln müssen, welche hie und da eine Reihe von innern gesellschaftlichen Veränderungen zur Folge hatten, aus welchen neue Gruppirungen hervorgiengen; und diese haben sich eben so leicht wieder aufgelöst,

als sie entstanden waren. Dass diess, seit Europäer ins Land gekommen, schon öfter als einmal der Fall gewesen, beweist der Umstand, dass viele Horden, deren die früheren Berichte erwähnen, jetzt gänzlich mit Namen und Sprache verschwunden und in andere Gemeinschaften umgegossen worden sind. Von Völkern, im Sinne der Culturvölker, kann hier also keine Rede seyn. Eine Familie, ein Stamm, eine oder mehrere verbundene, vielleicht stammverwandte Gemeinschaften können ihre Wohnsitze entweder für längere Zeit behaupten oder im Conflicte mit Nachbarn und unter dem Einflusse örtlicher Naturbeschaffenheit mit andern vertauschen. Je länger sie hier, unangefochten von äussern Feinden und begünstigt von der Naturumgebung ruhig sitzen konnten, um so eher vermehrten sie sich, um so fleissiger und erfolgreicher übten sie die rohesten Künste des Landbaues, machten sie überhaupt Fortschritte in einer primitiven Industrie, entwickelten sie extensiv und intensiv ihre Sprache. Sie nahmen wohl auch Schutzverwandte und besiegte Nachbarn in ihren Verband auf. Manche solcher Gemeinschaften haben sich durch Weiberraub vermehrt, manche vereinigten sich, unter dem Einflusse gewisser gemeinsamer Interessen, zu grösseren Bünden *).

*) Je grösser die Verhältnisse sich gestalteten, um so eher mochte eine solche Gemeinschaft von den europäischen Ansiedlern, und besonders von den Geistlichen, welche sich um ihre Bekehrung bemühten, als ein Volk betrachtet werden. Es ist aber sehr bezeichnend, dass es gerade die schwächsten Haufen sind, welche sich am häufigsten diesen civilisirenden Einflüssen hingeben, wesshalb denn auch viele von solchen, mit dem hochtönenden Namen einer Nation bezeichneten, in Europa durch literarische Berichte bekannt gewordenen Gemeinschaften nach Verlauf von einem oder zwei Jahrhunderten nicht mehr existiren, sondern entweder ausgestorben oder in der Vermischung mit andern Gemeinschaften untergegangen sind. Daher kommt es, dass ihre von Katecheten oder europäischen Sprachforschern grammatikalisch festgestellten Dialekte oder Sprachen nur noch in Bruchstücken im

Dieser hinfällige, vorübergehende Charakter hängt mit den Naturverhältnissen des grossen und offenen Theaters zusammen, auf welchem sich die Indianer hier seit Jahrhunderten hin und her bewegen. Alle Einwanderungen in das Amazonenthal haben nicht in grossen Verhältnissen Statt gefunden; sie konnten nur in kleineren Gesellschaften unternommen und ausgeführt werden. Nur solche waren nämlich sicher an jedem Nachtlager die nöthige Nahrung an

Munde der Nachkommen fortleben, während jene Sprachbücher nicht mehr den Horden dienen, für deren Bekehrung sie geschrieben waren, sondern nur ein antiquirtes literarisches Material bilden. Der Ethnographe aber, welcher solche Studien zum Ausgangspunkte seiner Untersuchungen macht, lehnt sich an eine ephemere Thatsache, und läuft Gefahr, sich auf Abwegen zu verlieren, indem er einer Gemeinschaft die Bedeutung eines ethnographischen Mittelpunktes zuschreibt, weil ihr Dialekt literarisch festgestellt worden ist, während Jene, die ihn sprechen, nicht mehr sind, oder, wegen ihrer numerischen Schwäche zwischen andern sogenannten Völkern gar nicht ins Gewicht fallen. So ist, um nur einige Beispiele anzuführen, die Horde der Kiriri oder Cayriri in Bahia und Pernambuco, deren Katechismus im J. 1698 von L. Mamiami herausgegeben worden, gegenwärtig fast aufgelöst oder verschollen *) und lebt gewissermassen nur in dem Orts-Namen der Serra dos Cayriris fort, an der sie ehemals waren getroffen worden. Gleiches gilt von vielen Horden der Guyanas und der ehemals spanischen Tierra firme, deren Sprachen, durch die Missionare aufgezeichnet, noch jetzt die Sprachforscher beschäftigen, während man die Gemeinschaften selbst vergeblich sucht. Vergeblich fragt man jetzt längs der Ufer des Amazonas nach den Horden, welche Acunna im J. 1637—1639 während der Expedition des Capitão Mór Pedro Teixeira nach Quito aufgezeichnet hat (vergl. Martius Reise III. 970. 1159), und selbst mehrere jener Gemeinschaften, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von Daniel (Rev. Trim. III.) als bedeutend an Zahl und Einfluss beschrieben worden, lassen sich gegenwärtig nicht wiedererkennen.

*) Vergl. oben S. 348.

Fischen, Schildkröten, Wild und Waldfrüchten vorzufinden. Mundvorräthe an Fleisch für längere Zeiträume liefern dem Indianer zumeist die Fischerei, und die Jagden auf die Zugvögel, welche zu gewissen Zeiten und an günstigen Orten allerdings in grossen Quantitäten zusammengebracht werden können. Aber die Erhaltung und Aufbewahrung derselben hat bei der Feuchtheit und Hitze des Klima seine Schwierigkeiten. Der Indianer pflegt Fleisch und Fische an der Sonne oder auf Lattengerüste über Feuer zu trocknen (zu bukaniren); das Einsalzen solcher Vorräthe ist keine allgemeine Gewohnheit. Die am Ocean sitzenden Horden waren durch die Natur selbst auf die Bereitung von Meersalz (Jukyra) hingewiesen worden, welches sie in Kuchen (Jukyra-apoam) zusammensintern liessen und in Körben aufbewahrten, um ihre auf dem „Moquem" gedörrten Mundvorräthe damit zu salzen. Jene in Maynas übten das Einsalzen mit Steinsalz aus den Lagern am Guallaga. Die entfernter vom Ocean oder vom Hauptstrome wohnenden kennen den Gebrauch des Salzes nicht oder benützen, wie z. B. am Rio Branco, Uaupês, Yupurá, die an Chloriden reiche Asche (Jukyrarana) aus kleinen geselligen Pflanzen (Podostemaceae) *), auf den Felsen in Flüssen, oder die Holzasche von Lecythis-Arten, eine Behandlungsart, welche dem Fleische keine lange Dauerhaftigkeit verleiht. Die nahrhaften Knollen von Bataten (Convolvulus L.), Cará (Dioscorea) und essbaren Arum-Arten (Tayá, Tayoba)**) können nur im frischen Zustande als Nahrungsmittel mitgeführt werden. Sonach ist das einzige für längere Zeit haltbare vegetabilische Nahrungsmittel die sogenannte Farinha d'agua oder de guerra (Uỹcatû), ein Mandiocamehl, dem durch leichte Gährung mehr Festigkeit

*) Vergl. Tulasne in Martii Flora Bras. Fasc. XIII. p. 275.

**) Die Tupis sollen gezähmte Schweine zur Aufsuchung dieser vegetabilischen Nahrung benützt haben, und der Name Tayassú (Dicotyles labiatus) ist allerdings aus Taya und Suú zusammengesetzt und bedeutet: Nager der Taya-Knollen.

und Dauerhaftigkeit ertheilt worden, oder die Frucht von Mays, die jedoch der hiesige Indianer vielmehr zur Bereitung eines Getränkes, als eines Mehles verwendet. Um aber diese Provision in hinreichender Menge für eine längere Wanderung zu erzeugen, fand man sich an gewisse Jahreszeiten und auf einen längeren Aufenthalt an Einem Orte angewiesen. Eine Ernte der Mandiocawurzel bedingt einen Aufenthalt von zwölf bis achtzehn Monaten, jene des Mays oder der Mundubi-Bohne (Erd-Pistazie, Arachis hypogaea) braucht mindestens vier Monate. Neben diesen Schwierigkeiten in Herstellung, Erhaltung und Fortschaffung des Proviants kommt auch noch jene in Betracht, welche das Terrain, ein dichter Urwald, durchschnitten von Flüssen und Canälen, dem Zusammenhalten grösserer Menschenmassen und der einheitlichen Führung derselben entgegenstellt.

Diese Erwägungen lassen uns annehmen, dass in die Niederungen des Amazonasgebietes zu Lande seit Jahrhunderten keine andere als kleine Einwanderungen, truppweise, eine nach der andern, und aus den verschiedensten Gegenden Statt gefunden haben. Wo an Wasserfällen und Stromschnellen während des niedrigen Wasserstandes die Fischerei besonders ergiebig war, wo der Wechsel der Züge von Wandervögeln und der Reichthum an Wild günstige Jagd verhiess, wo der Widerstand benachbarter Horden oder andere in der Eigenthümlichkeit des Landes gegründete Hemmnisse den Marsch aufhielten, da blieben diese Nomaden längere Zeit sesshaft. Sonst aber müssen wir uns die aus allen Richtungen einziehenden Haufen auch in einer fortwährenden Bewegung, Theilung und Vermischung mit andern denken. Es liegen bis jetzt keine Gründe vor, dass der dermalige barbarische Zustand in diesen Gegenden ein secundärer, dass ihm hier ein anderer von höherer Gesittung jemals vorausgegangen sey, dass dieser Tummelplatz ephemerer unselbstständiger Haufen jemals Schauplatz eines gebildeten Volkes gewesen sey. In dem ungeheuern Raum des Amazonasbeckens ist bis jetzt

kein einziges Denkmal aus früheren Epochen aufgefunden worden. Wenn auch hier der Erdboden Tempel, Warten, Tumuli oder Festungswerke enthalten sollte, dergleichen in Nordamerika im Thale des Ohio, des Missisippi u. s. w. von erstaunenswerther Ausdehnung gefunden worden sind, so liegen sie unter den Wurzeln tausendjähriger Wälder.

Einwanderungen zu Lande in einem verhältnissmässig kleinen Maassstabe sehen wir noch gegenwärtig vor sich gehen. Aber in früherer Zeit, bevor europäische Fahrzeuge an den Küsten Amerikas erschienen und die primitiven Seefahrer in das Innere des Continents zurückgescheucht haben, mögen mächtigere und einflussreichere Einwanderungen in das Tiefland des Amazonas auch auf dem Wasserwege Statt gefunden haben. Er erleichterte den Transport von Mundvorräthen und die Ortsveränderung jenen Küstenbewohnern, die sich, gleich ihren continentalen Raçe-Genossen, in rastloser Bewegung gefielen. Der eingeborne Trieb des Indianers zu Jagd und Wanderung machte ihn auch zum Wasser-Nomaden. Die jüngsten, muthigsten, unternehmendsten des Stammes, trennten sich von dem sesshafteren Theile, um auf Flössen oder in Kähnen stromabwärts oder in wohlbemannten, selbst für die Küsten-Schiffarth im Ocean gebauten Kähnen stromaufwärts in das Tiefland des Amazonas einzudringen. So hat auch jeder der Hauptäste des gewaltigen Stromes aus einer andern Gegend Bewohner herabgeführt. Wie lange schon solche Einwanderungen Statt gefunden haben, wird stets unermittelt bleiben. Seit aber die neue Welt von Europa aufgeschlossen worden und auch für diese culturlosen Nomaden gewissermassen die Geschichte beginnt, haben die Zertrümmerung des Inca-Reiches, die Gründung europäischer Colonien, das früherhin eifrig betriebene Missionswesen Druck und Gegendruck hervorgebracht, die Vermischung von Horden und Stämmen vermehrt, und hier namentlich jenen ziemlich gleichförmigen Grad von Halbcultur verbreitet, der den Indianer im Amazonas-Tiefland körperlich und

geistig vortheilhaft von dem Indianer im Süden des Reiches unterscheidet. Im Vergleiche mit dem brutalen Botocudo, dem verkommenen Coroado, Puri und Camé gewinnt der Jumana, der Passé, der Aroaqui (Aruac), ja selbst der Anthropophage Miranha. Es ist nicht zu zweifeln, dass die Indianer des Amazonas-Beckens von Westen her, aus dem ehemaligen Inca-Reiche schon bei dessen Bestehen im Tauschverkehr oder im feindlichen Conflicte, nach dessen Fall aber durch Einwanderung und Vermischung abgerissener oder versprengter Horden, welche in Berührung mit dem gebildeteren Volke in Westen gewesen waren, mancherlei Einwirkungen erfahren haben.

Aus der entgegengesetzten Richtung, aus Osten, kamen jene schifffahrtskundigen Indianer ins Innere, welche sich an den Küsten des atlantischen Oceans umhertrieben. Sie gehörten zur Zeit der Conquista, wie aus den Berichten der Portugiesen hervorgeht, grossentheils dem Tupi-Volke an. Aber das unstäte Leben des Indianers fand auf dem beweglichen Elemente noch mächtigeren Antrieb, noch weitere Veranlassung zu Vermischung mit andern Horden und Stämmen. Wer sich, von Hunger oder von abenteuernder Wanderlust auf das Meer hinausgetrieben, hier oder an unbekannten Gestaden begegnete, weit von der heimischen Hütte und der ärmlichen Pflanzung, die unter der Sorge der Weiber geblieben, der traf mit dem Andern zur Verfolgung gleicher Interessen, zu Fischfang oder zur Plünderung überfallener Feinde zusammen. Oft war es ihm unmöglich, die Seinen wiederzufinden, und da Weiber nur in geringerer Zahl an diesen Streif- und Raubzügen Theil nahmen, so gieng der sinnlich rohe Wilde, wo er konnte, neue Verbindungen ein. So musste sich bei diesen unstäten Küsten-Indianern dieselbe Thatsache in grossem Maasstabe wiederholen, welche wir im Kleineren bei den s. g. Canoeiros auf dem Tocantins bereits oben bemerkt haben (S. 263), dass nämlich eine aus den verschiedenartigsten Horden und Stämmen zusammenfliessende Menschenmasse als eine

genetisch zusammengehörende Gemeinschaft, als ein Stamm oder ein Volk betrachtet wurden, weil sie in ihrer Lebensweise übereinstimmten.

Solche flüchtige, ihre Heimath stets wechselnde Indianer schwärmten einst an den atlantischen Küsten von Maranhão bis zu den Mündungen des Amazonas, des Orenoco, des Magdalenenstromes und weiter nach Norden umher, sie besuchten die antillischen Inseln unter und ober dem Winde. Schon Columbus hörte von ihnen auf Haiti und seit ihm hat sich in der Geographie und Ethnographie für diese vielgemischten Seeräuber der Name Cariben, Caraiben festgestellt.

Um sich nicht mit einer durch mehr als drei Jahrhunderte geltenden Vorstellung in Widerspruch zu setzen, mag man immerhin die Caraiben als ein grosses Volk betrachten; sie können so wegen des durchgreifenden Charakters ihrer unstäten Lebensweise bezeichnet werden. Sie sind eine zahlreiche, in sich selbst ungleiche, oft feindliche Gesellschaft von Seeräubern. Aber das wesentliche Merkmal eines Stammvolkes, ein gemeinsamer Ursprung, kommt ihnen nicht zu, und sie bilden in dieser Beziehung keinen stringenten Gegensatz mit den Tupis, welche viel eher auf den Namen eines Volkes Anspruch machen können, weil sie einen stammverwandten, in der Sprache gleichmässigen Kern haben, welcher allerdings im Lauf der Zeiten mancherlei fremde Elemente in sich aufgenommen hat. Dass auch die Tupis ein Continent zu den Caraiben gestellt haben, beweisen eine Menge der Sprache Beider gemeinsame Worte. Die Mehrzahl der Caraiben jedoch gehört, wie ich nicht zweifle, ihrer Abstammung nach zu demjenigen Stamme, welchen ich unter dem Namen der Guck oder Coco zusammenfasse.

Die grosse Mischung dem Stamme nach, aus welcher die Caraiben bestanden und bestehen, hat zur Folge gehabt, dass auch ihre Sitten und Gebräuche fast alle jene Züge aufweisen, welche das Leben des Indianers im tropischen Amerika charakterisiren. Sofern sie aber vom Ufer des Festlandes und von den Inseln aus

zu verschiedenen Zeiten wieder in das Innere der Länder an den grossen Strömen eingewandert sind, mögen wir sie auch als einen der Factoren betrachten, welche die fast unzählbare Mannigfaltigkeit der Idiome und die Verwirrung der Gemeinschaften im Amazonas-Becken hervorgebracht haben.

Wir behalten uns vor, später noch ausführlich auf die Caraiben zurückzukommen. Die vorstehenden Bemerkungen sollen nur dazu dienen, den Maasstab zu verkürzen, welchen wir für die Bedeutung der zahlreichen sogenannten Völkerschaften geltend machen möchten, die in den Provinzen von Pará und Alto Amazonas aufgeführt werden, und die wir nun zu leichterer Uebersicht nach den einzelnen Flussgebieten namhaft machen. Wir werden hiebei auf der Südseite des Amazonenstroms von Osten nach Westen gehn, um dann auf der Nordseite von Westen nach Osten wieder an den Ocean zurückzukehren.

Indianer in den Provinzen Pará und Alto Amazonas
südlich
vom Amazonenstrome.

I. Von der Ostgrenze der Provinz Pará bis zum Rio Xingú.

1) Bôs, Bûs, Horden vom Stamme der Gês-Indianer, deren wir bereits, als in Maranhâo zahlreich verbreitet, oben S. 286 gedacht haben, werden auch in der Provinz Pará, westlich vom Rio Tury-açú angegeben. Man begreift sie auch unter dem unbestimmten Ausdrucke der Gamellas oder Gavioês, Geier-Indianer.

Sechs kleine Gemeinschaften, die wir nun zu nennen haben, da sie in älteren Berichten aufgeführt werden, sind gegenwärtig wahrscheinlich schon in der Bevölkerung der Indios mansos aufgegangen, deren zerstreuten Niederlassungen man am Ufer des Oceans und der Flüsse begegnet.

2) Amaniûs, Baumwollen-Indianer, am Rio Mojú, zwischen dem Tury-açú und dem Tocantins.

3) Pussetis (Bûs-été, die ächten Bûs) zwischen den Flüssen Mojú und Acará.

4) Guanapûs, Goanabûs, Bûs von der Enten-Horde, am Rio Guanapû oder Anapû.

5) Pacajâz, Pacaha, die (sehr weissen) Paca-Jäger am Rio Pacajâz.

6) Tacanhopês, Taquanhapês (vergl. S. 198) zwischen den beiden vorigen und im Gebiete des Xingú.

7) Tacuhunos, Tacuahunas, Taguahunos, d. i. die Gelb- und Schwarzen am Flusse gleiches Namens, einem westlichen Beiflusse des Tocantins.

Die Reisenden auf dem Tocantins, welche Indianern unter diesen verschiedenen Namen begegnen, können sich ihnen durch die Lingua geral verständlich machen. Nichtsdestoweniger ist es zweifelhaft, ob sie lediglich Reste der Tupis sind, welche ehemals an den Ufern der Hauptströme gesessen (wie die jetzt verschollenen Tocantinos (S. 175), von denen der Strom den Namen erhalten haben soll), oder ob sie nicht ihrer Abstammung nach dem Gês-Stamme angehören.

8) Schwärme dieses Stammes, Apinagês *) und Noroquagês, haben sich öfter aus Süden, vom Tocantins aus zwischen die andern Indianer dieser waldreichen und fischreichen Gegenden geworfen und unter ihnen, bald nach blutigen Kämpfen, bald friedlich gelagert. Sie trugen ehemals Holzscheiben (botoque) in den Ohrläppchen und der Unterlippe und wurden desshalb auch Botocudos genannt.

Auch an andern Orten der Provinz Pará erscheinen manchmal Haufen, die Apinagês oder Gavioês genannt werden, besonders am Ufer des Tocantins, wie z. B. bei Itaoca oder Cachoeira grande und an der Mündung des Tucanhumas, da diese Nomaden bereits anfangen, die Vortheile eines Handels mit den vorüberziehenden Schiffen anzuerkennen.

*) Pinayés schreibt sie Ign. Accioli de Cerqueira e Silva: Corografia Paraënse p. 117.

9) Die Curiarés, Cariberis, Curiverés.

10) Cuzaris, Cossaris,

11) Javipujâz,

12) Quaruáras, Guara-uáras wurden mir noch als Bewohner der Waldungen zwischen dem Tocantins und dem Xingú und im Flussgebiet des letzteren genannt. Zum Theil sind sie ansässig in den Missionen der Jesuiten Veiros (ursprünglich Ita-Corussá, d. i. Stein-Kreuz), Pombal (Piriquiri) und Souzel (Aricará) und der Kapuziner: Carazedo, Villarinho do Monte und Porto de Môz (ehemals Maturá), zum Theil wohl schon erloschen. Die Namen lassen selbst in ihrer Verstümmelung ahnen, dass sie der Tupisprache angehören *). Es ist aber darum nicht anzunehmen, dass sie wirklich vom Tupistamme waren, denn gar viele Horden sind nur unter den Namen bekannt, welche ihnen in der Lingua geral oder einem verdorbenen Dialekte derselben beigelegt werden.

Juruúnas, oder Schwarzgesichter, ist eine Collectiv-Bezeichnung für Indianer, welche einen tätowirten blauschwarzen Fleck im Gesicht tragen, und wenn Indianer mit diesem Abzeichen am Rio Xingú angegeben werden, so sind sie wahrscheinlich aus westlicheren Gegenden eingewandert. Daniel (Revista trim. III. 172) erwähnt ihrer und ihrer Freunde der Acipoyas und Carnizes (Schlächter) in der Mitte des vorigen Jahrhunderts als Anthropophagen.

13) Im obersten Flussgebiete des Xingú werden auch die

*) Mit Sicherheit sind die Etymologien solcher Worte kaum zu bestimmen. So kann Curiaré von uara, Herr, Mann, und Curuá die Palme Attalea spectabilis, oder Curi die brasilianische Fichte, Araucaria brasiliana, von Coroa (Melão de Cabocolo: Bras.) oder von Coreua, Curuá, einem Vogel, Ampelis Cotinga, abgeleitet werden. Cuzaris, Cossaris bedeutet wahrscheinlich: ein Jäger auf grosse, gefährliche Thiere (coo), und ist daher eine lobende Bezeichnung, während Javipuzas, Nacht-Jager, oder Jäger Nachtaffe, — javaim oyapuça — ein Spottname seyn kann. — Guara-uára heisst Männer des rothen Ibis.

Aráes, Arahes, genannt (Castelnau I. 460), denen ausserdem die Gegend des Rio das Mortes, eines westlichen Beiflusses des Araguaya, als Wohnort zugeschrieben wird.

14) Die Guapindois und

15) auch Bacahiris, Bacchyris wohnen an den südlichsten Quellen des Xingú.

II. Indianer im Flussgebiete des Tapajôz.

Dieser grosse Beifluss des Amazonas soll seinen Namen nach einer Indianerhorde gleiches Namens oder Tapajocôs d. i. Taucher, oder die aus der Tiefe Holenden, erhalten haben, die an seiner Mündung sesshaft gewesen wären. Nach dem Berichte Acunna's hatten sie vergiftete Pfeile, und eine ihrer Ortschaften zählte fünfhundert Familien. Gegenwärtig aber sind die Tapajocôs spurlos verschwunden und es herrschen im Stromgebiete als zahlreich und mächtig vorzugsweise zwei Horden, die beide keine vergifteten Waffen tragen: die Apiacás, deren ich, als den Kern der Nord-Tupis bildend, bereits (S. 201–211) erwähnt habe, und die Mundrucùs. Die letzteren stehen ohne Zweifel zu den Apiacás in verwandtschaftlichem Verhältniss, denn beide Stämme sollen sich in ihren Dialekten gegenseitig leicht verständlich machen. Die Mundrucùs sollen jedoch erst später aus Süden und Südwesten in diesen Gegenden erschienen seyn, und sich, das Revier der Apiacás durchbrechend, weiter gegen Norden ausgebreitet haben. In dem ganzen grossen Stromgebiet des Tapajôz waltet also auch die Tupisprache, und demgemäss werden hier viele Horden-Namen genannt, welche aus der Tupisprache abzuleiten sind, wobei es zweifelhaft bleibt, ob die Gemeinschaften, welche sie tragen, Gruppen der Apiacás, der Mundrucùs, der Bundesverwandten Mauhés oder irgend eines anderen Stammes sind. Es ist nicht gewiss, ob diese, meist der Tupi angehörigen Namen als Spottnamen oder zur Unterscheidung von Andern ertheilt sind. Diess gilt unter Andern von den Oropiás, Urupuyas, Uyapás oder Arapium (vergl. S. 240.

252), deren Name dahin gedeutet werden kann, dass sie sich gewisser Vögel als Speise enthalten, oder dass sie Vögel (uru, guira) verscheuchen (puyr). Andere dagegen heissen die Vogelsteller, Biraguçapara (S. 252), weil sie in der Kunst erfahren sind, Vögel in verschlungenen Netzen oder Schlingen (puça apara) zu fangen. Die Horde der Cayowas oder Cahahybas wird hier auch unter dem Namen der Ubayhas aufgeführt, was ebenfalls Waldmänner, genauer: Bewohner des Laubes heisst. Ein Name, der den Anthropophagen dieser Gegenden überhaupt zugetheilt wird, Tapuymoacus oder Tapamuacus (vergl. S. 208), ist ein Schimpfname in der (verdorbenen) Tupisprache und bedeutet: Röster der Feinde, Tapuüja moacû. Eine Horde von ihnen wird von Castelnau östlich vom Tapajôz zwischen 8° und 10° s. Br. angegeben.

Wenn hier auch eine Horde der Javaés, Javahés, Javaims, Yavaims genannt wird, so bringe ich in Erinnerung (S. 297), dass die Apiacás so ihre Greise nennen, während in andern Dialekten das Wort Jäger bedeutet.

Ausser diesen drei Horden begegnen den Reisenden auf dem Tapajôz noch viele andere, die wir, ohne eine Vermuthung über ihre Abstammung zu wagen, hier namhaft machen:

a) Uarapâs, die Väter oder alten Männer, denen als Nationalzeichen ein um den Mund tätowirtes Oval zugeschrieben wird. (Daniel, Rev. trim. III. 173.) (Der Name erinnert an die S. 204 aufgeführten Oropias.)

b) Guaiajaz, die Krabben-(guaia) Esser.

c) Tapicurés, Tapocorás, Tapacorás, die nach der Anta (icuré) im Wasser Tauchenden.

d) Periquitas, Périquitas, Papagay-Indianer.

e) Suariranas, was Suu-ariranha d. i. Otter-(ariranha)-Esser bedeutet, von Andern aber von einem Baume Saouari mit essbaren Früchten (Caryocar), oder von der Palme Jauari (Astrocaryum) abgeleitet wird.

f) Sacopés d. i. Wegelager die Andern Auflauernden (S-acupé). Unter dem Namen (fälschlich auch Sapopé geschrieben) sind ohne Zweifel Horden verschiedener Abstammung begriffen worden. Sofern sie Anthropophagen seyn sollten, Apiacas; aber auch Muras und Mauhes erhielten die wenig schmeichelhafte Bezeichnung.

g) Uara-piranga, rothe Männer.

h) Parapitatas, an den Quellen des Rio das tres Barras, eines östlichen Beiflusses des Tapajoz, sollen ihren Namen davon haben, dass sie Nachts mit Feuer in den Kähnen zu fischen pflegen, (Pira-ityc-tata).

Ausser diesen gehören auch noch mehrere andere Horden in dies Gebiet, deren ich bereits (S. 250—252) Erwähnung gethan habe:

i) Arinos und Juruenas wurden von den ersten Beschiffern des Tapajôz die Horden genannt, welche sie an den beiden gleichnamigen Hauptarmen des Stromes fanden. Jetzt kennt man sie nicht mehr. Bei den Apiacás heissen jene beiden Flüsse Eá oder Oeá und Parana-tinga. Der Name Tamepuyas, unter welchen sie auch noch verstanden wurden, d. i. die sich der Alten entledigen, deutet auf die bei den Mundrucûs noch im Schwang gehende, gräuliche Sitte, die hülflosen Alten umzubringen. Zu ihnen soll auch eine wenig bedeutende Horde, die Mutoniways gehören, welche nach Castelnau V. 276, die Lingua geral sprechen.

k) Jacuruinas, Chacuruinas, Xacuruinas, am Flusse gleiches Namens, eines östlichen Confluenten des Juruena. Sie heissen so von dem (Vogel) Jacuruna, der schwarzen Penelope superciliaris (vergl. S. 252).

l) Mucuris, von dem Beutelthiere Mucura (Didelphys) genannt.

m) Maturarés oder Matarûs (S. 252), westlich vom Rio Arinos an den Zuflüssen des Juruena, und bis zu den Sitzen der Cabixis wohnhaft. Ihr Name wird von Maturi, der unreifen Frucht des Cajú-Baumes (Anacardium occidentale), abgeleitet.

Ausserdem bewohnen das Flussgebiet des Tapajôz mehrere

Horden, die zu dem wohlgebildeten, der Civilisation zugänglichen Volke der Parexis gehören (vergl. S. 239 ffl.).

n) Bacahiris, Bacairis, Bacchayris, an den Quellen des Arinos und Juruena sind vielleicht mit den Pacahas, Pacauáras (S. 380) identisch. In ihrer Nähe sollen (nach Castelnau III. 307) ebenfalls Tapanhunas wohnen, welche sich das Gesicht schwärzen oder Negerflüchtlinge sind. (Vergl. S. 208.) Sie heissen bei den Apiacás, mit denen sie in Frieden leben, Eoupéa.

o) Cabixys, Capepuxis, d. i. die Schlimmen im Walde, nördlich von der Serra dos Parexis an den Quellen des Juruena.

p) Cautariôs (Cutriás), eben dort.

q) Puchacas, am obersten Juina.

r) Jacaré-uáras, Jacariás, Jacare-Tapuüja, Kaiman-Indianer, welche am Rio Abuna, einem westlichen Beiflusse des Madeira, angegeben werden (oben S. 251), finden sich auch bei Tapacora-merim im Stromgebiete des Tapajôz. Sie gehören wahrscheinlich zu dem Stamme der Guck oder Coco. (Sollen sehr grosse Vorderfüsse haben!)

s) Mambarehis, Mambriarás, Mambarés (Memby-uaras, d. i. Schmalmey-Männer), welche am Rio Mambariary, einem östlichen Beiflusse des Juruena und, nach Andern, am Taburuhina angegeben werden.

In dem zur Zeit fast noch unzugänglichen Gebiete zwischen dem Tapajôz und dem Madeira hausen noch mehrere Horden, von denen aber kaum andere Kunde zu uns gelangt ist, als dass sie Feinde der Mundrucû sind, und von ihnen bis zur Ausrottung verfolgt werden; so die t) Jumas, u) Parentintins und v) Aráras, welche an den Quellen des Rio Mauhé und von da gen Westen wohnen. Wahrscheinlich um diesen Verfolgungen zu entgehen, haben sich Jumas und die durch zierlichen Federschmuck ausgezeichneten Araras in die Freguezia de S. Antonio de Araretama (Borba) am östlichen Ufer des Madeira, 25 Legoas oberhalb seiner Mündung gezogen, und Parentintims, die als eine sehr fleissige, wohl-

gebildete Horde geschildert werden, wohnen jetzt zum Theil in der Aldeia de Jatapú am linken Ufer des Flusses gleiches Namens. Ob diese Horde unter den s. g. Coroados oder Geschorenen zu verstehen sey, welche auch im Gebiete des Tapajôz angegeben werden, bleibt zweifelhaft; aber gewiss ist, dass die von den Mundrucûs mumisirten Schädel ihrer Feinde einen geschornen Scheitel zeigen. Nach andern Berichten hätten die Parentintins das Gesicht und die innere Seite der Vorderarme am Handgelenke tätowirt und wären Anthropophagen. Castelnau nennt sie unter den den Brasilianern noch feindlichen Horden (III. 307) *).

Alle diese Gemeinschaften nehmen unsere Aufmerksamkeit nur wenig in Anspruch, und ich lasse es unentschieden, ob die erstgenannten (a — h) Bruchstücke der hier vorwaltenden Apiacás und Mundrucûs, oder von ihnen verschieden seien. Dagegen dürfte es geeignet seyn, nachdem ich über die Apiacás bereits das Wesentliche (S. 205 ffl.) beigebracht habe, hier wiederzugeben, was ich über die Mundrucûs (Reise III. 1308 ffl. 1337) berichtet, weil kein anderer Reisender diese merkwürdigen Indianer an ihren Sitzen selbst beobachtet hat.

Die Mundrucûs, Monduracûs, Munduracûs, Moturicus,
(von den Apiacás Pari genannt),

sind gegenwärtig neben den Apiacás die herrschende Horde im nördlichen Stromgebiet des Tapajôz. Ihre grösste mit den Brasilianern in Handelsverbindung stehende Aldeia (de S. Manoel) liegt etwa eine Tagereise unterhalb der Vereinigung des Rio Arinos mit dem Juruena am Rio negro (alias vermelho).

*) Früher wurden am Arinos und Juruena genannt: Apaunuariás, Marixitás, Apicuricûs, Murivàs, Muquiriàs, Ereruas. Von allen ist keine Spur mehr, dagegen weiss man noch von einem Haufen, der Anyurias und einem andern, der Apecuariás genannt wird. Man sieht unter den Indianern des Tapajôz manchmal Hypospadiaei. Rev. trim. 1847. Ser. II. Tom. 2. p. 5. 96.

Als ich in der Mission Novo Monte Carmel do Canomá den ersten Mundrucûs begegnete, musste ich mir sagen, dass ich solche Indianer noch nie gesehen hatte. Sie waren, ohne Ausnahme, athletische Gestalten, breitbrustig, gedrungen, von runder Wohlgenährtheit in Rumpf und Gliedern, die stramme Musculatur so gleichmässig überkleidet, als wenn sie niemals den Zustand behaglicher Ruhe durch die Strapatzen der Jagd und des Kriegs unterbrochen hätten. In Gang und Haltung der Ausdruck selbstbewusster Kraft. Was mir neben der Allgemeinheit dieser Körperfülle bei allen Gliedern des Stammes am meisten auffiel, war die helle Hautfarbe. Sie waren nicht so tief kupferroth, wie viele Andere, besonders die auf Fluren oder an grossen Flüssen Wohnenden, und diese blassere Hautfärbung ward noch besonders hervorgehoben durch die künstliche Tätowirung, nicht etwa Bemalung, welche fast den ganzen Körper einnahm*). Sie hatten entweder das ganze Antlitz tätowirt oder in dessen Mitte einen halbelliptischen blauschwarzen Fleck, von dem sich zahlreiche, ganz parallele Linien über Kinn, Unterkiefer zur Brust herab erstreckten. Von der Mitte der einen Schulter bis zur andern laufen über die breite Brust zwei oder drei Linien, einen halben Zoll von einander entfernt und unter diesen bis an das Ende der Brust befinden sich stehende, bald ausgefüllte, bald leere Rauten. Der übrige Rumpf ist auf ähnliche Weise, doch minder vollständig, gezeichnet und an den Extremitäten wiederholen sich dieselben Linien mit oder ohne Rauten. Je nach individuellem Geschmack finden Verschiedenheiten Statt. Bei den Weibern ist selten das ganze Gesicht geschwärzt; sie haben nur eine halbmondförmige „Malha“, deren Hörner nach Oben spitz zulaufen. Die

*) S. die Abbildung in Spix und Martius Reise-Atlas. Zu der schmerzhaften Operation bedienen sie sich eine Art von Kamm aus den Stacheln mehrerer Palmenarten. Vielleicht keine andere Nation Südamerikas übt jetzt die Tätowirung in gleicher Ausdehnung. Rob. Dudley zeichnete ähnliche in der Guyana.

Ohren durchbohren sie nicht unten, sondern oben, in der ersten Furche, und tragen darin Rohrpflöckchen. Das Antlitz, breit, unter niedriger Stirne, die das gleichmässig in die Quere gestutzte Haupthaar beschattet, zeigt stark ausgeprägte, rohe aber gutmüthige Züge, die Augen, immer dunkel, weniger schräg gestellt, als wir sie bei südlicheren Stämmen gesehen. Die Nase ist kräftig, oft etwas gebogen, und nicht so kurz, stumpf mit auswärtsstehenden Nüstern, dergleichen wir bei den Indianern im östlichen Brasilien bemerkten. Das dichte, glänzendschwarze Haupthaar ergraut auch bei diesen Mundrucûs nur sehr spät und einzeln. Einen Greis mit ganz weissen Haaren habe ich hier, wie überhaupt bei den Indianern, nicht gefunden. Im wilden Zustande sind sie unbekleidet, nur tragen die Männer ein Suspensorium aus Baumwolle oder die Tacanhaoba. Die Weiber sah ich selbst in der Mission ganz nackt, und es kostet Mühe, dass sie für die Kirche eine Schürze anziehen. Die Mundrucûs und ihre befreundeten Nachbarn, die Mauhés sind gleich den Apiacás erfahren in der Kunst, aus Baumwolle Fäden zu drehen und Hängmatten zu flechten, die sie in heissen Nächten ausserhalb der Hütte aufhängen. Sie pflegen die Fischwasser zum Fischfang zu vergiften *). Mit grosser Sorgfalt verfertigen sie ihre Waffen: die Kriegskeule (macana, cuidarûz), die Lanze (uba cacabi) mit einer Spitze vom Bambus (tacoara), den Wurfspiess (casp), und den schwerzuspannenden Bogen (tarö), von dem sie jetzt nicht blos unvergiftete Jagdpfeile (pangnié, oder uup, tupi viba), sondern auch vergiftete Kriegspfeile (obram) schiessen. Um vom Schlag der Bogenschnur minder verletzt zu werden, winden sie das Uitotap, eine Baumwollenbinde, um das Handgelenke. Den Gebrauch des Pfeil-

*) Es geschieht, diess, indem sie in Teiche und abgedämmte Bäche soviel von den zerquetschten Zweigen und Blättern des Timbó (Paullinia pinnata) einrühren, bis das Wasser dunkel wird und schäumt. Die Fische und selbst Crocodile kommen dann betäubt oder todt, den Bauch nach Oben, in ihre Hände und erstere werden gegessen. Das Wasser ist sehr giftig.

giftes scheinen sie erst in neuerer Zeit kennen gelernt zu haben. Sie bereiten es nicht selbst, sondern handeln es von ihren nördlichen Nachbarn ein *).

Die Mundrucûs sind die grössten Künstler in Verfertigung von Federschmuck. Ihre Scepter (buta), die sie bei festlichen Anlässen in der Hand tragen, steife cylindrische Federbüsche, ihre Armzierden (bombim manjá), ihre Mützen (akeri), manchmal mit langen Zöpfen von Arara-Federn ausgestattet (akeri kaha), ihre Schnüre und Quasten mit Arara-Federn (paro-oara), welche sie bei den Tänzen wie eine Mantille über die Schultern hängen, gehören zu den elegantesten und mühsamsten Erzeugnissen des indianischen Kunstfleisses. Auch treiben sie Handel damit. Die Federn werden sorgfältig sortirt, zusammengebunden oder mit schwarzem Wachs aneinandergeklebt und in Körben oder röhrenförmigen Palmenblattstielen aufbewahrt, und manche Vögel werden desshalb lebend gehalten. Sie wetteifern in der Zucht von Federvieh mit den Apiacás. Man findet in ihren Hühnerhöfen ausser dem Haushuhn Mutums oder Hoccos (Crax), Jacus (Penelope), den Königs- und den weissen Geyer (Cathartes Papa und Falco Urubutinga), den rothen und blauen Ara und viele Papagayen. Man versichert auch, dass sie die Gewohnheit hätten, den Papageyen die Federn auszurupfen und die wunden Stellen so lange mit Froschblut zu betupfen, bis die nachgewachsenen Federn die Farbe wechselten, namentlich von Grün zu Gelb.

Um die grosse Muskelstärke, durch die sich der Mundrucû auszeichnet, im Stamme zu erhalten, meidet er den Genuss des Tucupy, des eingedickten, mit spanischem Pfeffer versetzten Saftes von der giftigen Mandiocawurzel, dem andere Indianer ergeben

*) Milliet Diccionario geograph. II. 136 und Cerqueira e Silva Corograf. paraënse 118 schreiben ihnen auch das Blasrohr (esgravatana) mit vergifteten Pfeilchen zu.

sind. Ebenso haben sie den Gebrauch des Paricá, eines Schnupftabacks aus den Samen der Mimosa acacioides, der bei den Múras und bei ihren Nachbarn, den Mauhés, im Schwange ist, nicht angenommen. Wohl aber kommen sie mit den Mauhés in der seltsamen Sitte überein, ihre Töchter, wenn sie Jungfrauen werden, einem anhaltenden Fasten und dem Rauche im Giebel der Hütte auszusetzen.

In den Künsten des Landbaues scheinen die Mundrucûs nur insoweit Andern voranzustehn, als die Macht des zahlreichen und kriegerischen Stammes (ich hörte seine Stärke zu 18,000, ja zu 40,000 Köpfen angeben) den Pflanzungen mehr Sicherheit verleiht, und die etwas gedrängtere Bevölkerung nicht mehr blos von Jagd und Fischerei abhängig seyn kann. Sie bauen etwas Baumwolle und viel Mandioca-Wurzel, deren Mehl, in Körbe und breite Blätter von Palmen, Würzschilfen und Heliconien verpackt, sie an die Schiffer im Tapajôz zu verhandeln pflegen, seitdem sie in friedlichen Verkehr getreten sind. In der Nähe von Brasilianern wohnt jede Familie für sich in kegelförmigen Hütten, welche gegenwärtig schon oft nicht mehr einzeln im Walde zerstreut liegen, sondern zu Dörfern vereinigt sind. Die noch nicht zur Nachbarschaft der Weissen Herangezogenen bewohnen grosse, offene Hütten in Gemeinschaft mehrerer Familien. Aber selbst in der Mission fand ich um ihre Wohnungen einige mumisirte Köpfe getödteter Feinde und zahlreiche Schädel grösserer Jagdthiere auf Pfählen aufgestellt. Alles in der Erscheinung dieser Wilden liess erkennen, dass sie sich als mächtige Krieger und Jäger fühlen, und die Hegemonie in diesem Gebiete zu behaupten streben. Hierauf ist auch ihr Name zu beziehen, der der Tupisprache angehört. Mundrucûs, Mondorucûs bedeutet entweder: die, welche mit einander plündern (von monda — stehlen, ru gemeinsam, cu, co, Pflanzung, Besitzthum), oder: die, welche (den Kopf) abzuschneiden (mondoc) pflegen (ico.) Moturicûs von motumun, moteryc und ico, heisst: die Schüttler, Mitnehmer.

Sehr verbreitet ist auch ihr Spottname: Paiquizé, Paia-Kyce d. i. Vater Messer, Kopfabschneider. — Castelnau (III. 106) führt, als unter den Mundrucûs an beiden Ufern des Arinos wohnend, die Arupás auf, welche wahrscheinlich mit den schon oben (S. 204, 383) aufgeführten Oropias identisch sind, und auch am Madeira-Strom vorkommen.

Ihre militärische Organisation beginnt schon in Friedenszeiten, indem sich jeder Waffenfähige durch eine Kerbe in das herumgeschickte Holz zur Theilnahme am Krieg verpflichtet. Der Häuptling hat während des Kriegs Gewalt über Leben und Tod des Einzelnen. Dass sie mit den Apiacás im Kriegsstande lebten, ward mir nicht angegeben *). Bei ihren Angriffen vertheilen sie sich in weite Linien, warten die Pfeile der Feinde ab, welche von den daneben stehenden Weibern im Fluge mit grosser Geschicklichkeit abgefangen werden sollen, oder suchen ihnen durch flüchtige Sprünge auszuweichen, und schiessen erst dann die eigenen, von den Weibern dargereichten Pfeile mit grösster Eile ab, wenn der in dichteren Haufen kämpfende Feind nicht mehr viele Waffen übrig hat. Sie machen ihre Angriffe lediglich bei Tage, und werden desshalb von den ebenfalls kriegerischen Aráras bei Nacht überfallen. In ihren ständigen Wohnsitzen schützen sie sich dagegen durch einen vollkommen militärischen Gebrauch. Während des Krieges schlafen nämlich alle waffenfähige Männer in einer gemeinschaftlichen grossen Hütte, entfernt von den Weibern, und werden durch Patrouillen bewacht, die mit dem Toré (Beni), einer schnarrenden Rohrtrompete, oder dem Kiohoa, einer Pfeife, Signale geben. Durch diess Instrument ertheilt auch der Anführer, während der Schlacht hinter den Kämpfenden zurückbleibend, seine Befehle, indem er meistens von zweien seiner Adjutanten gleichzeitig aus Hörnern von ver-

*) Die Picobyé bei Pohl II. 183 oder Paicobejé gehören nicht hierher, sondern sind eine zu den Macamecrans gehörende Horde.

schiedener Länge blasen lässt. Während des Kampfs schont der Mundrucû keines Feindes. Sobald er diesen durch Pfeil oder Wurfspiess zu Boden gestreckt, ergreift er ihn bei den Haaren und schneidet ihm mit einem kurzen Messer aus Rohr Halsmuskeln und Wirbelknochen mit solcher Geschicklichkeit durch, dass der Kopf schnell vom Rumpfe getrennt wird. Der so errungene Kopf wird dann Gegenstand der grössten Sorgfalt des Siegers. Sobald dieser sich mit seinen Kameraden vereinigt hat, werden viele Feuer angezündet, und der von Gehirn, den Muskeln, Augen und der Zunge gereinigte Schädel wird auf Pflöcken gedörrt, täglich wiederholt mit Wasser abgewaschen, mit Oel, worin Rocou aufgelöst worden, getränkt und in die Sonne gestellt. Ganz hart geworden, wird der Schädel mit künstlichem Gehirn von gefärbter Baumwolle, mit Augen aus Harz und Zähnen versehen und mit einer Federhaube geschmückt. So ausgestattet, begleitet die scheussliche Trophäe den Sieger, der sie an einem Stricke mit sich trägt und, wenn er in der gemeinschaftlichen Hütte schläft, bei Tag in der Sonne oder im Rauch, bei Nacht wie eine Wache, neben seiner Hängmatte aufstellt. Bei Ueberfällen gefangene Feinde werden nicht getödtet, sondern in die Horde aufgenommen.

Nach Macht und Ansehen nimmt jeder Mann mehrere Weiber. Er hängt in der ihm zustehenden Abtheilung der gemeinschaftlichen Hütte seine Hängmatte neben der der älteren Frau auf, die im Hause zwar nicht als Favorite, aber als oberste Hausfrau waltet, und oft selbst ihm jüngere Weiber zuführt. Eifersucht und Hader sind die Folgen dieser, hier stärker als bei andern Stämmen entwickelten Polygamie. Wie die alten Tupis und die Caraiben legen sich die Männer bei Geburt eines Kindes mehrere Wochen lang in die Hängmatte und nehmen die Pflege der Wöchnerin sowie die Besuche der Nachbarn auf sich, denn nur dem Vater wird das Kind zugeschrieben, die Thätigkeit der Mutter dabei wird der des Bodens verglichen, der die Saat empfängt. Bald nach der Geburt erhält

den Säugling einen Namen, nach einem Thier oder einer Pflanze; dieser wird aber mehrmals während des Lebens gewechselt, sobald sein Träger eine Heldenthat im Kriege oder auf der Jagd verrichtet hat. So geschieht es, dass dieselbe Person nach einander fünf oder sechs Namen annimmt. Der Sohn bildet, mannbar geworden, eine eigene Familie, indem er ein Weib nimmt, das ihm entweder in der Jugend bestimmt worden, oder das er sich durch mehrjährige Dienste im Hause des Schwiegervaters erworben. Nach dem Tode des Gatten muss dessen Bruder die Wittwe, und der Bruder der Wittwe muss deren mannbare Tochter heurathen, wenn sich kein anderer Bräutigam findet. Gewisse Verwandtschaftsgrade, z. B. zwischen väterlichem Oheim und Nichte, gestatten keine eheliche Verbindung. Gräulich ist der bei den Mundrucûs im Schwang gehende Gebrauch *), Menschen, deren Krankheit für unheilbar erachtet wird, mit einer Keule zu tödten. Es soll ihm Mitleiden zu Grunde liegen: die Kinder glauben den Aeltern einen Dienst zu erweisen, wenn sie ein Daseyn enden, das ohne Jagd, Festtanz und Cajiri kein Glück mehr darbietet. Vielleicht bezieht sich hierauf der Name Tamepuyas, welchen man im Gebiete des Tapajôz als Horden - Namen (Spottname?) hört, und der gedeutet werden kann: die sich der Alten entledigen (Tamuya puyr). Sobald ein Todesfall eintritt, trauern die weiblichen Verwandten, indem sie sich die ausserdem langen Haare abschneiden, das Gesicht schwarz färben, und ein Klagegeheul längere Zeit fortsetzen. Der Leichnam wird innerhalb der Hütte in einer Hängmatte begraben. Zur Ehre des Todten werden nun Trinkgelage gehalten, die um so länger dauern, je mächtiger er gewesen. An Unsterblichkeit glaubt der Mundrucû (nach Aussage des Missionärs A. Jesuino Gonsalvez) nicht. Die einzige Spur eines höheren Glaubens finde ich in der Sprache,

*) Gleiches übten die ganz verkommenen Camès, Voturôcs, Dorins und Xocrens, von denen i. J. 1826 nur noch 972 Individuen in den Campos de Guara-puava (S. Paulo) gezählt wurden. Fr. das Chagas Lima in Rev. trim. IV. 1842. 53.

welche ein Wort (Getüut) für Gott, ein anderes (Cäuschi) für Teufel hat. Auch bei ihnen ist der Pajé eine mächtige und gefürchtete Person. Er wird als Verwandter des Teufels, oder als Inspirirter gedacht. Wie bei den Apiacás wird er für seine ärztlichen Hülfsleistungen mit Baumwollengarn oder Waffen belohnt. Ueberhaupt kommen sie mit diesen in vielen Sitten und Gebräuchen überein.

Die Mundrucûs waren in Brasilien vor dem Jahre 1770 kaum dem Namen nach bekannt; damals aber brachen sie in zahlreichen Horden längs des Rio Tapajôz hervor, zerstörten die Niederlassungen und machten sich so furchtbar, dass man Truppen gegen sie absenden musste, denen sie mit Unerschrockenheit widerstanden. Im achten Decennium des vorigen Jahrhunderts kam eine mehr als 2000 Köpfe starke Horde derselben aus ihren Mallocas hervor, setzte über die Flüsse Xingú und Tocantins und zog, Krieg und Verheerung verbreitend, an die westlichen Grenzen der Provinz Maranhâo, hier aber erlitten sie eine schwere Niederlage durch die kriegerischen Apinagêz, so dass sich nur Ueberbleibsel des mörderischen Kampfes nordwärts an die Flüsse Mojú und Capim ziehn konnten, wo sie die portugiesischen Fazendas verheerten *). Von den vereinigten Pflanzern gedrängt, zogen sie sich endlich wieder zu dem übrigen Stamme am Tapajôz zurück. Das Gouvernement sendete ein Detachement von 300 Mann gegen sie nach, welches zehn Tagemärsche vom Ufer jenes Stroms auf eine starkbevölkerte Malloca stiess und, ringsum von zahlreichen Feinden eingeschlossen, sich nur mit Mühe und Noth durchschlagen und den Strom wieder erreichen konnte. Es soll jedoch den Mundrucûs einen Verlust von beinahe 1000 Mann beigebracht haben, wie ein Häuptling derselben, der zuerst ein Freundschaftsbündniss eingieng, gemäss

**) Ein damals abgesprengter Haufen sollen die sogenannten Guajajarás seyn. Sie sind i. J. 1818 am Rio Gurupi nächst Cerzedello aldeirt worden. Corografia paraënse S. 117. Vielleicht Guaia-jaz? S. 383.

seinem Kerbholze erklärte. Ihre kriegerischen Neigungen liess sie nicht lange ruhen. Sie zogen gegen die Muras zu Felde, welche schon längere Zeit die Wasserstrassen am Amazonas unsicher gemacht und viele Niederlassungen geplündert hatten, und führten gegen sie einen so grausamen Vertilgungskrieg, dass diese sich i. J. 1785 in Maripi den Portugiesen unterwarfen, und fortan Freundschaft zu halten versprachen. Dann wendeten sie sich gegen die schon erwähnten Parentintims, Parintins (Parárauátes oder Uauvrivait), und neuerlich bekriegten sie die Apiacás oberhalb den Salto Augusto am Tapajôz *), mit welchen sie noch vor 30 Jahren in Frieden lebten.

Im Jahre 1803 ward die erste Aldea der Mundrucûs, S. Cruz, sieben Tagereisen oberhalb Santarem, am Tapajôz gegründet, und seit jener Zeit hat der ganze Stamm mit den Brasilianern Friede gemacht. Mehrere ihrer grossen Dorfschaften haben sich zu Missionen umgestaltet, und treiben Handel mit den Weissen. In S. Cruz, Boim, Pinhel und den übrigen Villas am Tapajôz zählte man i. J. 1819 1000 Bögen (streitbare Männer), in der Missión von Mauhé 1600, in der von Juruty 1000 Köpfe **).

Manche Verhältnisse, insbesonders ähnliche Sitten, kriegeri-

---

*) Lour. da Silva Araujo Amazónas Diccionar. topogr. etc. da Comarca do Alto-Amazonas. Recife 1852. 206.

**) Dieser Stamm ist fleissiger, als irgend ein anderer. Man rechnet, dass die in den Villas am Tapajôz Ansässigen jährlich 6000, die von Mauhé 1500 und die von Canómá 800 Metzen Mandioca-Mehl bereiteten, welche grösstentheils nach Santarem und den benachbarten Orten ausgeführt werden. Ihren Geistlichen machen sie gern grosse Mengen davon zum Geschenke. Im Jahre 1819 hatten die Mundrucûs von Canomá 900 Arrobas Nelkenzimmt und ebensoviel Salsaparilha gesammelt und in den Handel gebracht. Bei solcher Anlage zu bürgerlichem Fleisse wäre baldige Niederlassung aller Mundrucûs unter den Weissen zu erwarten. Zur Zeit meines Besuchs stand dem besonders ihre Abneigung gegen öffentliche Arbeiten entfernt von der Familie entgegen, wozu man sie in die Hauptstädte zu pressen suchte.

sche Organisation und zahlreiche Sprachelemente, die sich auf die Tupi zurückführen lassen, machen es mir wahrscheinlich, dass diese Mundrucûs ursprünglich weit im Süden mit andern Stammgenossen eine grosse und kriegerische Horde gebildet, sich aber dann, mit Jenen verfeindet, über die Grenzen des früher gemeinsamen Reviers hinaus nach Norden durchgekämpft haben. Was mir aber hier besonders merkwürdig erscheint, ist der Widerspruch zwischen einer, nach allen Nachrichten auffallend gleichmässigen Körperbildung und einem sehr gemischten Dialekte. Während ihre helle Hautfarbe und der gegen andere Indianer colossale muskelkräftige Körperbau, der sie wie schwere Race-Pferde zwischen Ponies erscheinen lässt, darauf hindeutet, dass sie längere Zeit hindurch unvermischt und unter gleichmässigen äussern Bedingungen dieselben hervorragenden körperlichen Eigenschaften an sich entwickelt haben, kommen in ihrer Sprache Worte vor, die wie Anklänge an ganz andere weit gen Süden und Norden wohnende Stämme gelten können*).

Die häufigsten Elemente ihres Dialektes gehören ohne Zweifel der Tupi an, und zwar, wie es scheint, mehr der im Norden geübten Sprachweise, als dem Guarani-Dialekte, dem er sich übrigens in der Härte und Schwerfälligkeit mehr annähert, als dem flüssigeren vokalreicheren Laute der Lingua geral**). In der S. 398 folgen-

*) So heisst der Vogel bei den Mundrucûs nuássa, bei den so weit gen Süden wohnenden Guaycurûs nioche; nicht wenige Worte gehören dem Stamme der Guck oder Coco an, z. B. Himmel: capi Mundr., capu Tamanaco, apex Chiquito. Zahn (mein): woi noi M., nuoi Moxo. Körper: oi täpit M., pitpeté Tamanaco. Sonne: uäschi M., veju Accawai, Tamanaco, saache Moxo. — Der Fluss wird von den Mundrucûs, besser als in der Lingua geral (yguaçú), mit icuri, yghcori, d. i. schnelles Wasser bezeichnet und heisst auch bei den Galibis in Cayenne eicourou (auch epoutiri), bei den Chiquitos ogirus. Zwei Farbenbezeichnungen: weiss und roth, heissen bei den Mundrucûs yuristat und ipacpec, in der Kechua: yurac und paco.

**) Wir führen noch als zusammengehörig auf: Tupi: oca, Haus; Mundrucû:

den Tabelle haben wir mehrere Worte zur Vergleichung mit andern Dialekten zusammengestellt. Wie bei vielen aus dem Stamme der Guck zeigt sich hier auch bei den Mundrucûs ein Pronomen possessivum (oi, ui, woi, das xe oder ijé des Tupi) den Theilen des menschlichen Körpers vorgesetzt. Einzelne Worte aus der Sprache der Galibi und Insel-Caraiben finden hier Anklänge, doch nicht so deutlich als sie Verwandtschaft zu manchen Dialekten der Guck andeuten. Dagegen findet gar keine Beziehung zu den Aruac statt, während einige Worte dieser Sprache auch dem weiblichen Dialekte jener Caraiben angehören, welche die Weiber von den besiegten Aruac zur Ehe nahmen.

Was die aus den Dialekten der Moxos, Chiquitos, Tamanacos, Vilelas, Galibis, Omaguas und aus der Kechua verwandt anklingenden Worte betrifft, so sind wir weit entfernt solchen einzelnstehenden Thatsachen Wichtigkeit für die Linguistik beizulegen; aber ein Ethnograph, dem es zunächst darum zu thun ist, dem Wesen der amerikanischen Völkerzersplitterung und Völkerbildung nachzuspüren, darf sich wohl solchen Vergleichungen überlassen, die auf einen rastlosen, ununterbrochenen Umguss der menschlichen Gesellschaft in neue, obgleich dem Wesen nach stets identische, Formen hindeuten. Wenn die phonetische Sympathie der Worte nicht lediglich ein Spiel des Zufalls ist, so müssen wir annehmen, dass, wie in vielen analogen Fällen, auch die Mundrucûs mit den obengenannten Horden oder Stämmen in Berührung gekommen sind und sich Worte derselben, rein oder verstümmelt, angeeignet haben, oder dass ihr gegenwärtiger Dialekt, wie andere, der Rest aus einem alten, vielfach abgewandelten sprachlichen Zersetzungsprozess einer gemeinsamen Ursprache ist. Wir schalten, zu weitererer Vergleichung eine Liste solcher Worte ein.

öcka. — T. cururú, Kröte; M. gorägorä. — T. camy (cama hy) Milch; M. icamutü. — T. paia, Vater; M. paipai. — T. maia, Mutter M. maihi. — T. pacóba, Banane; M. bacobá.

Worte:	Mundrucû	Tupi	Omagua	Galibi	Caraib. insul.	Tamanaco	Aruac
Kopf	oi já	acanga	yakaih, yacae	oupoupou, opoupou	boúpou, ichic, (mein) ichéukê	prutpe	isihi daa (mein) schi, da seye
Auge	ui etá	teça	sisasay	enourou	énoulou Fem. aku	januru	da kusi
Nase	uei nampö[1])	tim	tiy	enetali, natali	ichiri	jonnari	da siri, isirihi
Mund	woi pi	yuru[2])	yuru	embatari, empatoli	tiboútali, tioúma	máari	da liroko, üllerukuhu
Zunge	wai co	apeco	ghumüela, cumuera	nourou, enourou	inigné	nuru	
Hand und Finger	woi pö	pô	pua	amecou, apori[5])	nou (meine) capo[6])	jamnari	da kabbuhu
Arm	woi pa	gyba (jua)	yüca, iehuá	yaboule, apori	aréunna	japari	da denaina
Fuss	woi canupüta	py	püeta	ipoupou	oupou[7])	ptari	da cuty
Achsel	wo aipia	atyba[3])	yüca hanuahla	imótali	imoútali	mgoi	
Bauch	woi öck	teghe	ce hueca, syrica	onimbo	huémbou, f. oullacae	ueni	da deybayou
Blut	tuy	tughy	suüe	moinou	timoinalou, f. ita, itaheu		curisa
Sonne	uäschi	coaraçy	ghuálachy, huarassi	veiou, hueiou	huéyu, fem. cachi	vejú	haddalli

Mond	uaschiat	jaçy	yaçü	nouna, nouno	nonum, f. câti	nuna	katsi, katti
Sterne	cassutá	jaçytata	seso	serica, siricco	oualoucouma	chirica	wiwa
Erde	ipy	yby(aeghwy)	tuyuca [4])	nono, soye	nonun, f. monha	nono	wunabu, ororu
Nacht	üschüma	pytuna	üepusa, epuessa	cooquo	huétou, f. ariábo	coco	wai
Wasser	hü	hy, ügh	uni	touna	tonê	tuna	wuni, wuniabbo
Feuer	taschá	tatá	tata	ouato	ouattou, illeme	uapto [8])	hikkihi, ikhihi
Fluss	igury, yghcori	yguaçu	balaná	eicourou, ipoliri	tona		wuin
Ja	nlemai	pa, fem. hehe	aisy	terré, teré	hanhan, terée		he kurrú, ehé, hesé
Nein	gaamnuö	aaninhe	huayá	ouanê, oua, ouati	oüha		kurrú, kaké, koake (oder ne suffixum)

1) nampö, die Nase, erinnert an namby, das Ohr, im Tupi. — 2) júru bedeutet bei den Aruac den aus Rohr von Guarumá (Maranta) geflochtenen Cylinder zum Auspressen der geriebenen Mandiocawurzel. — 3) atycupe bedeutet im Tupi: auf der Schulter, yatacupi im Omagua: auf meiner Schulter. — 4) tuyuca, im Omagua die Erde, bedeutet im Dial. vulg. der Tupi: Schlamm. — 5) Finger: amo, yamori: Galibi. — 6) Hand und Finger: nu (meine) bouki, nu boupé: Moxo. — 7) Fuss: ni bope: Moxo. — 8) Sollte es ein blosses Spiel des Zufalles seyn, dass bei den Tamanacos, Galibis und Caraiben der Inseln der Fisch uoto, oto, àoto, das Feuer uapto, ouato, ouatto (so auch die Bremse) heisst? Oder liegt hier eine conventionelle Uebertragung der Bezeichnungen auf Dinge, die in einem gewissen Gegensatz stehen, zu Grunde?

Die Maués, Mauí oder Mauhés, Magué, Magués, (von den Apiacás Mau-ari, Mau-uara genannt).

Wenn die Mundrucûs in dem ausgedehnten Landstriche vom Rio Arinos gegen Norden auf beiden Ufern des Tapajôz die vorherrschende Horde bilden und nun in einem stillschweigenden Friedensverbande mit den Brasilianern als zuversichtliche Bundesgenossen hier die minder civilisirten und schwächeren Indianerhaufen im Zaume halten, so stehen ihnen hiebei die Mauhés als Bundesgenossen zur Seite. Ein Theil von ihnen wohnt südlich von den Ansiedlungen der Mundrucûs am Tapajôz in der grossen Malloca Itaituba und südwestlich gegen den Mataura, einen östlichen Beifluss des Madeira, hin. Die mehr civilisirten bewohnen die grosse Insel Topinambarana, welche der Irariá, ein östlicher Ast des Madeira, mit dem Amazonas bildet, und die waldigen Niederungen südlich von ihr, zwischen dem Madeira und dem Rio Mauhé. Hier leben sie grösstentheils familienweise von einander zerstreut; Andere wohnen vermischt mit den Mundrucûs in Ortschaften, welche zum Theil schon brasilianische Bevölkerung aufgenommen haben, wie Topinambarana, Lusea, Massari, Canomá. Man giebt die Zahl des ganzen Stammes auf 16,000 Köpfe an*). Früher waren sie Feinde der Mundrucûs, mit denen

*) Einzelne Horden oder Familien werden mit besonderen Namen bezeichnet, die, wie diess überhaupt bei den Indianern gewöhnlich ist, oft von Thieren hergenommen sind. So nannte man mir Tatu-(Armadill), Guariba-(Heulaffen), Jauareté-(Onzen, Jahuariti bei Castelnau III, 100), Xupára-(Kinkajú), Inambu-(Feldhuhn), Mucuim-(Milben), Tasiuá-(Ameisen), Pira-piréra-(Fischhaut oder Fischschuppen), Tapuüja (-Indianer). Eine Horde heisst Saucánes, d. i. die, welche sich durch Ameisen peinigen (Saúba cáneon). Uü-tapuüjas heissen so entweder als Söhne des Bodens (ûby, Einheimische), oder, vielleicht richtiger, weil sie viel Mehl (uü) bereiten. Die Jurupari-Pireiras, Teufelshaut-Männer, haben diesen Namen mit Beziehung auf die Unempfindlichkeit ihrer Haut, welche sie gegen den Stich der Ameisen bewähren. Hierauf bezieht sich auch der Name Arapium,

sie jedoch, nach manchen Anzeichen, gleichen Ursprunges sind. Von ihrem sehr volltönenden und harten Dialekte gelang es mir nicht, Worte zu sammeln, weil sie fürchteten, sich dadurch einer Verhexung auszusetzen. Ich vermag daher nicht zu beurtheilen, ob sie, wie manche ihrer brasilianischen Nachbarn annehmen, der Mehrzahl nach von einer Tupihorde abstammen, die aus Südwesten hierhergekommen sey. Allerdings weisen sie manche Züge auf, die von den alten Tupis berichtet werden, unterscheiden sich aber von den Mundrucûs durch den Mangel der Tätowirung und durch die Sitte des Schnupftabackes aus Paricasamen. Auch sollen sie den Gebrauch vergifteter Pfeilchen kennen, die sie aus der Esgravatana blasen. Sie handeln übrigens diese gefährliche Waffe von ihren westlichen Nachbarn ein und kannten ursprünglich nur Pfeil und Bogen. Diese schnitzen sie sehr gross und elastisch aus einem rothen Holze auch für den Handel. Die Mauhés, welche ich in ihrer Niederlassung am Irariá sah, waren starke wohlgebildete Indianer, von ziemlich dunkler Färbung und ohne Körperverunstaltungen. Manche sollen zwar ein Rohrstück in der durchbohrten Unterlippe tragen, doch nur zum Schmuck, nicht als Nationalabzeichen. Ihre Gemüthsart soll minder aufrichtig und edel, als die der Mundrucûs seyn. Diejenigen, welche entfernt von den Missionen wohnen, sind zwar nicht feindlich gegen die Weissen (Kerérnas, die Schläfer?) gesinnt, kommen aber voll Misstrauen, oft mit gespanntem Bogen, an die Kähne, um zu handeln *).

---

richtiger Uara-pim, Uarapium (Uara Mann, pim stechen, Pium Fliege), unter dem sie P. Daniel (Thezouro do Rio das Amazonas, in Revista trimensal III, 170) aufführt. Die Guaribas und die Pira-pireiras sollen sich durch Bärte auszeichnen. Endlich wurde mir auch eine Horde, die am Madeira wohnt und Monorchi seyn soll, als Caribuna genannt. Der Name bedeutet „Wassermann" und wird vielen Horden, die die Gewässer zwischen dem Madeira und Yavary beschiffen, zugetheilt.

*) Früher waren sie wegen ihrer Treulosigkeit berüchtigt, wesshalb 1769 der

Obgleich viele Mauhés bereits seit zwei Menschenaltern in unmittelbarer Nachbarschaft der Weissen wohnen, so halten sie doch noch manche ihrer Gebräuche aufrecht. Ihre Feste feiern sie besonders im Neumond. Sie sollen Mittel anwenden, um Abortus hervorzubringen. Sie theilen mit den Mundrucûs die seltsame Sitte, die angehenden Jungfrauen einem anhaltenden Fasten zu unterwerfen, indem sie sie zwingen vier Wochen lang, bei der magersten Kost von etwas Beijú oder eines kleinen Fisches und Wasser, die im rauchigen Giebel der Hütte aufgehängte Hängmatte nicht zu verlassen. Manche Mädchen fallen dieser Sitte zum Opfer. Ueberhaupt entziehen sich die Mauhés bei mancherlei Lebensereignissen, aus Aberglauben oder nach religiösen Eindrücken, die Nahrung. Mit vielen andern Indianern gemein haben sie die Uebung, dass bei Erklärung einer Schwangerschaft beide Eheleute strenges Fasten einhalten. Sie nähren sich dann nur von Ameisen, Pilzen und Wasser, worein sie etwas Pulver von dem Guaraná, einem aufregenden und besonders gegen Diarrhöen und Störung der Hautthätigkeit gebrauchten Heilmittel, rühren. Dies ist eine feste Masse aus den zerstampften Samen der Paullinia sorbilis, in deren Bereitung die Mauhés vorzüglich geschickt seyn sollen und die sie auch vor der Schlacht als Reizmittel verschlucken. Die Samen dieses Strauches cursiren bei ihnen statt der Münze. Während der Schwangerschaft pflegen sich auch Viele mit einem geschärften Tucanschnabel oder dem Zahne eines Nagethieres einen beträchtlichen Blutverlust an Armen und Beinen zu veranlassen und die so ge-

---

General - Capitän Fern. da Costa de Attaide Teive ein Verbot ausgehen liess, mit ihnen zu handeln. Cerqueira e Silva Corografia paraënse 119. — Sie handeln, wie ihre Nachbarn, die Mundrucûs und die Apiacás, bereits auch Salz und Pfeffer, nebst den vorzugsweise beliebten Eisenwaaren, von den Brasilianern gegen Mehl, Baumwollenfaden, Federwaaren, Salsaparilha, Cacao, Nelkenzimmt und Guaraná ein.

machte Wunde durch Einstreichen vom Russe der verbrannten Genipapofrucht zu schwärzen. Stirbt der Häuptling oder ein Glied der Familie so verhängen sie ebenfalls ein monatliches Fasten und geniessen nur die erwähnte kärgliche Nahrung. Seltsam ist auch die Sitte, keine grossen Flussfische, sondern nur die kleinen Fische der Bäche und Teiche in den Wäldern zu essen und sich allen Wildprets zu enthalten, das mit Hunden gehetzt oder mit Flinten erlegt worden. Bei diesem Mangel an animalischer Kost wird ihre Körperstärke nur dadurch erklärt, dass sie sehr viele ölreiche Früchte von Palmen, von der Bertholletia und Caryocar geniessen, nach denen sie zur Fruchtreife im Walde umherziehen.

Um ihre Knaben zur Männlichkeit zu erziehen und zur Heirath vorzubereiten, üben sie sie in Ertragung des Schmerzes vom Bisse der grossen Ameise, Tocanguira, Cryptocerus atratus, deren einige in baumwollene Aermel eingesperrt die Arme des zu Prüfenden verwunden und in Geschwulst und Entzündung versetzen. Die Nachbarn muntern ihn durch wildes Geschrei zur Ertragung des Schmerzes auf, und die Ceremonie wird gewöhnlich bis zum vierzehnten Jahre fortgesetzt, wo der Jüngling den Schmerz ohne ein Zeichen des Unmuthes zu ertragen gelernt hat, worauf er emancipirt wird und heirathen kann. Man bestimmt unter Einvernehmung der Aeltern die erste Jungfrau, welche ihm nach dieser Feierlichkeit begegnet zur Frau, wenn auch die Heirath erst nach Jahren stattfindet. Noch schmerzhafter schildert P. Daniel (in Revista trimensal III, 170) diese Prüfung, indem der Candidat den Vorderarm in eine mit der Saúba, einer kleineren Ameisenart, gefüllte Kürbisschaale stecken und so lange dareinhalten muss, als die Horde um ihn herumtanzt. Der Oberarm wird zu dieser Ceremonie mit bunten Federn geziert. Diese Probe macht einen Theil ihres Calenders aus. Auf gleiche Art versuchen auch die Tamanacos am Orenoco die Standhaftigkeit ihrer Jünglinge*). Die Mäd-

*) Gili II, p. 347.

chen verzieren sie vor der Pubertät mit bunten Binden unter den Knie und am Oberarm. Im Zustande der Freiheit leben die Mauhés nach Gefallen in Mono- oder Polygamie; aber ein Grundgesetz des Stammes verbietet den Weibern Umgang mit allen, die nicht desselben Stammes sind. Gleich den Mundrucûs sind sie grosse Künstler in Bereitung von Federschmuck, womit sie Handel treiben. Ihre Flöten machen sie aus menschlichen Röhrenknochen, ihre Trinkschaalen aus den Hirnschädeln; doch sind sie keine Anthropophagen. Die Leichname ihrer Anführer werden mit ausgestreckten Extremitäten an Latten gebunden und durch ringsum angebrachtes Feuer zu einer Mumie ausgedörrt*). Darauf setzt man ihn mit eingebogenen Schenkeln in eine runde Grube und erhält ihn in dieser Richtung durch Steine und Holz aufrecht, ohne ihn mit Erde zu bedecken. Nach Verlauf der Trauerfasten wird die Mumie wieder herausgenommen, aufgestellt und die ganze Horde tanzt unter grässlichem Heulen und Weinen einen vollen Tag um sie herum. Am Abend begraben sie den Leichnam in der allgemein üblichen hockenden Stellung, und die Nacht, unter Tanzen und Trinken hingebracht, endigt die Todtenfeier**). — Wie die Mundrucûs und die Apiacás befahren die Mauhés ihre Flüsse in Kähnen, die sie

*) Als einst ein Häuptling auf der Reise starb, theilten seine Begleiter den Leichnam unterhalb der Rippen in zwei Hälften und brachten den Rumpf gedörrt in die Heimath zurück. Daniel a. a. O bemerkt auch, dass sie die Gebeine der Verstorbenen aufheben, um fein gepulvert bei Festgelagen von den alten Weibern unter das Getränke gemischt zu werden. Nach denselben Berichten sollen sie auch Anthropophagen seyn und Viele sich durch den Genuss eines an den Blattern Gestorbenen getödtet haben.

**) In diesem Cultus der Todten weichen sie von ihren Nachbarn den Apiacás ab, die die Leiche am Todestag, das Haupt übrigens in der allgemein gebräuchlichen Lage an den Knieen, mit einigen Federn geschmückt, begraben, die Waffen und baumwollenen Geräthe verbrennen, die Geschirre zerschlagen.

entweder aus dem Stamme des Guanandi (Uanandi)-Baumes (Calophyllum brasiliense) aushöhlen, oder aus der Rinde des Jatahy (Hymenaea) zusammensetzen. Seltsam lautet der Bericht, dass sie den Fluss Curauay, einen Confluenten des Mauhé-assu, an welchen sie ebenfalls wohnen, für heilig halten, und es nicht wagen, sich in ihm zu baden oder seine Fuhrten zu durchwaten, so dass man sie in Ermangelung von Kähnen oft lange Zeit damit beschäftigt sehe, Schlingpflanzen am entgegengesetzten Ufer zu befestigen, auf welchen sie das Gewässer passiren könnten *). Allerdings bedeutet Curauay: verrufenes Wasser (curáo hy); vielleicht heisst es so wegen häufiger Zitteraale.

Als ein charakteristischer Zug in der Sittengeschichte dieser Wilden ist die Bereitung und Anwendung des schon erwähnten Guaraná anzuführen, welches nach einer unverbürgten Nachricht bei ihnen Maué heisst und der Horde ihren Namen ertheilt hat.

In dem Leben der hier geschilderten Stämme begegnet uns ein seltsames Gemisch von roher Barbarei und gewerblicher Betriebsamkeit. Derselbe Indianer, der mit wilder Kriegslust einen Vertilgungskrieg gegen seine Feinde führt, an Todten und Lebendigen die Kunstfertigkeit eines Schlächters übt, zimmert grosse Hütten, bereitet Mehl, sammelt die verkäuflichen Producte des Waldes und fertigt mit Geschicklichkeit und einem gewissen Geschmack verschiedene Zierrathen aus Federn, um sie in den Handel zu bringen. Der Trieb nach Beschäftigung hat hier gewisse Gegenstände mit so viel Energie ergriffen, dass seine Erfolge schon bis zu den Grenzen gewerblicher Industrie gelangen. Dieser Trieb wohnt eigentlich allen Indianern inne. Er bethätigt sich hier auf der Seite der Barbarei in dem langwierigen und schmerzhaften Geschäfte, den gesammten eigenen Leib mit tätowirten Linien zu überziehen, womit Mancher erst in späteren Mannesjahren zu Ende kommt, und in der Sorge für die Mumisirung des Cadavers, auf

*) Cerqueira e Silva Corografia paraënse S. 273.

der Seite der Industrie durch die äusserst mühsame Herstellung von Wohnung, Waffen und Zierrathen unter dem Mangel geeigneter Werkzeuge. Mit unermüdlicher Ausdauer zimmerten sie, bevor ihnen die Weissen Beile und Messer verschafften, mit steinernen Aexten die Balken und Latten für ihre Hütten und unglaublich ist die Beharrlichkeit, womit sie Feder um Feder sortiren und mit Pech und Palmen- oder Baumwollfäden zu eleganten Sceptern verarbeiten oder in das Maschenwerk ihrer Kopfbinden, Hauben und Hüte vereinigen. Der Indianer ist träge, wo ihn kein persönliches Interesse zur Arbeit antreibt, aber rastlos und emsig, wo er mit dem Werke seine Befriedigung erreicht. Die letzte Aufgabe ihn für die Civilisation zu gewinnen, liegt in der Ergreifung jener Maassregeln, welche seinen Thätigkeitstrieb in allgemein nützlichen Werken beschäftigt.

III. Indianer im Flussgebiete des Madeira.

Es sey gestattet, unserer Schilderung der indianischen Bevölkerung längs diesem grössten Beifluss des Amazonas, welchen die Indianer Cayari, d. i. den weissen Strom, nennen, einige schon früher *) von mir gegebene historische Notizen vorauszuschicken. „Seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ward der nördliche Theil des Stromes bis zu den ersten Katarakten (in 8° 48′ s. Br.) von Einwohnern der Provinz Pará und Rio Negro besucht, welche die Naturerzeugnisse seiner Ufer: Salsaparilha, Cacao, Nelkenzimmt, Schildkröten und Schildkröteneier - Fett, einsammelten. Immer betrachtete man jedoch diese Reisen als Wagniss, sowohl wegen der bösartigen Fieber, als wegen häufiger Angriffe feindlicher Indianer, unter denen die Muras und Torazes die gefürchtesten waren. Ohne den Reisenden offenen Widerstand entgegenzusetzen, überfielen sie bei Nacht, an Stellen, wo heftige Strömung ihre Aufmerksamkeit

*) Spix und Martius Reise in Bras. III. 1327.

und die am Ufer beschäftigte Mannschaft theilen musste, und ermordeten kaltblütig, was in ihre Hände oder in den Bereich ihrer Pfeile kam. Die Expeditionen auf dem Madeira mussten desshalb stets von Bewaffneten unterstützt seyn, und wenn die Nothwendigkeit eintrat, sich an einem Orte längere Zeit aufzuhalten, und einen Platz zum Bivouac zu reinigen (fazer Arrayal), so pflegte man diesen mit Pallisaden zu umgeben. Um diese Feinde zu schrecken, ward 1716 die erste militärische Expedition unternommen, welche nur bis zu den Fällen vordrang; ihr folgte 1723 die des Palheta, der auf dem Mamoré bis zu der spanischen Mission von Exaltacion de la S. Cruz de los Cayubabas vordrang, und auf demselben Wege wieder nach Pará zurückkam“. Seit jener Zeit wurden, zuerst von den Jesuiten, Indianer-Missionen am Strome versucht, es entstanden 1756 die Villa de Borba und 55 Legoas weiter stromaufwärts die Villa do Crato, nicht blos zur Unterstützung der Handelskähne nach Mato Grosso, sondern auch als Deportations-Orte für Verbrecher. Aus Portugal waren auch Zigeuner an letzteren Ort übersiedelt worden *).

So kamen denn in diesen Wildnissen mit den ursprünglichen Bewohnern Asiaten, Afrikaner, Europäer und deren Mischlinge zusammen, und feste Niederlassungen, überdiess vom Klima nicht begünstigt, konnten in einer Bevölkerung nur mühsam Platz greifen, welcher das Nomadenthum seit unvordenklicher Zeit zur andern Natur geworden ist. Die Gegend, eine niedrige, dichtbewaldete, oft sumpfige oder überschwemmte Ebene, von zahlreichen Canälen und Flüssen durchschnitten, die reich an Fischen und Schildkröten sind, bindet den Wilden nicht an die Scholle, sondern weisst ihn auf das Wasser. So waren denn auch die Horden der Múras und Torás,

*) Es wird erzählt, dass mehrere Zigeunerfamilien von hier, geführt von Múras, in den Puruz, und über den Solimoës nach S. João do Principe am Yupurá und dann westlich ins spanische Amerika gekommen seyen. Cerquera da Silva Corogr. paraënse. 49.

mit denen die Europäer auf dem Madeira zuerst bekannt wurden, ohne ständige Niederlassungen am Lande, ein amphibisches Geschlecht von Ichthyophagen, das aus seinen ärmlich aus Baumrinde zusammengebundenen Kähnen nicht blos in diesem Stromgebiet umherschwärmte, sondern sich von da aus in den Amazonas und dessen benachbarte Confluenten, den Puruz, Juruá, Rio Negro und Yupurá, verbreiteten, überall wegen räuberischer Ueberfälle gefürchtet. Als freie Wegelagerer (Indios de corso) wurden sie von den Colonisten verfolgt, und sie nahmen unter sich alle Flüchtlinge vor der Civilisation und strafenden Gerechtigkeit auf. So sind die Múras*) des Madeira die Canoeiros und Bororôs des Tocantins, die Payagoâs des Paraguay geworden, und dieselbe Grausamkeit, Verwilderung und sittliche Verkommniss waltet auch in dieser vielfach gemischten Horde. Die europäischen Einwanderer vermochten nicht, sie im Zaum zu halten; nachdem aber die Mundrucûs mit den Ansiedlern Frieden gemacht und sich in einem grausamen Krieg gegen die Múras gewendet hatten, sahen diese, geschwächt und zersprengt, sich gezwungen, unter portugiesischen Schutz zu fliehen. Diess geschah i. J. 1785, durch eine Botschaft an den Director der Indianer am Yupurá zu Maripi**) und seit jener Zeit sind sie theilweise aus dem Madeira zum Hauptstrom herabgezogen. Sie schwärmen von der Villa Nova da Rainha bis jenseits der Grenze Brasiliens bei Loreto umher, oder lassen sich hie und da zum Betrieb eines sehr ärmlichen Landbaues nieder und gehn wohl auch für kurze Zeit um Lohn (an Branntwein, Baumwollenzeuge, Taback, Glasperlen und Eisenwaaren) bei den benachbarten Landwirthen in Dienste. So habe ich selbst sie in Manacarú, unweit von der kaiserlichen Factorei, zum Fange des Piraruçu-Fisches, Manacapuru

*) Auch die Torá (Turás, Turazes) vielleicht eine Abzweigung der Múras werden als Indios de corso am Rio Madeira genannt.

**) Araujo e Amazonas Diccionario etc. do Alto Amazonas 207.

getroffen. Die Mundrucûs haben sich den Múras so furchtbar gemacht, dass sie es wagen sollen, ihnen selbst ihre Weiber wegzunehmen. Diese nomadischen Múras stehen unter den Indianern im Gebiete des Amazonenstroms auf der tiefsten Stufe. Nicht selten tödten sie ihre kranken Kinder und Herndon berichtet (S. 278) von einem Fall, da eine Mutter ihr Neugebornes lebendig begraben wollte. Alle, auch die einfachsten Bedürfnisse werden auf die niedrigste Weise befriedigt. Die aus kurzen Baumstämmen errichtete, mit Reisig und Palmblättern gedeckte Hütte, deren niedrige Thüre auch als Fenster und Rauchfang dient, ist kaum länger als eine Hängmatte, zu der kein künstliches Flechtwerk, sondern nur eine kahnförmig abgezogene Baumrinde verwendet ist. Ausser einigen Thongeschirren und Waffen fehlt jeder Hausrath. Ihre Bögen sind sehr lang und um sicher zu zielen, halten sie sie nicht frei in der Luft, sondern fassen das eine Ende auf dem Boden zwischen den Zehen *). Die Pfeile sind nicht vergiftet, aber mit einer sehr langen, scharfen, flachen Spitze aus Bambusrohr, oder mit Widerhacken versehen. In der Jagd auf den Lamantin, grosse Fische und Schildkröten, erweisen sie sich geschickt und kühn, wesshalb man sie für diess Geschäft gern verwendet. Bei ihren Festen und zu Signalen bedienen sie sich einer Art Schalmei, des Turé, aus einem dicken Bambusrohr, in dessen durchbohrte Knotenwand ein dünneres, der Länge nach in eine Zunge eröffnetes Rohrstückchen befestigt wird. Die Múras, welche ich gesehen habe, waren sehr breitgebaute, muskulöse Leute, unter Mittelgrösse, von dunklem Kupferbraun. Die breiten und flachen Gesichtszüge, von langherabhängenden unordentlichen Haupthaaren **) verdüstert, die Nasenknorpel und Unterlippe durchbohrt, um einen grossen Schweins-

*) Daniel Revista trim. III. 168.

**) Am Kinne und der Oberlippe sind die Múras mehr, als es sonst bei den Indianern beobachtet wird, gebartet, was vielleicht davon herrührt, dass sie

zahn, Cylinder von Holz oder von einem gelben Harze aufzunehmen, schwarze und rothe Flecke auf die Haut gemalt, um den Hals eine Schnur von Affen- oder Coati-Zähnen, oder die halbmondförmig verbundenen Klauen eines grossen Ameisenfressers, beim Tanz eine Schnur von Samen des Gummibaumes (Siphonia elastica) um die Füsse gewunden; junge Weiber, am ganzen Körper mit Flussschlamm überstrichen, um die Plage der Stechfliegen weniger zu empfinden: so stellt sich der verwilderte nomadische Múra dar. In auffallendem Gegensatze zu diesem niedrigen Zustand steht der Gebrauch des Schnupftabacks, Paricá, eines Pulvers aus den getrockneten Samen der Parica-üva (Mimosa acacioides Benth.)*). Jährlich einmal begeht jede Horde acht Tage lang ein Fest, welches, nach Einigen, den Eintritt der Jünglinge in die Mannbarkeit feiern soll. In einem geräumigen, offenen Hause versammeln sich die Männer, denen die Weiber reichlich Cajiri und andere berauschende Getränke spenden. Sie reihen sich sodann nach gegenseitiger Wahl paarweise zusammen, und peitschen sich mit langen Riemen von der Haut des Tapirs oder Lamantins bis auf das Blut. Diese Geisselung ist ein Act der Liebe und dürfte als Ausdruck eines irregeleiteten Ge-

---

minder bedacht sind, die Haare auszureissen. Wenn ihnen aber (Fern. de Souza Rev. trim. 2. Ser. III. 498) auch Haare auf der Brust, am Bauche und an den Füssen zugeschrieben werden, und ein neuerer Reisender (Wallace 512) das Haupthaar etwas gekräuselt angibt, so dürfte an die häufige Vermischung mit Negerflüchtlingen und deren Mischlingen, Cafusos, Xivaros erinnert werden.

*) In der britischen Guyana, wo der Baum auch Parica oder Paricarama heisst, wird das feine Pulver der Bohnen angebrannt, um den Rauch einzuathmen, oder um die Augen und Ohren eingerieben, was einen ekstatischen Zustand mit nachfolgender Erschlaffung hervorbringt. Aehnlich wird Acacia Niopo Humb. von den Otomacos und Guajibos am Orenoco verwendet. Rich. Schomburgk Reise III. 103.

schlechtsverhältnisses zu betrachten seyn. Nachdem die blutige Operation mehrere Tage lang fortgesetzt worden, blasen sich die paarweise verbundenen Gefährten das Paricá mittelst einer fusslangen Röhre, gewöhnlich ist es der ausgehöhlte Schenkelknochen des Tapirs *), in die Nasenlöcher; und diess geschieht mit solcher Gewalt und so unausgesetzt, dass bisweilen Einzelne, entweder erstickt von dem feinen, bis in die Stirnhöhlen hinaufgetriebenen Staube, oder überreizt von seiner narkotischen Wirkung, todt auf dem Platze bleiben. Nichts soll der Wuth gleichen, womit die Paare das Paricá aus den grossen Bambusrohren (Tabocas), worin es aufbewahrt wird, vermittelst eines hohlen Krokodilzahnes, der das Maass einer jedesmaligen Einblasung enthält, in den dazu bestimmten hohlen Knochen füllen, und es sich, auf den Knien genähert, einblasen und einstopfen. Eine plötzliche Exaltation, unsinniges Reden, Schreien, Singen, wildes Springen und Tanzen ist die Folge der Operation, nach der sie, zugleich von Getränken und jeder Art von Ausschweifungen betäubt, in eine viehische Trunkenheit verfallen. Ein anderer Gebrauch des Paricá ist, einen Absud davon selbst als Klystir zu geben, dessen Wirkung ähnlich, jedoch schwächer seyn soll **). Die Mauhés, obgleich Feinde der Múras, haben denselben Gebrauch. Vielleicht ist er eine Nachahmung desjenigen, der unter den peruanischen Indianern mit der Coca (Ypadú in Brasilien) getrieben wird. Wenigstens sollen die Múras, unzufrieden mit dem Drucke der Incas, von dort ausgewandert seyn ***). Alle Múras am Amazonas werden, vielleicht übertrieben, auf 12000 Bögen geschätzt. Sie sind Polygamen und halten ihre Weiber in einer erniedrigen-

*) Die Mauhés, welche demselben Gebrauch huldigen, benützen ein ähnliches Instrument, welches gleichzeitig für beide Nasenlöcher dient.

**) Spix und Martius, Reise III. 1074. 1070 1116. Atlas „Múra“ und „Geräthschaften“ Fig. 63.

***) Araujo e Amazonas Diccionario 207.

den Dienstbarkeit. Diese werden meistens durch ein Faustgefecht erworben, zu welchem sich alle Liebhaber des mannbar gewordenen Mädchens stellen. Ihre Sprache ist, nach dem oben erwähnten Diccionario, reich an Nasentönen; aber sie haben ausserdem eine sehr gutturale Sprachweise, wenn sie sich vor Jemanden mit besonderer Behutsamkeit ausdrücken wollen. So sehr auch diese Mundart von dem gemeinen Dialekte der Tupi abweicht, so liegen doch wohl der Mehrzahl ihrer Worte Wurzeln aus dem Tupi-Sprachstamme zu Grunde, und zwar zumeist in Abwandlungen, die an einige Beziehung zu den Omaguas erinnern, was der oben angeführten Annahme entspricht, dass die Múras von Westen hergekommen seyen. Auch aus der Moxa- und Maypure-Sprache finden sich Anklänge *).

Dass eine so zahlreiche Horde, die so häufig ihre Wohnorte wechselt, sich in viele kleinere Gemeinschaften auflöst und unter vielen Namen erscheint, wird nach den bisher gegebenen Schilderungen Niemand bezweifeln. So sind denn hierher zu rechnen:

---

*) Das Personal-Pronomen ixe, xe oder je, ich oder mein, findet sich hier in a, e, ai, oä abgewandelt; Consonanten und Vocale erfahren so vielfache Veränderungen, dass der Grundton des vocalreichen und wohlklingenden Tupi in dem Mund des geflissentlich undeutlich sprechenden Múra unter Diphthongen und gehäuften Consonanten verlischt. So wird aus dem yapisava, verkürzt ava, der Omaguas (apegaua, vulgär am Amazonas) bei den Múras: athiähäh; aus ehuera, Baum, der Omaguas (moirá, vulgär am Amazonas) aeacurä: Múra. Wir fügen noch einige Worte aus der „Giria" der Múras bei, die zur Vergleichung dienen mögen: Luft mebeai, — Wasser pae, — Berg maebaëesse, — Fluss cassaarehä, — Oheim schoárissa, — Seele nockasahäng, — Kehlkopf muäthóae, — grosse Zehe (hallus, wie in den Glossaria S. 20 und anderwärts statt halex zu lesen) appoapathaing, — blau iphohärhaing, — weiss gobäarähang, — breit päässäh (pucú vulgär am Amazonas), klein quä, — riechen nahuäh, — schmecken goabahang, — jagen icobabahaung.

die Gurupás, die Aponariá oder wilden Männer (von aba onharon), die Juqui (Jiqui, Yuqui), Fischreussen-Indianer (von jiqui, gequi), die Tururi oder Tauariri, Bast-Indianer, weil sie in Hängematten aus Bast (Tauary) von Couratari-Bäumen schlafen, die Curuaxiá (nach der Palme Curuá genannt: Curua ixe ha, d. i. ich bin ein Curuá, sicherlich!), die Tucumás, von der Palme Astrocaryum Tucuma genannt. Unter dem Namen der Torá, Turá, Turazes, Toraoçú, Toruçú (die Breiten) hatte die erste portugiesische Kriegs-Expedition i. J. 1716 unter Guerra eine Horde zu bekämpfen, die gleich den Múras Piraten waren, sich aber durch einen tätowirten Strich vom Ohr zum Mundwinkel unterschieden. Reste von ihnen machen gegenwärtig einen Theil der indianischen Bevölkerung von Itacoatiara (Serpa) aus; andere schwärmen noch im unteren Stromgebiete des Madeira umher.

Den früheren Reisenden auf dem Madeirastrome wurde als das Hauptquartier der Múras die Gegend südlich vom Rio Capana einem westlichen, und vom Onicori (oder Manicory, d. i. schnelles Wasser) einem östlichen Beifluss, bis zu der, wegen ihres Reichthums an Schildkröten berühmten Sandinsel (Praia) de Tamanduá angegeben. Neben ihnen wohnten noch andere kleine Gemeinschaften, aus denen die Jesuiten die erste Bevölkerung ihrer Mission von Trocano, später Villa de Borba, jetzt Araretama (am rechten Ufer des Madeira in 4° 24′ s. Br.) gezogen haben. Es sind Nachkommen einer Horde, die (von dem Flusse Onicori) Anicoré, verdorben Arucunanis, Aricorumbys, Aricunané, Ariquena genannt wurden: ein Beispiel von der volubilen Verderbniss der Worte, und eine Warnung, den zahlreichen, ja unerschöpflichen Horden-Namen keine ungebührliche Bedeutung zuzuschreiben.

Es kommen in diesem Gebiete noch mehrere Horden-Namen vor, die sich auf die Tupisprache zurückführen lassen, und desshalb nicht zur Annahme einer besonderen Nationalität berechtigen. So erwähnt schon Acunna der Abaété (fälschlich geschrieben Abactis),

was nur die „ächten Männer“ heisst. Die Ajururês (Papagay-Indianer) sind identisch mit den Arâras, die wegen ihrer Geschicklichkeit in Fertigung bunter Federzierrathen so heissen, und wahrscheinlich nichts anders als eine abgeschiedene und jetzt feindliche Horde der Mauhés sind. Wenig ist von den Jumas und Saras zu melden. Die Pamas (Pammás) gehören wahrscheinlich zusammen mit den benachbarten Horden am Rio Puruz. Sie sind am Madeira von den Caripunas verfolgt und vertrieben worden.

Von Westen her endlich haben sich in diese, von vielfachen Canälen durchfurchte Gegenden auch Schwärme der dort herrschenden Stämme gezogen, die, eben wegen ihrer amphibischen Lebensweise Wassermänner, Jaun-avó, Caripúna *) genannt werden. Es sind räuberische, grausame, zur Zeit unbotmässige und gefährliche Wilde, und desshalb auch unter allerlei Spitznamen berüchtigt. Ein solcher ist Catauuixis, Catuxi, Catosés, Catauaxis, richtiger Quatauiji (Quatausi: Acunna), oder Coatauji, was (coata-aujé): Affe, Coata (Ateles Paniscus) und nichts weiter! bedeutet. Diesem Schimpfworte begegnet man daher nicht blos am Madeira, sondern auch am Puruz, Juruá, Jutai und Yavary. Wie die Múras bauen diese Coataujis ihre Kähne aus Baumrinde, doch pflegen sie schon etwas Landbau, haben besser construirte und grössere Hütten und gebrauchen, nebst Bogen und Pfeil auch das Blasrohr, dessen Pfeilchen sie mit selbst bereitetem Urari vergiften. Sie sind übrigens Cannibalen und räuchern das Menschenfleisch zur Aufbewahrung**). Einzelne von ihnen sieht man bereits unter den Indios ladinos (Canigarus). Charakteristisch ist die auch bei den Tecunas gefun-

---

*) Diese Namen sind aus uni, veni, yaco, uno: Wasser in der Omagua, Moxa, Maypura, Kechua; und aba, cari: Mann im Tupi und Kechua zusammengesetzt und deutet schon hiemit auf die vermischte Abkunft derer, die sie tragen.

**) Wallace 515.

dene Sitte, die Arme und Unterschenkel mittelst straffer Baumwollenbänder zu unterbinden. Sie tätowiren sich nicht, aber Nase und Nasenflügel sind durchbohrt. Andere Gemeinschaften, die zwar mit den Caripunas in Sitten und Lebensweise übereinkommen, oft aber in Feindschaft leben, sind die Amamatys oder Jamamarys, die Itapriás, das ist die Steinhaasen (von ita, Stein, preha, oder moco, dem Nagethier Cavia rupestris), auch Ita-Tapuüja d. i. Stein-Indianer genannt; die Andiras, portugiesisch Morcegos, Fledermaus-Indianer, welche auch wegen ihrer Grausamkeit Jauareté (Onzen), heissen. Die beiden erstgenannten Horden werden auch im Tieflande des Puruz angegeben und sollen mit der dort herrschenden Hautkrankheit, deren wir im Folgenden erwähnen, behaftet seyn*).

Die Jaûn-avô oder Caripuna wohnen in der Nähe der Katarakten des Madeira, den sie selbst Mannu nennen. Dass die beiden Namen dasselbe, Wasser-Männer, bedeuten, haben wir bereits angeführt. Wir wollen aber nicht übergehen, dass in Brasilien der Name Caripuna ohne Zweifel Horden von sehr verschiedener Herkunft ertheilt wird. So werden welche auf dem nördlichen Ufer des Amazonas, und am Rio Repunury namhaft gemacht, und in des Pater Fritz Carte v. J. 1707 kommen sie am Rio Branco vor. Diejenigen, welche wir hier zu erwähnen haben, nennt schon Acunna (107) als an den Fällen des Madeira wohnend und schildert sie Erde fressend und Hand- und Fussgelenke mit straffen Baumwollenbinden umgebend. Auch auf den Deltas des Rio Puruz werden sie von Acunna, zugleich mit den Zurina (oder Sorimão) angegeben. Die wenigen Nachrichten über diese Caripúnás verdanken wir dem österreichischen Naturforscher

*) Nach Dicc. de Alto Amaz. 89 sollen sie nach dem 20sten Jahr schäbig werden! Einen weissgefleckten Catauuixi (Reise III, 1148) habe ich abgebildet. Auch der neueste Beobachter Bates (the Naturalist on the river Amazon, p. 434) hat diese Krankheit bei den Marauás gesehn.

Natterer, der sie auf seiner Reise den Madeira stromabwärts in zwei Horden, den s. g. Jacariás oder Jacaré-Tapuüja, Krokodil-Indianer, am Abuna, einem westlichen Beiflusse, und den Schenábu oberhalb der Cachoeira do Pao grande, kennen gelernt, und ihre Sprachproben gesammelt hat *). Der Dialekt hat Anklänge an die Kechua und an den der Maxorunas am Javary. Bänder oder Ringe (eran nascheti) von elastischem Gummi unter dem Kniegelenke, das Haupthaar nach rückwärts in einen Zopf gebunden und mit einem Federbüschel umwickelt, bilden ihre Nationalabzeichen. Die Männer tragen in jedem Ohrläppchen den Zahn einer Capivara, um den Hals eine Schnur durchlöcherter kleiner Cocosnüsse. Die Tacanhoba, aus einem Blatte von Coité (Heliconia) wird mit ihrem Inhalte zwischen den Beinen nach Oben geschlagen und hängt an einer Schnur, die um den Leib geht. Gegen die Plage der Stechfliegen tragen sie ein langes Hemd aus dem siebartigen Baste des Feigenbaumes, gleich der Tipoya in Moxos, dessen Vortheile sie in den dortigen Missionen sollen kennen gelernt haben. Die Weiber tragen eine Tanga und eine Binde aus vielen Baumwollenschnüren, die, mit einem schwarzen Piaçabafaden überwunden, von Ferne gleich Schnüren schwarzer Glasperlen glänzen. Unter den Geräthen ist das Mai-komé zu bemerken, ein Topf mit elastischem Gummi überspannt, dessen sie sich als Trommel bedienen. Diese Caripuná sind im Kriege mit einer auf spanischem Gebiet wohnenden Horde, den Guatiá, deren Kinder sie in Gefangenschaft führen, um sie an die Brasilianer zu verkaufen. Das Loos der losgekauften s. g. Indios de resgate unter den Ansiedlern ist meistens viel besser, als ein in Furcht vor grausamen Feinden hingebrachtes Leben, und muss den vom Gesetz verpönten Menschenhandel beschönigen.

*) S. unsere Glossarios S. 240.

IV. Indianer im Flussgebiete des Puruz.

Der nächste grössere Nachbarfluss des Madeira gegen Westen bringt eine sehr beträchtliche Wassermenge in die Thalsohle herab. Seine nördlichsten Ufer sind flach und von zahlreichen Verbindungscanälen durchfurcht, auf seinen tiefen und nicht sehr starkströmenden Gewässern haben die Ansiedler, nach Schildkröten und Lamantinfischen (Manati) jagend, vierzig Tagereisen stromaufwärts gemacht, ohne Katarakten anzutreffen, und in der Periodizität seiner Hoch- und Niederwasser weicht er von dem Teffé und Coary ab. Während sich diese als in dem Amazonas-Tieflande aus den hier so häufigen Seen gebildet erweisen, zeigt sich der Puruz als ein Sohn von Gebirgen und von weitentlegener Abkunft. Desshalb herrscht schon lange die Vermuthung, dass der Puruz durch einen östlichen Seitencanal oberhalb der Katarakten im Madeira mit diesem Strome zusammenhänge und einen erleichterten Schiffweg, mit Umgehung jener Hindernisse darbieten könne. Ja, die Beobachtung, dass sich die Physiognomie des Madeira bis zu dem Destacamento das Pedras (12° 52′ s. Br.) gleich bleibe und die Amazonas-Vegetation aufweise, hat sogar der Hypothese Raum gegeben, dass eine Verbindung des Puruz mit dem Ucayale möglich sey. Mehrere mit Rücksicht auf diess geographische Problem unternommene Reisen haben jedoch wegen Unwirthlichkeit der Gegend ihr Ziel nicht erreicht, und erst in neuester Zeit ist die Ethnographie derselben mit einigen Thatsachen bereichert worden, welche wir der Darstellung der ältern folgen lassen.

Acunna und Pagan gaben an diesem Flusse fünf Horden an, deren Namen gegenwärtig verschollen sind *). Später wurden hier

*) Cuchiuára, so genannt von dem Affen Cuchiu, Pithecia Satanas; Cumayaris, vielleicht nach dem, mit einem Milchsafte ausgestatteten Apocyneen-Baume, Cuma, geheissen; Curiguires, nach der schwarzen Kröte, Cururú; Curianés, Bewohner eines gleichnamigen Flüsschens, und Motuanes, nach dem mit einem rothen oder gelben Kamm versehenen hühnerartigen Vogel, Motum

die Irijús, richtiger Yryri-jurús, weil sie ein Pflöckchen von einer Muschel (yryri, d. i. Wasser-Topf, hy-rerú) in der durchbohrten Lippe trugen, genannt, die vom Rio Branco hergekommen seyn sollten, und deren Reste in Alvellos aldeirt worden sind. Ebenso sind die Tiaris (Ti-uara, Schnabel-Indianer) verschollen. Gegenwärtig begegnet man im nördlichsten Theile dieses Flussgebietes neben den nach Art der Zigeuner herumschwärmenden Múras und den bereits erwähnten Catauuixis oder Catuxi, welche sich zumal in den Deltas des Flusses und an den benachbarten Seen umhertreiben, einer spärlichen Indianerbevölkerung, die sich selbst Pamaouiris *) nennt, von den Brasilianern aber Puru-Puruz **) geheissen wird. Diesen Namen oder die Schäbigen, portugiesisch Foveiros, haben sie von einer endemischen Hautaffection erhalten, und er ist, wie solches öfters vorkommt, auf den Fluss selbst übertragen worden.

Sehr häufig findet man bei diesen amphibischen Indianern die ganze Hautoberfläche mit unregelmässigen, bald isolirten, bald zusammenfliessenden schwärzlichen, beim Anfühlen etwas härtlichen Flecken übersäet. Diese seltsame Anomalie, an welcher jedoch auch die übrigen Anwohner Theil nehmen, sollen sie selbst nun als das Kennzeichen ihrer Horde betrachten. Sie verzieren sich übrigens den Nasenknorpel mit einem Rohrstückchen, durchbohren manchmal auch die Lippen und Ohrläppchen, um sie bei festlichen Gele-

---

(Crax). Die zweite von den vier Mündungen des Puruz heisst nach der ersten dieser Horden Cuchiuara.

*) Pamaouiri heisst: die Pama-Männer, Leute, welche die Pama essen, eine rothe, säuerlich-süsse Beere, der Cornelkirsche ähnlich, welche einer noch unbeschriebenen Artocarpeen-Gattung (Edodagria) angehört, deren Gebüsche an den Gewässern jener Gegend häufig sind. Das Wort Pama bedeutet aber auch andere Beerenfrüchte, wie Myrcia egensis und in Cayenne die Terminalia Pamea, mit Mandel-artigem Samen.

**) Puru-puruz ist verdorben aus piru-poru, von pirera-poroc, was heisst: die Haut schlägt aus.

genheiten ähnlich auszuzieren, bemalen sich mit weisser Farbe vom Thon der Flussufer, und schmieren sich manchmal mit dem Fette des Krokodils ein, welches schon alt und ranzig, einen um so widrigeren Moschusgeruch annimmt, so dass sie sich der Nase schon von Ferne ankündigen.

Wenigstens einmal im Jahre, im letzten Viertel und Neumonde des Augusts, setzen sie sich einem langwierigen Fasten mit solcher Strenge aus, dass sie ausser einigen kleinen abgesottenen Fischen nichts über die Zunge bringen und sich oft bis zu tödtlicher Schwäche aushungern. Gegen die Empfindung des Hungers tragen sie bisweilen einen Gürtel aus Bast gewisser Lecythideen-Bäume (turiri oder tauari). Es wird behauptet, dass ihr seltsames Hautleiden, dem sie übrigens keine Einwirkung auf ihr sonstiges Befinden zuschreiben, anstecke *). Auch hat es dazu beigetragen, den Ruf

*) Bei denjenigen, die ich zu beobachten Gelegenheit hatte, fand ich die Leber angelaufen und schmerzhaft. Der Umkreis der dunkleren Hautstellen, welche minder glatt und trockner als die gesunden waren, zeigte sich weiss, so dass die weisse Färbung als der erste Grad des Erkrankens erschien. Erst nach erreichter Mannbarkeit soll die Krankheit hervortreten. Sie ist ohne Zweifel in der Lebensweise und den Oertlichkeiten begründet. Die Gegend am Puruz ist niedrig, feucht, qualmig, von hoher Waldung eingeschlossen, und wird beim Hochwasser weithin überschwemmt. Die Puru-Puruz pflegen dann nach dem Flusse selbst zu ziehen, und sich auf dem Treibholze niederzulassen, welches in den Buchten aufgeschichtet einen schwankenden Grund für ihre elenden Hütten darbietet, die so klein sind, dass sie sie selbst in den Kahn nehmen können. Hier leiden sie oft von der Kälte der Nacht, wogegen sie wiederum ein längerer Aufenthalt im Wasser erwärmen muss. Da sie fast gar keinen Landbau treiben (Daniel, in Rev. trim. III. 166), die Früchte des Waldes, wie selbst den Cacao, nur roh, Wildpret von warmblütigen Thieren nur selten, Fische, Schildkröten, zumeist aber Lamantin und sogar Krokodile, frisch zubereitet oder gedörrt geniessen, und ausser dem Wasser des Stromes nur die Brühe von abgekochten Palmenfrüchten trinken, so dürfte sich die endemische

von der Ungesundheit des Flusses zu verbreiten, und die Gründung von Missionen und einzelnen Ansiedlungen fern zu halten. Fast scheint es, als räche sich die Natur gerade durch Krankheiten desjenigen Organs, an welchem der Indianer am meisten künstelt, der Haut, die er durch die schmerzhafte Operation des Tätowirens, und durch von Jugend auf fortgesetzte Bemalung: gelb mit Uruen, roth mit Carajuru, blau mit Cissus und Genipapo, schwarz mit Macucu (Ilex Macucu) etc., durch Einreiben mit thierischen Fetten, Beschmieren mit Schlamm, Schlafen im Sande u. s. w. in ihrer Entwicklung und ihren Functionen stört. So scheint es denn, dass die Puru-Puruz in dem ungesunden Tieflande des unteren Puruz schon seit einigen Jahrhunderten hin und her schwärmten und nur

Krankheit aus einem Zusammenwirken so vieler ungünstiger Umstände leicht erklären lassen. (Vergl. Spix und Martius, Reise III. 1176). Die Ansiedler empfehlen gegen die Krankheit (tupi: Vaurána) lang fortgesetzten Gebrauch vom Decocte der Salsaparilha und gebratene Candirú-Fische (Cetopsis). — „Es sind übrigens die Purú-Puruz, Catauuixis, Amamatis und Itata-prias nicht die einzigen Indianer in Südamerika, mit einer solchen Hautaffection. Am Rio Yupurá sah ich mehrere Uainumás, welche zusammenfliessende, runde, bläulich-schwarze Flecken im Gesicht, an den Händen und auf der Brust, überdiess hie nnd da harte Warzen am Körper trugen. Eine Veränderung zu weissen Flecken, vielleicht das erste Stadium des Hautleidens, bemerkte ich auch bei Indianern am Yupurá und an mehreren farbigen Leuten in Minas und Bahia. Ein erblicher Aussatz, gleich Fischschuppen (Ichthyosis) kommt bei den Manaeicas, einer Horde der Chiquitos vor (Gesch. der Chiquitos, Wien 1729, S. 288); und Harcourt (Relat. of Trav. to Gujana 1613, S. 201) erwähnt eines Caraiben, mit einer Büffelleder ähnlich verdickten Haut, „dergleichen dort viele vorkämen.“ Spix und Martius Reise III. 1175. Bei der besondern Wichtigkeit, die das Hautorgan für anthropologische Untersuchung über die Raçenunterschiede beansprucht, hielt ich es gerechtfertigt, dieser Affection ausführlich zu erwähnen.

in geringem Verkehr mit andern Horden gestanden sind. Nur selten beginnen sie jetzt etwas Landbau, wenn einige Familien unter einem Anführer, der immer nur geringes Ansehn geniesst, beisammen wohnen. Die meisten treiben sich als Fischer und Jäger umher, und bauen dann keine eigentliche Hütte, sondern nur ein nischenförmiges Dach aus Palmblättern, das kaum den ganzen Leib vor dem Nachtthaue schützt, und weder für das Feuer noch für die Hängematte aus Baumrinde Raum hat. Oft schlafen sie im Ufersande, wo sie auch ihre Todten einscharren. Der kleine Kahn, aus Rinden zusammengefügt oder mit flachem Boden und geradaufsteigendem Bord aus einem Baumstamme ausgehöhlt, nimmt wohl auch die Hütte auf. Selbst die Waffen sind unvollkommen, und bestehn oft nur in der s. g. Palheta, Estolica oder Balista, einer flachen Keule von schwerem Holze, aus deren halbrunder Vertiefung sie Steine oder harte Thonkugeln schleudern. Diese grosse Armuth und die Verfolgung der Múras macht sie geneigt, sich unter den Schutz der Weissen zu begeben, und sie erweisen sich diesen fügsam. Auch sind Familien derselben in Coary angesiedelt worden; besonders aber verwendet man sie bei der Einsammlung von Schildkröteneiern auf den Sandinseln des Flusses. Da aber diess Geschäft fast die einzige Veranlassung für die Brasilianer gewährt, den verrufenen Fluss zu besuchen, in welchem es selbst die unternehmenden Jesuiten nicht gewagt haben, Missionen zu gründen, so werden die Puru-Puruz später als manche andere Horden den wohlthätigen Einfluss der europäischen Civilisation erfahren, es sey denn, dass die in den letzten Jahren unternommenen Entdeckungsreisen eine lebhafte Einwanderung in die oberen Gegenden des Flusses hervorrufen sollten.

Ein Ansiedler am untern Puruz, Man. Urbano da Encarnaçâo, hat die erste dieser Fahrten i. J. 1861 unternommen, und den Strom in 155 Tagen bis zu dem Coriahan, einem westlichen Zufluss, 2122 Kilometer von der Mündung befahren. Auch hier war der Strom noch von beträchtlicher Breite und für Fahrzeuge von vier bis fünf

Fuss Tiefgang schiffbar. Auf diesem Wege zählte der Reisende dreizehn westliche und siebzehn östliche Beiflüsse; unter den letzteren ist der Ituxi der beträchtlichste und wahrscheinlich das vermuthete Verbindungsgewässer zwischen den beiden Stromgebieten. Am 16. Febr. 1862 gieng von der Villa de Manaos aus unter dem Befehl des Genie-Hauptmanns da Silva Coutinho das Dampfschiff Piraja von vierzig Pferdekraft und dritthalb Fuss Tiefgang zu einer weiteren Erforschung des Puruz ab. Es hatte den früheren Reisenden Urbano als Piloten und den deutschen Gärtner G. Wallis als Naturkundigen an Bord, vermochte aber die Untersuchung wegen Proviantmangels nicht weiter als bis an die Barreiras de Hyutanahan, in einer Weglänge von 1322 Kilometer oder 715,92 Seemeilen (60 auf einen Grad, von der Mündung in den Amazonas gerechnet), auszuführen. Diesen neuesten Reisen verdanken wir einige, allerdings nur mangelhafte ethnographische Nachrichten. Es wurden acht verschiedene Horden von Indianern als Anwohner des Stromes getroffen, unter denen die Jamamaris, Jupurinas (Hyupurinas) und Juberys (Jubirîs) auch in den früheren Nachrichten genannt. Diese letzteren bauen ihr Land und halfen dem Urbano da Encarnaçăo bei Anlegung einer Pflanzung nächst der Barreiras de Hyutanahan. Als besonders merkwürdig wird hervorgehoben, dass zwei dieser Horden, die Guaránas und die Pammanas, sich durch eine sehr helle Hautfarbe und eine ausserordentliche Schönheit der vollkommen nackten Gestalten auszeichnen. Es werden ihnen fast blaue Augen und, was als eine noch bedeutendere Abweichung von dem allgemeinen Typus erscheint, ins Bräunliche ziehende Haare zugeschrieben, welche die Männer kurz geschnitten tragen. Je weiter gegen Süden, um so mehr scheinen diese Indianer von der tiefen Culturstufe nomadischer Ichthyophagen, dergleichen die Bewohner der Puruz Deltas darstellen, zu den ersten Graden einer agricolen Gesittung fortgeschritten zu seyn. Der südlichste Punct, welcher auf diesen Reisen erreicht wurde, liegt zwar noch inner-

halb der Grenzen Brasiliens, aber nahe an denen Bolivias, und die Frauen der hier wohnenden Indianer tragen die Tipoya, jenes eng anliegende Hemd, welches den westlichen Stämmen fast ohne Ausnahme zukommt, und das sie selbst zu verfertigen wissen. Coutinho berichtet, dass er häufig auf den Geländen am Puruz Tabackpflanzen gefunden habe. Ueber die Art ihres Ursprungs und Vorkommens fehlen jedoch weitere Nachrichten.

V. Indianer im Flussgebiete des Juruá.

Dieser Strom, auch Hiuruá oder Yuruá geschrieben und von Pagan Amaru mayo genannt, ist bis auf den heutigen Tag nur wenig erforscht. Seine Gewässer von derselben Farbe, wie die des Puruz, sind klarer und von stärkerer Strömung als die der benachbarten Flüsse von kürzerem Laufe *), sein Bett ist ungleich und steinig, seine Ufer sind niedrig und grösstentheils mit einem an köstlichen Producten reichen Urwalde bedeckt. Dreissig Tagereisen soll man in ihm aufwärts reisen können, ohne auf Katarakten zu stossen. Die Brasilianer haben ihn bis jetzt nur selten beschifft, um Cacao und Salsaparilha zu sammeln, und auch die neueste Zeit hat die ersten Nachrichten Monteiros **) nicht wesentlich berichtigt oder erweitert. Von diesem Schriftsteller werden als Anwohner des Flusses nicht weniger als 32 Namen sogenannter in-

*) Der erwähnte Reisende, Cap. Coutinho, giebt die Weglänge des Jutahy selbstverständlich mit den Krümmungen auf 1,111, des Teffé auf 925 und des Coary auf 555 Kilometer an, und verlegt den Verbindungscanal zwischen Puruz und Juruá in 1666 Kilometer Weglänge von der Mündung des ersteren. Die Quellen des Juruá dagegen liegen wahrscheinlich zwischen 12° und 13° s. Br.

**) Joze Monteiro de Noronha Roteiro da Viagem da Cidade do Pará até as ultimas Colonias dos Dominios portuguezes em os Rios Amazonas e Negro, in Jornal de Coimbra 1820. Vergl. Rev. trim. III. 12 (1848) 441.

dianischer Nationen angeführt, die bei späteren Schriftstellern *), oft in entstellter Orthographie, wieder erscheinen. Genauer betrachtet, erweisen sie sich in der Mehrzahl als aus der Tupisprache genommen. Sie sind nicht die Eigennamen, welche sich grössere Gemeinschaften selbst ertheilen, und beanspruchen unser Interesse nur in sofern, als sie einen Maasstab gewähren für Das, was der Indianer an seinen Nachbarn für besonders auffallend und bezeichnend hervorhebt **). Ausser diesen sind es die Marauá, die Aroá

*) Souza in Rev. trim. III. 441. Castelnau V. 105. Cerqueira Corogr. Paraënse. 306.

**) Einige sind mit Thiernamen zusammengesetzt, dergleichen die Indianer am häufigsten zur Bezeichnung von Unterhorden oder Familien gebrauchen. Andere sind Spottnamen oder beziehen sich auf eine besondere Gewohnheit. Von ersterer Art sind folgende: Catauuixis oder richtiger Coata-aujés, was, wie erwähnt, bedeutet: nichts als Affe Coatá; Tachiuara (auch Baxiuára und Buxiura geschrieben), Ameisen-Indianer; Magoary, Mauary, Bauary, von dem Storche Ciconia Magoary genannt (nach Andern Mauhé-uára d. i. Männer vom Stamme der Mauhé); Mutunia nach dem Vogel Mutum, Crax; Parauá, Paroá oder Paráo, nach dem Affen Pithecia hirsuta Spix; Cauaná (diese sollen Zwerge seyn und allerdings sahen wir, wie zur Bestätigung dieser Sage, in der Barra do Rio Negro einen am Juruá gebornen Indianer, der obwohl schon vierundzwanzig Jahr alt und ganz wohlgebildet, doch nur drei Schuh vier Zoll hoch war. Ob diese kleine Statur im Stamme erblich, lasse ich unentschieden. Spix III. 1183) *). Sie sollen nach der Schildkröte Cauane genannt seyn. Uacarau heissen Andere nach dem Fische Acari oder Oacari. Die Urubú sind Geyer-Indianer (wenn das Wort nicht etwa als Orupa oder Ore-uva, wir, die Männer, zu verstehen). — Andere Namen beziehen sich auf Eigenschaften oder Beschäftigungen. So Catokina, Catukena Catuquina, d. i. gute Thüre, was entweder auf wohlgebaute Hütten sich bezieht, oder die Gastfreien, Befreundeten bedeutet. Canamaré (auch Canamirim) bei Acunna Anamaris sind vereinte Männer (Canbanam-uára); Apenari, Männer aus der Ferne (Apoe-n-uára); Çotaá, Soatán

*) Acunna spricht 119 auch von Zwergen, unter dem Namen Guayazis.

(Araó, Ararua), die Uaraicus (Araicús), die Yurimaáus (Yurimaguás oder weissen Omaguas), die Chibará (auch Xibaros oder Xeberos), die Curinao (Curinaa, Colino, Culino von welchen nichts weiter berichtet wird, als dass sie Schnellläufer seyen) und die Nawas, eine grössere, zum Theil den Brasilianern noch feindliche Horde, welche sich in diesem Gebiete hie und da zerstreut finden. — Nur dem Namen nach bekannt endlich kommen in jener Liste die Comatiá, Cauiari, eine Horde der Omaguás (Waldmänner), Gemiuá (Gemiá), Metiuá (Maturuás, Matinás), die Pacuná, vom Bache Icapo (ehemals in Fonte Boa aldeirt), die Toquedá, Pumacaá, Quihaûa, und Ugina vor. Es sind wahrscheinlich nur kleine, ephemere Gemeinschaften, die ein späterer Reisender vergeblich suchen würde.

VI. Indianer zwischen den Flüssen Jutai und Jauary.

Das Gebiet dieser Flüsse, von denen der letztere seit 1781 die Grenze zwischen Brasilien und der ehemals spanischen Provinz Maynas bildet, wegen Ungesundheit und des feindseligen Charak-

---

sind Thierfänger (Çoo-t-aiá); Gyriiba (Gyriuva, Xiriuba, Chiruba) sind Axt-Männer (Gy-r-üva); Saguyndajuqui (Saguidajuei, Sayndaivi, Saindarú) bedeutet: die keine (kleinen Affen vom Genus Hapale) Saguim-Affen tödten (sagui-nda-juca); Paipoma (Paepuman, Paipuban, Paplipan), Väter Fadendriller (pai pomane, pai poban); Paipocoa (Bai-buguá), Väter Anbinder, Bindenflechter. Diese letzten Namen beziehen sich auf die unter den hiesigen Indianern häufige Sitte, aus Baumwollenschnüren geflochtene Bänder unter dem Knie und manchmal auch oberhalb der Handgelenke zu tragen. Bugé oder Puxi bedeutet die Bösen, Hässlichen, die Feinde. — Erwähnen wollen wir noch, dass am Yuruá ein Stamm geschwänzter Indianer, Ugina oder Coatá-Tapuüja (vergl. oben S. 248), wohnen soll. Das amtlich ausgefertigte Zeugniss des Padre Carmelita Joze de S. Theresa Ribeiro, welches Castelnau (V. 105) und Herndon (250) abdruckten ist uns am Solimoês ebenfalls zu Gesicht gekommen.

ters seiner Indianer verrufen, wird nur selten von Handelsfahrzeugen besucht, und die Nachrichten über seine indianischen Anwohner dürfen nur mit Vorsicht aufgenommen werden. Sie stimmen nur darin überein, dass sich unter dieser wilden Bevölkerung ein wenn auch geringer Einfluss der spanischen Nachbarschaft geltend mache. Aus Peru entlaufene Neger, vom Gesetz verfolgte Mulatten mischen sich unter die Indianer, welche, unbekümmert um die nur auf den Karten gültigen Reichsgrenzen, aus allen Richtungen hin und herwechseln, was auf die sittlichen Zustände der Ureinwohner auch hier nur ungünstig einwirkt. Der Jutai bildet Wasserfälle, oberhalb welcher sich der Wald in die Vegetation offener Fluren verändert, unterhalb derselben sollen Canäle eine schiffbare Verbindung mit dem Juruá und dem Jauary herstellen. So sind denn die Indianer dieser Landschaften gleich denen des Madeira auf ein amphibisches Leben angewiesen, und die dürftigen Nachrichten schildern sie als auf einer tiefen Culturstufe, wie sich denn bis jetzt der Missions-Eifer nicht bis zu ihnen gewagt hat. Man nennt hier die Horden der Chavitá, Culino, Pano, Jumana (Chimano, Chimana), Momana, Tapaxána, Tycuna, Massarari, Uaraicu, Yaméo, Cirû, Tamuana, (Conomanà, nach Andern Toromaná, auch Taramambé), und als die zahlreichsten, mächtigsten und kriegerischsten die Marauá, Maxoruna und Caripuna. Alle diese Horden oder Familien haben übrigens einen, wenn auch dürftigen Landbau, und geben ihre Wohnorte nicht immer vollständig auf, obgleich sie von Zeit zu Zeit an die Ufer des Amazonas, hier Solimoês genannt, herabkommen, um sich an der Einsammlung von Schildkröten und am Fang des Pirarucu-Fisches zu betheiligen.

Die Marauás, Marauhás, Maruá, Marauá, Marovas, Maragua *), Marau-açú, Marubô

waren früher als Anthropophagen gefürchtet; doch sind Familien derselben schon vor längerer Zeit in die Missionen von Caiçara und Fonteboa versetzt worden. Sie gehören, nach der Mehrzahl der Worte in ihrer Sprache **) zu dem Stamme der Guck. „Ihr National-Abzeichen besteht in Holzpflöckchen, die sie in den Ohrlappen und beiden Lippen tragen; tätowirt sind sie nicht. Die Männer verhüllen sich mit einem Stücke Bast, und legen gefranzte Baumwollenbänder um die Waden und Knöchel, die niemals abgenommen werden; die Weiber gehen ganz nackt. Die Heirathen werden, nach Bewilligung von Seiten der Aeltern der Braut, mit oder ohne Festtänze gefeiert. Wenn ein Marauhá Brüder hat, so darf er nur Eine Frau nehmen. Nach der Geburt badet die Mutter das Kind in warmem Wasser, legt sich drei Wochen lang in die Hängmatte, und geniesst, ebenso wie der Mann, nichts als Brei von Mandiocamehl, gewisse Vögel und Fische. Wenn die Mutter aufsteht, giebt der älteste Verwandte dem Kinde in einem dunklen Zimmer einen, in der Familie gebräuchlichen Namen. Die darauffolgende Durchbohrung der Lippen des Kindes wird mit Festen gefeiert. Sind die Knaben zehn bis zwölf Jahre alt geworden, so gräbt ihnen der Vater zunächst dem Munde vier Striche ein; hiebei müssen sie fünf Tage lang fasten. Die ältern Bursche geisseln sich mit einer kurzen Gerte, eine Operation, die als Prüfung des Charakters angesehen wird. Ihre Feste fallen in den Neumond. Nach dem Tode, glauben sie, kommen die Guten in Gemeinschaft mit einem guten Wesen, die Bösen mit Ma dem Teufel (mapú, mápoya der Caraiben auf den Inseln, mápourou der Galibi). Die

*) Maraguas bei Herndon Expl. of the Valley of the Amazon. Washingt. I. 247.

**) Vergl. die Glossarios im II. Bande dieser Beiträge 223.

Leichen werden in einer gemeinschaftlichen Hütte begraben“ *). Castelnau (V. 40) giebt eine Horde derselben am Rio Cochiquinas, zwischen Pevas und Tabatinga, an, und erklärt sie für eine Abtheilung der Maxurunas. Bates (a. a. O. 433) fand bei ihnen auch die obenerwähnte Hautkrankheit.

Mit diesen Marauhas kommen unter andern auch die sprachverwandten Culino (Curina bei Acunna 96) in der Verzierung der durchbohrten Ohren, Lippen und des Nasenknorpels und in der Sitte überein, mit Federn verzierte Baumwollengeflechte um die Fussknöchel zu legen, und es ist seltsam, dass unter den Indianern jene Horden, welche sich dieses Nationalabzeichens bedienen, als Schnellläufer gerühmt werden. „Auch Fasten und Räucherung der Mädchen bei eintretender Mannbarkeit sind hier üblich, aber schon früher werden sie zur Ehe versagt, und müssen vom Bräutigam durch Dienstleistung an die Aeltern erworben werden (was auch von den Araicú angeführt wird). Der Anführer hat das Jus primae noctis. Während die Wöchnerin Diät hält, essen die Männer die ersten fünf Tage gar nichts. Sie meiden in dieser Zeit das Fleisch der Paca und des Tapirs und essen nur das des Schweines Tajassu. Ist das Kind eine Woche alt, so wird es vom Pajé einen vollen Tag lang mit einer Cigarre beräuchert, und dann benannt. Dass die Seele des Verstorbenen in ein Thier übergehe, glauben sie nicht; vielmehr käme sie in den Himmel, wo sich alle Völker versammeln. Ihre Todten begraben sie in einer eigens dazu bestimmten runden Hütte; während die Verwandten das Begräbniss halten, legen sich die Uebrigen in ihre Hängmatten. Nur die Leiche des Häuptlings wird von Allen begleitet *). Man will bemerken, dass diese Culinos sich durch runde Gesichter und grosse Augen auszeichnen. Eine solche Gleichförmigkeit der Körperbildung hat bei

*) Spix Reise III. 1185.

**) Spix Reise III. 1187. 1189.

der schrankenlosen, stets fortgesetzten Vermischung der durch einanderschwärmenden Gemeinschaften etwas sehr Auffallendes, kann aber nicht geleugnet werden, wie wir später bei Schilderung der Passés noch zu bestätigen Veranlassung haben werden.

Mit den Marauhas sind auch die bereits angeführten Araicú in dem Reviere zwischen dem Juruá und Javary verbreitet; über ihre Abkunft herrschen aber entgegengesetzte Meinungen. Man hat sie, vielleicht auf Grund einer gewissen Aehnlichkeit in den Namen für versprengte Aroaquis, also aus dem Norden, vom Orenoco, hergekommen betrachten wollen; und allerdings weist ihr Dialekt auch Anklänge an die Aruac-Sprache, wie sie die Herrnhuter Missionäre am Berbice notirt haben, auf *). Dagegen behaupten Andere, sie seyen aus dem spanischen Territorium auf den Flüssen herabgekommen, und ihr Hordenname bedeutet diess in der Kechua (uraycu), portugiesisch Descidos. Endlich leitet man das Wort auch aus der Tupi ab: uára, die Männer, Herrn, aico, seyend oder fürwahr.

Die Maxurunas (Majurunas, Majorunas, Maxironas, Maeruna) waren früher der Schrecken der Reisenden, nicht blos auf dem Ucayale, bis zu dem sie sich gegen Westen ausdehnen, und dem Javary, sondern auch auf dem obern Solimoês. Sie fielen, hinter einem Baum versteckt, die Reisenden mit grossen Wurfspiessen

---

*) Z. B. Wasser: Araycu: uny, Aruac: wuny, wuniyabuh. Baum: aata, adda. Regenbogen: umaly, javale. Feuer: yghe, ikehkia, ikhih. Blatt: atupucna, ubanna. Kopf: ghy, (mein) da shi, da sei. Hand: ni kabu, (mein) da kabu. Fuss: ghutschy, (mein) da cututi, da cuty.

Dagegen finden sich auch verwandte Anklänge zwischen den Araycu und den Marauhá als: hoch Araycu: ateco mauwity; Marauha: atuku. Tante: uy, ohuy. Oheim ghuk, oky. Ohr: toky, netaky. Haar: nitschy, hoty. Körper: nyamsa: nian. Oberarm: nikpawu, nokabé. Weiberbrust: noty, nity. Wir: ú, uya. Bei den Araycú kommen auch Worte aus der Omagua vor.

oder mit der Lanze an, und hatten sie den Steuermann getödtet, so brauchten sie ihre viereckigen Keulen. Das Pfeilgift ist ihnen nicht unbekannt. Gegenwärtig haben sich Haufen derselben an der Mündung jenes Flusses und an mehreren Stellen des Hauptstromes niedergelassen, und gestatten nicht blos Verkehr (vem a falla), sondern werden in der Absicht festsässig, um das Land zu bauen, ihre Producte an die Reisenden zu verkaufen, ja sogar sich für kurze Zeit in deren Dienste zu begeben. Es ist ein kräftig gebauter Stamm von ziemlich heller Hautfarbe und starkem Bartwuchs (wesshalb sie auch Barbudos heissen), was vielleicht zu der Sage Veranlassung gegeben hat *), dass sie Abkömmlinge von spanischen Soldaten von der Expedition des P. de Orsua seyen, der (1560) durch den Juruá und Jutahy in den Amazonas herabgekommen seyn soll. Die Beschreibung von ihrem fürchterlichen Ansehn, welche Monteiro gegeben, konnte Spix bestätigen, der Einzelne der Horde in Tabatinga gesehen und Einen für den Atlas gezeichnet hat. Sie tragen das Haupthaar lang, aber eine runde Tonsur am Scheitel und malen auf die Stirne rothe und schwarze Flecken. Ohren, Nasen und Lippen sind mit vielen Löchern durchbohrt, worin sie lange Stacheln und nächst den Mundwinkeln zwei Arara - Federn stecken. In der Unterlippe, den Nasenflügeln und Ohrläppchen tragen sie runde, aus Muscheln geschnittene Scheiben. Diesem scheusslichen Aeussern entspricht die Grausamkeit ihrer Sitten; denn, nicht zufrieden, das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde zu essen, tödten und verzehren sie sogar die Alten und Kranken des eigenen Stammes, ohne des Vaters oder Kindes zu schonen, vielmehr frühzeitig, ehe der Patient abmagern kann. Zur Prüfung

*) Smyth and Lowe, Narr. of a journey from Lima to Para, Lond. 1836. 223. 4. Spix und Martius III. 1188. 1195 und Abbildung im Atlas. Castelnau V. 6. 52 vermuthet, dass sie identisch mit den Amawacas seyen.

und Beurkundung der Stärke machen sie sich tiefe Einschnitte in die Arme. Die Wöchnerin darf kein Fleisch von Affen, sondern nur das von Hoccos essen. Namen werden den Kindern ohne Förmlichkeit ertheilt; aber ein grosses Fest bezeichnet die Operation der Durchbohrung der Ohren und Lippen, welche schon frühzeitig und der Wangen, welche nach erreichter Mannbarkeit vorgenommen wird. Damit diese Wunden nicht zuheilen, lassen sie Pfeilchen darin stecken, die bis zur Vernarbung alle Morgen hin und her bewegt werden. In ihren religiösen Vorstellungen, namentlich in einer Ahnung von der Unsterblichkeit und in der Annahme eines bösen Princips werden sie mit den Culinos und Marauhas verglichen.

Ausser diesen Horden werden am Javary noch genannt: die Panos und Yaméos, Chimanos oder Jumanas, von welchen wir am Rio Yupurá sprechen werden, die Curuamás, Toromanás (vielleicht identisch mit den Conamanás, die die Euphorbiaceen Conami zum Fischfang benützen), die Payanas und Momanás, welche ehemals in Fonteboa katechisirt, nun aber in der fortwährenden Brandung der kleinlichen Völkerwanderung spurlos verschwunden sind.

VII. Die Indianer am Solimoês.

Im untern Theile des Amazonenstromes hat sich die indianische Bevölkerung schon seit längerer Zeit entweder mit den Einwanderern verschmolzen oder ihnen im Unterthanenverbande untergeordnet, so dass hier freie Horden nur vorübergehend manchmal am Strome auftauchen. Mit der zunehmenden Frequenz der Schifffahrt haben sich nun die freien Indianer auch von den Ufern des Solimoês, wie man den Strom von seiner Vereinigung mit dem Rio Negro bis zur westlichen Grenze zu nennen pflegt, in die Nebenthäler zurückgezogen. Sie erscheinen nur manchmal an den, von Handel und Industrie noch wenig umgestalteten Ufern, fischend,

jagend, oder mit den Brasilianern Handel treibend, besonders wenn diese sich auf gewissen Sandinseln zur Einsammlung von Schildkröten-Eiern und Abhaltung eines Jahrmarktes einfinden. In früherer Zeit mögen allerdings volkreiche Indianerdörfer in der Nähe des Hauptstromes häufiger gestanden haben; sehr zweifelhaft ist es aber, ob die Bevölkerung je so zahlreich gewesen sey, als die Berichte von Acunna und Pagan angeben. Die damals genannten Horden *) sind verschwunden. Von den Aïssuaris und Cuchiuaras, deren wir als Horden der Omaguas alsbald erwähnen werden, sind die letzten in den Missionen Coari und Teffe gestorben, und auch die sonst zahlreichen Yumaguaris des Acunna oder Juma, welche in den genannten Orten, in Nogueira, Serpa, Borba und am Rio Negro aldeirt waren, lassen sich jetzt kaum mehr nachweisen. Gleiches gilt wohl theilweise auch von den Alaruá (ehemals zwischen dem Auati-Paraná, Yupura und Solimoês), Ambuá, Cirús, Curuamá oder Cumuramá, Irijú (Yryrijuru), Mariarána, den Pacunás (ehemals am Bache Icapo), den Pariana, Payana oder Paviana, Tumuáñas und Yucana **). Schwärme von Mura erscheinen nicht selten, um sich jedoch bald wieder in entlegene Reviere zurückzuziehen. Diejenigen Indianer, welche in früherer Zeit die vorwaltende Bevölkerung am Solimoês gebildet haben, waren die

*) Ich habe bereits (Reise III. 1159) darauf aufmerksam gemacht, dass jene zahlreichen, oft unrichtig geschriebenen Horden-Namen (dergleichen u. A. auch auf de l'Isles Carte v. J. 1717 erscheinen) mit uara, ara, Herr, und ava, üva, Mann, zusammengesetzt, aus der Tupisprache stammen, und sich also entweder auf Gemeinschaften vom Tupi-Volke oder auf andere Horden beziehen, denen von den Dolmetschern Tupi-Namen ertheilt wurden.

**) Wir nehmen wiederholt von diesen in mancherlei Schreibart erscheinenden Namen die Bemerkung her, dass die unübersehbare Zahl solcher sogenannter „Nationen“ in den Berichten der Brasilianer darin gründet, dass jede Horde ihre Nachbarn mit andern Namen nennt.

Omaguas. Sie wohnen nun mit andern vermischt grösstentheils jenseits der westlichen Grenzen, in Maynas; doch findet man in den brasilianischen Grenzorten noch manche Erinnerung, aus welcher in Verbindung mit älteren Nachrichten wir das nachfolgende Bild zu entwerfen versuchen.

Die Omaguas, Homaguas, Aomaguas, Agoas, Auaguai, bei den Brasilianer Campevas,

werden schon bei Orellana *), und zwar an der Mündung des Putumayo (als die ächten, Omagua-sieté) genannt. Die Fabeln von ihrem Reichthume waren eine von den Veranlassungen zur Expedition des Piedro ,de Orsua i. J. 1560 **). Aus dem Jahre 1637 stammen die Nachrichten über sie von den Jesuiten Gaspar de Cuxia und Lucas de Cuebas, und v. J. 1645 an datiren die Jesuiten-Missionen unter ihnen am obern Amazonenstrome. Hauptort derselben war S. Joaquim d'Omaguas in Maynas, und daselbst residirte der Vice-Superior der Missionen ***). Hier wirkten unter ihnen der thatkräftige deutsche Heidenbekehrer Samuel Fritz v. J. 1687 an und Vater Michel bis 1753. Als de la Condamine seine denkwürdige Reise den Marannon hinab machte, fand er jene Mission, unterhalb dem Einflusse des Ucayale, in einem sehr blühenden Zustande. Er schildert die Omaguas als eine ehemals mächtige Völkerschaft, welche die Ufer und Inseln des Flusses inne hatten †). Sie würden nicht für Eingeborne jener Gegend gehalten, und es sey wahrscheinlich, dass sie zum Amazonas herabgekommen wären, um sich der spanischen Herrschaft zu entziehen. Die-

---

*) Ausgabe v. Markham p. 27.

**) Pedro Simon Notic. histor. 402. Acunna 48.

***) Velasco Historia del Reino de Quito 1844 III. 197.

†) Mém. de l'Acad. des Sc. de Paris 1745 p. 427. Journ. du Voy. fait à l'Equateur Par. 1751.

sen Nachrichten stimmt Ant. Ulloa*) bei. Dagegen lässt Ribeiro**) in Uebereinstimmung mit P. Narc. Girval***) sie auf dem Yupurá herabkommen. Abweichend hievon müssen wir uns zu der Meinung Veigls †) bekennen, dass die Omaguas auf den südlichen Beiflüssen, zumal auf dem Ucayale (vielleicht auch auf dem Madeira) zu dem Hauptstrome gekommen seyen. Es begegnet diese Annahme der Ueberzeugung, welche im Verlaufe unserer Untersuchung sich immer fester gestellt hat, dass die Omaguas mit der grossen Völkerfamilie der Tupi auf das Innigste zusammenhängen, und sowie die übrigen Horden derselben aus südlicheren Gegenden nach Central- und Nordbrasilien gekommen sind. Wir stimmen der Annahme Vaters ††) bei, dass Agua als der allgemeine Name für die zahlreichen Familien und Unterhorden anzunehmen, die als hierher gehörig betrachtet werden. Agua ist der vollere, vielleicht in Gebirgsgegenden entwickelte Laut für ava, aba, ûva, was im Tupi Mann, freier Herr bedeutet; und einzelne Gemeinschaften sind durch verschiedene Zusammensetzungen unterschieden worden, so En-aguas, die guten oder ächten (ene gut), Sari-maguas (Sorimaó, plur. im Portugiesischen Sorimôes, wovon der obere Amazonas den Namen Solimôes erhalten hat) die Lusti-

---

*) Relac. histor. de viaj. Madr. 1748 T. II liv. 6 cap. 55. Voy. hist. de l'Amér. mérid. Amsterd. 1752.

**) Diario da viagem Lisb. 1825 p. 72. §. 230. Es läuft hier eine Verwechselung mit den Umauas unter, von welchem wir bei den Indianern im Yupura-Gebiet handeln.

***) Zach, Monatl. Corresp. III. 1801. 465.

†) Gründliche Nachr. über die Verfass. der Landschaft v. Maynas bis zum J. 1768. Nürnb. 1798 S. 79.

††) Mithridates III 599. 603. — Nach Acunna bedeute agua in ihrer Sprache Jenseits.

gen (sorib, çoryb), Uxagoas, die Mehlbereiter (uy), Yurum-aguas oder Jorimaguas (was entweder in Zusammensetzung mit dem Kechua-Wort yura, die Weissen, oder mit dem Tupi-Wort Sore die Anrufer, die Schreier heisst.) Andere Horden sind durch Namen mit jára oder uára, Herr, Besitzer, bezeichnet. So Cuchiuára (Cuchiguaras) von dem Affen Cuchiu *), Pithecià Satanas Humb.; Cauára, Cauari oder Cahumaris, die Wald-Männer (caa-uara); Aissuáris oder Achouaris, richtiger Aukyuara, die Anstossenden, die Händelsucher. Auch die Cocamas **) und Cocamillas in Maynas sind als eine verwandte, wahrscheinlich mit Elementen der Völkerfamilie der Guck oder Coco stark versetzte Horde der Omaguas zu betrachten. Sie kommen von Maynas herab nach Brasilien, um sich hier als Ruderknechte, Jäger, Fischer und Landarbeiter zu verdingen ***). Gleichwie die eigentlichen Tupi am untern Amazonas und entlang der atlantischen Küsten durch Anzahl und militärische Organisation eine gewisse Hegemonie über die benachbarten Horden erlangt hatten, scheinen auch die Omaguas in diesen mittelländischen Gegenden eine ähnliche Rolle gespielt zu haben. Von den Panos, denen man an mehreren Strömen des peruanischen Amazonenbeckens, wie namentlich am Ucayale, begegnet, wird berichtet, dass sie mit den Setebos und Manoas, den Coca-

*) In der Mossa-Sprache bedeutet Cuchi die Ameise.

**) Ihr Name erinnert an die Cocamamas, die bildliche Darstellung einer weiblichen Figur aus den Blättern der Cocablätter, welche auch die Omaguas, gleich den Incavölkern zu kauen pflegen. Velasco I, 104. Ternaux XVII, 13. 14. Acosta V, 4.

***) Es ist aber nicht unwahrscheinlich, dass unter demselben Namen Leute von sehr verschiedener Abkunft begriffen werden. Osculati 231 schildert sie von gelbbrauner Hautfarbe, mit dickem viereckigem Kopf (ohne sichtbare künstliche Verunstaltung), platter Nase und wulstiger Oberlippe. Pöppig II. 450 spricht von einem krausen Haarwuchs.

mas und Omaguas Eines Stammes (durch Bande des Blutes seit langer Zeit verbunden) seyen*). Schwächere Gemeinschaften in ihrer Nachbarschaft, wie die Pebas (vielleicht auch Campebas?), Iquitos (Equitos), Yameos, wurden entweder geduldet oder zu Bundesgenossen aufgenommen und trugen, wie zur Vermischung der Stämme selbst, so auch zu der der Idiome bei, so dass sich in dem der Omaguas auch viele Worte der westlichen Kechua oder der südlich vom Amazonas wohnenden Horden von der Nationalität der Coco finden. Bemerken wollen wir hier noch, dass die Sage von den Amazonen (Ycamiaba), welche am Rio Nhamunda mit Orellana gestritten und auch östlich von der Villa Nova da Rainha bei Mavay-açu gelebt haben sollen**), auf Weiber von der zu den Omaguas gehörenden Horde der Sorimão bezogen wird.

Das Wort Omagua scheint selbst auf eine Beziehung zu den Inca-Völkern hinzudeuten, da es wahrscheinlich aus agua, ava, Mann, in der Tupi, und oma, uma, Kopf, in der Kechua zusammengesetzt ist. Ob die Bezeichnung davon hergenommen war, dass die Horden dieses Namens dem Kopf der Säuglinge durch Druck eine erhöhte Form zu geben pflegten, oder davon, dass sie sich selbst wie das Haupt der Uebrigen betrachteten, dürfte schwer zu ermitteln seyn. Wir glauben aber nicht zu irren, dass der Name schon vor mehr als zwei Jahrhunderten eben so eine allgemeine Bezeichnung von schwankender Bedeutung war, wie der noch früher in Umlauf gekommene höchst vieldeutige der Caraiben. Er darf daher nur mit Kritik aus früherer Zeit auf die gegenwärtigen Zustände herüberbezogen werden. Schon Laetius ***) spricht von Omaguacas als einem cultivirten, in Wolle gekleideten Stamm, mit

---

*) Skinner Voy. au Perou Paris 1808. I. 364. II. 96 ff.

**) Castelnau Expedition V. 118.

***) Nov. Orb. XIV. 12. Vgl. Lozano 119. 192. Waitz Anthrop. d. Naturvölker III. 432.

Llamaheerden nördlich von Jujuy in Peru. Dem Namen nach könnten auch gegenwärtig die Amajuacas, welche von Herndon (209) zugleich mit den Conibos, die ebenfalls die Köpfe ihrer Säuglinge schindeln (ebenda 203), mit den Setebos (Schitebos), Pirros und Remos als die Fluss-Nomaden des Ucayale angegeben werden, den Omaguas am Solimoês verwandt seyn. Uebrigens werden in Neu-Granada, Venezuela und am Rio Napo Horden mit dem Namen Aguas aufgeführt *), und westlich und nördlich vom obern Yupurá habe ich die Umáuas nennen hören **), die vielleicht nichts an einen Anklang des Namens mit den Omaguas gemein haben, von welchen es sich hier handelt.

Ob sich die Omaguas irgend wo am obern Solimoês oder dem Marannon und seinen Beiflüssen noch jetzt in geschlossenen, selbstständigen und von den Weissen unabhängigen Gemeinschaften erhalten haben, wie etwa die Apiacás am Tapajôs, ist mir unbekannt, jedoch zweifelhaft, denn schon vor vierzig Jahren lebten nur wenige Familien zerstreut in den Wäldern zwischen Olivenza und Tabatinga. Die Meisten bewohnten die Ortschaften, wenigstens während eines Theils des Jahres, wenn sie von ihren Pflanzungen hereinkamen. In der alten Hauptmission von S. Joaquim d'Omaguas fand Herndon (218) vor zwanzig Jahren nur eine Bevölkerung von 232 Omaguas, vermischt mit Panos in derselben kümmerlichen Existenz wie andere Indianer. Sie werden demnach als Omaguas in der vielfach gemischten farbigen Bevölkerung verschwunden seyn, wie ihre Stammverwandten die Tupinambas gegen Osten, die jetzt als die „Küsten-Indianer" in einem Zustand von Halbcultur übrig sind.

---

*) Waitz a. a. O. III. 428.

**) Reise III. 1255. Ribeiro schreibt die Omaguas immer Umauas.

Sechs Eigenthümlichkeiten werden von diesen Indianern *) hervorgehoben. Zuvörderst 1) die seltsame Sitte, dem Schädel der Säuglinge durch Binden, welche auf die Stirne und das Hinterhaupt gelegt werden, eine mitraförmige Gestalt zu ertheilen; dann 2) die Bekleidung beider Geschlechter mit jenem engen Hemde, der Tipoya, aus Baumwollengewebe. Diese beiden Gebräuche weisen auf den Zusammenhang der Omaguas mit Völkern im Westen hin. — 3) Eine besondere Geschicklichkeit in Bereitung von Geschirren aus Thon und Holz. — 4) Die Benützung des verdichteten Milchsaftes mancher Euphorbiaceen- und Feigen-Bäume zu allerlei Geräthschaften. — 5) Der Gebrauch der Estolicá oder Palhetta, einer unter den Inca-Völkern häufigen Waffe, mittelst der sie aber nicht, wie andere Indianer, Steine, sondern Pfeile schleudern. — 6) Eine seltene Kenntniss der Gestirne. Dazu kommt, dass sie von der Anthropophagie, die die meisten andern Horden des Tupistammes noch übten, abgekommen waren. So stellt sich im Gesammtbilde ihres Culturstandes unverkennbar der Einfluss einer höheren Gesittung, und zwar der Inca-Völker heraus, welche in früherer Zeit mit ihnen dürften in Berührung gekommen seyn.

Obgleich die Missionare eifrig bemüht waren, die Sitte der Umformung des Kopfes bei den Omaguas auszurotten **), welche bei den genannten Völkern im westlichen Hochlande, überhaupt im weiten Gebiete der Inca-Herrschaft und auch bei den Wilden der Pampas del Sacramento***) seit unvordenklicher Zeit im Schwange

---

*) Vergl. Spix u. Martius Reise III. 1187. P. João Daniel in Revista trimensal III. 164.

**) Den Peruanern, welche verschiedene Kopfformen (Caito, Oma, Ogalla) hervorzubringen pflegten, wurde sie durch eine Synode v. J. 1585 mit Androhung von Strafen verboten. Meyen in N. Act. Nat. Cur. XVI. Suppl. I. 63.

***) Unanue, Mercurio peruano v. J. 1791. 78.

gieng, so fand doch Spix 1819 in Olivenza noch die für die Operation nöthige Vorrichtung *).

Auf die mentalen Fähigkeiten hatte diese Sitte keinen bemerkbaren Einfluss. Vielmehr werden die Omaguas als verständige, betriebsame Leute geschildert, übrigens von guter Körperbildung und hellerer Hautfarbe, als manche Andere. Ob sich an dem Schädel das Zwickelbein, Os Incae, das Tschudi bei den alten Peruanern bemerkte, ausgebildet hat, ist unbekannt **). — Indem diese Völker-

*) Diese wird jetzt im K. ethnographischen Cabinete zu München aufbewahrt. Es ist ein kahnförmig ausgehöhltes leichtes Holzstück, in welches der Säugling, die Füsse unter einem Brettchen ausgestreckt, welches nach Oben zurückgeschlagen werden kann, festgeschnürt wurde. Der Kopf bekam ein weiches Kissen zur Unterlage, und zwei viereckige Baumwollenlappen, auf welche flache Strohhalmstücke aufgenäht waren, bewirkten den Druck auf Hinterhaupt und Stirne. Wenn das Kind schlief, wurde das Brettchen zur Verstärkung des Druckes nach Oben geschlagen ebenso, wenn der Kahn gereinigt werden musste. Die Mutter reichte die Brust, während der Säugling festgebunden blieb.

**) Von diesem Gebrauche haben die Omaguas bei den Brasilianern den Namen Campevas, d. i. Canga oder Acanga-apeba, Plattköpfe erhalten. Nach einer neuerlich erhaltenen Nachricht des H. Dr. A. de Macedo aus Ceará wird auch in dieser Provinz bei den Indianern, die dem Stamme der Cayriris angehören, eine auffallende Verflachung der Stirne wahrgenommen, gemäss welcher dort der Name Cabeza chata, Plattkopf, wie ein Synonym für Indianer gilt. Diese Thatsache erinnert an die Annahme Ribeiros de Sampaio (Diario da Viagem etc. p. 7 §. 17), dass Indianer vom Tupistamme auch auf der Serra de Ybyapaba gewohnt hätten. Vergl. Spix u. Martius Reise III. 1093 ffl., wo ich auch die Pacaleques am Rio Embotateu und (nach Monteiros Bericht §. 124) eine Horde am obern Juruá als Campevas aufgeführt habe. Irrig sind jedoch daselbst die Tecunas als ein Glied der Tupifamilie angegeben. — Die weite Verbreitung der Schädelumgestaltung ist eines der bedeutendsten Probleme in der Ethnographie der neuen Welt. Weit nördlich von den Chactâs wohnt am Bighorn, einem Con-

schaft auch die Baumwolle zu drillen, zu weben und zu Hängmatten und Decken, Tapecirana, zu flechten pflegte, war sie auf den Anbau des Baumwollenstrauches und damit auf dauernde Wohnplätze angewiesen. — Auch die Verfertigung von Thongeschirren in grösserem Maassstabe, so dass der Leichnam ihrer Anführer und Hausväter darin (in der Hütte) beigesetzt werden konnte, gehörte zu denjenigen Kunstfertigkeiten, die wir nicht allen Indianerhorden zuschreiben dürfen. Man hat neuerlich bei Manaos (sonst Villa da Barra do Rio Negro), Fonte-Boa, Serpa, am Rio das Trombetas und an andern Orten längs des Hauptstromes Trümmer von solchen Todtenurnen ausgegraben (Camotim, Ygaçaba oçu). Trinkschalen, Becher und andere kleine Geschirre (Cuias), machten sie aus den Früchten des Cuité-Baumes (Crescentia Cuiete) und aus mehreren leichten Holzarten. Sie verstanden denselben verschiedene Farben, Firnisse und Malereien zu geben, und diese Industrie hat sich in Javary (sonst S. Paulo d'Olivenza) und Tabatinga erhalten, so dass ihre Erzeugnisse häufig in den Handel kommen. — Auch die Bekanntschaft mit den Bäumen, deren verdichteter Milchsaft elastisches Gummi bildet, sollen die Omaguas am obern Amazonas verbreitet haben. Sie formten aus dem frisch aus den Bäumen geflossenen Safte nicht blos die im Handel allgemein bekannten Gefässe, sondern auch Bänder und bedienten sich desselben, um die in grossen Stücken von den Couratari-Bäumen abgezogene Rinde wasserdicht zu machen. Von den Campevas sollen die Einwohner von Pará die Benutzung des elastischen Gummi gelernt haben. Wenn dieser Milchsaft aus den Bäumen in den Boden sickert, so verhärtet er zu unregelmässigen Massen, oft von bedeutender Grösse. Es ist das Tapicho (richtiger Tapichügh d. h. tief aus der Erde),

---

fluenten des Platte ein Indianerstamm, der auch seine Plattköpfe, Tschoponisch, hat. S. Pattie's Reise. — Vergl. u. A. Jäger in Würtemb. naturw. Jahreshefte 1859. 1. S. 65 ffl.

dessen sie sich zur Bereitung von Fackeln bedienten. — Wie weit sich die gerühmte Kenntniss dieser Indianer vom gestirnten Himmel erstreckt, dürfte schwer zu sagen seyn. Den Pleiaden, seso sisytama, schreiben sie einen besondern Einfluss auf menschliche Schicksale zu. Ausserdem sind das südliche Kreuz, das Gestirn des Orion, die grossen Sterne im Centaur, Canopus, Capella, die Planeten Venus, Mars und Jupiter diejenigen Erscheinungen am Sternenhimmel, welchen die Indianer überhaupt die grösste Aufmerksamkeit widmen. Endlich rühmte man von ihnen, dass sie erfahren seyen im Baue und in der Führung grösserer Fahrzeuge, welche jedoch immer nur aus einem einzigen Baumstamme gezimmert waren. Im Uebrigen kommt das Sittenbild dieser Omaguas mit dem der benachbarten Indianer überein *). Auch bei ihnen findet die Geisselung der Jünglinge zur Prüfung der Standhaftigkeit, das Einräuchern der Jungfrauen und das Fasten der Aeltern nach der Geburt eines Kindes Statt. Die Wöchnerin darf nur die Schildkröte Tracajá und Fische, aber keine Säugthiere essen, und gleiche Diät hält auch der Gatte, bis der Säugling sitzen kann. Eigenthümlich ist die Sitte, dass sich nach einem Todesfall die Familie des Verstorbenen einen Monat lang einschliesst, während welcher Zeit die

*) Es ist zweifelhaft, ob die Campevas Menschenfresser waren. Manche behaupten diess, und dass die im Walde Wohnenden es noch seyen. Doch wollte kein Campeva es uns eingestehen, indem vielmehr alle versicherten, durch die Umformung der Schädel ihrer Kinder eine Unterscheidung von den Anthropophagen zu bezwecken. Unter ihre Gebräuche gehört auch der betrügerischer Gaukeleien und Hexenkünste bei den Curen ihrer Krankheiten. Ihre Pajé (Schamanen) sind hierin sehr verrufen. Den Gebrauch eines, vermittelst Röhrenknochen, einzublasenden Schnupftabacks (Parieá, aus den Samen von Mimosa acacioides Bentham), den sie wie die Otamacos am Orenoco Curupá nennen, haben sie mit den Muras, Mauhés, Tecunas u. A. gemein. Wenn sie sich matt fühlen, wenden sie diese adstrin-

Nachbarn sie durch Einlieferung von Wildpret erhalten müssen*). — Ohne Zweifel hatten diese Omaguas eine höhere Bildungsstufe als manche ihrer Nachbarn erlangt (oder waren minder tief als diese herabgesunken); gutmüthiger und fleissiger hatten sie den Einflüssen europäischer Cultur sich leichter hingegeben. In Folge davon sind sie denn auch im Verlaufe einiger Jahrhunderte ihrer nationalen Selbstständigkeit verlustig fast schon vollständig in der Völkervermischung aufgegangen, welche wir uns gewöhnen müssen, nicht als einen Vernichtungs-, sondern als einen Regenerations-Process im Leben der Menschheit zu betrachten.

Ein ähnliches Schicksal haben wohl in nicht ferner Zeit auch

die Tecunas, Tycunas, Ticunas, Ticonas, Tucunas, Tacunas

zu gewärtigen, welche am obern Solimoês und von da westlich in Maynas bis zum Pastaza, einen Zustand von milderer Barbarei, gleich dem der Omaguas, darstellen, und in den christlichen Ortschaften selbst **), oder zerstreut in deren Nähe wohnen. Man sieht sie an den Hauptorten am Solimoês nicht selten nackt oder halb gekleidet, die Männer in der Inca- oder der Tupi-Sprache nicht ganz fremd, und bereit eben so wie die hinwegsterbenden Omaguas, in ein Verhältniss von lockerer Dienstbarkeit zu den Brasilianern getreten. Besonders häufig werden sie in den Factoreien zum Fange des Pirarucú-Fisches oder mit Einsammlung von Cacao, Salsaparilha, Copaiva-Balsam, Pichurimbohnen u. s. w. beschäftigt, und

---

girenden Samen in Klystieren an.. Nach Monteiro, Roteiro da viagem., Jorn. de Coimbra 1820, §. 145. Spix u. Martius Reise III. 1193.

*) Spix u. Martius Reise III. 1187. 1193. P. João Daniel Revista trimens. III. 164.

**) Verschollen sind bereits die Cirûs, Tamuánas, Ambuas, Momanás, Achouarys Alaruá, Mariarána, Ayrinys, welche früher als Bekehrte in den Ortschaften am Solimoês wohnend aufgeführt worden waren.

sie empfehlen sich durch grosse Anstelligkeit, wenn man versteht, die rechten moralischen Hebel an ihre angeborne Völlerei und Trägheit zu legen. In der äusseren Erscheinung unterscheiden sie sich von den Omaguas durch dunklere Hautfarbe, schlankere Gestalt, welche sie durch Anlegung straffer Baumwollenbänder um die Gelenke der Extremitäten zu befördern suchen, und durch eine oder zwei schmale, quer über das Gesicht laufende tätowirte Linien. Doch findet man diese Merkmale keineswegs gleichförmig, und mehrere Umstände scheinen dafür zu sprechen, dass unter dem Namen der Tecunas von den Ansiedlern allerlei gemischtes Volk, welches sich an besonders frequenten Orten zusammengefunden hat, verstanden werde, eben so wie diess z.B. von den Canoeiros am Rio Tocantins angenommen ist. Man schreibt den Tecunas ganz vorzugsweise die Kenntniss in der Bereitung des Pfeilgiftes Urari zu, und es fragt sich, ob ihr Name nicht von dem Tupi-Worte tycoar, mischen, abgeleitet worden ist. Die Unbestimmtheit der Stammbezeichnung geht auch daraus hervor, dass die Portugiesen dieselbe Horde, welche in Maynas Tecuna heisst, in dem Estado do Grão Pará Jumana zu nennen pflegten *). Mit diesen letzteren stehen sie jedenfalls in keiner näheren Verwandtschaft, als mit vielen andern. Eine mir während Abfassung der Beiträge aus Pará gewordene briefliche Nachricht nimmt an, dass die Tecunas, ebenso wie die Catoquinas und die Coretus eine vor längerer Zeit in das obere Amazonas-Gebiet versprengte Horde vom Gês-Stamme seyen. Da sich in ihrer Mundart manche Anklänge nicht ableugnen lassen, die solcher Annahme das Wort reden **), so habe ich das von Spix in Tabatinga notirte Vocabu-

*) Vater, Mithridates III. 612. Irrthümlich habe ich (Reise III. 1094) diese beiden Namen dem Tupi-Stamme angereiht.

**) Wir führen folgende Worte an: Wasser aaai-tchu Tecuna, keu Chavante, cou Cherente. — Kopfhaar (mein) na-iai Tec., de-sahi Chavante, layahi Cherente. — Kopf (mein) na-hairou Tec., acharoh Masacara.

lar auf jene der in südlicheren Gegenden wohnenden Horden vom Gês-Stamme folgen lassen. Vielleicht mit gleichem Rechte würde man sie dem so weit verbreiteten und zahlreichen Stamme der Guck oder Coco beizählen, deren an den südlichen und nördlichen Beiflüssen des Solimoês festsässige Glieder theilweise auch in der Gewohnheit, Fuss- und Armbänder zu tragen, und das Gesicht zu tätowiren, mit ihnen übereinkommen. Aber auch aus der Quichua-Sprache, welche die Colonen am Solimoês die Inca zu nennen pflegen, finden sich Worte bei diesen Tecunas, welche, wie dies alle von einer gewissen Halbcultur ergriffenen Horden zu thun pflegen, in ihr Idiom noch leichter Fremdworte aufnehmen.

Gleichwie manche Pflanzensamen von Wind und Wellen in weite Fernen getragen werden, um sich auch dort zu vervielfältigen, so haben aus verschiedenen Weltrichtungen sich in das Tiefbecken des Amazonas ergiessende Ströme den nomadischen Menschen hergeführt; wie Bienen schwärmt er nun hier, und es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn sich noch fortwährend auch aus den westlichen Ländern von Quito und Peru einiger Einfluss auf die brasilianischen Wilden geltend macht. Ehemals, da die Inca-Völker, auf einer höheren Culturstufe, als Feinde auf die östlichen Horden drückten, war eine solche Infiltration minder natürlich, als später, da die Indianer am obern Marañon und seinen östlichen Beiflüssen unter die Leitung der Missionen kamen, welche auch gegenwärtig noch ihre ausschliessliche Aufsicht führen, während in Brasilien nach Aufhebung der

---

Stirne (meine) na katai Tec., a ke Cotocho, da-ka-niacran (Kopf) Cherente. — Feuer heu-heu Tec., cochhó Aponegicran, hiöghköh Camacan. — Zunge kohny Tec., cung-ring Masacará. — Mund (mein) na-ha Tec., dage-au Cherente, da-to-ha Chicriabá. — Sterne oetá Tec., uaito-murim (klein) Chicriaba, uiain ieto Aeroamirim. — Sonne jacai, jakü Tec., jotzé Camacan. — Bauch tugai Tec., dadau Chavante. — Oheim ooe Tec., gköong Camacan.

Jesuiten die weltliche Obrigkeit vorwiegend Einfluss nahm. Indem aber beide Systeme zumeist die schwächeren Horden zu civilisiren unternahmen, haben sie wesentlich dazu beigetragen, dass mit den Leibern auch die Sprachen und die Grundtypen ursprünglich verschiedener Sitten und Gebräuche eine stets zunehmende Mischung und Abänderung erfahren, wodurch sich die Schwierigkeit vermehrt, sicheren Schrittes Ursprung, Herkunft und Culturgeschichte einer so bunten Bevölkerung zu erforschen. Mit Rücksicht auf die sich immer mehr vollziehende Nivellirung in der Sittengeschichte dieser culturlosen Völker möchte es denn auch geeignet erscheinen, die Eigenthümlichkeiten, welche von den Tecunas berichtet werden, festzuhalten.

Spix*) war in Tabatinga, wo etwa noch 300 Tecunas wohnen, Zeuge eines wilden Festes, dergleichen sie nach der Geburt eines Kindes feiern, dem dabei die Haare ausgerauft werden **). Sie sind — was an die maskirten Priester bei den Opferfesten der Muyscas erinnert — hiebei mit grotesken Masken angethan, welche die Thiere des Waldes (Onze, Tapir, Reh, Vögel), das lästige Insect, die Zecke (Carapato, Ixodes) u. s. w. darstellen, aus Flechtwerk von Scitamineen - Stengeln und Bast von Couratari - Bäumen, (in ihrer Sprache Aichama) und Kürbissschalen verfertigt und mit Erdfarben bemalt sind. Auch der Dämon Iticho erscheint als eine solche Maske. Aehnliche Maskenzüge und Teufelstänze sind auch bei den Indianern am Yupurá und obern Orenoco im Schwange. In ihren Wäldern üben die Tecunas die Circumcision an beiden Geschlechtern aus ***), und unmittelbar nach dieser Operation wird

*) Reise III. 1188. S. Tafel im Atlas. und eine ähnliche Darstellung bei Bates.

**) Nicht den Mädchen bei Erklärung der Mannbarkeit, wie Castelnau V. 46 berichtet, werden die Kopfhaare ausgerissen.

***) Aos machos fazem uma pequena e imperceptivel incisão no prepucio, e ás femeas cortando-lhes parte da crescencia dos vasinhos. Nos gentios sabe

dem Kinde ein Name gewöhnlich nach einem der Voraltern beigelegt. Dass man sie, wie es Monteiro *), Ribeiro **) und Waitz ***) gethan haben, darum für Götzendiener halten dürfe, ist mir nicht wahrscheinlich, denn jene Teufelsmaske, die sie allerdings eben für die festlichen Tänze in ihrer Hütte aufbewahren, hat keineswegs die Bedeutung eines Idols, dem irgend eine Verehrung oder gottesdienstliche Huldigung gewidmet würde. Uebrigens glauben die Tecunas, nach dem Zeugnisse der angeführten portugiesischen Schriftsteller, an den Uebergang der menschlichen Seele nach dem Tode in andere Leiber, auch unvernünftiger Thiere.

Eben so wie die Tecunas leben die ihnen, wahrscheinlich in Ursprung und Sitten verwandten, Catoquinas (Catuquinas, Catokenas), vermengt mit Andern am Jutay, Juruá und auf dem Nordufer des Hauptstromes zwischen den Mündungen des Içá und Yupurá, und auch sie entziehn sich den Dienstleistungen für die Weissen nicht. Auch sie sind also eine Quelle der sogenannten Canigarûs (vom Wald in den Kahn), jenem ersten Elemente, aus dem sich nach und nach eine höhere Bevölkerung mit indianischer Grundmischung entwickeln soll.

Von den Indianern, welche ehemals in Maynas, zur Blüthezeit der dortigen Missionen, bekehrt worden, geben Pevas, Panos, Iquitos, Oregones, Jeveros (Chivaros) und Andere ihr Contingent zu der höchst bewegten Bevölkerung des Alto Amazonas ab. Es ge-

---

se ser esta a practica na circumcisão e imposição do nome; nos crioulos ha um segredo inviolavel, talvez por receiarem que se saiba que elles ainda observam a lei hebraica, e sejam reprehendidos. Alem disto ha entre elles usos e costumes em silencio sagrado. Conego André Fernandes de Souza, Revista trimensal. Serie III. 1848. 497.

*) Monteiro de Noronha Roteiro da viagem etc. Jornal de Coimbra 1820. §. 140.

**) Ribeiro de Sampaio Diario da Viagem. Lisb. 1825. §. 212.

***) Waitz, Anthropologie der Naturvölker III. 444.

nügt, sie namhaft zu machen, da keine besondern Eigenthümlichkeiten an ihnen hervorzuheben sind. Nur des Umstandes wollen wir gedenken, dass alle hier lebenden Indianer, sowohl die sesshaften als die nomadischen, den Gebrauch des Pfeilgiftes Urari kennen, dessen sie sich zumal für die Jagd von Vögeln und kleineren Säugethieren, an Pfeilchen für das Blaserohr Cravatana (Esgravatana), seltener an Wurfspiessen (Murucû) bedienen. Nicht alle Horden sind aber mit der Bereitung des Giftes vertraut und empfangen es in kleinen halbkugeligen, leicht gebrannten Thongefässen, welche einige Unzen enthalten und mit dem Tauiri-Baste verschlossen sind. Diess für den Indianer so wichtige Material bildet demnach den werthvollsten Handelsartikel im Verkehre mit seinen Stammgenossen.

Wir werden nun das südlicheUfer des Solimoês verlassen, um zu den Indianern auf der Nordseite überzugehen. Ehe wir jedoch von hier aus in unserer Schilderung dem Laufe des Stromes entlang, bis zum Ocean zurückkehren, mögen noch einige allgemeine Bemerkungen ihre Stelle finden. Zuerst wollen wir wiederholt hervorheben, dass diese Indianer sich im Allgemeinen, mit südlicheren Stämmen und Horden, zumal mit den Crens, verglichen, auf einer höheren Bildungsstufe, gewissermassen in einer Halbcultur, befinden. Aber, obgleich alle diese Völkertrümmer, das gesammte Hordengemengsel am Amazonas, in Naturell, Schicksalen, Sitten und Bedürfnissen wesentlich übereinstimmt, so macht man doch die Erfahrung, dass in ihrer Bildung und in ihrem Wohlseyn eine gewisse Stufenleiter Statt findet. Der Indianer ist, mehr als der gebildete Mensch, Sclave der ihn umgebenden Natur und folgt instinctmässig ihren Anweisungen. Demgemäss steht der zunächst am Hauptstrome, auf den Inseln und im Ygabo-Wald Lebende, zumeist Ichthyophage, Fischer und Jäger, tiefer als der mit einem, wenn auch ärmlichen

Landbaue vertraute, meist zu zahlreicheren Gemeinschaften vereinigte Bewohner des höher gelegenen Innern an den Beiflüssen. Jener unterliegt der periodischen Herrschaft des Wassers, sowohl am Hauptstrom als in den Niederungen der mächtigsten Contribuenten, von welchen jeder zu einer gewissen Zeit sein Hochwasser und seine tiefste Entleerung hat. Es ist also nicht blos der Wechsel im Gange von Sonne und Mond, was das Leben dieser Wasser-Nomaden bestimmt, sondern unter ihren Füssen in dem flüssigen, oft plötzlich daherrauschenden Elemente vollzieht sich Jahr für Jahr ihr Geschick. Man muss die wilde Grossartigkeit dieser Ueberschwemmungen gesehen haben, um des Indianers Abhängigkeit von ihnen zu begreifen. Wenn der Amazonas sich (in den ersten Monaten des Jahres) füllt, von Stunde zu Stunde steigend, in rasender Schnelligkeit die Sandinseln und dann Meilen weit den Wald und die Brüche des Tieflandes überschwemmt, die steilen Ufer unterwühlt und einstürzt, Grasgeflechte und entwurzelte Bäume dahertreibt, durch zahllose Abzugscanäle seine trüben Fluthen in entlegene Seen und die Nebenflüsse hinausführt, Fische und Schildkröten weit binnenwärts, die Landthiere auf Bäume treibt, da muss der Indianer dieser Niederungen seinen Wohnsitz verlassen. Er fährt in seinem leichten Nachen durch einen dicht umschattenden Wassergarten hin, dessen Bäume nun oft in Blüthe stehn, aber keine Frucht darbieten. So weist ihn der Strom selbst auf die Wanderschaft und auf sein Fischerglück an, und da er diess im Hauptzug der Gewässer mit mehr Gefahr und Mühe aufsuchen würde, so verfolgt er oft in grosse Weiten die bequemeren Wege im ruhigeren Gewässer. Es wird versichert, dass ein erfahrner Indianer in dieser Jahreszeit vom Madeira bis an die Grenzen Brasiliens schiffen könne, ohne jemals in den Hauptstrom einzutreten. Diese Naturbeschaffenheit beeinflusst also wesentlich die Lebensweise der Indianer im äussersten Tieflande. Sie haben keinen ständigen Landbau, weil er hier unmöglich ist, und ihre Indolenz und

vererbte Gewohnheit ihnen nicht erlaubt, auf gastlicherem Grunde Hütten zu bauen. Die dem Flusse zunächstliegenden Gegenden sind, wenn auch der Ueberfluthung nicht unterworfen, wegen Feuchtigkeit des Grundes für den Anbau der perennirenden Mandioca nicht geeignet, und die Maispflanze, von deren kurzlebigster Varietät nach drei Monaten eine Ernte erwartet werden kann, wird (bedeutungsvoll für diese Indianer) hier viel weniger angebaut, als in den vom Aequator mehr entfernten Gegenden. So sieht sich diese Bevölkerung am Ufer von fischreichen Gewässern, aus denen alljährlich Heere von Schildkröten hervorwimmeln, an Sandbänken, in denen sie nach Schildkröten-Eiern graben kann und über denen zu bestimmter Jahreszeit grosse Schwärme von Zugvögeln vorüberfliegen, in einem Walde, den mancherlei Gefieder und zahlreiche Affen bevölkern, auf Jagd und Fischerei angewiesen, und ausserdem auf die Nährpflanzen des Waldes. Unter ihnen sind es zumal einige Yamswurzeln (Cará, Dioscorea) und die Tayobas (Aroideae), welche Amylum-reiche Nährstoffe liefern. Ausserdem hat er noch die essbaren Früchte des Waldes. Die Einsammlung von diesen und von wildem Honig befördert aber wieder den eingebornen Hang zu einer herumschweifenden Lebensweise, der er fast immer einzeln und abgesondert huldigt. Nur die Ernten der nahrhaften, Mandel-ähnlichen Samen der Castanie von Maranhâo (Nia, Juvia oder Touca, Bertholletia excelsa) werden gemeinschaftlich vorgenommen. Im letzten Drittheile des Jahres, da die grossen topfförmigen Früchte ihre Samen reifen, ziehen ganze Gesellschaften nach den Gegenden des binnenländischen, den Ueberfluthungen nicht unterworfenen Hochwaldes (caá-été), wo der majestätische Baum gesellig wächst. Näher den Stromniederungen finden sich hie und da grosse Strecken mit wilden Cacaobäumen besetzt, deren Samen der Indianer ohne irgend eine Zubereitung verspeist. Es ist schon ein Grad höherer Cultur, wenn er den süsslichen Saft in der schleimigen Samenhülle durch Reiben über einem Flechtwerke von Maranta - Stengeln (Ouarumá)

oder von elastischem Palmrohr (des Desmoncus) absondert, um ihn frisch, oder nachdem er gegohren hat, zu trinken *). Ausser dem Cacao und den ebenfalls nahrhaften Früchten der Piquiá (Caryocar), die selbst im Ygabo vorkommen, hat der Indianer hier besonders noch einige Palmen; aber die meisten Früchte gehören dem Festlande an. Auf den Sandufern der Flüsse, an trockenen, sonnigen Stellen findet er aber hie und da auch die weit verbreitete Cajú (Anacardium occidentale), nach deren Fruchtreife er seine Jahre zu zählen pflegt, und die Beeren des Guajerú (Chrysobalanus Icaco) **). Schon höher über dem Strome an trockenen Orten

---

*) Am Alto Amazonas wird die Chocolade einfacher als in Europa bereitet. Man röstet und pulvert die Bohnen und giesst sie dann, wie den Caffe, mit siedendem Wasser an, ohne Gewürz und Zucker. Milch hat man, bei Mangel von Rindvieh, in manchen Orten nicht, und die Schildkröten-Eier welche oft deren Stelle vertreten müssen, eignen sich wenig zu diesem Getränke.

**) Wir haben zwar schon oben S. 292 die wilden Früchte angegeben, die der Indianer in den südlicheren Gegenden Brasiliens als Speise verwendet; im niedrigen Amazonas-Gebiet verleiht aber die eigenartige Vegetation dieser Aufzählung noch eine besondere locale Färbung, wesshalb wir sie im Folgenden weiter ausführen. Die wichtigste Nährpalme ist hier die Bubunha, Spix u. Martius Reise III. 1052. Mart. Hist. nat. Palm. II. 81. t. 66. 67. (Pupunha, Popunia, Guilielma speciosa), deren eiförmige Pflaumen von der Grösse einer mittleren Birne ein mehlreiches Fleisch liefern, und gekocht oder gebraten ein Lieblingsgericht sind. Da ein Baum mehrere hundert Früchte trägt, die nach und nach reifen, so dient er als reichliche Nahrungsquelle und die Indianer scheuen um so mehr ihn zu fällen, als sie von jedem Baume Ernte erwarten können, während andere Palmen, wie die Miriti (Mauritia) auch unfruchtbare männliche Bäume haben. Man findet die Pupunha oft in der Nähe der Wohnungen angebaut, und es ist nicht zu zweifeln, dass ihr grosser Verbreitungsbezirk durch die ganze Guyana bis zum Gebiet des Magdalenenstromes und nach Süden bis zum Paraguay künstlich ausgedehnt worden ist. Dass der Name dieser Palme an ein

des Hochlandes kann er die wohlschmeckende Mangaba (Hancornia speciosa) sammeln. Die wilde Ananas (Abacaxi) ist oft zu undurchdringlichen Hecken vereinigt. Der Waldrand bietet ihm die Hülsen von Inga-Bäumen, waldeinwärts schlingt sich die Maracujá (Passiflora quadrangularis, alata u. s. w.) hinan, deren kühlender Samenbrei mit dem des Granatapfels verglichen werden darf; vereinzelt steht hier und da ein Kürbissbaum (Jaracatia, Carica) mit grossen essbaren Beeren und im Dickicht des Urwaldes kann er eine Lese von zahlreichen Früchten halten, die zum Theil an Wohlgeschmack mit den besten europäischen Obstarten wetteifern *).

Wort der Araucanos erinnert und dass sie wie manche andere Culturpflanzen oft samenlose Früchte bilde, ist schon oben S. 21. 136 erwähnt worden. Auch von einigen andern Palmen mit ölreichen Samen (Cocoinen) wird das Fruchtfleisch genossen, wie von mehreren Bactris-Arten (Maraja, Munbaca), von Astrocaryum Tucuma, vulgare, Jauari, Murumurú, von der Caiaué (Elaeis melanococca); doch dienen vorzugsweise die ölreichen und nahrhaften Samenkerne von der Curuá, Oauassú, Catolé, Pindova, Uricury; Inaja; Mucajá (Attalea spectabilis, speciosa, excelsa, humilis, compta; Maximiliana; Acrocomia) als Speise. Im Nothfall nimmt der Indianer auch mit dem sehr harten trocknen Fruchtfleische der Oauaçu und Urucury vorlieb. Die Beerenfrüchte der Assai, Patauá und Bacaba (Euterpe oleracea, Oenocarpus Batauá und Bacaba) dienen, mit Wasser gekocht, zu einem angenehmen Getränke von Chocolade-artigem Geschmack. Es wird bei Festen von den Weibern zugleich mit dem gegohrnen Absude der süssen Mandiocawurzel herumgereicht, und in erstaunlicher Quantität genossen.

*) So der Breiapfel (Achras Sapota) und die verwandten Arten Abiu-rana: Lucuma lasiocarpa (die ächte Abiu, Lucuma ist wahrscheinlich aus Peru eingeführt) und Masaranduva: Lucuma excelsa, der Bacupari (Platonia insignis), die gelben Pflaumen der Taperebá (Spondias), die herzförmigen blaurothen Früchte der Ambaúva do vinho (Pouroûma), welche dem Geschmack der Weintraube sich nähert, die rothen Cornelkirschen der Pama (Edodagria Pama), die fleischige Sorva (Couma utilis, deren Rinde einen ebenfalls klebrigen Milchsaft enthält) und mehrere Arten von Araticum (Anona), die

Dagegen fehlt als freiwillige Gabe der Natur die edle Frucht des Lorbeerbaums, Persea gratissima, Avagate, die wir als eingewandert bezeichnen, und, wenn nicht alle Forschungen trügen, ist auch die wichtigste aller Nährfrüchte des Indianers, die Pacóva, Musa paradisiaca in diesem weiten Florengebiete nirgends wildwachsend aufgefunden worden, vielmehr immer nur im Gefolge des Menschen. Man sieht sie stets nur in der Nähe seiner Wohnung, wo er sie aus Wurzelschossen erzieht. Die mächtigen Trauben reifen in jedem Monat. Ehe alle einzelnen Früchte geniessbar geworden, wird sie abgeschnitten, und in der Hütte aufgehängt. Roh, gebraten oder zu Brei gekocht, sind diese schmack- und nahrhaften Paradiesfeigen das köstlichste Obst des Indianers, und dem Missionar oder dem zu feiernden Ankömmling bringen oft Viele in festlichem Zuge eine mächtige Fruchttraube auf der Achsel als Geschenk herbei. Neben dem Pisang findet man nur die Baumwollenstaude und den Urucu-Strauch (Bixa Orellana); deren Samen ihm das Orlean-Pigment liefern, während er die grosse Beere des Genipapo zur Bereitung einer schwarzen Farbe und zum Einreiben in die Tätowirungen von den wilden Bäumen des Waldes (Genipa americana, brasiliensis) holt. Im Urwald begegnet man auch niemals dem grossen Kürbiss Jurumú (Cucurbita maxima), und dem Flaschenkürbisse (Lagenaria), die man jedoch nicht selten nächst den Wohnungen sich aufranken sieht.

Das sind also die Quellen, aus denen die in der Nähe des Hauptstromes umherschwärmenden ärmlichen, starkgemischten Haufen von Ichthyophagen ihren Unterhalt beziehen. Sie bedingen zum Theil auch den gesellschaftlichen Zustand, der ein sehr tiefer ist, obgleich die Bewegung und der Verkehr mit dem civilisirten Anwohner und dem Reisenden hier leichter ist als dem binnenwärts in grösseren

---

der Wilde nicht verschmäht, obgleich sie an Wohlgeschmack dem Custard-apple: Anona reticulata, der A. squamosa und A. muricata nicht gleichkommen.

Gemeinschaften lebenden Indianer. Man hat in diesem Umstande die entsittlichende und zersetzende Wirkung des Zusammenlebens mit der weissen Raçe erkennen und anklagen wollen; — theilweise gewiss mit Unrecht. Der Mangel ständiger Wohnsitze und alles Landbaues ist es, was den Wilden auf die tiefste Stufe herabbringt. Wendet man sich von hier aus tiefer ins Innere, kommt man aus der Region des Ygabo, der s. g. Varzeas, in das höhere und trocknere Revier des Ybyreté, der Terra firme, zo zeigt sich der Indianer, unter der Begünstigung einer gleichförmigeren Naturumgebung im Uebergange vom Nomadenthum zu einer ständigeren Lebensart und zu den damit zusammenhängenden Verbesserungen seiner gesellschaftlichen Zustände. Er baut das Land, um neben dem unentbehrlichsten Artikel, dem Mehle aus der Mandioca-Wurzel, auch Baumwolle zu ernten. Er nimmt von Grund und Boden Besitz, wenn auch nicht als von persönlichem, so doch von Gesellschafts-Eigenthum. Damit wird er auf das Bedürfniss einer gewissen Gemeindeverfassung, auf den ersten Versuch einer staatlichen Selbstständigkeit hingewiesen. Desshalb sind gerade die von der Berührung mit andern Horden und mit den weissen Colonisten abgeschnittenen Gemeinschaften nicht blos arbeitsamer, betriebsamer, gebildeter und glücklicher als jene Andern, sondern auch eifersüchtiger auf ihre Freiheit, selbst wenn sie in andern Beziehungen noch tief unter den sogenannten Indios ladinos, cioulos oder Canigarûs stehen, also z. B. das Institut von Sclaven (miauçuba) noch festhalten. Ja sogar bei Stämmen, die sich noch zur Anthropophagie bekennen, findet man lobenswerthe Eigenschaften, welche dem sogenannten cultivirten Indianer abhanden gekommen sind.

Indianer in den Provinzen Pará und Alto Amazonas nördlich vom Amazonenstrome.

Wenn wir aus der bisherigen Darstellung die Annahme ableiten müssen, dass die gegenwärtigen Gemeinschaften der Indianer-Bevölkerung das Ergebniss einer seit Jahrhunderten fortgesetzten Wanderung, Zersetzung und Wiedervereinigung sehr mannigfaltiger Elemente seyen, so scheint es geeignet, zuvörderst einen Blick auf die Naturbeschaffenheit der Gegenden zu werfen, aus welchen die Einwanderung nach den nördlichen Geländen des Hauptstromes am leichtesten und zahlreichsten erfolgen konnte. Wir möchten in dieser Beziehung drei Regionen annehmen: 1) die Länder in Nordwesten, aus welchen der Napo, der Içá und der Yupurá ins Hauptthal herabfliessen; 2) das Stromgebiet des mächtigen Rio Negro, und 3) die minder ausgedehnten Landschaften östlich vom Flussgebiete des Rio Branco, welche im Norden durch die Gebirgskette von Acaray und Tumucucuraque von der brittischen und französischen Guyana getrennt werden.

Die Quellen jener drei grossen Ströme und der westlichen Beiflüsse des Rio Negro liegen weit jenseits der Grenzen Brasiliens in Quito und Cundinamarca, Ländern, wo früher Culturstaaten geblüht haben, dergleichen das gesammte grosse Ostgebiet von Südamerika keinen aufzuweisen hatte. Obgleich diese höhere Gesittung seit der Eroberung der Spanier einem Zustande der Indianer Platz gemacht hat, welcher sich nicht viel über das Niveau der jetzt gemeinsamen Bildung erhebt, so darf doch wohl nicht angenommen werden, dass jene Vergangenheit ganz spurlos an der Gegenwart vorübergegangen wäre. Am deutlichsten tritt diess in den Idiomen hervor, welche häufige Anklänge an die Quiteña, die Sprache von Quito, enthalten und an den Einfluss der Inca-Herrschaft erinnern, welche die Kechua oder Quichua so verbreitete, dass

die Inca-Völker, obgleich selbst sehr gemischt, doch mit dem gemeinsamen Namen der Quichuas bezeichnet wurden. Diese hierarchische Monarchie hat sich also auch über die Grenzen ihrer Eroberungen hinaus geltend gemacht, und um ein vollständiges, pragmatisches Gemälde von den rohen Naturvölkern zu entwerfen, welche gegenwärtig zwischen den genannten drei Strömen umherschwärmen, müsste man die Geschichte von Cundinamarca und Quito enträthselt haben, auf deren Hochebenen und Alpengipfeln die Cultur-Mythen des alten Bochica-Reiches und die unsicheren Berichte von den Eroberungen der Incas noch wie dichte Nebel liegen.

Als Gonzalo Ximenes de Quasada für Carl V. die Länder eroberte, welche Neu-Granada genannt wurden, fand er auf der Hochebene von Bogotá, im Lande Cundinamarca, ein Volk, das in Bildung und Sitten wesentlich vor den unsteten, rohen Horden in den Niederungen sich auszeichnete. Die Muyscas (Moscas, d. h. Menschen in ihrer eigenen, der Mozca- oder Chibcha-Sprache) leiteten ihr Reich, die theokratische Monarchie des Zake (Zaque) in Tunja (und die verbrüderte des Zippa), neben welchem ein geistlicher Ober-Priester in Iraca waltete (wie in Japan neben dem Teikun der Micado) von Bochica (Nemquetheba oder Zuhé) her, einem Greise mit langem Barte, der daher kam, wo die Sonne aufgeht, einer verheerenden Ueberschwemmung steuerte, indem er den aufgestauten Gewässern durch den mächtigen Fall von Tequendama einen Ausweg öffnete, die rohen Bewohner Ackerbau, ständige Wohnung, Bekleidung, die Zeiteintheilung in Mond-Jahre lehrte und einen Sonnencultus unter Priestern, mit Opfern und regelmässig wiederkehrenden Festen besonders zur Zeit des Wintersolstitiums einführte. Das grösste Fest wurde gefeiert bei der Intercalation zur Regulirung einer Reihe von Mondjahren, mit einem Menschenopfer an einem Jüngling vollzogen, der dazu frühzeitig bestimmt war. Sein Weib Huythaca, das böse Prinzip, versetzte Bochica als Mond ins Firmament.

Auch auf der Hochebene von Quito hatte vor der Eroberung durch die Spanier ein Sonnencultus geherrscht, mit Menschenopfern, welche erst die letzte Königsdynastie der Scyris abschaffte. Ein Jahrhundert etwa vor der Ankunft der Europäer hatte Huayna, der Sohn von Tupac Yupanqui, das Land der Botmässigkeit der Inca unterworfen. In diesem grossen Gebiete der ehemaligen Incaherrschaft, welches sich vom Aequator bis zu dem Flusse Maule in Chile erstreckte, begegnen wir verschiedenen Mythen-Systemen und Cultur-Epochen, deren Ursprung, Dauer, Verbindung und Aufbau zu dem Inca-Reiche zur Zeit noch nicht genügend erforscht sind. In einem Zeitraume von vier- bis fünfhundert Jahren hat die Dynastie der Incas die meisten Bruchtheile der sogenannten Antisischen Bevölkerung, vorher ein Hordengemengsel gleich dem, was wir noch gegenwärtig in Brasilien sehen, zu einer strafforganisirten, dem Sonnendienste huldigenden, die Kechua-Sprache redenden, erobernden Despotie vereiniget. Der Druck einer solchen staatlichen Schöpfung auf die benachbarten culturlosen Horden, welche erobert zu ständigen Wohnsitzen, Ackerbau und einem bestimmten Cultus gezwungen werden sollten, war mächtig, auch in weite Entfernungen fühlbar, und hat ohne Zweifel wesentlichen Antheil an der Gruppirung und Völkergestaltung gehabt, wie sie von den Conquistadoren getroffen wurde. Ja, auch nachdem dies Inca-Reich gebrochen war und die nur gewaltsam zusammengehaltenen Elemente sich wieder trennten, sind vielleicht einzelne Züge aus dem Culturleben der Inca-Völker, eben so wie Worte ihrer Sprache mehr oder weniger umgestaltet, verschleppt worden. Die West-Tupis (S. oben 212) sind jedenfalls mit dem Inca-Reich in Berührung gewesen, und es wäre nicht unmöglich, dass die Vereinigung zahlreicher kleiner Horden zu dem grossen, sich seinerseits auch als Eroberer fortbewegenden Volke oder Hortenbunde der Tupis durch den Widerstand gegen die Inca-Herrschaft hervorgerufen worden.

Im Allgemeinen aber sind die Spuren eines Zusammenhanges

zwischen dem Inca-Reiche und den brasilianischen Wilden nur schwach und sie datiren in keinem Falle auf jene Vor-Incaische, also vorhistorische Periode zurück, an welche wir hier in Kürze erinnern.

Im Lande der Aymarás, des ältesten Culturvolkes, an dem grossen Alpen-Binnenmeere von Titicaca, ferner in dem niederen, dürren Küstenlande der Chimus, in Cuzco, der ehemaligen heiligen Hauptstadt der Incas, und an andern Orten stehen Ruinen colossaler Bauwerke, welche von einer Cultur zeugen, mehr entwickelt und viel älter als das Inca-Reich *). Gleichwie in Mexico die einwandernden Azteken monumentale Werke vorfanden, verlassen oder in Ruinen, deren Erbauer ihnen unbekannt waren, und die sie mit dem Namen der Tulteken (Tultekatl, Künstler, Baumeister) bezeichneten, so überkam die Dynastie der Inca-Könige Reste einer früheren Epoche, und zogen sie in den Kreis ihres Cultur-Systems. Gleichwie dort die Einwanderer den Anbau des Mays und der Baumwolle von einem einsamen Reste der alten Bevölkerung kennen lernten **), so fanden hier die Incas Heerden der Llamas in gezähmtem Zustande ***). Zwischen jener früheren Culturepoche und der Errichtung des Inca-Reiches aus schwachen Anfängen liegt eine Periode von unbestimmbarer Länge, welche mit mythischen Gestalten ausgefüllt ist. Diese selbst aber gehören ver-

---

*) In Tiahuanuco fand Cieza de Leon (la Cronica del Peru, Cap. 106.) Bausteine von 15' Länge, 13' Breite und 6' Dicke. Die Bausteine gehören dem weisslichen Sandsteine der nahen Berge an, oder dem bläulichen Basalte der Inseln des Titicaca oder den grauen Trachyten aus den zehn Stunden weit entfernten Bergen. Die Steinblöcke sind mit Klammern von Kupfer verbunden. Riesige Bildwerke von bekleideten Menschen und eine eigenthümliche Ornamentik zieren diese Bauwerke.

**) Vergl. oben S. 29. Torquemada, Monarchia Indiana. L. I. c. 42.

***) Cieza Cap. 37. Pöppig Ersch und Gruber Encykl. Art. Incas. S. 382.

schiedenen Mythenkreisen an, entsprungen den verschiedenen Völkern oder Stämmen, welche die Incas zu vereinigen die Macht hatten; und vermöge der Verwandtschaft und Nähe dieser verschiedenen Bevölkerungen haben auch ihre Mythen einen analogen Charakter, der zumeist durch die Naturumgebung abgewandelt erscheint. Als die Culturheroën treten demnach Viracocha, Pachacamac und Manco Capac auf, an deren Jeden sich eigenthümliche Mythen knüpfen, deren Jeder einen besonderen Heerd und Mittelpunkt seiner bildenden und veredelnden Thätigkeit als Religions-Stifter und Staatenbilder in alten Bauwerken hinterlassen hätte *). Aus dem Alpensee von Titicaca ist nach einer grossen Fluth Viracocha, der Schaumgeborne, der Sohn des Alles erzeugenden Wassers, hervorgestiegen, um den Collas (Aelplern) feste Wohnung, Ackerbau, Gesittung und den Dienst der Sonne zu bringen, die er, wie Mond und Sterne, ins Firmament setzte. Dieselbe Rolle spielt in den Cultur-Mythen der Chimus, die das Küstenland südlich von Lima bewohnten, Pachacamac der Weltbeleber, oder Pacharurac der Erderbauer (Feuergott). Manco Capac aber, der Sohn der Sonne, der Mächtige, der Gnadenspender, aus der Höhle von Paucar-Tambo hervorgekommen, wird von einer goldenen Wünschel-Ruthe nach Cuzco, „dem Nabel des Landes" gewiesen. Er erbauet hier den goldgeschmückten Sonnen-Tempel Caricancha und gründet die Stadt, von welcher aus sein Geschlecht Cultur und Herrschaft über zahlreiche rohe Stämme verbreitet. Nach der vorwaltenden Ansicht **) ist Manco Capac der in den Nimbus der Sage verhüllte Gründer des historischen Inca-Reiches. Nach der andern ***) gehört auch Manco Capac, eine personificirte Naturkraft gleich den erwähnten, einem Mythenkreise an, der, weit über die historische Dynastie der peru-

*) Vergl. Müller Geschichte der amerikanischen Urreligionen. Basel 1855.

**) Inca Garcilasso de la Vega, Commentarios reales.

***) Fern. Montesinos Memorias antiguas historiales del Peru (Ternaux vol. 17.)

anischen Könige hinauf, in eine ferne, Jahrtausende alte Cultur-Epoche reicht. Als Ueberbleibsel aus dieser räthselhaften Zeit staunen wir die colossalen Bauwerke am Titicaca-See, in Tiaguanuco, Cuzco und anderwärts an, welche sich von denen der späteren Inca-Zeit auch durch eine höhere künstlerische Vollendung und Ornamentik unterscheiden, und eine Bewältigung mechanischer Schwierigkeiten bezeugen, die mit dem Bildungszustande der Peruaner zur Zeit der Conquista kaum vereinbar scheint. Mag nun eine unmittelbare Continuität jener mythischen Zeit mit dem historischen Reiche der Incas noch nachgewiesen oder muss letzteres als eine ganz selbstständige Schöpfung betrachtet werden, welche die Denkmale und Mythen der Vorzeit für die Verherrlichung und Ausbreitung der eigenen Macht zu benützen, jene Vergangenheit gleichsam zu erneuern verstand, — immer erhebt sich jener, allerdings barbarische Culturstaat der Incas, mitten zwischen vielzüngigen, rohen Horden, die er sich erobernd unterwirft, in Sprache und Sitten einverleibt, als ein imposantes Räthsel. Auf einen, den Polytheismus nicht ausschliessenden Sonnendienst, mit Priesterherrschaft, heiligen Jungfrauen, Tempeln, Opfern, Wahrsagung, religiösen Festen in dem (durch Sonnensäulen berichtigten) Mondjahre gründen die Incas ihr Reich. Der Inca ist geistliches wie weltliches Oberhaupt, seine in Polygamie sich ausbreitende Familie bildet eine bevorzugte, in königlichem Prunke den höchsten geistlichen und weltlichen Aemtern gewidmete Kaste. Unter diesen beherrschen die Häuptlinge der unterjochten Horden (Curacas) als oberste Beamte oder Krieger das nach Decaden abgetheilte gemeine Volk, welches Ackerbau und einzelne Gewerbe treibt. Aus kriegerischer Unterwerfung gehn Sclaven (Yanaconas) hervor. Ein durchgeführtes socialistisches System benützt die Arbeit des Einzelnen für die gemeinsamen Zwecke Aller. Das Land, einem unvollkommenen Pfluge unterworfen, wird mit Guano gedüngt, in den grossartigsten Dimensionen durchzogen mit Wasserleitungen und Strassen, auf denen ein Post-

dienst durch Schnelläufer (Chasquis) eingerichtet ist; Flüsse und Abgründe werden mit Hängebrücken überspannt, Befestigungen, Tempel und andere öffentliche Gebäude von colossaler Ausdehnung errichtet. Die Quichuas sind Bergleute; sie gewinnen und verarbeiten Gold, Smaragde und andere Edelsteine, Silber, Blei, Zinn und Kupfer. Sie schmelzen Zinn und Kupfer für härtere Werkzeuge zusammen, und verbinden die Quader ihrer Bauwerke mit Klammern von Kupfer. Aber sie kennen das Eisen nicht. Sie wohnen in Städten, Dörfern oder in einzelnen Gehöften. Das Alpaco, die durch eine lang fortgesetzte Züchtung entstandene Varietät des Llama, wird als Last- und Wollthier gebraucht; aber wie allen amerikanischen Urbewohnern ist auch den Quichuas die Milchwirthschaft gänzlich unbekannt. Von jenem hirschartigen Wiederkäuer und der verwandten Vicugna wird die Wolle zu den feinsten Geweben verwendet, desgleichen die Baumwolle; und das Volk ist mit der Färberei dieser Stoffe durch vegetabilische und mineralische Farben vertraut. Diese grösseren Thiere und das häufig in den Wohnungen gehaltene Meerschweinchen (Cavia Çobaya) liefern animalische Kost; ausserdem aber gehn die Quichuas, gleich den culturlosen Nachbarn der Jagd nach, für welche wie für den Krieg ihre Waffen kaum vollkommener sind, als die der Wilden. Das Pfeilgift kennen sie nicht. Von Hausthieren haben sie noch den stummen, unbehaarten Hund Chonô oder Alco (Canis caraibicus oder mexicanus), und nur in den wärmern Gegenden das Geflügel des indianischen Hühnerhofs. In auffallendem Contraste mit der Grossartigkeit und vollendeten Ausführung ihrer öffentlichen Werke steht die Armseligkeit des Haushaltes der einzelnen Familie vom gemeinen Volke und die Unvollkommenheit mechanischer Werkzeuge. Viele (wie Säge, Zange, Scheere), die in der alten Welt von uraltem Gebrauche sind, kennen sie nicht.

Die grosse Verschiedenheit der klimatischen und Boden-Verhältnisse, am Abhang der hohen Gebirge zonenartig über einander

ausgebreitet, bedingt ein verschiedenes System des Landbaues. In der heissen Tiefe der Thäler, wo die edelsten Tropenfrüchte gedeihen, sind Baumwolle, die Pacova (Pisang) und die Yuca (Mandioca) die wichtigsten Culturpflanzen. An sie schliessen sich die Tabackpflanze, welche auch eine Rolle in ihrem Gottesdienste spielt, die Coca (Erythroxylon Coca), das nationale Lieblingsreizmittel der Peruaner, und die Färbepflanze Achote (Bixa Orellana). Weiter bergaufwärts wird der Mays in zahlreichen Varietäten angebaut. Die Saamen der Quinoa (Chenopodium Quinoa), die Knollen der Oca (Oxalis tuberosa?) und der Kartoffel, Papa genannt, liefern die wesentlichsten Nährstoffe den oberen Bergregionen. Bezüglich dieses peruanischen Ackerbaues ist es nicht ohne einige Bedeutung für die Culturgeschichte der Wilden im Amazonasgebiete, dass ihnen der Anbau der Quinoa und der Kartoffel gänzlich unbekannt und der des Mays viel weniger ausgedehnt ist, als in Peru, im Süden Brasiliens und in Mittel- und Nord-Amerika. Während die Inca-Völker aus dem Mays dreierlei Arten von Brod backen, wird er hier nur vorzugsweise zur Bereitung der Chicha verwendet. Dagegen ist die Mandioca bei vielen Indianern der ausschliessliche Gegenstand ihrer beschränkten Landwirthschaft, während sie bei den Quichuas nur in zweiter Linie steht. Die Coca, in Brasilien Ypadú genannt, findet sich nur bei wenigen brasilianischen Stämmen, ohne Zweifel von Westen her eingeführt. Der Name des Orleanstrauches (Bixa), in der Quichua Achote, stimmt mit dem in Mexico gebräuchlichen Achiotl, nicht mit dem Urucú oder Rucú der Tupis; dagegen kennen die Quichuas den mexicanischen Gebrauch der Cacaobohnen als Tauschmittel nicht, obgleich der Baum in den heissen Geländen der grossen peruanischen Binnenströme gesellig wild wächst. So deuten manche Thatsachen darauf hin, dass nur schwache Beziehungen zwischen dem materiellen Leben jenes Culturvolkes auf seinen hohen Bergebenen und der Wilden im Amazonas-Tieflande Statt gefunden haben.

Nichts destoweniger aber kommen in den Sitten und Gebräuchen der rohen Wilden auch gewisse Züge vor, welche aus der höheren geistigen Sphäre des Menschen stammend hie und da an die Bildung jenes, in seiner Selbstständigkeit wieder untergegangenen Culturvolkes der Incas erinnern. Rücksichtlich solcher gleichsam fragmentarischen Spuren des geistigen Lebens dürfte vielleicht die Annahme gerechtfertigt seyn, dass ihnen zwei ganz entgegengesetzte Quellen zugeschrieben werden müssen, je nach ihrer Allgemeinheit oder Besonderheit. Manche, ja bei weitem die meisten dieser Züge nämlich gehören der allgemeinen geistigen Physiognomie der amerikanischen Menschheit an. Wir finden sie als Zeugen jener naturwüchsig in jedem Menschengeist sich ankündigenden religiösen Gefühle und Vorstellungen, hier nur schwach angedeutet, dort mehr entwickelt, überall in Amerika, bei den Incas aber gleichsam sublimirt und bis zu wesentlichen Gliedern eines religiösen Cultus, einer staatlich geordneten Gottesverehrung ausgebildet. Das allgemein-amerikanische Wesen und Bewusstseyn hat bei den Incas in Cultur-Mythen, Gestirndienst, Polytheismus und den damit zusammenhängenden hierarchischen Einrichtungen eine verfeinerte Spitze gefunden. Dagegen treffen wir hier im Amazonenlande einige wenige Sitten und Gebräuche, vereinzelt und auf eine schwache Horde beschränkt, mitten zwischen der nivellirenden Barbarei des Gesammtzustandes dieser Bevölkerung, welche nur als das Echo einer benachbarten höheren Cultur erklärbar sind. Nicht mit Unrecht dürften dergleichen als ein Ausfluss der auf Nachbarstämme wirkenden Inca-Cultur zu bezeichnen seyn. Sey es freiwillig, sey es aufgezwungen, sie haben sie empfangen und nach ihrer Weise umgemodelt, eben so wie diess mit der Quichua-Sprache der Fall gewesen, die sich in mannigfaltig-articulirten Bruchstücken auch nach dem Zusammenbrechen des künstlichen Despotenreiches in den wechselvollen Idiomen ehemals besiegter

und emancipirter oder gegen das Eroberungsreich ankämpfender Horden erhalten hat.

Alle Stufen der Entwickelung im Leben der amerikanischen Menschheit stehen in einem tief innerlichen Zusammenhang und können vollständig nur in ihrer Solidarität begriffen und dargestellt werden. Da wir aber lediglich die objective Schilderung der brasilianischen Indianer uns zur Aufgabe gemacht haben, so verzichten wir darauf, das Gemeinsame und das Unterscheidende zwischen ihnen und den Inca-Völkern im Einzelnen zu verfolgen. Doch sey es gestattet, einige hierauf bezügliche Betrachtungen hier einzuschalten.

Dem rohen, culturlosen Menschen stellen sich überall die grossen in der Natur maassgebenden Erscheinungen dar, die Gestirne, die Elemente, die Naturkräfte, die Thiere und Pflanzen, von welchen seine Existenz abhängig ist, und unbewusst findet er sich in einem Kreise von Vorstellungen, die ihn von seiner Schwäche und Hülflosigkeit überzeugen, die ihn zu scheuer Furcht vor diesen höheren Mächten hintreiben. Indem er diese in gewissen Gegenständen versinnbildet vor sich zu sehen glaubt, indem er sie personifizirt, ergiebt er sich dem rohesten Naturdienste und einer unsicheren, schwankenden Idolatrie. Dieser Gedankengang (den schon des Lucretius Deos timor fecit bezeichnet) beherrscht die rohen Wilden, und unsere eigenen Erfahrungen unter ihnen haben uns mit der Ueberzeugung durchdrungen, dass es auch gegenwärtig in Brasilien noch viele Indianer giebt, die sich über diesen tiefsten Standpunkt kaum erhoben haben. Ein ihm schädliches, feindliches Princip, oder eine Vielheit derselben, erkennt dieser Wilde an, dafür hat er einen Namen, sie fürchtet er in einem stumpfen Geister-Spuck- und Gespenster-Glauben. Sogar die übrigens sehr verbreitete Ueberzeugung von der Unsterblichkeit ist bei manchem erloschen. Für die Idee der Gottheit selbst hatten die alten Tupinambas, haben die meisten der gegenwärtigen Horden keinen Namen. Dafür wurde

von den Missionaren das Wort Tupa eingeführt. Ob ein solcher Indianer in den ihm sichtbar werdenden Naturwirkungen in der That eine Offenbarung der Gottheit erkenne, möchte ich dahin gestellt seyn lassen. Die Gottes-Idee vollzieht sich im Menschengeiste erst durch den Monotheismus; aber in dem Geiste des Amerikaners, dessen Religion vorwaltend Furcht vor den göttlichen Mächten ist, „hat sich das eingeborne Licht nur in die vielerlei Farben des Polytheismus gebrochen“ *). Ich weiss, dass Manche mir die Auffassung von der tiefen Stufe des religiösen Bewusstseyns beim Indianer zum Vorwurfe gemacht haben, wage aber nicht, sie nun, auch in späteren Lebensjahren, zu verläugnen. Auch würde mir nicht schwer werden, zahlreiche Vertreter derselben Ansicht in ältern und neueren Schriftstellern aufzufinden. Ich verweise nur auf die Darstellungen der Missionäre Christovão de Gouvea, J. Daniel, Rocha Pita und die neueren von Joaquim Machado de Oliveira **), welche von Mello Moraes ***) unter Anführung zahlreicher Gewährsmänner zusammengestellt worden sind.

Selbst wenn wir annehmen wollten, dass Inca Garcilasso de la Vega und seine Nachfolger die Cultur und das religiöse Bewusstseyn der Peruaner in einem verschönernden Lichte geschildert hätten, so ist nicht zu verkennen, dass zwischen dem in Sonnencultus gipfelnden Polytheismus der Incas und den religiösen Zuständen der brasilianischen Indianer ein ausserordentlich grosser Abstand Statt findet. Jener hat ethische Zwecke, die diesen gänzlich mangeln. Die Abstellung unnatürlicher Laster und der Anthropophagie (selbst wenn auch noch Menschenopfer im Schwange giengen) gehörten in das System der Inca-Religion. Dahin hat aber der rohe Glaube der Wilden sich nicht erhoben.

*) Vgl. Müller Geschichte der amerikanischen Urreligionen. S. 12.

**) Revista trimensal de Instituto Histor. Geogr. VI. 1844 p. 138 ff.

***) Corographia do Imp. do Brazil. II. 1859. 282—293.

Die Cultusmythen der Incavölker, welche ihrer Religionsstiftung vorangehen mussten, scheinen mit denen der östlichen Stämme in keinem Zusammenhange zu stehen. Diess finden wir um so bedeutsamer, als in dem weiten Reviere culturloser Völker auf der Ostseite Südamerikas, ja von den Antillen aus durch die Guyanas und Brasilien bis an den La Plata und Paraguay, mancherlei Mythen in eigenthümlicher Verflechtung und Abwandlung verbreitet sind, welche sich auf Kosmogonien, Sinfluthen und Sinbrände, auf die Erschaffung der Thiere, Pflanzen, Menschen und Gestirne beziehen. Diese von denen der Incas verschiedenen Mythen scheinen also älter zu seyn, als diejenige Periode, in welcher sich das Inca-Reich erobernd ausdehnte, und die rohen Stämme im Osten so sehr in Mitleidenschaft versetzte, dass ihre Völkerbildungen (Bündnisse), Wanderungen, Kriege und Sprachmischungen dadurch beeinflusst wurden. Im Grossen und Ganzen aber stammen weder die Mythen dieser Wilden noch die wesentlichen Züge in ihren Sitten und in den schwachen Versuchen auf religiösem Gebiete nicht aus dem Lande, wo die Inca-Cultur gekeimt hat, aus jenen hochgelegenen Bergebenen, von denen die nackten Bewohner des östlichen Tieflandes durch die eisigen Gipfel der Andes abgeschnitten waren. Diese konnten von der Cultur der Bergbewohner zumeist von Chuquisaca aus oder dem Laufe des Ucayale entlang berührt werden, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Pampas del Sacramento und die Ebenen von S. Cruz de la Sierra die Schauplätze waren, wo die Elemente barbarischer Halbcultur und rohester Wildheit auf einander trafen und sich mischten. Bezüglich der letzteren Oertlichkeit lassen sich für diese Vermuthung historische Thatsachen in dem Kampfe der (zum Tupistamme gehörigen) Chiriguanos mit den Incas nachweisen. In dem Sittenbilde der Tupis aber, wie in ihrer Sprache deuten einige Elemente auf eine solche Einwirkung hin. Die Incafürsten und die ihnen unterworfenen Häuptlinge (Curacas) pflegten, als ein Zeichen ihrer Würde, das Haupthaar zu kürzen und

sich mit Ohrengehängen zu zieren, die die Läppchen ausserordentlich erweiterten. Beides finden wir bei den Tupis und vielen anderen Horden, die mit den Incas in Berührung gekommen seyn konnten, wie z. B. den Oregones am Napo, deren Sprache auch viele Anklänge an die Kechua enthalten soll, den Maxorunas und benachbarten Stämmen, bei welchen Manches auf einen früheren Zusammenhang mit den Moxos-Völkern hindeutet. Die Tupi nannten sich auch Cari (Carixo, Cario), in der Kechua die Männer, und ihr Wort Uára, Mensch, Herr (dann als uare besonders für den Missionar gebraucht) entspricht dem Ayar der Peruaner. Der Gebrauch der Coca ist von den Letzteren auf manche Stämme am Amazonas übergegangen. Es finden sich nur höchst selten kleine Pflanzungen dieses Gewächses in Brasilien, und das aus den Blättern bereitete Pulver kommt als Handelsartikel hin. Vorzüglich bedeutsam erscheint uns aber der, bei den Tecunas schon erwähnte, Gebrauch, bei festlichen Anlässen in Masken zu erscheinen. Es ist verhältnissmässig so enge begrenzt, dass wir nicht anstehn, ihn als ein abgeschwächtes Bruchstück aus der Quichua-Cultur zu betrachten. Jene gefärbten Knotenschnüre (Quippus), deren sich die Peruaner als ein Hülfsmittel für geschichtliche Ueberlieferung bedienten, die auch mehr oder weniger entwickelt in ganz Centralamerika und als Wampus bei den Nordamerikanischen Wilden vorkommen, sind den östlichwohnenden Wilden fremd; doch finden sich namentlich bei Stämmen am Ucayale und an seinen östlichen Nachbarflüssen künstlich geflochtene und mit Glasperlen reich verzierte Schürzen (tanga) und Gürtel (cua pecoaçaba), denen sie durch Einfügung von Zähnen und Klauen erlegter Thiere bald die Bestimmung von Amuleten bald von Nachweisen ihrer Heldenthaten einverleiben wollen.

Die Inca-Cultur hatte einige astronomische Kenntniss, jedoch geringer als die der Mexicaner und Muyscas, erworben. Nicht blos der Sonne, sondern auch dem Monde, der Venus, dem Edel-

knaben der Sonne, den Pleiaden, Hoffräulein des Mondes, und andern Gestirnen, dem Donner und Blitz, dem Regenbogen waren Tempel oder Capellen errichtet. Von allen dem findet sich keine Spur bei den brasilianischen Wilden. Obgleich sie einige Gestirne unterscheiden und ihnen wohlthätigen oder schädlichen Einfluss zuschreiben, manche Erscheinungen am Firmamente mit ihren Festen in Beziehung setzen, so ist doch bei ihnen kein Sternendienst zu entdecken. Tempel finden sich bei ihnen nicht, wenn schon hier und da eigene Hütten bestellt sind, in welchen die Geräthe und Zierrathen für ihre Feste und vielleicht diejenigen Gegenstände, an welche sie religiöse Vorstellungen heften (Fetische), aufbewahrt werden. Finsternisse der Sonne und des Mondes sind den Inca-Völkern wie den rohen Indianern schreckliche Naturereignisse. Jene glaubten die Himmelskörper, göttliche Personen erkrankt; Priester und Volk versuchten, wie die Corybanten des Alterthums, durch Erzgetöne, und durch Geschrei und Hundegebell die erkrankten Weltkörper aus der Schlafsucht zu wecken, in welcher sie auf die Erde herabzufallen drohten. Die Tupi erklärten bei einer Verfinsterung, die grossen Himmelslichter seyen von dem blutgierigsten und stärksten der Raubthiere, dem Jaguar, gefressen *). Opfer, die im Inca-Cultus nicht blos der Sonne und dem Monde, sondern auch den andern zahlreichen Göttern dargebracht wurden, finden wir eigentlich bei den Indianern nicht, oder nur in dunklen Andeutungen; denn sie haben nur Amulete, die, wenn sie der Familie dienen, wie Penaten betrachtet werden mögen, oder Fetische. Aber dem, als Zauberer gefürchteten Pajé werden Geschenke dargebracht.

Viel häufiger als die Vorstellung von Gott ist bei dem rohesten Menschen, der nur an sich denkt, der Glaube an seine Fortdauer nach dem Tode; daher die durch die ganze Indianerwelt ver-

*) Es mag erwähnt werden, dass Blut in der Kechua Jahuar oder Jauáre heisst.

breitete Uebung, die Leichen mit dem Antlitz gegen Sonnenaufgang zu begraben, ihnen den möglichst längsten Bestand zu sichern, oder doch wenigstens die Knochen aufzubewahren; daher die Sitte, den Verstorbenen Speise und Getränke, Waffen, Hausrath, Zierrathen (bei den Berittenen auch das geschlachtete Pferd) auf das Grab zu legen, damit ihnen in der andern Existenz nichts fehle. In der dabei vorgenommenen Tödtung eines Hundes oder Papagay zu gleichem Zwecke ist noch kein Opfer in höherem Sinne zu erblicken. Der Glaube an eine Seelenwanderung in Thiere, Pflanzen, Gestein, in Menschen oder in Gestirne erscheint in den mannigfaltigsten Abstufungen, manchmal verflochten mit Mythen über die Abkunft der Menschen, oder über die Zauberkräfte gewisser Naturerzeugnisse.

Traumdeuterei, Nekromantie, Furcht vor Gespenstern, vor feindlichen, höheren oder niedrigen Mächten, die sich in verschiedener Weise als Gespenster (Anhanga) und sichtbare Spuckgestalten *),

*) In der Tupi-Sprache heisst der mächtigste und überall thätige böse Geist Jurupari oder Jerupari, was die Brasilianer mit Diabo oder Demonio, die Kenner der Sprache merkwürdig genug mit „der stolze Hinkende" (Jerubiar-pari) übersetzen. Seinen Kamm, Jurupari kibaba, nennt der Tupi die grosse Scolopendra morsitans. Caypora, der Waldgeist, der Kinder raubt und in hohlen Bäumen füttert, heisst eigentlich nichts anders als Waldbewohner. Er erscheint besonders als Onze oder ein gefährliches Thier des Waldes. In einer andern Form als neckischer Waldgeist kommt er als Gurupira (Corubira) vor. Der Wasser-Unhold heisst Ypupiara, d. i. der Mann im Wasser (Y pupe uara). Eine andere Sage lässt ihn als Mann mit rückwärts gekehrten Füssen erscheinen, so dass man ihm entgegengeht, wenn man sich von seinen Fusstritten zu entfernen meint. Uaiuara, Uaibuara, d. i. der böse (aiba) Mann, der Luvis homens der Portugiesen, erscheint als ein kleines Männchen oder als ein Hund mit hängenden klappernden Ohren. Der Alp, welcher die Schlafenden ängstigt, heisst Pitanga, der Seelensauger oder Pitanhanga, das saugende Gespenst (Vampyr). Fürchterliche Traumgesichte speiet der Marangigoana herab (maran-gi-goene). —

unsichtbar in Tönen oder in allerlei Begegnissen vernehmen lassen oder in das Leben des Indianers eingreifen — Alles dies gehört in den Zauberkreis, worin der Pajé (auch Caraiba, d. i. der böse Mensch Cari aiba genannt), waltet, zugleich Arzt und gefürchteter Vermittler mit der Geisterwelt, an deren unheimliche Macht er selbst glaubt. Dafür also, dass die rohen Wilden irgend Etwas aus dem höher entwickelten Leben der Inca-Völker herübergenommen und allgemein in Uebung versetzt hätten, sprechen keine directen Beobachtungen. Vielmehr scheint, mit Ausnahme einiger, auf wenige Horden übergegangene Gebräuche, jede dieser geistigen Regungen, eben so wie das Fasten bei der Geburt des Kindes, wie die Feierlichkeit bei der Namenertheilung (und Exorcisation), bei der Mannbarkeit-Erklärung der Jungfrauen *), den Prüfungen und der Emancipation der Jünglinge, und wie die allgemeinen Feste der Horde, die mit gewissen Erscheinungen am Himmel oder mit dem Reifen der Früchte zusammenhängen, ausschliesslich aus dem rohen Naturleben hervorgegangen, durch keine fremden Einflüsse modificirt zu seyn.

Wir schliessen hier diese Betrachtungen, durch welche wir die

---

So umgeben und begleiten den Indianer überall Furcht und Schrecken, und vielleicht durch diese Gespensterfurcht veranlasst, hängt er hie und da Gegenstände aus seinem täglichen Leben, z. B. Waffen, Büschel von Kräntern oder Vogelfedern in der Einsamkeit des Waldes auf, entweder als stilles Sühnopfer den schwarzen Mächten dargebracht, oder als ermuthigende Zeugen, dass diese, an düsteren Eindrücken so reiche Einsamkeit, bereits schon von menschlichen Wesen durchwandert, dadurch dem Einflusse böser Dämonen entzogen sey. Spix und Martius Reise III. 1110.

*) Nachdem diese oft Monate lang in einem abgesonderten Theil der Hütte eingeschlossen gehalten worden, bis die geeignete Zeit gekommen, die zur Bereitung der Getränke nöthigen Wurzeln und Früchte gesammelt und genug der Affen erlegt und im Moquem für das Fest getrocknet worden.

Monotonie in der Aufzählung der einzelnen Horden zu unterbrechen wünschten. Eine genauere Einsicht in solche, das geistige Gebiet im indianischen Leben erhellende Verhältnisse gewährt das fleissige Werk Müllers *), zu dem wir hier nur mehrere Localzüge und sprachliche Erläuterungen geliefert haben.

I. Indianer aus dem Stromgebiete des Napo und des Iça.

Gleichwie das Wild über die Grenzen eines Reiches in das benachbarte wechselt, haben sich die Indianer nicht um die „Marcos" bekümmert, welche die europäische Diplomatie hier aufgerichtet. Eine höchst unklare Vorstellung von der Herrschaft und den Ländern diesseits und jenseits des Oceans lässt sie die verschiedenen Nationalitäten der Weissen, welche sie, merkwürdig genug wie sehr oft ihre Zauberer, mit dem Worte Caryba bezeichnen, kaum unter einem andern Bilde erblicken als dem von Feinden, Çobayana. Ein Europäer ist der Mann „aus Feindes Land", Caryba çobaygoara **). Nach der helleren Hautfarbe wird der Franzose oder Holländer von Cayenne und Surinam, Caryba tinga, dem Europäer von dunklerem Teint, Caryba juba, entgegengesetzt; aber zwischen dem Spanier und Portugiesen macht der Indianer nur da einen Unterschied, wo die Missionen beider Nationen gewetteifert haben, sich mit Neophyten zu bereichern, was nicht immer mit den friedlichsten Mitteln geschehen ist ***). Unter den Ansiedlern am Solimoês herrschte

*) Geschichte der amerikanischen Urreligionen, Basel 1855. 8°.

**) So unterscheidet der Indianer auch seinen Wein aus Mays oder süsser Mandioca caoi vom eingeführten Traubenwein caoi çobaygoara, und trägt die Bezeichnung des fetten Bratens vom Lamantin und dg., mixira, auf die portugiesische Wurst mixira çobaygoara über.

***) Man erinnert sich am obern Solimoês noch der verheerenden Eingriffe des Jesuiten João Bapt. Sana vom Jahr 1709, der die Missionen des deutschen Samuel Fritz überfiel und die Indianer in die spanischen Niederlassungen überführte.

die Sage vom grossen Goldreichthum des Napo, und da der spanischen Niederlassungen an dem grossen Flusse sehr wenige *), seine Ufer reich an Cacao und Salsaparilha sind, so wurden viele Unternehmungen dahin gerichtet, zugleich in der Absicht, Indianer einzufangen oder auf gütlichem Wege als Arbeiter zu gewinnen. So zahlreich waren diese Expeditionen, dass man, den Sclavenhandel in Africa nachahmend, eine besondere Anstalt, einen Zwischenposten, die sogenannte Hürde Cayçara (später Alvaraês genannt), am nördlichen Ufer des Solimoês, oberhalb Teffé, für die Indios de resgate errichtete. Zahllos sind die Namen, welche den am Rio Napo seesshaften oder von dort herabgekommenen Haufen oder Familien zugeschrieben werden. Zum Theil gehören sie der Tupi-Sprache an, und bezeugen die schon oft erwähnte Sitte, irgend ein Merkmal in der äusseren Erscheinung als Unterscheidung hervorzuheben. Nur als Beispiel führen wir die Aburúa (Aborua) und Uraerena (Urarina) an, was Männer mit einer Muschel, entweder als Tembetára für die Unterlippe oder als Ohrenschmuck zugeschnitten, bedeutet. Die Coca-Tapuüja haben ihren Namen entweder von dem Gebrauch der Coca, oder **) weil sie das Verneinungswort Coca in ihrer Sprache sehr häufig anwenden. Die Ajuruara oder Achouary (Achoari) oder Aixouary heissen entweder Papagay-Indianer oder Schwiegervater (von Ajurú oder Aixo), die Cauiári, Waldmänner. Sie gehören vielleicht zu den Omaguas. Ferner werden genannt: die Iquitos, deren Unterhorden Himuetacas und Huasimoas am Flusse Nanay i. J. 1727—1768 katechetisirt wurden (Velaseo), die Maina, Conibo (vom Ucayale herkommend), die Ambuas, Jucunas, Yaguas, Cachuaches und Massamaes (vom Rio Massa, einem östlichen Beiflusse des Napo). Endlich kommen hier

*) Die wichtigsten sind Capecuies und El Nombre de Jesus.

**) Nach Ign. Accioli de Cerqueira e Silva Corografia paraënse p. 303.

auch die Orelhudos oder Grossohren, Oregones der Spanier und die Zapara und Jeberos vor. Die beiden Letztgenannten werden von den Brasilianern ohne Unterschied Jeberos genannt. Vergl. das Glossar der Zapara nach Osculati in diesen Beiträgen II. 302. Es ist wahrscheinlich, dass unter diesen Namen nicht einzelne, stammverwandte Horden, sondern der Inbegriff mehrerer zu verstehn sey, welche sich in einem gemeinsamen Revier umherbewegen. Dafür spricht, dass man sie auch Indios Napeanos nennen hört, und dass sie zahlreiche kleinere Gesellschaften bilden, die verschiedene Idiome sprechen und Namen tragen, welche bald von ihnen selbst ausgehn, bald der Kechua- oder Tupi-Sprache angehören. So werden bei den Zapara, welche die Encabellados der Spanier sind, als Unterhorden oder Gesellschaften genannt: die Zamoras, Yasunies, Rotunos, Tupitimis, Curarayes und Schiripunas. Die beiden letzten Namen besagen im Tupi und Kechua: Pfeilgiftbereiter und Sohn der Wildniss. Eben so werden von den sehr weitverbreiteten Jeveros *) (Chivaros, Givaros, Jeberos, Xeberos) mehrere Gesellschaften, wie Copatasas und Jurituna d. i. Schwarzgesichter, genannt. Das Wort selbst ist aus der Tupi-Sprache abgeleitet, wo es gi-uára, die Männer die von Oben herkommen

*) Indianer mit diesem Namen werden zwischen den Flüssen Pastaza und Chinchipa und von da weit gen Westen angegeben, und als ziemlich bärtige, hellgefärbte, schlanke Leute, von feiner Gesichtsbildung mit Adlernase und lebhaften Augen geschildert (Villavicenzio 169. Osculati 36, bei Waitz III 543). Villavicenzio theilt sie in zehn Horden, darunter die Achuales, Tivilos, Apapicos, Iturus, Moronas. Velasco (Historia del Reino de Quito) bei Ternaux trennt sie in drei Horden, von denen die Tiputimis nach Villavicenzio zu den Zaparos gehören. Xebéros wurden uns auch auf den Fluren westlich vom Rio dos Enganos, gegen Caguan hin, angegeben, so weit entfernt von den ihnen weiter südlich angewiesenen Wohnorten, dass kaum an die Identität der Horden bei gleichem Namen zu denken ist. Dazu kommt, dass man überhaupt mit Xibaros Mischlinge von Cafuso und Negro bezeichnet.

oder anfallen (wie gi-boia, die Riesenschlange, die von Oben angreift) bedeutet. Mit den Jeveros werden auch Tumbiras und Gaes (Gez) in Verbindung gebracht, welche nach Samuel Fritz eine verwandte höchst rauhe Sprache sprechen sollen.

Vom Rio Içá wird berichtet, dass er seinen Namen mit einer Horde theile, welche gleich dem Affen Sagui de bocca preta, einen schwarzen Fleck im Gesicht haben, also Juru-pixuna seyen. Diese Iça-Indianer sind aber jetzt erloschen. Auch von den Caca-Tapuüja (verdorben Catupeia), welche Monteiro Menschenfresser nennt, durch einen tätowirten Strich quer von der Nase bis zu den Ohren ausgezeichnet, konnte ich schon zur Zeit meiner Reise nichts Genaueres erfahren *). Ausser diesen werden die Paviánas (Payanas, Payaba, d. i. die alten Herrn, die Herrn Väter) die Cauixanas (von welchen wir beim Yupurá handeln werden), Puruitu oder Purecetu an dem Içá, dem Rio Mauapiri, dem Tonantins und im Gebiet zwischen den Içá und Yupurá angegeben.

Spix sah an der Mündung des Içá Indianer, die sich Mariaté (Muriaté) nannten, und vielleicht zu den Uainumas gehörten. (Glossarios 268.) Die letzteren, die Passé, Jumána und Jurí wohnen auch am Yupurá selbst, wo wir sie im Folgenden schildern werden.

II. Indianer aus dem Stromgebiete des Yupurá.

Dieser mächtigen Wasserader des Solimôes wurde, seit man (gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts) Bekanntschaft mit seinen innern Geländen gemacht hatte, grosser Reichthum nicht blos an Handels-Producten, sondern, obgleich bösartige Fieber an ihm herrschen, auch an Menschen zugeschrieben, und mehr als 50 Horden-

*) Vielleicht stammt der Name als eine Vox hybrida theils aus der Kechua (Caca, Wald), theils aus der Tupi, und bedeutet nichts anderes als Indio del monte.

Namen erscheinen in den uns vorliegenden Berichten *). Es ist nicht zu zweifeln, dass die meisten dieser Namen sich nur auf kleine Gemeinschaften oder Familien beziehen, und wir führen als vorwiegend und bedeutsam nur die Horden der Coëruna, Coretú, Passé, Jurí, Cauixana, Jumana, Miranha und Umáua auf. Als charakteristisch für die Völker dieser Gegend wurde von den ersten Reisenden, welche sie besuchten, angegeben, dass sie alle einen schwarztätowirten Fleck (Malha, çoba oder toba kytam d. i. Gesichtswarze) im Gesichte trügen, und allerdings scheint diess Abzeichen in grosser Ausdehnung hier im Schwange wie ein Symbol der Vornehmheit betrachtet zu werden. (Der Häuptling der Miranhas, welchen ich kennen lernte, hatte diese Tätowirung ebenfalls,

*) Wir stellen sie hier alphabetisch mit dem Vorbehalte zusammen, dass viele nur untergeordnete Haufen oder Familien bezeichnen, manche bereits wieder verschollen seyn mögen: Abanás, Aethoniás (Adoniá) an den Quellen des Apapurís, Ambuá, Aniána, Araruà, Baré, Cajaruánas, zwischen Apapuris und Canarary, Cauiaris, Cauixána (Cajuvicena, Cujubicena), Chitas, Coëruna (Coeuruna), Coretú (Curetú), Corequajez im obersten Stromgebiete, Cravatana, Cumacuman, Curani, Huaques neben den Corequajez, Jupurá (Yupurá), Jaúna (im Westen vom obern Apapurís), Juina, Jumána (Chumana, Chimano, Xomána), Jupuá (Gepuá, Yupiuha, Hiupiuá), Jurí, Mabiú, Macú (zwischen den Flüssen Tiquié, Uaupés und Apapurís sesshaft, hie und da am Rio Negro eingesiedelt), Macuná, Mamengá, Mangerona?, Manhána (Maniána), Mariarana, Mauaiá, Mepurys (sie werden auch zwischen den Beiflüssen des Rio Negro Cunicuriaú und Mariá angegeben und wurden in Castanheiro und a. a. O. aldeirt), Miranhas (Miraya), Mururúá, Pacas, Panenuá, Parauána, Parenumá, Pariana nördlich vom Tonantins, Passé, Poiana (Pajána, Paxiána) Periaté, Perida, Queuanacá, Sevabohi, Tabóca, Tajassú - Tapuüja an den Quellen des Apapurís, Tamuiana (Tamuána), Taracua, Tariana zwischen dem Capury und Apapurís, Tumbira, Uanána, Uania, Uariquenas, gegen den Rio Uaupés hin, Umáua (Umeuá), Uainuma (Uainumbea), Xáma (Jama), Jeveros (Xebéros) nördlich von den Umauas, Uauána.

während sie seiner Horde fehlt.) Demgemäss wird auch angenommen, dass die Jurí, welche einen vorherrschenden Theil der hiesigen Bevölkerung ausmachen, ihren Namen nur als eine verkürzte Collectiv-Bezeichnung für Juruna oder Juru-pixuna d. i. Schwarzgesichter tragen. Die Yupurá oder Japurá, von welchen nach Monteiro (a. a. O. §. 114) der Strom (Caquetá der Spanier) seinen Namen erhalten hätte, sind gegenwärtig nicht mehr zu finden. Sie sollen aus einer gerotteten Frucht (von einer Inga?) eine übel riechende, schwarze, weiche Masse zur Speise bereitet haben, die denselben Namen trug *). Sonst ist über diese Yupurá nichts bekannt. Vergleichen wir aber die oben in der Note angeführten Horden-Namen, so tritt der sehr bezeichnende Umstand hervor, dass dieselben nur geringen Theils aus der Tupi-Sprache abgeleitet werden können **). Dagegen erinnern eine Menge Bezeichnungen an die gegen Nordost hin in den Guyanas häufigen Namen mit der Endung ana oder ena, welche dem ara, uara, aba in der Tupi gleichbedeutend ist. Im Widerspruch mit der bereits bei den Omaguas (S. 433) angeführten Ansicht glauben wir nicht, dass in den Yupurá von Nordwest her Omaguas oder ein anderer Zweig vom Tupi-Volke gekommen sey. Alles deutet vielmehr auf eine sehr tiefgrei-

*) Nach Andern käme der Name von grossen Muscheln (Japurú) her, die man an seinem Ufer gefunden, und aus deren porzellanartigen, weissen oder rosenfarbigen Schalen (Japuru-xita) die Bewohner viereckigte oder rhombische Stückchen schnitten, welche kunstreich geordnet und zu Schürzen (tanga) vernestelt wurden. Dieser Schmuck ist gegenwärtig sehr selten geworden.

**) Wie Mamengá von der Pflanze Cassia medica, Manhana, die Wache, die auf Posten Stehenden, Mururua die sich von Muscheln Nährenden, die Schneckenfresser, Tambira die Sandflöhe, Taracuá die Ameisen, Pacas die Wasserschweine (Coelogenys Paca), Cravatanas, die Blasrohr-, Tajassú-Tapuüja, die Eber-Indianer.

fende Vermischung mit den Horden am Rio Negro und seinen Confluenten einer-, und mit jenen, die auf den nordöstlichen Abhängen von Venezuela leben, anderseits. Besonders tritt uns hier der Umstand entgegen, den wir auch später bei Aufzählung der Uaupés-Indianer wiederfinden werden, dass innerhalb eines sehr entlegenen, und insbesondere dem europäischen Verkehr entzogenen Flussgebietes die grösste Spaltung in geringfügige, nicht lange Zeit bestehende Gemeinschaften, die stärkste Vermischung verschiedener Stamm-Elemente, zugleich aber mit einer babylonischen Sprachverwirrung (die übrigens das Leben in seinen materiellen Bezügen nicht beeinträchtigt) auch die lebhafteste Ausgleichung und Nivellirung in Sitten und Gebräuchen eintritt. Obgleich also nahe neben einander wohnende Familien und Horden in den Sprachen sehr von einander abweichen und sich gegenseitig nur nothdürftig verstehen, sind sie doch durch die Gewalt der Naturumgebung, die ihnen überall die gleichen Lebensbedingungen und die gleichen Mittel zu deren Befriedigung aufdringt, in Jagd und Fischerei, in Wohnung, Hausrath und Bekleidung einander gleich. Zwar halten die einzelnen Gemeinschaften aus tief eingewurzelten Vorstellungen und Traditionen an gewissen Abzeichen und abergläubischen Gewohnheiten fest, aber das Gesammtbild des indianischen Lebens bleibt sich innerhalb des Gesammtrevieres gleich, und die benachbarten Weissen begreifen wohl auch die ganze Flussbevölkerung, als zusammengehörig, unter einem gemeinschaftlichen Namen.

Als ich vom 12. Dezember 1819 bis Ende Februar 1820 den Yupurá bis zu dem Wasserfall von Arara-Coara (schon jenseits der politischen, jedoch nicht natürlichen Grenze, die eben durch jenen Wasserfall gebildet wird) bereiste, hatte ich Gelegenheit, den Indianer auf allen den Stufen zu beobachten, die er, sich selbst überlassen, einnimmt. In den zwei von den Portugiesen 1784 und 1808 gegründeten Dörfchen S. Antonio de Maripí und S. Joâo do Principe fand ich eine ausschliesslich indianische Bevölkerung. In Ma-

ripí stand das Kirchlein ohne Geistlichen, in S. João war ausser einem Mulatten von S. Paulo Niemand, der portugiesisch gesprochen hätte, indem der einzige Weisse, als Richter unter den Indianern angestellt, wegen Bedrückung dieser angeklagt, sich eben in Ega verantworten sollte. So fand ich denn an diesen Orten Indianer unter eigener Magistratur ihrer s. g. Principale im Zustande der Halbcultur, wie sie sie unter dem Einfluss europäischer Gesittung erreichen können, ohne vollständig unter den Europäern aufzugehn. Weiter aufwärts am Strome, in Uarivaú und Manacarú, traf ich ganz freie Jurís unter einem sehr autokratischen Häuptlinge, am See von Acunauy unter ähnlichen Verhältnissen, jedoch den Weissen noch weniger zugänglich, Indianer vom Stamme der Cauixanas; jenseits der Fälle von Cupatí, endlich, in einem Gebiete, auf welchem sich die Herrschaft des westlichen Culturstaates von Ecuador noch nicht geltend gemacht, kam ich zu den Miranhas, ganz unabhängigen Wilden, Menschenfressern, die auf die Jagd von Nachbarn ausgiengen, um die Gefangenen an die hinaufkommenden Portugiesen zu verhandeln. Ich habe hier eine abgestufte Schule zur Beobachtung indianischen Naturells und Gesittung durchlaufen.

1. Die Coërúna *) (Coëurúna)

machen gegenwärtig einen im Gebiete des Yupurá weitverbreiteten, jedoch nicht beträchtlichen Bruchtheil der Bevölkerung aus. Mehrere wohnen in den zwei genannten brasilianischen Ortschaften, haben aber, wie alle solche aldeirte Indianer, auch Hütten bei ihren durch die benachbarten Wälder zerstreuten Pflanzungen. Ihre stärksten Niederlassungen sollen nördlich von S. João do Principe und weiter westlich am Miriti-Paraná und dessen Nebenfluss Caritayá seyn. Die ich sah, waren kleine, untersetzte, starke, dunkelgefärbte Figuren ohne angenehmen Ausdruck in dem breiten Ge-

---

*) Martius Reise III. 1202 ffl. Glossaria 273 ffl.

sichte. Ehemals pflegten sie als Stamm-Abzeichen ein Loch in der Unterlippe mit einer runden Scheibe von Muschelschaale oder mit einem Cylinder von Copal zu zieren, aber die Anwesenden waren ohne diese Verunstaltung. Sie sprechen äusserst schnell, und ihre, an Nasentönen reiche, Sprache klang mir widrig. Die Betonung, verstärkt oder geschwächt, schien auch bei ihnen, wie bei vielen andern Stämmen, verschiedene Zeiten und Personen zu bezeichnen. Ihre Oheime und Vettern nennen sie, wie die ihnen in den Gesichtszügen ähnlichen und wie die viel schöner gebildeten Jupuá: Mae oder Mö. Sie haben grosse Kunstfertigkeiten in Herstellung von Federschmuck, und von Kästchen aus Leisten von Rohrstengeln der Maranta, worin sie diese, ihre grössten Kostbarkeiten, verwahren. Aus den Flügeldeckeln von Buprestis Gigas und Baumwollenfäden machen sie Gehänge um das Armgelenke, womit sie bei ihren Festtänzen klappern. Jener Kopfschmuck aus Federn scheint den Haarbeutel nachzuahmen, welchen sie bei Gliedern der Grenzberichtigungs-Commission sehen konnten *). Man findet bei ihnen zahlreich eine Raçe kleiner, spitzköpfiger, lang- und dunkelbehaarter Hunde, die bellen wie die Europa's, und eine reichliche Zucht unseres Haushuhns. Sie wissen auch die Hähne zu verschneiden. Woher ihnen diese Hausthiere gekommen sind, ist unbekannt. Der Trompetervogel in drei oder vier Arten **), einige Arten von Hocco ***) und das Cujubí (Penelope cumanensis) müssen in ihren Hühnerhöfen von Zeit zu Zeit aus dem wilden Zustande erneuert werden. Ueberhaupt scheinen sie und die neben ihnen lebenden Coretús vom Umgange mit den Weissen mancherlei Vorstellungen aufgenommen zu

---

*) Vergl. das Bild des Coëruna und Fig. 23, 43 auf der Tafel ind. Geräthschaften im Atlas zu Spix u. M. Reise.

**) Psophia crepitans L., ochroptera Natterer, leucoptera Spix, viridis Spix.

***) Besonders Crax globulosa und tuberosa Spix, Mutum de assobio und M. de vargem der Brasilianer.

haben. In ihren kosmogonischen Ideen stimmen sie mit den benachbarten Passé überein. Von Gott, dem Schöpfer aller Dinge haben sie eine Vorstellung, wogegen sie an die Unsterblichkeit nicht glauben und den Tod fürchten.

2. Die Coretús.

Neben und zwischen den Coërunas leben am obern Apapuris, zwischen diesem Flusse und dem Miriti-Paraná und am Pureos die Coretús, deren einzelne Familien ich in S. Joâo do Principe antraf. Sie sind ohne Zweifel eine sehr gemischte Horde, welcher wahrscheinlich versprengte Elemente vom Gêz-Stamme zu Grunde liegen. In der Körperbeschaffenheit näherten sich die, welche ich sah, mehr als die schlankeren Tecunas den Indianern vom Gêz-Stamme in Maranhâo. Sie waren von kleiner, aber kräftiger, gedrungener Gestalt, und giengen, mit Ausnahme ihres Anführers, nackt, blos mit einem aus Baumwollenfaden genestelten Suspensorium angethan. Aeussere Abzeichen trugen sie nicht an sich, und das lange Haar unbeschnitten. Ihre Sprache, sehr guttural und mit verschränkten Zähnen gesprochen, weisst noch eher Anklänge an die der Tecunas und der reineren Gês-Horden als an die der Coërunas auf. Es scheint demnach die Annahme gerechtfertigt, dass wir hier Menschen vor uns haben, die schon seit langer Zeit dem Schicksal verfallen sind, sich zwischen anderen, verfolgt und verfolgend, umherzutreiben und sich durch Anschluss an die Nachbarn zu sichern. So sind die in S. Joâo do Principe meistens mit Weibern vom Stamme der Uainumá verheirathet. Sie pflegen von ihnen gefangene Indianer anderer Horden an die Weissen zu verkaufen. Der Name Coretú kommt in den ältern Berichten nicht vor; aber Wallace *) hat am Rio Negro einige Indianer unter der Bezeichnung

*) Narrative of Travels on the Amazon and Rio Negro, Lond. 1853. 509. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass zwischen dem Yupurá-Strome und dem

Curetú kennen gelernt und ein Vocabular von ihnen erhalten, welches von dem unseren abweicht (vergl. Glossaria 164. 284.). Sie gaben als ihr Hauptrevier die Gegend am obern Apapuris und zwischen diesem und dem Miriti-Paraná an, wo sie in kegelförmigen Strohhütten mit einem gedeckten Loch zum Abzug des Rauches, ohne Pajés, in Monogamie, von Fischfang und kärglichem Landbau lebten. Ihre erklärten Todfeinde sind die Jucunas, ein Zweig der Jumanas, ihre Freunde die Coërunas und Yupuás. Die Vorstellung eines höchsten Wesens, der Gebrauch des Salzes und berauschender Getränke (?) wird ihnen abgesprochen. Der Name ist vielleicht ein unter den übrigen gebräuchlicher Schimpfname (curá curáo = schimpfen, beleidigen, in der Tupi).

Eine andere Horde, die am Thothä, einem Arme des Apapuris wohnt und mit den Coretús sich verschwägert hat, ist die der Jupuá (Yupuá, Jepuá, Jupiuhá). Ihr Idiom zeigt demnach auch den Einfluss dieser Nachbarn in mehreren Anklängen (vergl. Glossaria S. 275), aber die Körperbildung weisst eher Verwandtschaft mit den Passé nach. Sie und die Macunás, ihre befreundeten Nachbarn am Apapuris, schöne, grosse Leute von angenehmer Gesichtsbildung, mit stark entwickelter Nase (vergl. das Porträt im Atlas), sind nicht tätowirt, tragen aber Ohrengehänge und in der durchbohrten Unterlippe einen Holzcylinder. Nicht alle unterziehen sich dem Haarschnitte der Caraiben (welcher zwischen dem verkürzten Haupthaar nur vom Scheitel einen langen Haarschopf herabhängen lässt), weil er mühsam und schmerzhaft ist (Reise 1274). Erklärte Todfeinde auch dieser Horde sind die Jucuna, die westlich von den Quellen des Miriti-Paraná hausen.

Uaupés mehrere von einander verschiedene Horden mit diesem gemeinsamen Namen bezeichnet worden.

3. Cauixanas (Caujána, Cauxána, Caecena, Cujubicena, Cayubicena).

Die Mehrzahl dieser Horde, deren Name von dem Vogel Cujubi (Penelope cumanensis) abzuleiten ist, wohnte damals, etwa 600 Köpfe stark, westlich vom See Acunauy, wo ich sie gesehen habe, am Rio Mauapari', andere neben den sprachlich verwandten Pariánas in wenig zahlreichen Haufen, zerstreut zwischen dem untern Yupurá und Içá. Spix fand sie am Flusse Tonantins, wo Herndon nach dreissig Jahren ihre Zahl auf 150 neben eben so vielen Passé und noch später Bates *) auf 400 angiebt. Ein kräftiges Geschlecht, grösser als viele Andere, von demselben Typus, welcher bei den Amazonas-Völkern vorherrscht und sich besonders durch minder schräg liegende Augen und schärfer vorspringende Nase von dem der südlicheren Horden vom Crens- und Gêz-Stamme vortheilhaft unterscheidet, ohne nationale Abzeichen, mit lang herabhängenden Haaren, nackt bis auf den Schurz oder das Suspensorium, aber den kupferrothen Leib und besonders das Antlitz roth und schwarz bemalt, die Ohren unmässig erweitert, Arme und Knie mit Bastbinden und Federn geziert: so stellten sich diese „Crocodilfresser“ dar. Was mir bei ihnen besonders auffiel, waren die kegelförmigen Hütten von sechs Klafter Durchmesser und vier Klafter Höhe. Zwei gegenüberstehende viereckigte Thüren von vier Fuss Höhe und eine runde Oeffnung in der Kuppel, zum Eintritt des Lichtes und Abzug des Rauches, konnten von innen verschlossen werden. Das Zimmerwerk bestand aus schlanken, über Feuer gebogenen Stämmen des Mata-Matá-Baumes (Lecythis, Eschweilera coriacea) und aus gekreuzten Stützen, welche mit jenen ohne Beschläge oder Nägel, blos durch Bänder von Sipó (Schlingpflanzen) verbunden waren. Die Bedeckung von Palmblättern war so dicht, dass kein Tropfen Regen eindringen konnte. Es ist diess ganz dieselbe Bauart, welche man bei den Völkern in der englischen

*) Naturalist on the River Amazonas, I. edit. II. S. 375.

Guyana findet*). Sie herrscht bei manchen Stämmen am Yupurá, aber auch am Madeira und Tapajoz, während benachbarte, denen also dasselbe Material zu Gebote steht, viereckigte Hütten aus Flechtwerk mit Lehm beschlagen errichten. Die Cauixanas haben mit den Múras, den Marauás und Andern gemein, sich zu gewissen Zeiten zu geisseln und die Ertragung von Schlägen als Heroismus zu betrachten. Gleich vielen andern Stämmen pflegen sie zur Zeit der Niederkunft ihrer Weiber zu fasten. Ihre Todten werden in grossen irdenen Töpfen begraben. Nach einigen Berichten (Wallace 511) sollen sie, wie die Jumana, die Erstgeburt tödten. Wie alle Indianer im Yupurá-Gebiete, mit Ausnahme der Miranhas und Umáuas, sind sie jetzt von der Anthropophagie abgewendet. Sie führen vergiftete Pfeile und Wurfspiesse, die Spitzen der letzteren in dünnen Röhren verwahrt, deren mehrere in einem gemeinsamen Rohrfutterale stecken. Ueber ihre Abstammung und Verwandtschaft fehlen befriedigende Nachweise**), doch sprechen mehrere Thatsachen dafür, dass sie, verschieden von den vorerwähnten Coretús, nichts mit dem Stamme der Gês zu thun haben, sondern aus nördlichen Gegenden eingewandert, sich von ihren früheren Stammgenossen, den Jumanas getrennt und in unabhängiger Wildheit behauptet haben, während diese der europäischen Cultur zugänglicher und dienstbar geworden sind. Von den Múras, mit welchen sie Bates rücksichtlich ihrer rohen Sitten und Unbändigkeit vergleicht, unterscheiden sie sich sowohl durch ihre bessere Körperbildung, als durch feste Wohnsitze in den wohlgezimmerten Hütten. Keiner von ihnen, sagt Bates, hatte die rohen, plumpen Gesichtszüge, die gedrungene Gestalt, den breiten Rumpf, die dicken Arme und den starkvorragenden Bauch, dergleichen man bei den Múras bemerkt, und obgleich ihr Antlitz einen wilden, unstäten und argwöhnischen Ausdruck zeigte, so trug es doch oft das feine

*) S. „das Innere einer Wapisiana-Hütte" bei Rich. Schomburgk II. 41.

**) Vgl. Glossaria 257.

und edle Gepräge, wodurch sich die Passé und Jumana auszeichnen. Die Sprache der Cauixanas scheint nach phonetischen Anklängen und Zusammensetzung auf Verwandschaft mit der Aruac, der Maypure und andern Idiomen der inneren Guyana zusammenzuhängen *).

4. Die Jumanas (Chumanas, Xomanas, Chimanos, Shumanas, Ximana)

haben ihre nationale Selbstständigkeit nicht so kräftig zu bewahren verstanden, wie die Cauixanas und leben gegenwärtig nur in kleinen Gemeinschaften zerstreut auf einem ausgedehnten Gebiete zwischen dem Içá und Yupurá, besonders an des letztern südlichen Beiflüssen Joami und Pureos, von wo aus sie auf dem Tonantins an den Solimões herabgekommen sind, und sich wahrscheinlich auch weiter gegen Westen nach Maynas verbreitet haben. Die Spanier in dieser Provinz sollen sie, wie wir bereits oben S. 443 bemerkt haben, Tecuna nennen, und allerdings kommen beide Horden darin überein, dass sie mehr als viele andere sich in die Dienstbarkeit der Weissen begeben, und dadurch, wie durch zunehmende Vermischung mit den Nachbarn ihre nationale Eigenthümlichkeiten beeinträchtigt haben **).

Die Jumanas scheinen jedenfalls, nach ihrer Körperbildung zu schliessen, von minder gemischter Abkunft zu seyn, als die Tecunas, in welchen sich der Typus des Gêz-Stammes mit dem der

*) Wir führen als gleichlautend in der Sprache der Cauixana und Aruac an: Feuer: ickiö C., hikkihi oder ikehkia A. — Mond: ghezy C., katvi A. — Hand: gabi C., kabbu A. — Haus: bagnö C., bahii oder baache A.

**) Ich finde in einer mir eben jetzt erst zugänglich gewordenen Nachricht, dass der Name Tecuna von den eingewanderten portugiesischen Ansiedlern ohne Unterschied dienstbaren Indianern ertheilt worden sey und aus den Tupi-Worten: Tecó pituna, Tec-una = sizo ou obrigaçâo de preto, Naturell oder Verpflichtung des Negers, gebildet sey.

Guck verschmolzen zeigt. Sie sind von hellerer Farbe, und in der schlanken Gestalt und den wohlgebildeten Gesichtszügen kommen sie den Passé und den Jurí am nächsten, welchen die allgemeine Volksstimme unter den Brasilianern den Preis körperlicher Schönheit zuerkennt. Sie sind zwar minder fein gebaut, als diese, jedoch schlanker als die Mehrzahl der übrigen Stämme. Ihr Antlitz ist rund, das Kinn spitziger, die Nase feiner und höher als gewöhnlich, und der Gesammtausdruck sanft und gutmüthig. Die Weiber haben einen schönen Wuchs, und die Ansiedler von Rio Negro suchen sie wie die der Passés und der Marauás vom Jutahy als Dienerinnen zu erhalten. Auch durch offene und redliche Gemüthsart empfiehlt sich der Stamm der Jumanas. Das National-Abzeichen desselben ist ein tätowirtes langgezogenes Oval, welches den Mund umgiebt, oft auch die nicht sehr dicken Lippen bedeckt, und auf den Wangen in eine horizontale Linie gegen die Ohren hin ausläuft. Bei den Männern ist diese Verzierung breiter als bei den Weibern. Erstere pflegten sonst auch Nase und Ohrläppchen zu durchbohren. Es kommen aber diese Verzierungen mehr und mehr in Abnahme. Der Stamm zerfällt in mehrere Horden, als deren zahlreichste genannt wurden: die Caruaná (welche Guaraná bereiten?), Varauamá (welche Bänder oder Schnüre aus dem Baste der Malvaceen, Vuaráme machen?), Lamárama, Urizsámma, Jagúnamá (Uainuma?), Picúama, Jamolápa, Malinumá. Eine besonders zahlreiche Abtheilung sind die Jucúnas am Miriti-Paraná. Die Aniánas, welche sich im Jahr 1773 oberhalb Maripì am See Ayama niedergelassen hatten, sind verschollen. Der Sinn des Namens welchen sich der Stamm selbst beilegt, ist wahrscheinlich Mensch oder Mann; diese Bedeutung hat in den Idiomen der verwandten Cauixana und Passé das Wort zinani oder chimana *).

*) Nach einer andern minder wahrscheinlichen Erklärung würde der Stammname von dem Tupi-Worte umanâ, was als Adjectiv „der Träge, Langsame", als Adverbium „schon" bedeutet, abzuleiten seyn.

Aus den Nachrichten, welche Spix über die Jumanas in Cayçara einzuziehen Gelegenheit hatte, füge ich Folgendes bei: Sie nehmen ein gutes und ein böses Wesen an, die sie Uauüloa und Locozy nennen. Beide wohnen oberhalb der Erde, gegen die Sonne zu. Das Böse fürchten sie, vom Guten glauben sie, dass es nach dem Tode erscheine, um Früchte mit dem Verstorbenen zu essen, und seine Seele mit sich in seine Wohnung zu nehmen. Der Leichnam wird mit zusammengebogenen Extremitäten, das Antlitz gegen Sonnenaufgang, zugleich mit den zerbrochenen Waffen und einigen, in den Schooss gelegten Früchten, in einem grossen irdenen Topfe begraben. Auf das Grab legen sie, unter Heulen und Tanzen, Früchte und die Kleider (den Federschmuck) des Verstorbenen, welche nach einigen Tagen weggenommen und den Hinterlassenen übergeben oder verbrannt werden. Ein Trinkgelage schliesst die Ceremonie. Das Grab machen sie von aussen unkenntlich, damit es nicht von Feinden bestohlen werde. Die Ehefrau wird von den Aeltern durch Geschenke, besonders Nahrungsmittel, erworben. Der Häuptling hat Jus primae noctis. Die Heirath wird mit Tanz und Gesang gefeiert. Sobald das Kind zu sitzen vermag, wird es mit der Abkochung gewisser Blätter bespritzt, und erhält einen Namen nach den Voraltern. Diese Namen sind verschieden für beide Geschlechter *). Sie glauben an eine Art Metempsychose. Es wird nämlich berichtet **), dass sie, in der Annahme, die Seele wohne in den Knochen, die Gebeine der Verstorbenen verbrennen und die Asche bei Festen mit berauschenden Getränken zu sich nehmen, damit die Todten in ihnen wieder aufleben. Ihre Sprache ist der der Manao und Baré verwandt, und zeigt, wie diese, Anklänge an die Moxa, Maypure und Marauha, hat aber auch Einmischung und Verfärbung durch die Tupi und Kechua erfahren.

*) Spix u. Martius Reise III. S. 1182.

**) Monteiro, Roteiro etc. §. 122. Southey Hist. of Brazil III. 721. Accioli in Revista trimensal VI. (1844) 151.

Die Jumanas haben, ehe sie mit den eingewanderten Weissen in Berührung gekommen, ohne Zweifel längere Zeit in ihren früheren Wohnsitzen ruhig und ungestört dem einfachen Landbau obliegen können, welcher unter den halb civilisirten Horden in gleichförmiger Weise betrieben wird. Das Geschäft des Anbaues der Mandioccapflanze und der Mehlbereitung ist auch bei ihnen ausschliesslich Sache der Weiber; sie unterziehen sich demselben mit lobenswürdigem Eifer, und sind, wegen ihrer Geschicklichkeit in der Darstellung der verschiedenen Esswaaren aus der Mandiocca berühmt. Ich schalte daher hier das Wesentliche über diesen Zweig der indianischen Landwirthschaft ein.

Die Mehlindustrie

ist ohne Zweifel der bedeutsamste Zug in der Sittengeschichte der amerikanischen Urbevölkerung, welcher die Milchwirthschaft vollständig fremd ist. Sie ist allgemein verbreitet über das Tropen-Gebiet des neuen Continents und darüber hinaus, soweit überhaupt die Mandiocca-Pflanze (Jatropha Manihot L., Manihot utilissima Pohl) gedeiht, und sie wird von allen Indianern gleichmässig, nur mit geringen Abweichungen ausgeübt. Verglichen mit der Benützung und Cultur der mehlreichen Grasarten, welche in der alten Welt das Fundament bürgerlicher Existenz bilden, erscheint uns die Verwendung dieser Pflanze für die tägliche Nahrung als eine sehr zusammengesetzte Thätigkeit. Hier galt es nicht blos, eine von der Natur dargebotene, an sich unschädliche Nährfrucht durch geselligen Anbau zu vervielfältigen und für den Genuss zu Mehl und Brod zinsbar zu machen. Es musste vielmehr eines der giftigsten Gewächse seiner schädlichen Eigenschaften entkleidet, seine Nährbestandtheile mussten in denjenigen Zustand übergeführt werden, worin sie entweder dem Bedürfnisse des Momentes genügten oder eine längere Aufbewahrung gestatteten. In diesen beiden Beziehungen ist die Urbevölkerung der alten Welt vor der der

neuen in Vortheil gewesen, und wir dürfen wohl annehmen, dass diese Verhältnisse grossen Einfluss auf den beiderseitigen Culturgang gehabt haben. Die Körnerfrucht der alten Welt lässt sich, wenn vor Feuchtigkeit bewahrt, Jahre lang erhalten: Hitze und Kälte haben keinen schädlichen Einfluss auf sie. Dagegen verdirbt die Mandiocca-Wurzel, das Material des Nahrungsstoffes, ausser dem Boden bald und stirbt in ihm nach einigen Jahren ab. Das aus ihr bereitete Mehl aber ist in dem heissen und feuchten Klima, besonders unter den übrigen Lebensverhältnissen des Indianers, auch nur kurze Zeit haltbar. So wird er, selbst da, wo er sich feste Wohnsitze geschaffen hat, gezwungen, von der Hand in den Mund zu leben. Dieses Verhältniss lässt ihn abhängiger vom Moment erscheinen, als es der Körner-bauende Mensch der alten Welt ist, zugleich aber weisst die Verwendung dieser Giftpflanze innerhalb so weiter Grenzen bei allen, auch den verschiedenartigsten Indianern, auf eine lange Uebung, auf unvordenkliche Zeit zurück. Welche Erfahrungen waren nöthig, um ein Gewächs dem Menschen zinsbar zu machen, dessen Wurzel roh genossen, schon in verhältnissmässig geringer Menge den Tod bringt! Dem entsprechend ist auch die Urgeschichte der Mandioccapflanze und ihrer Verwendung in das Dunkel der Mythe gehüllt, und es scheint bedeutend, dass man diese nicht auf dem Festlande Amerika's, sondern auf den Antillen findet. Petrus Martyr berichtet *), dass ein Greis die Bewohner jener Inseln mit den Eigenschaften und der Benützung der wohlthätigen Pflanze bekannt gemacht habe. Meine Fragen nach ihrem Ursprung und Vaterland sind von den Indianern des Amazonenlandes stets unbeantwortet geblieben. Es ist hiebei zu erwähnen, dass der Anbau und Gebrauch des türkischen Korns oder Mais hier viel geringer ist, als in den südlicheren Gegenden des Continents und insbesonders als in Mexico und Nordamerika, wo dieses Gewächs in einem weitverbreiteten Mythenkreise gefeiert

*) Decad. Ocean. III. L. 9. edit. 1574. p. 303.

wird *). Wo und wie also die dermalige Indianerbevölkerung den Gebrauch der Mandioccapflanze empfangen und ausgebreitet habe, ist gänzlich unbekannt.

Gleich anderen Culturgewächsen hat es sich unter dem Einfluss verschiedener Pflege und Naturverhältnisse zu grosser Mannigfaltigkeit von Gestalten und Lebensdauer entwickelt. Grösse, Form, Consistenz und Dauer der Wurzel, welche ihrer Gestalt nach einem colossalen Erfurter Rettig verglichen werden kann, Dimensionen und Verästelungen des Aufwuchses, Farbe und Form der Blätter, Blüthen und Früchte zeigen eine ausserordentliche Verschiedenheit. Die Indianer fassen aber vorzugsweise die Eigenschaften der rübenartigen Wurzel, je nach Geschmack, Weichheit oder Dichte des Gefüges, Dicke und Farbe der Rinde, nach dem Grad der Trennbarkeit derselben vom Körper der Rübe, und nach der Zeit, welche sie zu ihrer Entwicklung bedarf oder im Boden ausdauert, ins Auge **).

Eine lang fortgesetzte Beschäftigung mit der Nutzpflanze muss es seyn, welche der Sprache des rohen Indianers zahlreiche Namen für ihre Abarten und Sorten einverleibt, und wir wollen daher diese Bezeichnungen aus der Sprache der Manáos hier nach Alex. Rodrig. Ferreira (Mello Moraes Corografia historica II. 326) beifügen. Es sind deren nicht weniger als 35: Acainy, Adauky, Aruky, Atarubaqui, Auatiy, Cacauabe, Cauaibe, Caricanahy, Dauary, Dauaqui, Iparibé, Liaboky, Macuby, Maianabé, Mamaruca, Mauacuy, Maquiacá,

*) S. Longfellow Hywatha. Im südlichen Brasilien pflegt man das Mandioccamehl unter dem Namen Farinha de páo von dem des Mais, Farinha de milho, zu unterscheiden.

**) In der Tupisprache kennt man u. A. folgende Sorten: Manib-ussú (Maniba assú) die grosse, Maniba tinga die weisse, M. çotinga die hohe, M. parati die weissstenglichte, M. saracura die braune, M. pixuna die schwarze, M. taguá die gelbe, M. oáne die langausdauernde, M. pungá, mit seitlich vorragenden Wülsten, M. kytam mit Warzen. Vergl. Marcgrav. 66. und Pohl Plant. bras. I. 34.

Mepade, Mepadey, Metak, Micabé, Pepuiriquiqui, Peuiriky, Portiraby, Ruiabuky, Suruky, Uaiki, Uassaby, Uiuaky, Uerechy, Unory, Urumahy, Ugucigy, Uyriky, Uparibé. Die Tupi-Worte uú, essen, ui, Mehl, meapé, Brod, abé (apé) eine essbare Frucht, Anona, scheinen auch hier in einige Composita eingegangen zu seyn. Cacauabe und Cauai deuten vielleicht auf den Cacao und auf die Palmenfrucht Caiaué, Elaeis melanococca, hin. Auch hier schrankenlose Vermischung der Idiome.

Wie schon bemerkt, ist die Cultur dieser merkwürdigen Pflanze (Maniba) ganz in den Händen der Weiber. Diese pflanzen, indem sie mit zwei bis drei Knoten versehene Stücke des Stengels wagerecht einlegen und mit Erde zudecken, oder längere schräg aufrecht zur Hälfte versenken. Der Grund, die Rossa, Caa-pyxaba, wird vorher mühselig mit einem zugespitzten Holze statt des Spatens (Imira-poa) von Unterholz und Unkraut gereinigt, und man wählt trocknere, nicht überschwemmte Orte, die sich durch Lockerheit des Bodens empfehlen. Auf die Eigenschaften des Standortes, welche dieser oder jener Sorte vorzugsweise zusagen, wird keine Rücksicht genommen, und so findet sich denn in einer und derselben Pflanzung die grösste Mannigfaltigkeit von Abarten neben einander. (Die oben erwähnten Varietäten sollen, so wird berichtet, alle in einem Felde vorkommen.) Es entspricht diess auch dem Bedürfniss des Haushaltes, denn nicht viele Wurzeln sollen auf einmal eingeheimst werden. Da fast täglich der Acker besucht wird, um den nöthigen Vorrath zu holen, so sorgen die Indianerinnen mit ihren Kindern bei dieser Gelegenheit dafür, dass er auch vom Unkraut gereinigt werde.

Schon am Morgen kehren die Weiber mit den Wurzeln in einem Korbe oder Netze (Aturá, Matiri) von der Pflanzung zur Hütte zurück, und hier beginnt nun das Geschäft der Mehlbereitung, in welches sich alle weiblichen Glieder der Familie sogleich theilen, weil das Material schnell verdirbt und übelriechend wird. Das Wesentlichste ist,

die Wurzel zu reiben und die so verkleinerte Masse (Uí moyipaba), welche wie grobes feuchtes Sägemehl aussieht, von dem Safte (Man-ipueira) zu befreien, der Blausäure enthält und für Menschen und Thiere ein tödtliches Gift ist. Die Verkleinerung der Wurzel, welche von den Weissen durch ein grosses, mit Zähnen versehenes, mittelst der Hand oder durch Wasserkraft umgedrehtes Rad bewirkt wird, geschieht hier viel mühsamer, besonders durch die älteren Weiber, indem sie die gewaschene Wurzel auf dem Ipycei (Typicui, cui = zerrieben), einer Holzfläche, in welcher spitze Krystallsplitter, Steinchen oder Zähne, zumal vom Coati, befestigt sind, hin- und herbewegen. Diess Instrument kommt in verschiedener Gestalt und Grösse vor, und ist oft so unvollkommen, dass es den angestrengtesten Fleiss erfordert, um die Tag für Tag nöthige Menge Moyipaba zu beschaffen. Um den giftigen Saft auszupressen, wird jene Masse in einen cylindrischen Schlauch aus Flechtwerk gefüllt und durch ein angehängtes Gewicht, einen Stein, Holzblock, oder eine Person, die sich auf das unbeschwerte Ende der Pressstange setzt, so in die Länge gezogen, dass die Feuchtigkeit aus ihm in ein untergestelltes Gefäss fliesst. Diess Instrument (Typyti, Meapeama) ist vier bis fünf Fuss lang, vier bis sechs Zoll dick und aus elastischen Leisten der Uarumá- (Maranta) Stengel oder der schlingenden Rohrpalme Jassitara (Desmoncus) geflochten. Die letzteren haben wegen grösserer Zähigkeit und Dauerhaftigkeit den Vorzug. Selbst wenn die Moyipaba keinen Saft mehr entlässt, wäre sie noch nicht ohne schädliche Wirkung geniessbar; sie muss vielmehr erst, nachdem grössere Brocken (Pecengoera) und Rindentheile entfernt worden, noch einer beträchtlichen Hitze auf der Platte des Ofens (Japúna) ausgesetzt werden. Dieser Ofen ist von der einfachsten Construction. Ein Gemenge feinen Thones und der Asche mehrerer Bäume (Tanibúca oder Gurupé, von der Gattung Licania) wird zu einer kreisrunden Thonplatte von drei bis sechs Fuss Durchmesser ausgeglättet und liegt, am Rande leicht erhöht, auf einem gleich-

grossen Wall aus Lehm oder aus Lehm und Steinen, der mit einem oder zwei Schürlöchern versehen ist. Der Ofen steht entweder in der Wohnhüttte oder es ist für ihn ein besonderer Schuppen (Japúna-oca), der gewöhnliche Aufenthalt der arbeitenden Weiber, errichtet. Hier, in der gemeinsamen Küche werden nun alle verschiedenen Manipulationen vorgenommen, durch welche selbst die rohe Indianerin eine nicht unbeträchtliche Menge von Speisen zu bereiten versteht.

Das Mehl, welches in der eben beschriebenen einfachsten Weise hergestellt wird, heisst leicht getrocknet und weiss Uî tinga, schärfer gedörrt und etwas verfärbt Uî eça coatinga. Jenes geht schon nach kurzer Zeit in saure Gährung über, und wird daher von einem Tag zum andern aufgezehrt. Es ist von einem milden Geschmack, der dem von gemahlenen Mandelkernen verglichen wird. Dieses, von den Portugiesen Farinha secca genannt, ist etwas dauerhafter.

Der Indianer weiss aber durch eine sehr einfache Behandlung dem Mehle eine noch grössere Dauerhaftigkeit zu verleihen, und dann wird es das s. g. Uî-catú oder atá (antam), gutes, hartes Mehl, von den Portugiesen Farinha d'agoa, oder de guerra, Wassermehl, Kriegsmehl genannt. Die Wurzel wird in Wasser eingeweicht, bis sie beginnt, in eine leichte Gährung überzugehen (Mandiopuba). Sie braucht dazu, wenn das Wasser über ihr steht, drei, wenn sie in fliessendem Wasser liegt, vier Tage. Die, von einer schwarzen Oberhaut bedeckte Rinde löst sich dann leicht vom erweichten weissen Körper der Rübe, und wird mit den Fingern abgezogen. Es tritt nun die bereits geschilderte Verkleinerung und die Befreiung der zerriebenen Masse vom giftigen Safte durch Pressung im Typyti ein. Bevor aber die ausgepresste Masse auf den stark erwärmten Planheerd gebracht, mit den Händen flach ausgebreitet und mit einem Holzspatel (Uî pococaba) umgerührt wird, lässt man sie noch sorgfältig durch ein Sieb (Urupema) laufen, um die nicht zerriebenen Wurzelstücke und groben Fasern abzusondern und die übrige, aus Amylum, Schleim und Faserstoff bestehende Masse

gleichmässiger zu vertheilen. Je feiner gesiebt und je gleichförmiger gedörrt das Mehl, um so reicher ist es an Stärkmehl und um so weniger hat es einen schwach säuerlichen Beigeschmack, was als ein Vorzug betrachtet wird. Es lässt sich in Körben, die mit breiten Palmenblättchen (zumal der Gattungen Geonoma, Hyospathe und Chamaedorea) gefüttert und bedeckt sind, Monate lang aufbewahren, wenn es nicht warm eingefüllt und an einem trocknen Orte aufgehoben wird. In dieser Verpackung zu 50 bis 60 Pfunden, ist es neben der Salsaparilha der wichtigste Handelsartikel dieser Indianer. In feuchter Luft aber geht es leicht in eine dumpfe Gährung über, verliert seinen Wohlgeschmack und kann bei längerem Genuss bösartige Krankheiten, Diarrhöe, Ruhr, Fieber hervorbringen. Bei Wanderungen und Kriegszügen ist das Wassermehl der wichtigste Proviant.

Der Indianer verwendet zur täglichen Nahrung im Hausbedarf die aus den (frischen oder eingeweichten) Wurzeln gewonnene Masse (Moyipaba) am liebsten für seine Brödchen (Beijú). Das trockne Mehl geniesst er am liebsten mit verschiedenen Flüssigkeiten durchtränkt (Mindypyron) oder angerührt (Mingau); trocken verpeist er es nur, wenn er nichts anderes zur Hand hat, während der Brasilianer, besonders in den südlicheren Provinzen des Reiches, es im trocknen Zustand als Ersatz des Brodes auf die Tafel setzt. Mit Geschick versteht er diess Mehl in den Mund zu werfen. Die Beijús sind Zwieback ähnliche, flache, runde Scheiben, aus der Moyipaba auf der Ofenplatte getrocknet oder gebacken, und in ihrer mannigfaltigen und schmackhaften Bereitung erprobt sich die Geschicklichkeit der indianischen Hausfrau. Man unterscheidet fünferlei Arten von Beijú. 1) Die grossen, Beijú-guaçú, werden aus der geriebenen und ausgepressten Rübenmasse als Scheiben von acht bis zwölf Zoll Durchmesser und fast einen Zoll Dicke hergestellt. Der Ofen muss stark geheizt seyn und der Kuchen wird öfter von einer Seite zur andern gewendet, um die Oberfläche körnig zusammenzusintern.

Diese Fladen sind, besonders warm vom Ofen weg genossen, sehr schmackhaft, aber schwerer verdaulich. Die erfahrne indianische Bäckerin versteht diesem Gebäcke verschiedene Färbung und Härte zu ertheilen. Mit Wasser übergossen, gehen sie in weinige Gährung über und liefern das bei Festgelagen in unglaublichen Mengen genossene, berauschende Getränke Pajauarú. — 2) Kleinere Scheiben der Moyipaba, welche man nicht lange auf der heissen Ofenfläche lässt, oder nur mässig erwärmt, so dass sich die Masse nur leicht bindet, heissen Beijú membeca, weiches Brod. — 3) Wird nur trockenes, aus der nicht eingeweichten Wurzel bereitetes Mehl genommen, durch Stossen in einem hölzernen Mörser (Indoa) und mehrmaliges Sieben verkleinert und bäckt man es nur leicht zusammen, so erhält man die Beijú-sica, sehr weisse, lockere, an Stärkmehl reiche Brödchen, die, als besonders leicht verdaulich, sich auch dem Europäer zum Kaffee empfehlen und mit Butter genossen werden. 4) Vor dem Backen gesalzen, liefert die Moyipaba die s. g. Beijú poquequá, welcher man gemeiniglich durch ein Stück vom Bananenblatte, worin man den Taig ausbreitet, die Form giebt. Die anderen kleinen Arten aber werden durch einen Ring von elastischen Bastfasern oder aus einer Palmenscheide in eine kreisrunde oder elliptische Form gemodelt. — 5) Von unregelmässiger, den Macaronen ähnlicher Gestalt ist die Beijú-curuba, wo der Mandiocca-Stärke auch zerstossene Maranhão-Castanien (Bertholletia excelsa) beigemengt werden. In der Bereitung dieser verschiedenen Backwerke eifert die Indianerin an Gewandtheit und Schnelligkeit mit einem europäischen Koch. Mit naiver Grazie beeilt sie sich, die fertigen Brödchen in eine Cuia oder auf ein Stück von einem Bananenblatte zu legen, um sie ihren Gästen zuzuschicken.

Es sind aber die erwähnten Artikel nicht die einzigen Producte ihrer Küchen-Industrie. Besonders wichtig, und auch bereits Gegenstand des Handels, ist das Amylon der Mandiocca, sehr bezeichnend Tapiocca (Typyocca) d. i. buchstäblich Satzmehl, Fuss oder

Grund der Yucca (ty Saft, py Fuss) genannt. Wenn man die Manipueira, den gelblichten, giftigen Saft, der aus der zerriebenen Wurzel ausgepresst worden, ruhig stehen lässt, so fällt aus ihm etwas Satzmehl nieder, welches eine sorgfältige indianische Hausfrau nicht gering achtet, sondern mit kaltem Wasser ausgewaschen, getrocknet als Pulver (Typyo cui) in einem irdenen Gefässe aufbewahrt, um daraus das Tacacá zu bereiten. Das feine Satzmehl wird nämlich mit kaltem Wasser angerührt in eine Pfanne mit kochendem Wasser geschüttet, und die dadurch gebildete gelatinöse Brühe wird mit dem Tucupy, Beisbeeren, und vielleicht auch mit Salz gewürzt. So dient sie warm zum Frühstück, und wohl auch beim Mittag- und Abendmahle, mit Mehl oder Fleischspeisen genossen.

Um das Satzmehl in grösserer Menge herzustellen, wird die Moyipaba gestossen, gesiebt und öfter ausgewaschen, wobei sich das meiste Amylon niederschlägt und eine an Holzfaser reiche, an Nährstoffen ärmere Qualität des Trocken-Mehles (Farinha secca) gewonnen wird, die der Indianer seinen Gefangenen eher überlässt, als die gut nährende Sorte des Uî-catû, und die auch in den grossen Landwirthschaften der Ansiedler zur Kost der Sclaven verwendet wird. Dieser Tapiocca kann durch öfteres Auswaschen beliebige Feinheit und grössere Weisse gegeben werden, und auf dem Darrofen einer mässigen Hitze unterworfen, granulirt sie zu derjenigen Form, welche der Handel als amerikanisches Sago-Mehl (Farinha de Tapiocca) in zunehmende Verwendung gebracht hat. Unter den Mauhés und den Indianern am Yupurá, am Uaupês, Rio Negro u. s. w. ist diese Bereitung des einfachen gekörnten Stärkmehls so bekannt, dass es manchmal von den sie besuchenden Handelsleuten bestellt wird. Gestattet man dem Satzmehl nicht, sich auf dem stark erhitzten Ofen zu unregelmässigen Körnern oder Klumpen zusammenzuballen, sondern streicht man die auf der wenig erwärmten Platte ausgebreitete dünne Schichte mit der Hand oder einer Trinkschaale (Cuia) sorgfältig auseinander

oder trocknet man sie an der Sonne, so wird ein leichteres Pulver erhalten, das, wiewohl selten, für den Handel nach der Küste bereitet wird: (die goma der Portugiesen.)

Eben so wie aus der frischen Wurzel die Tapiocca, wird aus der in Wasser eingeweichten die sogenannte Carima (Caa-rima) bereitet. Je stärker man die ausgepresste Masse stösst, je öfter man sie auslaugt, siebt, und je sorgfältiger man sie bei gelinder Wärme dörrt, um so weisser und feiner wird dieses Stärkmehl, das von einer raffinirten Köchin zu allerlei Brühen, Suppen und Taigarten verwendet wird. Manchmal bereiten sie ihre Beijús aus einem Gemenge von Tapiocca und gewöhnlichem Trocken-Mehle (Beijú teyca), nnd wieder eine andere Sorte aus der Carimá (Caa-rima-beijú).

Ist der Indianer auf eine kürzere Bereitungsart angewiesen, so wird die eingeweichte Wurzel (Mandiopuba) in Scheiben oder länglichte Stücke zerschnitten und in der Asche oder in einer Grube des Bodens, über welcher man Feuer macht, gebraten. Durch Auslaugen und Erhitzung hat sie ihre giftige Eigenschaft verloren, und ist auf längeren Wanderungen oder Jagden eine erwünschte Speise. Werden aber diese Stücke der Mandiopuba an der Sonne oder am Feuer stark ausgedörrt und im Mörser gepulvert, so erhält man das Typyrati, ein Mehl, das sich, mit geeignetem Gährungsmittel versetzt, zu einem schmackhaften Brode (Meapé, Miapé) verbacken lässt. Durch nochmaliges Rösten wird aus ihm eine Art Zwieback (Meapé atá, oder antam, d. i. hartes Brod). — Eben so wie die frische Wurzel wird auch die aus ihr hergestellte geriebene Masse durch Auslaugen zum Genusse vorbereitet. So entsteht die Uî puba (Uî-pu, portugiesisch Farinha fresca), welche, weil sie schnell sauer wird, täglich frisch verbraucht, zur Aufbewahrung aber in Kugeln geformt (Uî apuam), an der Sonne getrocknet oder scharf geröstet (Meapé-teca) wird.

Die einfachste Form, in der der Indianer das Mehl zu genies-

sen pflegt ist, dass er es mit Wasser zu einem Brei (Tycuára) anrührt. Er hat aber das Bedürfniss, diese gleichförmigen und insipiden Mehlspeisen zu würzen, und hiebei spielt der über Feuer seiner giftigen Eigenschaften beraubte Mandiocca-Saft die erste Rolle. Lässt man diese Manipuera einen Tag stehen, wobei sie in saure Gährung untergeht, und kocht sie unter dem Beisatze von spanischem Pfeffer und Salz, so entsteht das s. g. Tucupy, eine Brühe, in welche er als seine Lieblingsspeise die grossen Mandioccafladen eintaucht. Wird der Saft aufgekocht und über dem Feuer eingedickt, wobei ausser dem erwähnten Gewürze auch der Saft der sauern kleinen Limonie (Rimâo), die Rinde des Nelkenzimmtbaumes (Dicypellium caryophyllatum) und manchmal sogar einige grosse schwarze Ameisen (Tocanteira, Atta cephalotes) beigesetzt werden, so erhält man ein schwärzliches Extract, das s. g. Tucupy-pixuna, welches in kleinen Töpfen lange Zeit aufbewahrt werden kann, und vor dem Genusse wieder in Wasser, Fisch- oder Fleischbrühe aufgelöst wird. Je nachdem die Manipuera aus der Masse des Trocken- oder des Wasser-Mehles gepresst worden, längere oder kürzere Zeit gegohren hat und verschiedenartig gewürzt worden, nimmt sie verschiedene Eigenschaften an, die der Gaumen des Indianers wohl unterscheidet. Tränkt er das Mehl mit dieser Brühe, so entsteht das Uarubé (Arubé), mischt er mit ihr in Wasser aufgekochte Tapiocca (Tacaca), so wird ein gallertartiges Gericht erhalten, das als Krankenkost empfohlen wird. Durch den starken Beisatz von spanischem Pfeffer wird das Tucupy ein Conservirungsmittel für Fisch und Fleisch, und die solchergestalt zubereiteten Vorräthe (Tucupy-quiynha-pirá) werden, zwischen Palmen-Blattscheiden dicht zusammengepresst, aufbewahrt. Unglaublich gross sind die Dosen dieses hitzigen Gewürzes, die der Indianer zu sich nimmt; und ohne Zweifel bringt es manche jener Unterleibsleiden hervor, denen er oft vor Erreichung höheren Alters zum Opfer fällt. Er vermengt das Pulver der getrockneten Früchte, besonders der

kleinsten Art, welche in Brasilien Malaquetta heisst (Quiya-aqui oder Comari, Capsicum frutescens), und der Pimenta de cheiro (Amurupý, Capsicum ovatum) mit Salz und führt dies Präparat (die Giquitaia *) in den zusammengefalteten Blattscheiden von Palmen, die ihm statt der Schachteln dienen, mit sich.

Salz ist für diesen Naturmenschen das beliebteste Gewürz, und da er es von seines Gleichen nur höchst selten (aus Maynas) eintauschen kann, so ist er bezüglich dieses geschätzten Artikels von der Zufuhr durch die Weissen abhängig. Er ersetzt es daher durch ein unreines salziges Pulver aus der Holzasche mehrerer Bäume, Inkyra-ïva (Couratari und anderer Lecythis-Arten), der unentwickelten Blüthenkolben der Palmen Baxiuba (Iriartea) und Bataná (Oenocarpus) und des Carurú (Caá-rerú, d. i. Kraut für den Topf) einiger Podostemaceen **), welche die Felsen der Flüsse in dichten Rasen überziehen, und bei niedrigem Wasserstande entblösst, auch von Zugvögeln begierig aufgesucht werden ***).

Sehr bezeichnend für den Bildungsgrad dieser Naturmenschen ist, dass ihnen die Gemüse fast unbekannt sind. Sie haben von den unzähligen Kräutern ihres Urwaldes, unter denen sich ohne Zweifel mehrere geniessbare auffinden liessen, nur die Blätter derselben Mandiocca-Pflanze zu einer Zuspeise verwenden gelernt, welche zerquetscht, gekocht, mit Salz und Pfeffer gewürzt, neben Fischen, Schildkröten oder Wildbret verspeisst wird. Diess Gericht,

---

*) Eigentlich cigie-taia, „was in den Gedärmen brennt."

**) Diess schwärzliche Pulver enthält gegen 70 Procent salinischer, in Wasser löslicher Bestandtheile, salz- und schwefelsaure Verbindungen mit Kali und Natron. S. Mart. Flora Brasil. Podostemaceae (XIII) p. 274.

***) Der Indianer hat am Genuss des Salzes dieselbe Freude, wie unsere Kinder am Zucker. In Besitz davon gekommen, nascht er, und giebt sein Wohlgefallen durch Schnalzen mit der Zunge, zu erkennen. Steinsalz von Pilluana und Callana-yacu in Maynas oder das von den Brasilianern eingehandelte Seesalz,

die Manissoba, wird in den dem Meere näheren Gegenden von der Portulak (in Ostbrasilien von Euxolus caudatus u. A., beide ebenfalls Carurú genannt) ersetzt, deren Gebrauch ihnen vielleicht erst durch die Europäer bekannt geworden ist. Von Vegetabilien, welche über dem Feuer zubereitet werden, sind es daher zunächst nur die Aypim oder süsse Mandiocca (Manihot Aypim Pohl.), verschiedene Arten von Taiá (Caladium), von Yams, Cará, (Dioscorea L.) und die süsse Batate (Batatas edulis DC.), lauter Knollenwurzeln, reich an Stärkmehl, die in Wasser gekocht oder in der Asche gebraten werden. Von der Aypim, deren Stengel sich von jenen der giftigen Mandiocca besonders durch die braune Farbe unterscheiden, sind namentlich die Sorten der Macacheira und Mandioccava, durch einen milden, der feinsten Möhre ähnlichen Geschmack ausgezeichnet, in starker Anwendung. Der Indianer kocht sie manchmal mit türkischem Korn oder mit Reis, dessen Anbau jedoch im Amazonengebiete von ihm nicht geübt wird, und der ihm wohl erst durch die Portugiesen bekannt geworden ist. Eine wohlschmeckende und gesunde Speise ist ein Brei aus Fleischbrühe mit Mandioccamehl (Mindiypiron çoo), aus Mehl und gekochten Bananen, oder von diesen allein mit etwas Pulver von Nelkenzimmt versetzt.

Diese vegetabilische Nahrung ist dem Jndianer durch lange Angewöhnung am meisten befreundet. Ein leibliches Bedürfniss treibt ihn an, den Magen mit voluminöser Speise zu füllen und deren Verdauung durch masslosen Genuss von scharfem Gewürz zu befördern. Demnach wollen die Ansiedler beobachtet haben, dass jene Indianer, welche aus dem Stande der rohesten Freiheit in die Niederlassung herabkommen, der Pflanzenkost vorzugsweise zugeneigt sind, und bei häufigem Genusse von getrocknetem Fleisch und

bewahrt er zwischen Scheiden von Palmblättern oder in Bambusrohr-Stücken, die er mit Baumbast oder einem Deckel aus der Haut des Lamantins verschliesst, im Rauch der Hütte vor Feuchtigkeit.

Fisch von mancherlei Krankheiten, zumal Dysenterie, befallen werden, die nicht selten schlimmen Ausgang nehmen.

Allerdings ist er oft durch ergiebigen Fischfang oder glückliche Jagd in der Lage, animalische Kost zu sich zu nehmen. Während er aber in dieser Zeit seiner angeerbten Gefrässigkeit fröhnen kann, wird er in einer minder günstigen Jahreszeit gezwungen, animalische Vorräthe zu verzehren, die schlecht oder gar nicht gesalzen, dagegen von dem Rauche des Moquem (Bukanier-Rostes) durchdrungen, manchmal bereits in Zersetzung begriffen, und desshalb ungesund sind. Diese Verhältnisse, wogegen die weissen Nachbarn auch mit dem besten Willen nicht zu wirken vermögen, sind von grösstem Einflusse auf den Gesundheitszustand und die Sterblichkeit dieser Indianer im Amazonaslande. Es stellt sich auch hier ein Unterschied zwischen dieser Bevölkerung und der roheren im südöstlichen Brasilien heraus. Letztere lebt mehr von der Jagd und Fischerei, als von Feldwirthschaft und animalische Kost ist ihr mehr befreundet.

Als eine besonders nahrhafte und gesunde Speise schätzt er die verschiedenen Arten von Schildkröten, welche ihm die Gewässer während mehrerer Monate im Ueberfluss darbieten *), und deren Eier. Um die letzteren einzusammeln, findet er sich auch auf den Sandinseln an den Flüssen ein, und mit dem Scharfsinn eines Spürhundes entdeckt er sie. Auch andere Amphibien, Schlangen, Eidechsen (darunter namentlich den Jguan, Jguana sapidissima, und die Teiu, Teius Monitor und Ameiva), Frösche, ja sogar manche Kröten verspeist er; die zahlreichen Fisch- und Vögelgattungen geniesst er mit wenigen Ausnahmen **). Von Säugethieren sind namentlich

*) Yurara-eté, die grosse Flusschildkröte, Emys amazonica Spix; Taracajá, Em. Tracaja Spix, Acangauaçú, Em. macrocephala Spix, Yurara-campeva, Em. erythrocephala Sp., Matamatá, Chelys fimbriata Spix, und die noch zu bestimmenden Arten: Arauâna, Uirapiqui, Vitiu. Die Landschildkröten Jaboti kommen minder häufig vor.

**) So z. B. manche kleine Arten von Cetopsis, und auch der Zitteraal wird

die zahlreichen Affenarten, die, er abgesengt und ausgeweidet, im Rauch trocknet und in Körben aufbewahrt, eine beliebte Speise, ferner die Gürtelthiere, Coati, Rehe, Wildschweine, die Capivara, Paca, und als ein besonderes Jagdglück der Lamantin. Gegen das Fleisch des Tapirs, das den Augen schädlich seyn soll, und das grössere Bisamschwein, haben manche Horden eine Abneigung. Alles Wildpret wird am Spiess oder in einer Grube gebraten oder, auch verschiedene Thiere miteinander zerstückt, in einem Topf (Nhaem) gekocht. Während die Speisen auf dem Heerde sieden, der nur aus einigen Steinen oder Thoncylindern zur Aufnahme der Kochgeschirre besteht, sieht man nicht selten den Hausherrn herbeikommen, mit dem Finger zu prüfen, ob sie gar geworden. Eine bestimmte Zeit wird für das Mahl nicht eingehalten; am häufigsten fällt es zwischen zehn und eilf Uhr. Der Indianer nimmt es entweder in der Hangmatte liegend, oder um das Feuer hockend (de cocora) ein, schweigend und gravitätisch sich Stück für Stück aus dem Topfe hohlend, bis er gesättigt ist. Behäbig zupft er die Fasern der Fleischspeise auseinander, um sie sich in den geöffneten Mund fallen zu lassen, und theilt auch dem Haushunde Etwas zu. Während des Mahles trinkt er nicht, nachher aber bringen die Weiber und Kinder Wasser von der Quelle oder vom Flusse herauf, den er nun auch nicht selten aufsucht, sich mit gebogenen Knieen hineinzusetzen, und die Hände abzuspülen. Rohere Gesellen reinigen sich diese in ihren Haaren. Wer immer während des Mahles in die Hütte tritt, ist stillschweigend eingeladen, daran Theil zu nehmen; ist es jedoch ein Fremder, so nimmt der Hausherr, nachdem er vielleicht gesagt: „Du bist gekommen“, in seiner Hangmatte Platz, gleichsam symbolisch sein Hausrecht anzudeuten.

---

gemieden. Von Vögeln bemerkt Wallace (a. a. O. 485), dass der weissbauchige Mutum, Crax globicera, von den Indianern am Uaupês nicht genossen werde

5. Die Uainumás,

auch Uaynumí, Uayupi, Uaima, Uaiuána, Ajuáno, sind, wie die bereits geschilderten Jumánas ein im Uebergang aus der Halbcultur in die Dienstbarkeit sich allmälig auflösender Stamm. Eine grosse Anzahl ist nach und nach in die Ortschaften der weissen Ansiedler am Rio Negro und am Solimôes übersiedelt worden. Schon Acuña hat sie (p. 110) unter dem Namen Guanamas aufgeführt. Auch Ianumas und Uaiumá werden sie von portugiesischen Schriftstellern genannt, und Wallace (p. 510), welcher viele Hordenbezeichnungen auf Thiernamen zurückzuführen sucht, nennt sie Uaenambeus oder Colibri-Indianer. Sie selbst nennen sich Inabishana. Ob dieser Name mit den Wapissiana der britischen Guyana in Beziehung zu setzen sey, bleibt in Frage.

Als ich vor vierzig Jahren sie am Yupurá kennen lernte, sollten etwa noch sechshundert frei in den Wäldern zwischen dem Upí, einem Confluenten des Iça und dem Cauinarí, der oberhalb der Kataraktein in den Yupurá fällt, hausen. Eine Familie, die zu ihnen gehörte und in Coari aldeirt worden war, die Amanys oder Uamary, ist verschollen. Sie kommen in ihren Sitten besonders mit den Jumañas und den Passés überein und gehören auch, vermöge der Tätowirung des Antlitzes, zu den sog. Juru-pixunas oder Schwarzgesichtern. Jhre einzelnen Familien oder Unterhorden unterscheiden sich durch Gegenwart und Ausdehnung dieser organisch gewordenen National-Cocarde. So haben die Miriti-Tapuüia (nach der Mauritia-Palme benannt) gar keine, die Jacami-Tapuüia (nach dem Vogel Jacami) die Oberlippe, die Pupunha-Tapuüia (nach der gleichnamigen Palme) das halbe Gesicht ohne die Nase, die Moira-T. Holz-) Indianer) das ganze Gesicht, die Iauareté-T. (Onzen-J.) den Mund tätowirt. Bisweilen tragen sie auch Muschelschälchen in den durchbohrten Nasenflügeln oder eine Taboca (ein Rohrstück)

in der Unterlippe *). Sie kommen in der Bauart grosser kegelförmiger Hütten, die zwei gegenüber angebrachte niedrige Thüren haben, mit den Cauixanas, den zunächst zu schildernden, ihnen auch in andern Stücken verwandten Horden, und mit den meisten der Horden in der nordwestlichen Guyana überein. Sie bauen Mandiocca, bringen jedoch daraus bereitetes Mehl nur wenig in den Handel, sondern verwenden es nur zu den Beijús, die von Tag zu Tag aufgezehrt werden. Schnüre zu Hangmatten und zu anderem Geräthe machen sie aus den Fiederblättchen der stachlichten Tucum-Palme (Astrocaryum), während ihre Nachbarn am Uaupés und Içanna dazu die Blätter der Fächerpalme Mirití verwenden. Bei ihren Festen sind sie mit reichem Federschmuck geziert. Diese Feste werden zu bestimmten Zeiten gehalten: zwei, wenn die Pupunha-Palme ihre Früchte reift und acht, wenn sich der Reiher Acará auf seinen Wechselzügen zwischen dem Solimões u. Orenoco in ihren Gewässern zeigt. Dieser Vogel wird dann in grosser Anzahl erlegt, im Moquem gedörrt, und als Provision zwischen den Scheiden von Palmblättern aufbewahrt. Der Gebrauch des Ypadu-Pulvers, der Coca, als eines aufregenden Mittels, ist ihnen nicht unbekannt.

Verwandt mit den Uainumás und mit ihnen wie mit den später zu schildernden Passés verbündet, sind

6. Die Jurís.

Der Name, unter welchem sie im ganzen Stromgebiete des Solimões bekannt sind, wird als eine Abkürzung von Juru-pixuna, portugiesisch Bocca-preta, Schwarzmäuler gedeutet **). Er erstreckt sich wohl auch auf die übrigen benachbarten Horden, die gegen-

*) Spix und Martius, Reise III. 1208 und Figur im Atlas.

**) In der Kechua bedeutet churi oder schury: der Sohn des Vaters.

wärtig in dem Reviere des Yupurá sesshaft und durch eine Tätowirung um den Mund, in mehr oder weniger Ausdehnung, kenntlich sind. Es scheint diess Mal im Gesichte nicht blos ein Unterscheidungs- sondern ein Bundes-Zeichen, denn diese Horden, obgleich von verschiedenen Dialekten, und wahrscheinlich von ungleicher Abkunft, leben friedlich mit und sogar unter einander. Seit Anfang des vorigen Jahrhunderts stehen die weissen Ansiedler in Verkehr mit diesen Schwarzmäulern, denen die Waldungen in den Deltas des Yupurá und bis hinauf zu den ersten Wasserfällen als Heimath zugeschrieben wurden. Als ein friedfertiger, arbeitsamer, zutraulicher Menschenschlag waren sie zahlreich zur Niederlassung in den Ortschaften der Weissen veranlasst worden, und Einzelne von ihnen, welche gelegentlich in der untern Provinz und der Hauptstadt gesehen wurden, rechtfertigten durch ihre Betriebsamkeit und Anhänglichkeit an die Weissen die allgemein günstige Meinung. Indem viele Männer als Knechte im Landbau, bei der Fischerei und dem Ruder benützt, und das weibliche Geschlecht für die Hausdienste gesucht wurde, erlitt der Stamm grosse Einbusse; doch darf seine Zahl auch gegenwärtig auf einige Tausend geschätzt werden. Das vollständige Abzeichen ist eine Malha, welche unter den Lippen beginnt und, unter den Augen in einer wagrechten Linie endigend, den grösseren Theil des Antlitzes einnimmt. Ja, nach Alter- oder Familien-Unterschied ist der Fleck von verschiedener Ausdehnung. Manche haben zwei schräge Striche oder vier runde Punkte auf der Oberlippe oder blos die ganze Oberlippe tätowirt. Eine Unterhorde, die Juri-Tabóca, trägt einen Zapfen von Palmenholz in der durchbohrten Unterlippe *). Wie die Tecúnas, viele Indianer vom Gês-

*) Man nannte als Unterhorden die Juri-Comá, die Cacáo-, Moirá-, Assaì-, Tucano-, Curassi-, Oira-açú-, Ubi-, Ybytù-, Taboca-Tapuûia (die Brenner oder Tatowirer?, die Cacao-, Holz-, Palme-Assai-, Tucan-, Sonnen-, Gross-Vogel-, Rohr-Palmen-, Wind-, Zapfen-Indianer). Diese stehen alle in einem

stamme, die Caraiben und die Passés tragen die Juris unter den Knieen und am Oberarme zollbreite blaue Bänder aus Baumwollenfäden, die sie möglichst straff anziehen. Ein Büschel der Schnabelspitzen vom Tucan vervollständigt oft den Schmuck. Die Männer tragen meistens Suspensorien von Turiri-Bast; die Weiber gehn ganz nackt. Malerei von Rocou über den ganzen Körper ist häufig, und wird schon bei Kindern geübt. Die Körperbeschaffenheit dieser Iurís kommt mit der der vorher Erwähnten überein. Sie sind breit und kräftig gebaut und der Ausdruck der Gesichtszüge ist verständig und mild, wie er sich als Folge einer ruhigen und betriebsamen Lebensweise entwickeln kann. An Schlankheit, schöner Ebenmässigkeit und Helligkeit der Hautfarbe werden sie von den Passés übertroffen. Ihre Hütten bestehen, wie die der Cauixánas u. A., aus einem Kreis von Pfählen, der mit Schlingpflanzen überflochten, mit einem kegelförmigen Dache von Palmblättern gedeckt, und mit einer niedrigen Thüre versehen ist. Dieser gegenüber mündet ein von Lehm aufgemauertes, ganz verschlossenes Zimmer ein, wohin sich die Bewohner zur Zeit des Hochwassers zurückziehen, um der Verfolgung der Stechfliegen zu entgehen. Es sind diess die, auch am am Orenoeo häufigen Hornitos.

Die Jurís bedienen sich, wie alle Indianer in diesem Gebiete Amerikas, vergifteter Wurfspiesse und Pfeilchen, die sie aus dem Blasrohre Esgravatana (in Maynas und Peru Pucúna) blasen, und da in ihrem Reviere einer jener Schlingsträuche wächst, welche das Hauptingrediens für das Pfeilgift liefern, so ist die Bereitung desselben ein Geschäft erfahrener Alten oder der Pajés. In kleinen, zwei bis vier Unzen enthaltenden, leicht gebrannten Thonschälchen wird das Urarí-Gift von einer Horde zur andern, als ihr werthvollster Handelsartikel, tauschweise, gegen Hangmatten, Federschmuck und

Schutz- und Trutzbündniss zu einander Eine Horde, die sie Jauareté Tapuüia (Ouzen-Indianer) nennen, soll eine andere Sprache sprechen und feindlich gesinnt seyn. (Vielleicht die Uainumá-Jauareté-Tapuüia).

Waffen, verbreitet. Es giebt viele Horden, die sich desselben bedienen, ohne die Mutterpflanzen und die Bereitung des Giftes zu kennen. Beide sind auch bei verschiedenen Stämmen verschieden, und wenn schon das Gift in seiner schrecklichen Wirkung, bei unmittelbarer Berührung mit dem Blute raschen Tod herbeizuführen, überall gleich ist, so findet doch ein Unterschied Statt bezüglich des Zeitmaasses, in dem es tödtet und seine Energie beibehält. Die Tecunas am Tonantins, die Juris und Passés am Yupurá, die Pebas und Lamas in Maynas, die Guinaus und Maiongkongs am Orenoco und die Macusis am Rio Negro und in der britischen Guyana werden als vertraut mit dieser unheimlichen Kunst genannt, auf welche ich bei Schilderung der Macusis zurückkomme.

Die Juris, Passés und andere benachbarte Horden wissen grosse, kreisrunde Schilder aus der Haut des Tapirs oder des Lamantin zu verfertigen, und führen sie auch bei ihren Scheingefechten, welche bisweilen den Gelagen vorangehen. Von ihnen soll auch der äusserliche medicinische Gebrauch der Haut des letztgenannten Wassersäugethiers gegen gichtische und asthmatische Beschwerden herrühren, welcher bei der weissen Bevölkerung Eingang gefunden und sich sogar in den entfernten Gegenden des Reiches empfohlen hat.

7. Die Nation der Passés

scheint sich, nachdem die ehemaligen Herrn des Solimôes, die Yurimauas, sich in der Vermischung mit andern Horden und mit den europäischen Ansiedlern aufgelöst hatten, auf deren Gebiet zwischen dem Rio Negro und dem Jçá gezogen zu haben. Sie werden seit Anfang des vorigen Jahrhunderts in vielen Ortschaften an jenem Strome *) und am Solimôes **) als Ansiedler genannt, welche

*) Z. B. in Thomar oder Bararoá, in S. Angelo de Cumarú, N. S. da Conceição de Mariuá und in der Barra, jetzt Cidade de Manao.

**) In Caiçara, Coari, Fonte Boa, Ega, S. Fernando, S. Paulo.

durch ihr friedfertiges, fleissiges, der Civilisation zugänglicheres Naturell vorzugsweise zur Blüthe derselben beigetragen hätten. Ihre Zahl im Zustande der Unabhängigkeit von den Weissen ist dadurch sehr verringert worden, und obgleich sich gegenwärtig hie und da zwischen dem Negro und dem Jọá, besonders aber am Yupurá und auf dessen Deltas zerstreut zwischen Andern noch Niederlassungen von ihnen befinden, dürfte doch die Gesammtzahl des Stammes nur auf etwa 1500 Köpfe zu schätzen und anzunehmen seyn, dass er sich bald gänzlich verlieren werde. Ein neuer Reisender*) erzählt, wie ein Anführer des Stammes selbst dieses Schicksal mit Trauer voraussage. Diese Auflösung des Stammes wird aber ganz besonders beschleunigt durch ihre Brauchbarkeit als Diener, und die empfehlende schöne Körperbildung der Passés, welche sie, wie schon erwähnt, vor allen andern Stämmen im Amazonasgebiete auffallend auszeichnet. Die Hautfarbe ist nicht das sonst unter den Indianern vorherrschende Kupferroth, auch nicht das Gelblich, wie es sich in mancherlei Nüançen zeigt, sondern lichter wie bei südeuropäischen Völkern. Noch mehr fällt der feinere Gliederbau, die Ebenmässigkeit, Schlankheit und Grösse des ganzen Körpers auf. Der Passé erreicht zwar nicht die Körperlänge, und überhaupt die grossen Dimensionen, welche z. B. von den Cariben in den Missionen von Cari und den Llanos von Cumana angegeben werden, er erscheint aber, weil schlanker, grösser als die Indianer vom Gêz und von andern südöstlichen Stämmen. Die Musculatur ist voll, elastisch, von weichen Umrissen, nicht so plump und gedrungen, wie bei Jenen. Der Kopf hat mehr einen ovalen als einen runden und breiten Umriss. Die Gesichtszüge sind fein ausgeprägt: die Augen freien Blickes, von feinem Schnitt, weiter auseinander stehend und nicht schräg nach aussen gezogen, die Nase gerade absteigend, schmal, spitzig, sogar etwas gewölbt, der Mund enge, mit dünneren, nicht wulstigen Lippen. Das Haupthaar schneiden sich die Männer ab,

*) Bates the Naturalist on the River Amazons 1863. II. 241.

indem sie nur einen dünnen Kranz und am Hinterhaupte einen Büschel stehen lassen; bei den Weibern sieht man es eben so reich, straff und schwarz, wie bei andern Amerikanern; die Zierde des Bartes fehlt auch hier. Der längere Hals, die stärker hervortretenden Schlüsselbeine, die zwar hohe und mit fleischiger Musculatur bekleidete, aber schmalere Brust, der dünnere, minder gewölbte Unterleib, die schmaleren Hüften — Alles dieses vereinigt sich zu einem Gesammtbilde, das sich viel weiter von dem Typus der tiefstehenden Stämme im südöstlichen Brasilien als von dem der caucasischen Raçe entfernt. Der Passé unterscheidet sich von Jenen eben so weit, als der Europäer vom Mongolen. Er steht den Indianern in den nördlichen Gegenden der Guyana näher, ist aber durch die milderen Leibesformen auch von ihnen verschieden, die durch den torösen, derben Körperbau und die starkausgeprägten, willenskräftigen, ernsten Gesichtszüge an die Nordamerikaner erinnern. Während aber dieser merkwürdige Stamm durch eine so günstige Körperbeschaffenheit von seinen Nachbarn wesentlich absticht, hat er sich ihnen durch die Tätowirung gleich gemacht, denn er ist ein vollendetes Schwarzgesicht, indem ein blauschwarzer Fleck den grössten Theil des Antlitzes einnimmt. Da die Tätowirung nach und nach vorgenommen wird, so sieht man die Flecke (Malha) nach verschiedenem Alter in verschiedener Ausdehnung. Die Nase wird am spätesten, die Mundgegend am frühesten tätowirt. Bei älteren Individuen erblickt man als letzte Zuthat dieser seltsamen Verschönerung noch zwei gerade Linien von der Nasenwurzel parallel aufwärts nach dem Scheitel gezogen, oder ein Netz von gekreuzten Linien, das von den Schläfen an die oberste Ecke des Fleckes im Gesicht hinzieht. Früher soll es allgemeine Sitte der Passés gewesen seyn, die Unterlippe zu durchbohren, und mit einem Holzzäpfchen zu zieren. Die Ohrenlappen durchlöchern sie auch gegenwärtig noch, um ein anderthalb Zoll langes Stäbchen von dem glatten Stengel der Maranta darin zu tragen. Die Schönheit dieser

Passés hat veranlasst, dass die portugiesische Bevölkerung ihre Mädchen gerne in Dienste nahm. Nicht selten wurden sie sonst zur Ehe genommen, oder als Ammen und Kindsmägde verwendet, und auch gegenwärtig findet man Kinder des Stammes, die in wohlhabenden Häusern für den Dienst herangezogen werden. Die Männer werden, wegen ihrer milden, verträglichen und fleissigen Gemüthsart als Arbeiter gesucht und mit mehr Rücksicht als Andere behandelt.

Entsprechend dieser vollkommneren körperlichen und Gemüths-Anlagen, wird auch von ihnen durch Ribeiro de Sampaio *) berichtet, dass sie in ihren religiösen und kosmologischen Ideen auf einer höheren Stufe als andere Indianer stehen. „Die Passés, sagt er, nehmen einen Schöpfer aller Dinge an; sie glauben, dass die Seelen Derjenigen, welche gut gelebt haben, als Belohnung mit dem Schöpfer leben **), die der Bösen dagegen zur Strafe böse Geister bleiben. Ihrer Meinung nach steht die Sonne fest, und die Erde bewegt sich um dieselbe; sie hängen also an dem, 300 Jahre vor Christus von den Pythagoräern, dann von Philolaos, Aristarchus und Cleanthes von Samos gelehrten, von dem Cardinal von Cusa erneuerten, und endlich von Copernicus entwickelten Systeme. Sie sagen, dass von der Bewegung der Erde die Strömung der Flüsse und Bäche herrühre, die sie Arterien und Venen der Erde nennen. Die Erde soll sich bewegen, damit jeder ihrer Theile von der Sonnenwärme befruchtet werde. Der Sonne und dem Monde geben sie dieselben Geschäfte, welche ihnen die heilige Schrift zuschreibt. Wie die alten Astronomen die Sphäre in verschiedene Himmel abtheilten, so trennt sie die Ansicht der Passés in eine obere und untere, die durch ein durchsichtiges Gewölbe geschieden wären; die obere, ganz Licht, als der Aufenthalt des Schöpfers, erleuchtet durch ihre Strah-

*) Diario de Viagem, etc. Lisb. 1825. §. 256.

**) Die Tupis versetzten, nach einigen Berichten, ihr Elysium hinter die blauen Berge, westlich vom atlantischen Ocean.

len, die Sterne, die untere. Sie begraben ihre Todten in grossen irdenen Gefässen, von denen sie die Gebeine in kleinere, unter gewissen festlichen Gebräuchen übertragen. Bei ihren Verheurathungen huldigen sie einem Gebrauche, dem der alten Samniten ähnlich, deren Kriegshelden die Auswahl der Jungfrauen hatten. Die Passés erwerben die Braut durch den Sieg in einem Kampfe der Bewerber unter einander."

Wir haben es nicht unpassend gefunden, diese Schilderung hier einzuschalten, weil sie das höchste Maass kosmologischer Vorstellungen ist, welches wir von den Indianern Brasiliens berichtet finden. Uns selbst sind sie in gleicher Entwickelung nicht vorgekommen, auch ein späterer Reisender erklärt *), dass er bei den Passés nicht mehr Wissbegierde oder ein thätigeres Verstandesvermögen als bei andern Indianern bemerkt habe, dass bei Solchen, die keinen Verkehr mit civilisirten Ansiedlern gehabt, auch keine Spur eines Glaubens an eine höhere zukünftige Existenz wahrgenommen werde, und dass, wo jener begeistigende Einfluss Statt gefunden, nur wenige Höherbegabte ein Interesse für dergleichen kund gegeben hätten. Da nun überdiess von Geistlichen, welche sich mit der Bekehrung beschäftigt haben, vielleicht ohne Ausnahme, den brasilianischen Wilden nur die schwächsten und undeutlichsten Vorstellungen von göttlichen Dingen zugeschrieben**) werden, und überdiess Ribeiro de Sampaio auf seiner kurzen Visitationsreise mehr aus fremden Quellen als aus eigenen Beobachtungen geschöpft haben mag, so erscheint das Misstrauen in seine Darstellung gerechtfertigt. Es wäre ein langes, ruhiges Zusammenleben mit dem Indianer und eine vollständige Kenntniss seines Idioms nöthig, um ihn in die Tiefen seiner letzten Vorstellungen zu verfolgen, und ihm nicht anzudichten, was er auf die an ihn gestellten Fragen unverstanden zurückgiebt. Ohne Zweifel aber

*) Bates, a. a. O. II. 244.

**) Vergleiche Mello Moraes Corografia do Imperio do Brasil. II. (1859), p. 282 fll.

begegnet man unter den Indianern Einzelnen von höherer Begabung, in denen der Funken von Gottesahnung mächtiger glimmen, vielleicht auch die Erinnerung an Traditionen dämmern mag, welche sich im Stamme von Geschlecht zu Geschlecht nur sehr spärsam erhalten haben.

Sehr bemerkenswerth ist jedenfalls, dass diese Spuren einer idealen Richtung gerade von denjenigen Indianern gemeldet werden, welche bezüglich ihrer Körperbeschaffenheit und ihres Charakters sich so vortheilhaft von andern Indianern unterscheiden. Und schon für den somatischen Standpunkt kommt uns auch hier das Problem entgegen, wie es geschehen, dass eine verhältnissmässig nicht zahlreiche Gemeinschaft mitten zwischen andern sich so gleichmässig in einem edleren Typus erhalten hat. Und dieser Indianer, ausgestattet mit einer, wenigstens seit ihn die europäische Einwanderung kennt, fortgeerbten, bevorzugten Leibesbeshaffenheit unterscheidet sich in seinen Sitten und Gebräuchen gar nicht von den ihm umgebenden andern Stämmen. In Waffen, Wohnung und Hausrath, in seinen Uebungen bei Krieg und Frieden, auf der Jagd, im Fischfang und am Heerde seiner Hütte, welche er im Walde kegelförmig wie die Cauixanas aus Holzwerk, in der Nähe der Weissen viereckigt aus Holz und Lehm errichtet, ist er von andern Indianern nicht verschieden. Der Pajé und der Tubixaua oder Häuptling theilen sich stillschweigend in eine Autorität, welche die Gemeinschaft nur unmerklich beherrscht. Jener, wie überall sonst, zugleich der Arzt und der Vermittler höherer Mächte, erscheint nach der Niederkunft und ertheilt dem Säuglinge einen Namen. Die Mutter durchlöchert dem Kinde die Ohrläppchen, sie beginnt bei dem Mädchen, der Vater bei dem Knaben die schmerzhafte Operation der Tätowirung, welche immer von der Oberlippe ausgeht. Wie bei den Mundrucús und vielen andern Horden wird Kraft und Unempfindlichkeit der der Jünglinge durch Streiche erprobt. Die angehende Jungfrau übersteht auch hier, im oberen Raum der Hütte auf die Hängmatte

verwiesen, ein Monate langes Fasten. Die Wöchnerin bleibt nach der Geburt ein Monat lang im Dunkeln, und ist, wie der Gatte, auf die Kost von Mandiocca, Beijú, und Tacacaz (Caldos de Farinha) angewiesen. Dieser färbt sich schwarz und bleibt während der ganzen Fastenzeit oder bis dem Säuglinge die vertrocknete Nabelschnur abfällt *) (sechs bis acht Tage) in der Hängmatte. Wie bei den Jumanas und Uainumas ist Polygamie gestattet, aber gewöhnlich üben sie nur die Häuptlinge. Jus primae noctis findet nicht Statt. Die Todten werden in eine runde Grube begraben. Nur die Leiche des Principals wird begleitet und auf dem Grabe werden seine Waffen verbrannt.

Der Naturmensch macht in seinen Stellungen und Bewegungen immer den Eindruck, dass der kräftige Körper massvoll und nach dem Gesetz physikalischer Zweckmässigkeit geleitet werde. Es läuft aber hiebei wohl Manches unter, was dem an civilisirte Umgangsformen gewöhnten Europäer wie unschön vorkommt. Hieran wird man jedoch bei den Passés und andern ähnlichen Indianern nicht erinnert. Die Ebenmässigkeit ihrer Gestalt, welche nicht selten mit den reinsten Formen der Antike wetteifert, tritt da um so augenscheinlicher hervor, wo sie sich, wie wohlgebildete Kinder, dem Eindrucke geselliger Freude überlassen, also zumeist bei den Tänzen. Wir nehmen hievon Veranlassung, die Feste der Amazonas-Indianer im Allgemeinen zu schildern.

Es giebt keine Begebenheit im Leben des Indianers, die er nicht durch Versammlung der Verwandten, Freunde und Nachbarn feierte. Das Trinkgelag spielt hier immer die Hauptrolle; sehr oft aber schliesst sich, besonders bei erhöhter Wirkung der Getränke, der Tanz an. Die Geburt und Namenertheilung eines Kindes, die Emancipation des Knaben, die Mannbarkeits-Erklärung

*) Funiculum umbilicalem pater ipse aut dentibus aut saxis acutis praescindere solet, dum cultello caret.

des Mädchens, Verlobung, Hochzeit, ja sogar Sterben und Begräbniss bieten ihm Gelegenheit. Ausser diesen Familienfesten werden auch andere, von der ganzen Ortschaft (Taba), der Horde oder wohl auch von mehreren, die befreundet nicht zu ferne wohnen, begangen: sie beziehen sich auf Beginn oder Ende von Jagd und Fischerei, auf Kriegs-Unternehmungen, Bündniss und Friedensschluss, oder sind vielleicht selbst verkümmerte Reste eines längst verlernen Naturcultus. Nach diesen Umständen sind auch die Tänze verschieden. Es kommen deren vor, denen die weibliche Bevölkerung nicht zusehen, geschweige daran Antheil nehmen darf. Ihnen zumal liegt ohne Zweifel eine dunkle religiöse Tradition oder ein Aberglauben zu Grunde. Die meisten jedoch sind vorzugsweise Ausdruck physischen Behagens, sinnlicher Lust, und von ihnen ist das weibliche Geschlecht nicht ausgeschlossen. Dass das gemeinschaftliche Trinken dabei eigentlich die Hauptsache sey, deutet schon der Name an; diese Feste heissen in der Tupisprache Caú, was (gegohrnes) Getränk (Cauim, Caeçuma) trinken bedeutet. Die Familienfesttänze, bei welchen auch dem Pajé, als Arzt oder Zauberer eine Rolle zufällt, Cau-ipy-pajé, d. i. Trinkfest der Familie oder des Stammes mit dem Pajé, vereinigen zumal die näheren Familienglieder und Nachbarn. Cau-ipy-apucú *), das volle, frequente Festgelag, wird auch aus weiterer Ferne besucht. Die Pora-ceya, d. i. Schwarm der Nachbarn, lässt sich etwa mit einem „Freiballe" vergleichen, zu dem Alle ohne Unterschied geladen sind, und wo manche Männer in Masken erscheinen. An diesen Tänzen nehmen auch die Weiber und Mädchen Antheil. Dagegen ist der Tanz Ur-u-capy (d. i. „kommen, trinken das Capy") ein Waffentanz, der nur von streitbaren Männern getanzt wird. Der Caú-boia oder Schlangentanz wird durch zwei Reihen von Männern aufgeführt,

*) In der angeführten Weise und nicht Guaú, Guaibipajé, Guaibiabucú (Mello Moraes Corografia brasilica II. 361) sind diese Worte zu schreiben. Gua-ú würde bedeuten: bunt (mit buntem Federschmuck) trinken.

die zwei colossal aus bemaltem Baumbast und trocknen Blättern nachgebildete Schlangen auf den Schultern einhertragen und scheinbar gegen einander fechten lassen. Auch bei diesem Tanze ist der weiblichen Bevölkerung der Zutritt nicht verwehrt. Aber der s. g. Waldteufel-Tanz, Gurupira-Caú, ist ihr verpönt, und sobald das Zeichen dazu aus den grossen Zaubertrompeten ertönt, flieht Alles, was weiblich ist, in die entlegensten Waldgründe, um jeden Argwohn der Anwesenheit zu meiden. Wehe der Unglücklichen, die überwiesen worden, freiwillig oder zufällig Zeuge dieses Festes gewesen zu seyn: auf Antrag des Pajé wird über sie die Todesstrafe verhängt. Es ist dies das Botuto am Orinoco, das vom Pajé unter der Palme geblasen wird, damit sie reichlich Frucht trage. Die Chambioas am Araguaya verbergen aus analogem Aberglauben einen Federschmuck für gewisse Feste (S. oben 298) vor den Weibern. (Castelnau I. 450.)

Meistens giebt ein Ueberfluss an Vorräthen für die Getränke Veranlassung zum Feste: wo aber die europäische Gesittung sich Geltung verschafft hat und Christen neben den Indianern wohnen, da wird wohl auch der Tag eines Heiligen dafür gewählt. In den Gegenden am Solimões und seinen Beiflüssen ist der Gebrauch allgemein, dass man durch den Trocano *) zum Feste ladet. Es ist diess ein grosser, ausgehöhlter, oben mit einer gekerbten Längsöffnung versehener, auf einigen Balken liegender Holzblock, welcher einen dumpfen, weithin schallenden Ton von sich giebt, wenn er mit hölzernen Knüppeln geschlagen wird. Mittelst dieses Tontelegraphen stehen die Malloccas bis zu weiter Entfernung in Verbindung. Die Gäste erscheinen geschmückt mit dem Federschmucke am Haupte, bisweilen um die Lenden, mit klappernden Gehängen von den Steinkernen der Thevetia, von Flügeldecken der grossen Buprestis oder von Schnabelspitzen (Ticuera) des Tucans an Arm- und Kniegelenken, mit den straffen Binden

*) Gumilla II, 101 bildet ihn sehr gross, mit gewundenen Schall-Löchern ab.

oberhalb der Waden, mit dem verschiedenen Nationalschmuck der Temetára in der Lippe, und den andern Zierrathen in den Nasenflügeln und Ohrläppchen und um den Hals. Rothe und schwarze Malereien des Antlitzes oder des ganzen Körpers vollenden die Balltoilette. Besondere Ceremonien zur Bewillkommnung finden nicht Statt; Jedermann ist hier wie zu Hause, und bewegt sich in ungezwungener Weise hin und her, oder hockt am Boden, ruht in der Hängmatte, welche die aus grösserer Entfernung kommenden Zuzüge auf dem Rücken der Weiber mitgebracht haben, und empfängt schweigsam die Schaale mit Getränke, welche von den Weibern und Mädchen der Gastgeber ohn' Unterlass herumgereicht wird. Ist die Gemeindehütte gross genug, so werden die Tänze in ihr aufgeführt. Sie ist immerhin der Tanzboden für die ausgewählte Gesellschaft, während Kinder und Minderjährige sich gleichzeitig auch vor dem Hause in ähnlicher Weise vergnügen. Es beginnt aber der Tanz erst, nachdem die mehr oder weniger berauschenden Getränke zu wirken begonnen, gegen Abend; und das Fest steht in voller Blüthe, wenn mit einbrechender Dunkelheit auf dem freien Platze vor dem Hause grosse Holzhaufen angezündet und in diesem selbst die Heerdfeuer erneuert werden. Die weibliche Bevölkerung, bisweilen vom Beginne des Tanzfestes ausgeschlossen, ist immer bemüht, durch reichliche Gaben von Cauim den Moment zu beschleunigen, da sie sich auch an der Festlichkeit betheiligen darf, und selten muss sie lange darauf warten. Denn wenn auch das Fest durch die ernsthaften und schweigsamen Kriegs- oder Waffentänze der Männer eröffnet worden, so geht es doch unter dem Andringen der auf lärmende Lustigkeit erpichten jungen Weiber, bald in ein wildes, geräuschvolles Bacchanal über. Oft tanzen, nachdem sich die Männer zurückgezogen haben, die Weiber allein, und sie überbieten dabei auch die Jünglinge in zügellosen Bewegungen.

Der monotone, nicht sehr laute Gesang, womit die Männer

ihren Tanz zu begleiten pflegen, wird immer mehr von dem der Weiber, von dem Geschrei der Kinder übertönt, dazwischen lassen sich bald einzeln, bald in einem grausen Unisono Pfiffe aus den verschiedenen Blasinstrumenten und die dumpfen Töne eines hohlen Cylinders aus leichtem Holze *) vornehmen, welchen die Männer, wie im Tacte, auf den Boden stossen. Unter Tanz, Geschrei und Trinken erhitzt sich die ganze Gesellschaft immer mehr, und da ungezügelte Leidenschaften hervortreten, kommt es wohl zu blutigen Schlägereien, wenn die Autorität des Tubixaba (Tuxaua, der bei dem Feste oft mit dem Speere oder der Pococaba, einem grossen Rohrstock, als Symbol seiner Autorität erscheint), nicht mächtig genug ist, dergleichen fern zu halten. Nicht eher aber, als bis die Vorräthe erschöpft sind, verlässt die Gesellschaft den Schauplatz ihrer Lust und sucht für den kurzen Rest der Nacht Unterkunft in den benachbarten Hütten oder im Walde. Unglaublich gross ist die Menge berauschender Flüssigkeiten, die der Indianer an einem solchen Abende consumirt, und nachdem er bei Tagesanbruch im benachbarten Flusse gebadet, lässt er nur selten die Spuren der Völlerei an sich wahrnehmen.

Zu diesen Festgelagen erscheint er immer mit den Waffen in der Hand, insbesondere mit dem Bündel von vergifteten Wurfspiessen, wohl auch mit dem Blasrohre, der Kriegskeule und Bogen und Pfeil, wiewohl diese letztere Waffen hier weniger im Gebrauch sind, als in den südlicheren Gegenden Brasiliens. Bei den Kriegstänzen schwingt er die Keule oder die Wurfspiesse mit der Rechten, während die Linke, manchmal mit einem grossen runden Schilde (Urú) aus der Haut des Lamantins oder des Tapirs be-

*) Von dem Baume Ambauva (Cecropia) oder dem Panax Morototini. Sie sind zwei bis vier Fuss lang, aussen gewöhnlich auf weissem Grunde mit allerlei Figuren (Çaycaba) bunt bemalt, und werden entweder an einem seitlich angebrachten Handgriffe oder am obern stielartig verlängerten Ende getragen.

wahrt ist. Vor Beginn des eigentlichen Tanzes treten einige Vorkämpfer auf den Plan; sie ergreifen durch Pantomimen und einzelne kurze Redensarten gleichsam Besitz von dem Orte und rufen nach den Weltgegenden eine Herausforderung der Feinde aus. Ein solcher Kriegstanz scheint auch der Ur-u-capy zu sein, welchen Wallace bei den Uaupés gesehen hat (a. a. O. S. 298.) Die bewaffneten Tänzer treten paarweise in die Mitte des Kreises und empfangen von einem Alten je eine Cuia mit dem sehr bittern Absud eines Malpighiaceen-Strauches (Banisteria Caapi Griseb.), nach deren Leerung sie wilde Grimassen schneiden, wüthende Bewegungen und Waffendrohungen aufführen, endlich aber, belohnt mit dem Applaus der Zuschauer, ruhig auf ihren Platz zurückkehren.

Die Tänze selbst sind bei den einzelnen Horden und Stämmen mehr oder weniger verschieden *). Gemeinsam ist ihnen, dass sich die Tanzenden, die linke Hand auf der Schulter des Nachbarn, in einer Reihe (Içyrançaba) im Kreise bewegen, indem sie zwei grössere und einen kürzeren Schritt machen, deren jeder mit stossweisem Gesang, und Tönen aus ihrem musikalischen Instrumente, Stampfen des dem eingebogenen nachgezogenen Fusses und des vom Vortänzer getragenen hohlen Cylinders begleitet wird. Statt dieses Instrumentes hat der Leiter des Tanzes manchmal die Klapperbüchse (Maracá), eine mit Steinchen gefüllte Kürbisfrucht, oder eine Pfeife in der Hand. Die Reihe schwenkt nach Rechts und Links, theilt sich in zwei Glieder, die einander gegenüber oder hintereinander tanzen oder macht andere Evolutionen. Unregelmässiger gestaltet sich der Tanz, wenn die Weiber Antheil nehmen, welche meistens ebenfalls die linke Hand auf die Schulter des Tänzers legen, oder ihn um die Hüfte fassen. Der Sinn der Gesänge ist einfach: Lob der Kriegs- und Jagdthaten Einzelner oder der Horde, Aufzählung gewisser Thiere und Erwähnung von deren Eigenschaften. Erschei-

*) Vergl. Spix u. Martius Reise I. 372. III. 1227. 1266. — Die Tänze beider Geschlechter heissen überhaupt Jybabacoca boc d. i. Arm im Ringel.

nen Masken *) beim Feste, welche meistens Thiere vorstellen, so ahmen die Träger deren Stimmen nach. Die Männer verleugnen während des ganzen Festes ihre ernsthafte Gravität nicht; aber auch Greise sieht man neben Kindern Theil nehmen. Die grösste Lebhaftigkeit entwickeln die jüngeren Weiber. Jeder Tanz endigt unter unregelmässigem Geschrei.

Diese Tanzgelage sind die einzige Gelegenheit, welche der Beobachter finden mag, um sich ein Urtheil über die musikalische Begabung des Indianers zu bilden. Sie scheint mir schwach und weniger entwickelt als die des Negers, der auch ohne Gesellschaft aus seinen Instrumenten eine melodiöse Folge von Tönen hervorzubringen sucht. Am lebhaftesten tritt in der Musik des Indianers das Gefühl für den Rhythmus hervor, dagegen bringt er es nur zu schwachen Bruchstücken von Melodien und von der das Gemüth ergreifenden Kraft der Harmonie scheint er keine Ahnung zu haben. Vielleicht wäre es ein unvermittelter Gegensatz, wenn Menschen, deren Sprache auf so tiefer Stufe steht und sich auch im Affecte vielmehr durch Wiederholung der Worte und durch quantitative Steigerung des Tones als durch qualitative Modulation kennzeichnet, ihre Empfindungen in reichen Melodieen verlautbaren und durch Harmonie vertiefen könnten. Offenbar aber sind auch sie für diese Genüsse des Gehörsinnes organisirt, was sie durch Behagen an der Dominante und Terze bekunden, denn darin stimmen sie am leichtesten im Gesang, und in der Herstellung ihrer musikali-

*) Es sind zumal die Onze, der Tapir, das Reh, verschiedene Vögel, ja Insecten, wie die Zecke Carabato (Ixodes) und der Teufel (Jurupari, Gurupira), welche durch diese Masken dargestellt werden. Ein Rohrgeflechte mit der schmiegsamen Rinde Turiri überzogen und mit bunten Farben bemalt, stellt meistens nur den Kopf, nicht selten mit grosser plastischer Wahrheit, des Thieres dar. Der Teufel ist bis zum Fuss herab in eine Tipoia (Gewand ohne Aermel) von bemaltem Bast mit Franzen gekleidet.

schen Instrumente suchen sie den Dreiklang zu erreichen, was ihnen jedoch nicht immer gelingt, so dass das gebildete Ohr von ihren Tonweisen oft sehr schmerzlich berührt wird. Es bewegen sich aber diese vorzugsweise in Dur. *). Ausserordentlich gross ist ihre Geschicklichkeit, die Töne der Thiere nachzuahmen. Sie wird aber nicht als eine musikalische Uebung, sondern als ein Behulf zur Jagd benützt. Von den alten Tupinambas und den Gêz - Horden wird berichtet, dass sie Werth auf Fertigkeit im Gesang gelegt und solche Gefangene, die sich dadurch auszeichneten, nicht umgebracht hätten **).

Mit Ausnahme der schon erwähnten hohlen Hölzer, die als Pauken dienen, und einer Trommel, die wahrscheinlich nicht ursprünglich Erzeugniss ihres Kunstfleisses ist ***), haben die Indianer nur Blasinstrumente. Das mächtigste von diesen ist das Kriegshorn (Toré, Turé auch More-Mori), aus einer grossen Schneckenmuschel oder aus dem Flaschenkürbiss (Uatapy, Oatapú-ocú). Das Urucá (der Name bedeutet: „kommen um Cauim zu trinken") ist ein dickes Bambusrohrstück, in welches durch ein dünneres, mit einem Zünglein versehenes Rohr geblasen wird. Sein schnarrender

---

*) Mein Violinspiel brachte keine besondere Wirkung auf sie hervor und gefiel noch am meisten durch lärmende Harpeggios oder monotone längere Zeit fortgesetzte rhythmische Strophen, wobei sie endlich mit der Zunge schnalzten und die Gliedmassen gleichsam automatisch bewegten.

**) Mello Moraes Corografia II. 361.

***) Der ausgehöhlte Ast von Panax Morototoni wird mit der Blase des Lamantin überspannt. Das Instrument heisst Uapy oder Oapycába, wörtlich „zum Niedersetzen" (oapyca), der letztere Name ist von den kleinen Stühlchen hergenommen (Spix und Martius Reise Atlas, Geräthschaften F. 44, Wallace Narrative of Travels etc. t. 6 fig. d.), welche die Indianer am Amazonas aus einem Stücke zu schneiden sich die Mühe nicht verdriessen lassen.

Ton ladet zu den Trinkgelagen ein. Die Tänzer selbst führen einfache, aus einem Röhrenknochen (Cangoera), selbst vom Menschen, verfertigte Pfeifen, welchen sie nur einen gellenden Ton entlocken, die Memby, Panpfeifen aus zwei, vier, bis neun geraden Rohrstücken mit Baumharz und Schnüren in einer oder zwei Reihen an einander gefügt, oder die Memby-apará, eine Art Horn aus einer ausgehöhlten krummen Wurzel, aus dem Schwanz-Panzer des grossen Armadills, einem Flaschenkürbis, aus Thon cylindrisch mit Hohlkugeln gebrannt, oder aus spiralig gedrehten, mit Harz überzogenen Baumrinden. Dieses letztere Instrument, von verschiedener Grösse ist es, was gleichzeitig von Mehreren geblasen, durch seinen tiefen, weithin dringenden Ton die Männer zum Waldteufel-Feste ladet und die Weiber in Schrecken versetzt.

Werfen wir nun, um das Bild von den Festtänzen der Indianer zu vollenden, auch noch einen Blick auf die Getränke, welche das wesentlichste Belebungsmittel für diese Bacchanalien ausmachen. Sie sind, wie schon erwähnt, immer das Werk der Weiber, und von grosser Mannigfaltigkeit, so dass bei zahlreich besuchten Festen mehrere Familien sich in die Zubereitung theilen müssen. Entweder bestehen sie nur aus einem Absude frischer Früchte, oder sie werden durch Gährung hergestellt. Unter den erstern, die Cajirí (Caxirí) heissen, nehmen die von den bereits oben (S. 451) genannten Palmenfrüchten *), welche überall in Menge gesammelt werden können, die erste Stelle ein. Es sind Brühen von grauvioletter Farbe, die als magenstärkend und blutreinigend auch von den Weissen oft mit Vorliebe getrunken werden. Viele andere Früchte werden durch längeres Kochen in ein Mus verwandelt, welches der

*) Seltener kocht der Indianer auch die mit hornartigen Schüppchen bekleideten Früchte der Miriti (Mauritia flexuosa) zu gleichem Zwecke. Bisweilen setzt er Nelkenzimmt zu.

Flüssigkeit die Consistenz eines dünnen Breies giebt. Es ist dies das Mocororó, als dessen Hauptingredienz die Früchte der Cocosartigen Palmen *), welche im Fruchtfleisch einen an Oel reichen Steinkern führen, und mehrere andere wilde Obstarten **) verwendet werden. Weiber und Kinder reichen diese Getränke während des Gelages lauwarm umher. — Die gegohrnen Flüssigkeiten (im Allgemeinen Cauim oder Cauû genannt) werden mit einem grösseren Aufwande von Sorgfalt aus manchen Früchten, wie z. B. aus dem Genipapo, dem Acajú (Anacardium occidentale) und, in höher gelegenen Gegenden, da wo der Wald vor der Flurvegetation zurücktritt, aus der Ananas und den Steinbeeren der Murecí (Byrsonima) bereitet, indem man den ausgepressten Saft der ersten Fermentation überlässt. Häufiger aber liefern die gekochten Wurzeln der süssen Mandiocca, der Cará und der süssen Bataten, am häufigsten die Producte der Mehlindustrie das Material für diese beliebtesten Getränke. Aus den grossen Mandiocca-Fladen wird das s. g. Pajauarú bereitet, indem man sie vom warmen Ofen weg mit Wasser tränkt, und dicht in Blätter von Bananen oder Ambauva eingeschlagen (poquequa), im Boden oder im feuchten Sande des Flussufers vergräbt. Die weinige Gährung erfolgt hier in drei bis fünf Tagen, je nach dem Orte der Aufbewahrung und dem Wetter, und wird beschleunigt, wenn man Beijús zusetzt, die vorher von älteren Weibern gekaut worden waren. Diese Masse mit Wasser angerührt und wohl noch in fortgesetzter Weingährung erhalten, bisweilen auch mit andern Ingredienzien versetzt, liefert das hauptsächlichste Getränke bei den Festlichkeiten. Eine wohlerfahrne Indianerin

---

*) Cauiaué (Elaeis melanococca), Pupunha (Guilielma speciosa), die Astrocaryen Murumurú, Tucumá, mehrere Bactris-Arten.

**) Z. B. Umari (Geoffraea), Teperibá (Spondias) Cutitiriba (?), Guaribarapia (Cordia), Goajerú (Chrysobalanus. Icaco).

weiss das im Geschmack einem leichten Gerstenbiere vergleichbare Pajauarú für den bestimmten Tag mit Zuversicht fertig zu bringen, und in ähnlicher Weise werden andere Trankarten aus gekochtem oder angesäuertem Mandioccamehl, aus der Aypim-Wurzel und den Cará-Knollen bereitet. In dem ganzen Gebiete der Amazonas-Niederung hat der Gebrauch der Mandiocca und der aus ihr bereiteten Nahrungsmittel ein entschiedenes Uebergewicht über das türkische Korn, und desshalb findet denn auch die s. g. Chicha, das bierartige Getränke aus Maiskörnern, die ebenfalls durch menschlichen Speichel in Gährung gesetzt worden, hier viel geringere Anwendung. Sowie aber überhaupt die gesammte Bildung der Indianer im Gebiete, das wir hier zunächst schildern, höher steht, als die der Horden in den südlicheren Gegenden, darf es uns nicht wundern, Kochkunst, Mehl- und Weinbereitung, hier weiter entwickelt zu sehen. Dem entsprechend huldigt der Indianer auch hier bei Gelegenheit seiner festlichen Versammlungen zwei Genussmitteln, die im Süden gänzlich unbekannt sind, dem Ypadú oder der peruanischen Coca, und jedoch in geringer Ausdehnung dem Guaraná. Jenes, das feine Pulver aus den getrockneten Blättern eines Strauches (Erythroxylon Coca), der im peruanischen Tieflande einheimisch, auch in die Nähe des Solimões verpflanzt worden ist, wird in Bambusrohren, als ein kostbares Reizmittel, aufbewahrt und bisweilen während des Festes, auf einem Löffel von Bein, an die Tänzer vertheilt. Dieses kommt nur selten und als kostbarer Handelsartikel der Mauhés in die Reviere nördlich vom Amazonenstrome. Die harte Paste wird auf dem mit Knochenfortsätzen gleich einem Reibeisen versehenen Zungenbeine des Pirarucú-Fisches zu einem feinen Pulver gerieben und mit Wasser angerührt getrunken. Ein drittes Genussmittel, womit der Indianer seine Festlust steigert, ist

*) Vergl. oben 402 und Spix und Martius Reise III. 1098.

auch hier der (bereits S. 410) geschilderte Parica-Taback. So mischen sich auch bei diesen rohen Stämmen die fremden Genüsse, welche sie gegenseitig von einander annehmen. Der Rauchtaback, aus einer grossen, in Blätter eingerollten Cigarre geraucht, ist zwar allen Indianern Brasiliens bekannt, erscheint aber bei den hier geschilderten in geringerer Verbreitung. Als Genussmittel geht die angebrannte Cigarre von Hand zu Hand; als Heilmittel und zu Exorcismen dient sie dem Pajé, und selbst Weiber rauchen manchmal zum Vergnügen oder gegen Asthma, Indigestion und Kopfweh.

Das Idiom der Passés kommt in seiner einfachea Organisation mit dem der benachbarten Horden überein, und ist eben so stark vermischt mit Anklängen aus andern. Wie die Formen und Gebräuche im indianischen Leben deutet die Sprache, in welcher ja der Mensch gleichsam sein inneres Wesen herauskrystallisirt, auch hier auf dieselbe Volubilität und schrankenlose Veränderlichkeit hin, mit der der Amerikaner aus einer Zeit in die andere ohne Abschnitte fortrollt, und damit contrastirt wunderbar die edle, fast caucasische Körperbildung dieser Passés. Sie tritt nicht etwa vereinzelt an Individuen auf, sondern gehört dem ganzen Stamme an, demgemäss wird man versucht, ihn wie ein Geschlecht von edlerer Abkunft, ursprünglich fremd von den Nachbarn und Bundesgenossen zu betrachten. Es ist nicht wahrscheinlich, dass die verhältnissmässig höhere Entwickelung in der Leibesform sich in dem Stamme auch dann erhalten hätte, wenn er sich durch Vermischung einiger weniger Familien fortgepflanzt, denn solche nahe Verbindungen würden eher eine Verschlechterung der Raçe zur Folge gehabt haben. Leichter erklärlich wird die gegenwärtige Thatsache durch die Annahme, dass die Passés einem zahlreichen Stamme oder einem Volke angehört haben, welches lange Zeit sich unvermischt mit Andern behaupten konnte und erst in verhältnissmässig später Epoche auseinandergesprengt worden. Wie und wo aber diess sich zugetragen haben mag, wird ein Räthsel bleiben. Im-

merhin aber spricht die Erscheinung für eine merkwürdige Zähigkeit des ursprünglichen Typus, welcher, wie wir diess auch bei den Juden seit vielen Jahrhunderten wahrnehmen, nach manchen Unterbrechungen wieder auftaucht.

Alles scheint übrigens zu der Vermuthung zu berechtigen, dass die Passés seit vielen Generationen schon zwischen jenen Horden leben, mit denen sie in Worten ihres Idioms, in den nationalen Abzeichen und in der Lebensweise übereinkommen. Ich möchte annehmen, dass sie, wie die Cauixánas, Uainumás, Jucúnas, Jumánas, Mariatés und Jurís, die ohne Zweifel alle in naher Beziehung zu einander stehen, jener grossen, weitverbreiteten Hordengruppe zuzurechnen seyen, welche ich von dem vorwaltenden Ausdruck Guck oder Coco für Oheim (bei Einigen bedeutet das Wort „Mensch") mit diesem gemeinsamen Namen zu bezeichnen vorschlage. Um eine Uebersicht von der Verwandtschaft einiger ihrer Dialekte zu geben, füge ich eine Tabelle bei, in welche auch Worte von den ferner stehenden Tecúnas und Coretús, und zur weiteren Vergleichung aus verschiedenen Dialekten des Gêz-Stammes und der Zaparas aufgenommen sind. In diesen und in vielen anderen Horden lässt sich die Bezeichnung für Oheim nicht selten auf den Grundlaut Coco oder Guck zurückführen; in andern ist sie Atschu oder Atzu (Aette), was auch Mann heisst.

	Jumana	Jucuna	Cauixana	Uainuma
Weiss	saleiú	jathir	jathizi	itahbi
Wasser	uhú	ohni	auuwí (ouy)	oohni
Kopfhaar	nu llata	no oilá	naugwá	itzihi
Kopf	nu hla	na oiló	nongwá	báita
Stirne	nu ngcuá	no poreto	nalaazăgă	bat schăăme
Feuer	oejé	seió	ickiö, hoetye	itschăba
Zunge	nehna	no lenau	no năne	nu nănaeppe
Hand	gabi	no iaula	na gabi	no gaabi
Nase	intschiungcu	nu tacú	noä taga	noi tacko
Schwarz	tschicaiú	huicá	apahuíma(pau-.ezy)	tschăma (hui-kah)
Mund	nó uma	nu numá	no noma	ba nuhma
Mensch	ajüwa	atiam (Mann)	zinanni	atzü - tochary
Sterne	oitte	huere	pirita (pyeto)	hüpüitschi
Sonne	sömanlu	camu	maahly, mau-racka	gamubi
Bauch	nu mullu	nooo	no mogaatta	no goohtu
Oheim	mno chóttö	ghochoi	magásügi	attsiŭ, ghochoi

	Jurí	Mariaié	Passé	Tecuna	Coretú
Weiss	hare	aare	sareu	tschoun	poorurŏ
Wasser	oara	uny	oy	aaai-tch	cootabu
Kopfhaar	kiriuü	siné	ní olesa	na-iaia	rohoré
Kopf	kirio	no bida	ny ohla	na-hairpu	si-roho
Stirne	hiwäo	no aida	sekoa	na-katai	
Feuer	ji	ytschepá	heghüé	heu heu	aegacae
Zunge	otă	ne nepe	tschi nene	kohny	hiamölecko
Hand	enóo	ghapy	nugha pohle	tapamai	si-máhapo
Nase	ugonne	nu itaco	tsi taco	naran	cauméa
Schwarz	tschuhi	tschariry	ghesiu	hua-huai	tauapückgŏ
Mund	ijăgh	nu numa		na-ha	lüssäpo
Mensch	tschoko	puyne ?	schimana	yatu	láaáe
Sterne	ohngo, oúca	ypitze	ghüetüe	cetá	jockohŏh
Sonne	yŭ, iye	gamuy	aiumaa	jacai, jakü	haie
Bauch	urahi	ghôdo	schi niutula	tugai	si-hágăcke
Oheim	wittae	atzu	seghotoe	ooe	si-regiaeĕcke

	Zapara	Vom Stamme Gêz
Weiss	uckino	bahy: Purecamecran; cohoró: Cotoxo.
Wasser	muriccia	keu: Chavantes; eou: Cherentes.
Kopfhaar	ana-queso	ole sahi: Chavantes; la-yahi: Cherentes.
Kopf	ana-cacka	acharoh: Masacará, i-clan: Purecamecran.
Stirne	hi siena	ake: Cotocho; da caniacran: Cherentes.
Feuer	mickucia	cochho: Aponegieran; cuhyl: Purecamecran.
Zunge	ririccia	i-notho: Purecamecran; cungring: Masacará.
Hand	hi coma	i-ngincra: Aponegicran; da geau: Cherentes.
Nase	nu-hucua	ni-acre: Purecamecran.
Schwarz	caqueno	coacheda: Cotoxo; cuatá: Meniens.
Mund	atua pama	caleque: Purecamecran.
Mensch	taucko	coají: Cherentes; coupai: Carahó.
Sterne	naricka	uoito-mirim: Chicriaba; gazety: Purecamecran.
Sonne	janockna	jotzé: Camacan; puthy: Purecamecran.
Bauch	marama	dadau: Chavante.
Oheim	siregiaecke	gköon: Camacan.

Wir nehmen an, dass diese und viele andere Horden, die wir unter dem gemeinsamen Namen der Coco begreifen, seit Jahrhunderten in den entlegenen, noch wenig bekannten Waldgebieten der tiefsten venezolanischen Guyana gesessen seyen. Wir haben diese Gesammtheit bald mit dem Worte „Volk" bezeichnet, bald einen „Stamm" genannt. Es dürfte daher am Orte seyn, unsere Vorstellung von der Art dieser Gemeinschaft genauer zu bezeichnen, denn diese sogenannten Guck oder Coco sind weder im historischen, noch im sprachlichen Sinne ein Volk, und ebensowenig dürften sie gleichen Ursprunges oder ein Stamm seyn. Wir haben uns dieser Ausdrücke bedient, weil uns kein anderer zu Gebote steht.

Ob es in dem genannten Gebiete, dessen Grenzen wir nicht genau anzugeben wagen und das wir nur zwischen die äussersten Zuflüsse des Orinoco, Rio Negro und Yupurá verlegen, Autochthonen waren, welche die erste Grundlage dieser Bevölkerung bilde-

ten, oder ob sie dahin anders woher gekommen seyn mögen: diese nicht zu beantwortende und darum müssige Frage lassen wir hier bei Seite. Eben so wenig wird sich darüber eine Gewissheit herstellen lassen, ob die früheste Bevölkerung dieser Gegenden ein Volk im historischen Sinn, eine beträchtliche Zahl von Familien mit Einer (wenn auch nach Dialekten modulirten) Sprache und mit Einem gemeinsamen Maass sittlicher und geselliger Zustände gewesen ist. Das Wahrscheinlichste ist, dass sich nach und nach in demselben Gebiete aus verschiedenen Richtungen Familien von verschiedener Abkunft zusammengefunden, vermehrt und unter dem Einflusse derselben Lebensbedingungen und Bedürfnisse zu einer gleichartigen Lebensform in Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen verschmolzen haben. Die Sprachen, ursprünglich nur Eigenthum einer oder mehrerer verwandter Familien, vermischten sich im Gefolge der Verbindungen, welche diese unter einander eingiengen, blieben aber noch so lange gegenseitig verständlich, als die wichtigsten und nothwendigsten Elemente derselben Gemeingut und noch nicht durch fremde Worte verdrängt waren, welche im Laufe der Zeit theils als Abwandlungen und Verderbniss der früheren Redeformen auftauchten, theils durch herankommende und sich beimischende Gemeinschaften eingeschleppt wurden.

Wir besitzen keinen historischen Maassstab für die Zeitlänge, in welcher sich unter diesen rohen Menschen die Umgestaltung ihres Idioms bis zur Unverständlichkeit vollzieht. Es ist aber wahrscheinlich, dass dafür einige Jahrhunderte vollkommen hinreichen, und zwar dürfte diese Epoche unter Indianern, die mit den europäischen Einwanderern in gar keine Berührung gekommen sind, noch früher eintreten, als bei Jenen, die mit ihnen verkehrten, denn die Berührung höherer Gesittung hemmt einigermassen den Gang dieser sprachlichen Umbildung und Verderbniss, in solange, als der Indianer sich neben dem Europäer abgeschlossen und selbstständig erhält.

Wo aber die indianische Bevölkerung innerhalb eines besonderen Revieres eine Zeit lang sesshaft blieb, da vermehrte sie sich, besonders wenn ungestört von feindlichen Nachbarn, es trat das Bedürfniss nach Behauptung des Familien - und Stamm-Besitzes und gegenseitigen Schutzes mehr hervor. In Folge davon engeres Zusammenschliessen, Bündnisse, die eigenthümlichen, am Körper vorgenommenen Stammes- und Bundes-Zeichen (National-Cocarden), vermöge welcher die Hauptbevölkerung am Yupurá als Juri-pixuna, Schwarzmäuler, begriffen wurde. In gleichem Verhältniss der Volkszunahme kreuzen sich aber auch die Interessen; daher Ausscheiden aus den früheren Verhältnissen, Abzweigung, Trennung, Auswanderung, ja Feindseligkeit und Krieg, der gerade zwischen Stamm- oder Bundesgenossen mit grösster Erbitterung geführt wird. So mögen sich denn aus den oben bezeichneten Heerden in der westlichen Guyana Familien oder Horden, die längere oder kürzere Zeit hier neben einander gehaust und ihre Sprachen vermischt hatten, nach allen Richtungen der Windrose hin ergossen haben, wie die Cariris und Sabujas ins nordöstliche Brasilien, die Carajás an den Araguaya. Sie hängen durch einzelne Sprachelemente, wohl auch durch gewisse Sitten und Gebräuche mit den Guck in den östlicheren Guyanas zusammen. Auch die Sprache der Moxos enthält Anklänge und der allgemeine Name Coco wiederholt sich in den Chamicoco am rechten Ufer des Paraguay. Solche ausgeschiedene Haufen können aber, wenn für längere Zeit in der neuen Heimath sesshaft, wieder neue Mittelpunkte bilden, die sich ebenfalls durch Aufnahme von Nachbarn und Eindringlingen vergrössern, um sich später durch Abtrennung einzelner Glieder oder durch Kriege, die oft den Charakter von Vernichtungskämpfen an sich tragen, aufzulösen oder in der Vermischung mit Andern gänzlich zu verlieren.

Wenn wir daher von Völkern unter diesen Indianern sprechen, so denken wir uns keine Völker in der Bedeutung der Welt-

geschichte. Es sind vielmehr Völker im Werden, Gemeinschaften, welche sich zu einem Volke in historischem Sinne eben desswegen nicht erheben können, weil ihnen das gemeinsame Vehikel ihrer Gedanken, Eine Sprache, und die Veranlassung und Energie zu einer gemeinsamen historischen That fehlt. Oder es sind Völker im Vergehen, welche, vielzüngig neben und zwischen einander sesshaft, unvermögend ihre Vergangenheit traditionell festzuhalten, durch die Macht materieller Bedürfnisse oder jener Leidenschaften, welche so niedrige Zustände beherrschen, wieder auseinandergesprengt werden.

Seit Jahrtausenden wiederholt sich dieser Process, dieser Metaschematismus unter den Amerikanern. Die Heerde, um welche sich Familien oder Horden gruppirten, die Reviere, innerhalb welcher sich eine gewisse Lebensform und Sitte, mehr oder weniger abgeschlossen, geltend gemacht, haben sich ohne Unterlass verschoben und verändert. In gleichem Verhältniss ist die Vermischung der Sprachen grenzenlos geworden, haben sich Sitten und Gebräuche gegenseitig abgeschliffen und ausgeglichen, so dass sie in ihren wesentlichen Grundzügen sich überall gleichartig darstellen. Nur in wenigen Gegenden und auf verhältnissmässig kurze Zeit ist der amerikanische Mensch bis zur Bildung von Völkern und Staaten fortgeschritten, welche gleichsam einen Damm gegen das regellose Anwogen culturloser Haufen aufwarfen. Die hierarchischen Despotien in Peru und Cundinamarca und auch die grosse in mehreren Richtungen sich ausbreitende Wanderung der Tupi-Horden haben übrigens keinen ändernden Einfluss auf diese bunten Bevölkerungen ausgeübt. Das mächtigste Ereigniss aber war die Eroberung des Welttheils durch die Europäer. Die Portugiesen hatten innerhalb der weiten Grenzen Brasiliens nirgends ein Volk im historischen Sinne vorgefunden, wenn man nicht etwa den weitverbreiteten Bund der Tupis so nennen will. Auf die verschiedenen Haufen dieser Tupis und auf die zwischen und westlich von ihnen wohnenden

roheren Stämme der Crens, Gêz, Goyatacaz, die Tapuios d.i. Westlichen drückte die volle und gleichzeitige Wucht einer massenhaften europäischen Einwanderung, welche sich alsbald der ganzen atlantischen Küste bemächtigt hatte und da oder dort ihre Keile tief in den Continent hineintrieb. Im siebzehnten Jahrhundert wirkte auch der Kampf der Portugiesen und Holländer, wobei Indianer auf beiden Seiten standen, mit, um diese in neue Lagen zu versetzen. Aus der Dienstbarkeit, Vermischung mit den Ankömmlingen und aus deren kirchlichen Einflüssen giengen jene Indios mansos oder ladinos hervor, welche einen nicht unbedeutenden Antheil der niederen Volksclassen zumal in dem atlantischen Küstengebiete bilden. Die übrigen Indianer zogen sich ins tiefere Innere oder in unnahbare Waldreviere zurück; aber auch hier empfanden sie die Stösse der ihnen stets näherrückenden Civilisation und haben, mit Ausnahme weniger zahlreichen und streitbaren Horden, ihre Sitze gewechselt.

Etwas anders verhielt sich diess im Gebiete des Amazonas. Die europäische Einwanderung war hier schwächer, und vermochte, lediglich auf dem Hauptstrome vordringend, nur nach und nach gleichsam von einem Flussgebiet zum andern, die Indianer zur Dienstbarkeit heranzuziehen. Diese waren bereits zu einer verhältnissmässig höheren Bildung als die ganz rohen Horden im Südosten Brasiliens fortgeschritten, besonders auch desshalb, weil sie sich schon seit längerer Zeit innerhalb gewisser Reviere sesshaft behauptet hatten. Sie lebten dichter nebeneinander, bewohnten grössere, mit Geschick und für die Dauer aufgeführte Hütten, und begruben ihre Todten in denselben. Alles spricht dafür, dass die Familien, Horden oder Stämme, welche hier ein bestimmtes Flussgebiet inne hatten, als die Portugiesen mit ihnen bekannt wurden, daselbst schon seit längerer Zeit ruhig gelebt hatten. Sie bauten das Land, und waren gewohnt, da das grössere Wildpret im Walde bereits selten geworden, ihre animalische Nahrung vorzugsweise aus den an Fischen und Schildkröten reichen Gewässern zu holen,

welche, ebenso wie das benachbarte Land, als Gemeingut betrachtet wurden. Diese Beschäftigung an ständigen Wohnplätzen hatte sie friedfertig gestimmt, Kunstfertigkeiten und Fleiss geübt, und in jedem Flussgebiete, unter gleichen Natureinflüssen, selbst Horden von weit verschiedener Abkunft zu einem grösseren Ganzen verschmolzen. Als daher die Einwanderer in die einzelnen Beiflüsse des Hauptstromes eindrangen, fanden sie eine Bevölkerung, die in ihren Sitten sich mehr oder weniger gleich war, und so erhielt entweder die Bevölkerung vom Flusse oder dieser von jener den Namen. So sind, um einige Beispiele anzuführen, Jacundá, Uanapú, Mauhé, Marauá, Maçarary, Purús, Uaupê Bezeichnungen geworden, die in der Geographie wie in der Ethnographie eine Bedeutung haben, und oft ist es unmöglich zu sagen, ob die Indianer ihren Namen vom Fluss, ob dieser ihn von Jenen erhalten habe.

Die Anwohner des Yupurá aber, welche uns, wegen ihrer gleichförmigen Sitten, Veranlassung zu dieser Abschweifung gegeben haben, wurden, wie erwähnt, von den Brasilianern unter dem gemeinsamen Namen der Juru-pixuna oder Schwarzmäuler begriffen, ohne dass man dabei an die Frage von ihrem Ursprung gedacht hätte. Als unzweifelhaft dürfte nur anzunehmen seyn, dass die im Vorausgehenden geschilderten Gemeinschaften seit mehreren Jahrhunderten in den Deltas des Yupurá, an dem Strome selbst bis westlich von seinen ersten Fällen (von Cupatí) und zwischen ihm und dem Rio Negro sesshaft gewesen sind, und sich hier in jener Halbcultur erhalten haben, welche sie nun den Brasilianern als Dienstleute empfiehlt. Durch Ueberredung und durch die Lockungen der Civilisation, welcher sie mehr als viele Andere zugänglich sind, werden sie fortwährend in die Niederlassungen am Amazonas herabgeführt. Eine spontane Entfaltung jedoch zu einem Volke wird auch diesem Theile des vielzüngigen Barbarenthumes nicht gelingen. Der Menschenfreund muss sich daher daran gewöhnen, selbst diese minder rohen und durch ihre körperliche Erscheinung

ausgezeichneten Indianer so zu betrachten, dass sie bestimmt seyen, als ein passives Mischungselement in den welthistorischen Process der Völkerbildung einzutreten, welchen auch hier die weisse Raçe einleitet.

Allerdings aber zeigt diese Verschmelzung, worin der Indianer als solcher allmälig aufzugehn bestimmt scheint, auch eine dunkle Schattenseite. — Staat und Kirche haben nämlich, seit die Ansiedler mit diesen sesshaften Indianern in Verkehr getreten sind, vielfache Anstrengungen gemacht, um sie zur Niederlassung unter und neben den Weissen zu vermögen, und durch zahlreiche sogenannte Descimentos (Herabführungen) sind viele Ortschaften am Solimôes, am Rio Negro und am Branco gegründet worden. Man ist aber zur Erreichung dieses Zweckes nicht bei den gesetzlich gestatteten Mitteln der Ueberredung und des Vertrags stehen geblieben, sondern hat die zwischen den verschiedenen Indianerhorden ererbten Feindseligkeiten oder neuausgebrochenen Zwiste benützt, um sich solche Indianer zu verschaffen, welche von ihren Feinden waren zu Gefangenen gemacht worden. Diese, von ihren Besiegern eingetauschten Indianer (Losgekaufte, Indios de resgate), obgleich nach dem Gesetz frei, werden nichtsdestoweniger wie Sclaven betrachtet und behandelt. Die Regierung ist, auch mit den gerechtesten Absichten, in den menschenarmen entlegenen Gegenden oft ausser Stand, dieser Art von Sclavenhandel entgegenzutreten und die neuesten mir zugegangenen Berichte lassen annehmen, dass er noch immer in einigen Gebieten, namentlich an den Grenzen des Reiches, schwunghaft betrieben wird.

Die im Vorhergehenden beschriebenen Bewohner des Yupurá-Gebietes sind der Rechtswohlthat brasilianischer Bürger theilhaftig; sie können nicht gewaltsam gezwungen werden, ihre Wohnsitze aufzugeben, um näher bei den Weissen in deren Dienst zu treten. Aber jenseits der Grenzen wohnen Horden, die kein Gesetz schützt, kein Arm der Gerechtigkeit erreicht. Sie sind es vorzugsweise,

welche diesen Sclavenhandel treiben, indem sie bald jenseits bald diesseits der brasilianischen Grenzen Feinde oder schwächere Nachbarn überfallen und die Gefangenen, Männer, Weiber und Kinder entweder an die Häuptlinge, welche längs des Stromes wohnen, oder an Brasilianer verkaufen, die hier von Zeit zu Zeit erscheinen.

In dem grossen Amazonasgebiete sind es nämlich die Indianer, welche die Artikel für den Welthandel liefern. Sie sammeln die Naturproducte *) und verkaufen sie an die Brasilianer, welche in einer überaus thätigen, selbst abentheuernden Handelschaft einen der portugiesischen Raçe angeerbten Trieb befriedigen, und auch die einfache Industrie **) Jener für ihre Handelszwecke ausbeuten. Selbst die entbehrlichsten Nahrungsmittel, Mandiocca-Mehl, getrocknete Fische und das Fett aus Schildkröten-Eiern werden oft aus entfernten Gegenden herbeigeholt und bei der Geringfügigkeit des Landbaues finden sich die volkreichen Ortschaften oft von der indianischen Industrie abhängig. Die brasilianische Regierung ist

* Salsaparilhe (von Smilax papyracea, syphilitica u. a.), Cacao (Theobroma Cacao), Nelkenzimmt (Cravo, Imyra kiynha, Dicypellium caryophyllatum), Copaivbalsam (Copaifera officinalis, Jacquini u. a.), Piassaba, die Blattstielfasern einer Palme (Leopoldinia Piassava), Pucherimbohnen (Nectandra Puchery major et minor), Maranhon-Nüsse (Bertholletia excelsa), Tonkabohnen (Dipteryx odorata), Pech (Jagoaracyca, Breu, von mehreren Arten Icica), Samaúma, die Samenwolle (von Bombax und Eriodendron), Vanille (Vanilla aromatica u. a.) Andiroba-Öl-Samen (Carapa guyanensis), Copal, Wachs, Tauriri (Baumbast zum Kalfatern) u. s. w.

**) Indianische Erzeugnisse sind: Carajurú oder Chica Roth (Bignonia Chica), Orlean oder Rocou (Bixa-Orellana), Guaraná (Paullinia sorbilis), Mandiocca-Mehl, Stärkmehl (Tapioca), feines Stärkmehl (Goma), getrockneter Fisch, Fasern zu Flechtwerk (Tuçum) und daraus bereitete Schnüre, Stricke, Hängematten, Körbe, bemalte Trinkschalen oder Cuias Federschmuck und elastisches Gummi. Das aus der Milch des Siphonia-Baumes über Formen erhärtete Cautschuck heissen die Indianer, nach dem portugiesischen Seringa, Yeringa; nur das fossile Tapicho (vergl. S. 440) wird von den rohen Horden gesammelt

daher bemüht, die Erzeugung von Victualien bei den Indianern zu befördern, in der doppelten Absicht, der weissen Bevölkerung, die nicht selbst Landbau treiben kann, eine regelmässige Zufuhr zu sichern und die Indianer durch Feldbau an bleibende Wohnsitze zu gewöhnen. Sie kann diess nur, indem sie ihren Bürgern den Handel mit den Indianern erleichtert. So geschieht es, dass unternehmende Zwischenhändler, begünstigt von der Regierung, ihre, mit den beliebten Tauschartikeln befrachteten Kähne in den Flüssen weit hinaufführen, und jenseits der letzten christlichen Niederlassungen auch mit solchen Indianern in Tauschverkehr treten, welche der brasilianischen Botmässigkeit nicht unterworfen, sich in voller Freiheit, unberührt vom Missionswerke und von der Administration eines geordneten Staatswesens, als alleinige Herren des von ihnen bewohnten Landstriches betrachten. Auch bis zu den entferntesten und wildesten Horden hat sich der Wellenschlag des europäischen Handels verbreitet. Sie alle wissen, dass sie gegen die Producte ihrer eigenen Industrie, und gegen die von ihnen gesammelten Naturproducte die ihnen wichtigen Artikel: Aexte (gî), Waldmesser (kycé-apára), Messer (kycé), Nägel (itapuan), Angeleisen (pindá), Spiegel (guaruá), Baumwollenzeug (äoba, tocuyo), Branntwein (cauim sobaigoara), Taback (petum), Salz (jukyra), Glasperlen (port. Missanga) — eintauschen können. Aber die Erzeugung und Einsammlung ihrer Waaren ist mühsam, sie werden im Tausche zu unglaublich niedrigem Werthe angeschlagen, und da der Weisse die Erwerbung von Arbeitern, die ihm Sclavendienste verrichten, als den vortheilhaftesten Handel betrachtet, den er auf seinen mühvollen und gefährlichen Expeditionen machen kann, so ist die Versuchung gross, für den Wilden auf Menschenjagd auszugehn, für den Brasilianer zu ihr aufzumuntern. Folge solcher Zustände in den entlegenen, der Autorität des Staates nicht zugänglichen Gegenden ist, dass die indianische, aus schwachen Gemeinschaften gemischte Bevölkerung wie vogelfrei in fortwährender Unsicherheit und in einem Kriegsstande lebt und

auch ohne andere Veranlassung sich gegenseitig überfällt, um Kriegsgefangene zu erbeuten. Der brasilianische Handelsmann kann allerdings die Uebernahme solcher Gefangenen mit der Erwägung beschönigen, dass diese Opfer unter dem Schutze ihrer künftigen Arbeitsgeber einer ruhigeren und glücklicheren Existenz entgegengehn, als sie in der Heimath ist, wo sie gefährden, von Ihresgleichen gleich wilden Thieren gehetzt zu werden. Nichtsdestoweniger muss dieser Zustand als das tiefste moralische Gebrechen dieser Landschaften bezeichnet werden, und er ist um so bedauerlicher, als auch solche Indianer, welche noch innerhalb der Grenzen Brasiliens wohnen, weil sie den Schutz des Staates nicht geniessen können, in Sclaverei abgeführt werden. In dem obersten Gebiete des Yupurá sind es die sogenannten Miranhas, die Umáuas, Macús, Macunás und Coretús, welche die Menschenjägerei zu einem Geschäfte machen.

8. Die Miranhas.

Wenn man den sesshaften friedliebenden Indianer im untern Gebiete des Yupurá nach den Miranhas fragt, so malen sich Furcht und Abscheu in seinen Mienen, und er verleiht seiner Schilderung von Menschenfressenden, ruchlosen, gewaltthätigen Feinden, vor denen Niemand sicher sey, besonderen Nachdruck durch die Nachricht, dass sie sehr zahlreich ein ausgedehntes Revier bewohnten. Man schätzt auf 6000 die Zahl dieser Miranhas, welche von dem Flusse Cauinary nach Westen, zwischen dem Içá und Yupurá vorzüglich auf der Südseite des letztern Stromes hausen. Sie sollen die Wälder fünfzehn Tagereisen landeinwärts vom Strome, d. h. auf wenigstens fünfzig Legoas weit, einnehmen. Sie bilden jedoch keinen abgesonderten, selbstständigen Stamm; es werden vielmehr unter ihrem gemeinsamen Namen (verdorben Miraia und Miragnos), der der Tupi - Sprache angehört und mira - nhane d. i. Leute, die laufen, herumschweifen, Strolche, gesprochen werden sollte, verschiedene Banden begriffen, die weder in Herkunft noch im Dia-

lekte übereinstimmen, verschiedenen Häuptlingen gehorchen, nicht selten unter einander Krieg führen, und sich den sesshaften Indianern eben nur dadurch als eine Gemeinschaft geltend machen, dass sie gegen die Nachbarn keinen Frieden halten, und je nach Gelegenheit das Recht des Stärkern ausüben. Sie lassen sich demnach mit den Canoeiros, den Múras, manchen Horden der Caraiben oder mit den Vagabunden und Wegelagerern am Ucayale (die sich aus den Horden der Conibos, Setebos, Pirros, Amujuacas und Remos zusammenthun) vergleichen. In den unbekannten Gegenden, wo sie sich umhertreiben, empfinden sie den Druck europäischer Civilisation nicht, und je näher ihnen die Colonisten kamen, um so eifriger haben sie sich dem Krieg mit friedlicheren Nachbarn und dem Menschenraube ergeben. Durch eine eigenthümliche Verflechtung der Umstände geschieht es also hier, dass gerade das Anrücken europäischer Civilisation diese Indianer in einer Barbarei zurückhält, ähnlich dem Zustande vor der Conquista. Die guten wie die schlimmen Züge der ungebändigten Menschennatur treten uns hier in ungeschminkter Offenheit entgegen. Für mich, der ich mehrere Wochen unter den Miranhas zugebracht habe, gestaltete sich der Gesammteindruck um so ungünstiger, als dieser Wilde, obgleich im Besitze derselben Cultur, welche auch seine friedlicheren Nachbarn erreicht haben, zwischen ununterbrochenem Kriegszustand, Raub, Mord und Menschenjägerei, in einen Zustand von tiefer Verwilderung und bis zur Anthropophagie zurückverfallen ist. Vom moralischem Standpunkt schien mir selbst ein Vergleich mit dem roheren Botocudo zu Gunsten dieses zu sprechen, denn statt der brutalen Bedürfnisse, die diesen beherrschen, wirken hier verfeinerte Leidenschaften und erhöhte Schlauheit als Triebfedern. Dass aber dieser tiefe Stand wirklich nur die Folge der entartenden, das sittliche Gefühl abstumpfenden Lebensweise der Männer sey, dafür spricht die Gutartigkeit des weiblichen Geschlechtes, dem man auch hier das Zeugniss von Fleiss, heiterer Gutmüthigkeit und treuer Erfüllung despo-

tisch auferlegter Pflichten ausstellen muss. Dieser Zug milderer Gesinnung (dessen Analogie man allerdings auch beim weiblichen Geschlechte der Thiere findet) begegnet uns überall in der amerikanischen Menschheit, und mahnt an die Frage, welche Mittel in Bewegung gesetzt werden könnten, durch das schwächere Geschlecht an der Civilisation des stärkeren zu arbeiten?

In diesen Miranhas tritt der Typus der amerikanischen Raçe, unter Begünstigung der angeerbten Lebensweise, augenfällig hervor, Es sind kräftige, wohlgebaute, dunkel gefärbte Leute. Ihre breite Brust entspricht dem breiten Antlitze, welches noch mehr in die Quere gezogen erscheint durch den abscheulichen Gebrauch, in den durchbohrten Nasenflügeln Holzcylinder oder Muschelschälchen zu tragen. Dieses Abzeichen entstellt mehr als ein anderes, besonders wenn die Ausdehnung der Nasenflügel so weit getrieben worden, dass sie den Nasenknorpel bloslegt. Dann müssen die Nasenflügel gestützt werden, wesshalb man auf ihrer Innenseite das spiralig eingerollte Bändchen einer Palmenfieder herumlegt. Die Weiber, welche immer Zeit und Lust haben sich zu putzen, treiben es hierin am weitesten, so dass manche die Ringe der Nasenflügel über die Ohren stülpen müssen, damit sie nicht schlaff herabhängen. Auch das Zuspitzen der Eckzähne, was man so häufig bei rohen Negern findet, kommt hier vor. Bisweilen schwärzen sie alle Zähne. Den Haarwuchs am Kopfe trägt der Miranha in ungeordneter Fülle, sonst zerstört er ihn wie alle Anderen. Selten führt er als Temetara ein Pflöckchen (Taboca) quer im Nasenknorpel, aber häufig ist dieser Schmuck oder ein Büschel Arara-Federn in den Ohren. Die Taboças sind gemeiniglich anderthalb Zoll lang, von der Dicke eines Schwanenkiels und an beiden Enden roth bemalt. Die wenigsten haben Tätowirungen im Gesicht; sie scheinen sich also nicht oft durch Individuen aus den östlich von ihnen wohnenden Juru-pixunas zu verstärken. Ein ganz eigenthümliches Abzeichen, welches diese Miranhas mit den Umáuas gemein haben,

von denen sie sich vielleicht erst neuerdings abgesondert haben, bildet ein Leibgurt aus weissem Turiri-Bast, der fast das Ansehn eines Bruchbandes hat. Er fehlt keinem erwachsenen Manne. Dieser zwei Zoll breite Gürtel wird straff um die Lenden, und ein anderes strickförmig zusammengedrehtes Stück Bast wird zwischen den Schenkeln durchgezogen. Das letztere ist vorne angeknüpft, und ragt hinten in der Kreuzbeingegend, wo es mit dem Quergurte verschlungen ist, frei hervor, so dass es wahrscheinlich zu der vielverbreiteten, sogar von einem Geistlichen unter Siegel bestätigten Sage von geschwänzten Indianern am Yupurá Veranlassung gegeben hat*). Innerhalb des Lendengurtes befestigen sie bisweilen auf jeder Seite einen Büschel von hobelspänartigen Stücken des wohlriechenden, röthlichen Holzes eines Lorbeerbaumes, das ihnen vielleicht als eine Auszeichnung, wie in Europa die Epaulets, gilt. Diese eigenthümliche Abschnürung des Körpers bezweckt wahrscheinlich eine Erleichterung beim Laufen. Dagegen sieht man hier die straffen Bänder um Knie- und Armgelenke nicht, die zu den National-Abzeichen der Caraiben und im Gêz-Stamme gehören.

Als Banden der Miranhas zwischen dem Yupurá und dem Uaupês werden die Carapaná-(Schnacken), die Oira-açu (Grossvogel)-Indianer, die Muriatês (Mariatês), was „Feinde, schau auf" (Mora oder Mara te!) bedeutet**), und die Tarianas, d. i. die Nehmer oder Räuber (tari) genannt. Wie sehr die Idiome derselben auseinandergehn, mag eine Vergleichung derselben***) darthun. Die Carapaná-Tapuüia wohnen zunächst am Hauptflusse zwischen dem Reviere der Juris und dem Wasserfall von Arara-coara, und da sie

*) Monteiro Diario de viagem p. 55. Accioli de Cerqueira Corographia paraënse p. 123. Spix u. Martius Reise III. 1243. Castelnau V. 105. Herndon I. 250.

**) Von ihnen wird berichtet, dass sich die Weiber nach der Geburt im dichtesten Walde verbergen, damit der Mondschein ihnen und dem Säuglinge keine Krankheit verursache. Auch hier also die weitverbreitete Meinung von der menschenfeindlichen Wirkung des Mondes, besonders des Vollmondes.

***) S. diese Beiträge II. 260. 277. 279.

dadurch im Handel mit den Weissen begünstigt werden, haben sie für ihren Menschenraub das System der Holzpauken ausgebildet. In jeder Malloca liegt jener hohle Klotz, dessen Töne in kurzer Zeit alle streitbaren Männer zu einem Raubzug zusammenrufen können. Der fortdauernde Kriegszustand, worin sich diese „Strolche" gegen die unter dem ihnen gemeinsamen Namen begriffenen Haufen wie gegen Andere befinden, ist aber auch Ursache, dass hier die Anthropophagie noch im Schwange geht. Nur selten verfällt der Mensch in diesen fruchtbaren und fischreichen Gegenden einem Hunger, der ihn zwänge, auf seines Gleichen wie auf ein zahmes Wild Jagd zu machen. Die weibliche Bevölkerung ist mit so instinctivem Fleisse dem Anbaue von Nährpflanzen und der Mehlbereitung ergeben, dass es nicht leicht zu jener Extremität des Hungers kommt. Aber ausser allen übrigen Veranlassungen zu Streit und Krieg zwischen den Söhnen des Waldes, reizt ihn die Aussicht, seine Gefangene vortheilhaft zu verkaufen zu fortwährenden Kämpfen, und ein bei dieser Veranlassung getödteter Widersacher wird als Edelwild, das sich zur Wehre gesetzt hat, wie im Triumph, verspeisst *). Es ist also weder dringender Hunger noch Nationalhass, sondern Berechnung einer seltenen, leckeren, den rohen Stolz befriedigenden Mahlzeit, in gewissen Fällen vielleicht auch Blutrache und Aberglauben, was diesen Wilden zum Cannibalen macht. In der Kette ungünstiger Verhältnisse, welche ihn in seiner Entmenschung erhalten, ist die Anthropophagie eines der mächtigsten Glieder. Von allen thierischen Zügen in der sittlichen Physiognomie des Menschen ist sie der thierischste, und obgleich sie ehemals vielleicht bei allen Völkerschaften Brasiliens (nicht blos bei den alten Tu-

*) Der Miranha saugt dem Erschlagenen das Blut nicht aus, wie diess von noch roheren Stämmen im Süden berichtet wird, zieht gebratenes Fleisch dem gesottenen vor und hebt wohl auch gedörrte Theile als Vorrath auf.

pis) im Schwange gieng, ist sie doch gegenwärtig bei den Meisten verabscheut. Die europäische Cultur kann sich rühmen, erfolgreich gegen diese entmenschte Sitte gekämpft zu haben. Schwieriger wird es ihr aber fallen, auch Menschenraub und Menschenhandel auszurotten. Es ist dieser Triumph europäischer Civilisation nur zu erwarten, wenn es gelingt, feste Ansiedlungen der Weissen nicht blos bis zu den entlegensten Horden vorzuschieben, sondern sie auch hier mit fester Hand gesetzlich zu überwachen.

Wie die östlichen Nachbarn wohnen die Miranhas in grösseren viereckigen Hütten, mit Lehmwänden und einem Giebeldache aus Palmblättern. Das kleine dunkle Gemach, wohin sich viele Horden zur Regenzeit gegen die Plage der Stechfliegen (Pium, Jatium, Carapaná, Murusoca) flüchten, sieht man hier nicht, wahrscheinlich weil man sich durch lange Hemden aus Turiri (Tauari *) zu schützen pflegt. Diese Art von Tipoia (am Ucayale Cuschma genannt) ist ein Industrie- und Handelsartikel der Miranhas.

Mehrere grosse Bäume aus der Familie der Lecythideen (Eschweilera, Couratari) besitzen eine dicht verwebte, dehnbare Bastschicht, welche von dicken Aesten oder von ganzen Stämmen

*) Als Beispiele von im Laute verwandten Worten für Gegenstände, die in einer gewissen Beziehung zu einander stehen, selbst bei entfernt von einander wohnenden Indianern, führen wir an, dass Tauri bei den Chavantes faulen, maceriren bedeutet, Tururú bei Galibis der Baum Sterculia Ivira ist, dessen Bast (Embïra: tupi) ebenso wie der der Lecythis-Bäume verwendet wird, — dass die erwähnten Bastgewänder bei den Indianern am obern Orenoco Marima heissen (Humboldt ed. Hauff IV. S. 100), welches Wort als Uarima für Malvaceen mit dehnbarem Baste bei den Barés und andern Horden des Rio Negro, als Guarumá für die Maranta mit Stengeln zu Flechtwerk in der ganzen Guyana, als Uaxima oder Guajima am Amazonas gebraucht wird, und als Guaçum für Guazuma polybotrya, einen Baum mit dehnbarem Baste, auf Haiti schon von Oviedo gehört wurde.

so vorsichtig abgezogen wird, dass sie, einige Zeit in Wasser eingeweicht und dann mit Knütteln geschlagen, als Hemd ohne Naht und Aermel dient. Für die Arme wird es aufgeschlitzt. Auch kleine Schürzen (tanga), manchmal mit Federn bekleidet, werden daraus verfertigt. Für diesen Gebrauch und zu viereckigen Kästchen über ein Gestell von Palmenholz-Leisten gezogen, worin Federschmuck uud andere Kostbarkeiten aufbewahrt werden, verwenden sie den dickeren und schmiegsameren braunen, für die Maskengewänder und Leibgurte den lockergemaschten, steiferen weissen Bast. Das Material wird auch in grosse cylindrische Packen zusammengerollt als Tauschwaare unter den Nachbarn verbreitet.

Das wichtigste Erzeugniss ihres Kunstfleisses aber sind die Hängematten (Kyçaba) aus den Fasern von Palmblättchen. Es sollen deren alljährlich einige Tausend in den Handel kommen, die zum Theil über Pará nach Westindien ausgeführt werden. Die Männer nehmen an dieser Manufactur Theil, indem sie das rohe Material beischaffen. Um die noch unentwickelten, blassen, weicheren und schmiegsameren Blätter zu erhalten, welche den innersten Schopf der Palmenkrone bilden, muss in den meisten Fällen der Stamm umgehauen werden. Es sind vorzugsweise Arten von der Gattung Astrocaryum (Tucumá, vulgare, Jauarí; Chambira in Maynas), welche die wegen Feinheit und Zähigkeit beliebtesten Fasern in den Blättchen ihrer Fiederwedel liefern. Die Stämme, von schwarzem, hartem Holze, sind mit langen schwarzen Stacheln bewehrt und nur nach Fällung zugänglich. Auch manche Arten der Marajá (Bactris), niedrigere, in dichten Büschen auf Sumpfland wachsende und sich durch Stockausschlag erneuernde Palmen, werden verwendet; und in andern Gegenden, wie am Uaupês und Içanna, theilweise wohl auch bei den Miranhas, benützt man die majestätische Miriti (Mauritia flexuosa), deren colossale Fächerblätter zwar mehr, aber minder geschmeidige Fasern liefern und desshalb möglichst jung verwendet werden. An sandigen Orten wachsen auch

Ananasstauden und pseudoparasitisch an Bäumen die Gravatás, andere Bromeliaceen, deren Blätter ein besonders zähes und feinfaseriges aber schwieriger abzusonderndes Material liefern. Die Blättchen der Fiederpalmen werden von der Mittelrippe abgeschnitten, die einzelnen Strahlen der Fächerblätter werden sorgfältig der Länge nach gespalten und dann in schmale Bändchen zersplissen, welche in Bündel geordnet werden. Nachdem dieser Stoff abgewelkt, bisweilen auch noch für einige Zeit in Wasser eingeweicht und im Schatten wieder getrocknet worden, geht er nun zu weiterer Verarbeitung in die Hände der Indianerin über.

Am Boden niedersitzend, bricht sie auf dem Knie mit einer geschickten Bewegung der Finger jedes einzelne Bändchen und spaltet es so, dass die parallelen Längsfasern als dünne Stränge zurückbleiben. Zwei von diesen zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand gefasst, legt sie auf den rechten Schenkel, drillt sie unter dem Ballen der rechten Hand einzeln (aipoban) und sofort gegen einander zum zweitenmale (aipomombyk) zu der Dicke eines gewöhnlichen Bindfadens zusammen. Die aufgelockerten Enden der einzelnen Schnüre werden durch eine ähnliche Manipulation zusammengedrillt und das Ganze in cylindrische Knäuel gerollt. Diess ist die am Solimões und seinen Beiflüssen gewöhnliche Behandlung. Sehr feine Fasern (Tucum), besonders der jungen Tucumá-, Marajá- und Gravatá-Blätter werden durch Kämmen gewonnen. Sie erscheinen, gleich unserm Flachse in graugrünliche Reisten gebunden manchmal im Handel und werden entweder in der angegebenen Weise oder mittelst einer Spindel aus schwarzem schwerem Palmenholze gedrillt und in grössere cylindrische Knäuel zu Schnüren und Stricken verwendet, die sich durch ihre Haltbarkeit empfehlen. Die feinsten und kostbarsten Angelschnüre und auch kleine Säckchen, Matirí, caraibisch Japú (der Name ist ohne Zweifel von dem beutelförmigen Neste des Cassicus hergenommen), werden aus diesem Materiale gefertigt. Auch aus Baumwolle (Ama-

nym), die übrigens hier wenig angebaut wird, spinnen diese Indianer Fäden, zu ihren Gelenkbinden, Federschmuck und, wie z. B. die Tecunas, auch zum Einschlag der Hängematten. Grobe baumwollene Zeuge aber werden ihnen ungefärbt (als s. g. Tocuyo) besonders aus Maynas von Tarapoto und gefärbte (Riscado) von Pará aus zugeführt. Die Hängematten werden in folgender Weise hergestellt. Ueber zwei runde Hölzer von fünf bis sechs Fuss Länge wird die den Zettel bildende Schnur gespannt, so dass die einzelnen Umläufe derselben, wie die Saiten einer Harfe parallel neben einander zu liegen kommen. Diese Hölzer werden an einem senkrechten Pfahle oder an der Wand der Hütte übereinander befestigt, und die Indianerin knüpft nun mittelst eines glatten Stäbchens, statt des Weberschiffchens, zwei andere Schnüre als Einschlag wagerecht in parallelen, etwa einen Fuss breit von einander abstehenden, in der Mitte mehr genäherten Binden, durch den Zettel durch. Auch gekreuzte Zettel kommen vor, und überhaupt steigt der Werth des Fabrikates mit der Zahl des Einschlages und der Kostbarkeit des für diesen verwendeten Materials. Viele Indianer wissen auch diese Flechtstoffe mit vegetabilischen Pigmenten zu färben: blauschwarz mit der gerotteten Beere des Genipapo-Baumes, gelblicht mit dem Schleimharze von Vismia, orange mit der Chica oder dem Carajurú. Auch diese Industrie wird vorzüglich von den Weibern geübt. Sie haben Geduld, von den eingeweichten Samen der Bixa die färbende Hülle mit den Fingern abzureiben, und, mit Oel oder Lamantinfett getränkt, in kleinen Tiegeln für ihre Toilette aufzubewahren. Die prächtige rothe Farbe der Chica (Vermilhão do Pará) wird aus den eingebeizten Blättern des Schlingstrauchs Bignonia Chica gefällt. (Nach Avé Lallemant, Reise durch Nordbrasilien II. 140 mit dem Zusatze der Rinde Arayana). Eine gelbe Farbe wird aus dem Holze der Guariuba (Maclura) durch Kochen gewonnen. Schwarz werden besonders die groben Baumwollenzeuge gefärbt, worein sich manche Indianerinnen, wie z. B. die

Passés, mit Vorliebe kleiden. Man tränkt die Zeuge mit dem an Gerbestoff reichen Absude verschiedener Rinden (vom Baume Macucú, Ilex) und Früchte (Vochysia?), und vergräbt sie auf einige Zeit in den schwarzen, feinen, eisenhaltigen Schlamm, der sich hie und da an den Flussufern findet.

Die Vollkommenheit, worin der Indianer diese Flechtarbeiten ausführt, muss, bei der Geringfügigkeit seiner Hülfsmittel, in Verwunderung setzen. Für den Mann ist, besonders wenn er den harten Stamm der Stachelpalme mit einer steinernen Axt fällen, die Wedel mit einem Messer aus geschärftem Bambusrohr abschneiden muss, die Beschaffung des Rohmaterials sehr mühsam. Da von einer Palmenknospe nur ein halbes bis anderthalb Pfund Fasergarn gewonnen wird, so waren schon für Eine Matte, die drei bis fünf Pfund wiegt, mehrere Stämme der stachlichten Palmenarten umzuhauen oder der hohen Miriti zu erklettern. Aber die bei weitem längere Mühwaltung fällt dem Weibe zu. Jede Hängematte wird bei einer Länge von sieben bis acht Fuss aus 390 bis 400 Strängen im Zettel hergestellt; es mussten demnach dafür 3200 Fuss Doppel- oder 6400 Fuss einfacher Schnüre, und für Einschlag und die Stricke, womit die Hängmatte befestigt wird, wenigstens noch 300 Fuss gedrillt werden. Obgleich die Arbeit mit grossem Geschick gefördert wird, sind doch sechs Wochen zur Vollendung eines Stückes nothwendig *). Wo europäische Kunstfertigkeiten ins Mittel treten, werden die Hängematten länger und weiter aus mehrfarbigen Strängen gearbeitet und mit Bordüren aus bunten

*) An Ort und Stelle empfängt der Indianer für eine dieser einfachen Hängematten, wie sie im ganzen Amazonasgebiete häufig verwendet werden, 12½ Cents in Silber oder ¹/₁ Dollar in Tausch-Effecten. In der Barra do Rio Negro galt eine dergleichen im Jahr 1820 500 Reis oder 1²/₅ Gulden, gegenwärtig ist in Pará der Preis 6000 Reis. Vergl. Herndon I. 226. Avé Lallemant II. 184.

Vogelfedern verziert. Nichts spricht so sehr zu Gunsten des indianischen Weibervolkes, als der zähe, unermüdliche Fleiss, womit es sich, ohne irgend eine Aussicht auf persönlichen Vortheil, der Herstellung solcher mühsamer Fabrikate unterzieht. Ueberhaupt aber lehrt der Einblick in Leben und Naturell dieser Wilden, dass das weibliche Geschlecht, aller sclavischen Unterordnung ungeachtet, eben vermöge seiner heiteren Geschäftigkeit in Besorgung des Haushaltes, grosse Gewalt *) über die Männer besitzt, und es könnte bei dem Civilisationswerke eine Vermittler-Rolle übernehmen. In dieser Beziehung erschiene es besonders vortheilhaft, die Weiber mit jenen Erzeugnissen europäischer Industrie bekannt zu machen, welche sie als Hülfsmittel der ihrigen gebrauchen und unschwer sich aneignen könnten. So also Grabscheit, Hacke und andere Geräthe zur Bestellung des Mandiocca-Feldes, Messer**), Reibeisen oder das unter den Weissen übliche gezähnte Rad statt des Jbycei, tragbare Pressen statt des Typyti, Ferment zur Brodbereitung, Seiher und Trichter, Haspel und Spinnrocken, Nähnadel und Scheere u. s. w. Man hat bis jetzt den Indianern fast nur die grössten und unentbehrlichsten Werkzeuge für die Arbeiten der Männer zugeführt und im Tauschverkehre stellen sich die Preise zu ungünstig für ihn, der immer noch eine zerbrochene Messerklinge an eine Schnur befestigt um den Hals trägt. Würden die Hülfsmittel indianischer Industrie ohne Kargen durch die unzugänglichen Wälder verbreitet, so könnte der brasilianische Handelsmann die Schachte eines kaum aufgeschlossenen Naturreichthums mit vervielfachten Kräften ausbeuten.

*) Vergleiche über die sociale Stellung des weiblichen Geschlechts unter den Indianern J. Joaq. Machado de Oliveira in Revista trimens. 1842 p. 168 und daraus Mello Moraes Corograf. Bras. II. 333 ffl.

**) Zum Abschälen der Wurzelrinde, was oft mit den Zähnen geschehen muss.

Die Umáuas.

Westlich und nordwestlich von dem Reviere der Miranhas, in Gegenden, welche von civilisirten Menschen noch kaum betreten worden sind, wohnt eine Horde, die von den halbwilden Indianern am untern Yupurá Umáuas oder Umáuhas genannt werden. Die Brasilianer bezeichnen sie gleich den Miranhas als „Espartilhados“ d. h. als Geschnürte, wegen der Leibgurte, welche sie schon den männlichen Kindern sehr enge anlegen sollen, um möglichste Schlankheit des Unterleibs zu erzielen. Sie werden als sehr rohe, den östlichen Nachbarn feindliche Menschenfresser geschildert. Ihr Gebiet soll nur theilweise mit Wald bedeckt seyn, und als Indios camponeses wären sie auf eine andere Lebensweise als die Bewohner der fruchtbaren Wälder in der Nähe der Flüsse angewiesen. In die östlichen Gegenden am Yupurá kommen sie nur herab, wenn sie Urari-üva, den Strauch des Pfeilgiftes, der bei ihnen nicht wächst, holen, oder auf die Miranhas, ihre Todfeinde, Jagd machen. (Als eine andere, ihnen feindliche Horde werden die Huaques (Huatés, Guatés) genannt, von welchen Alex. v. Humboldt berichtet, dass sie Murcialegos, Fledermäuse genannt wurden, weil sie ihren Gefangenen das Blut auszusaugen pflegten. Man beschreibt auch sie als schlanke, aber arbeitsrüstige Leute, von Jugend auf um die Lenden mit Turiri-Bast gegürtet). In diesem Schmucke kommen sie alle mit den Yaguás oder Ujaguás (Achaguas?) überein, welche auch noch der Anthropophagie ergeben sind. Sie wohnen besonders am Napo in kegelförmigen Hütten, die für mehrere Familien abgetheilt sind, beschäftigen sich viel mit Flechtarbeit und sind theilweise zwischen Pebas und Cochiquinas aldeirt worden. Zwischen dem Napo und dem obern Yupurá ist die Bevölkerung, wie das Wild des Waldes, in wechselnder Bewegung, und man sieht insbesondere am Tonantins, als einem fischreichen vielbesuchten Flusse, „Indios espartilhados“, welche diesen verschiedenen Horden angehören mögen. Die Umáuas

rudern stehend und geben ihren Einbäumen (Ubás) solche Geschwindigkeit, dass es fast unmöglich ist, sie einzuholen. Sie stehen nicht mit den Brasilianern, wohl aber mit den novogranatinischen Ansiedlern, an welche sie gelbes Wachs vertauschen, in Verkehr. Im Verfolge mehrfacher Combinationen, abgeleitet aus den schwankenden Nachrichten über die früheren Wanderungen und Sitze der Omaguas hat man diese Umáuas mit der Tupi-Horde der Omaguas identifizirt. Es unterliegt aber keinem Zweifel, dass hier die Aehnlichkeit des Namens Grund einer Verwechselung geworden ist. Die Umáuas auf dem trocknen steinigen Landstrich, durch welchen der Cunhary (Cunaré oder Comiary) und dessen Beifluss der Rio dos Enganos (mit seinem Aste dem Rio Messai oder dos Umáuas) zum Yupurá herabkommt, haben sich wahrscheinlich, gleich andern auf Fluren lebenden Indianern, aus mannigfachen Horden verschiedener Herkunft zusammengemischt, und können, wie viele Andere, unter dem allgemeinen Namen der Agoas, Avas, Abas d. i. Männer oder Herrn begriffen worden seyn, welchem wir nördlich und südlich der Linie mehrfach begegnen. Umauá aber ist ein Schimpfname in der Sprache der nicht weit von ihnen wohnenden und ihnen feindlichen Jupuá und heisst Kröten-Indianer, uma-ava. Die Miranhas aber, deren Name jünger als der des Umáuas ist und erst vorkommt, seitdem die Portugiesen im Yupurá vorgedrungen sind, scheinen sich, wie erwähnt, von ihnen, mit denen sie im Nationalabzeichen des Lendengurtes übereinkommen, feindlich abgetrennt und jenseits der Wasserfälle gen Osten gezogen zu haben *)

---

*) Wenn Georg von Speier (i. J. 1535 — 1537) auf seinem Zuge nach dem Dorado in ihr Revier gekommen, so ist die Veränderung des Namens schon aus der spanischen Schreibung erklärlich. Vergl. Humboldt Reise ed. Hauff IV. 184, 283 ffl. Spix u. Martius Reise III. 1193, 1255, 1261.

10. Die Macús und Macunás.

In den entlegensten Einöden am oberen Yupurá werden auch die Macús genannt als sehr rohe, nomadische Anthropophagen, ohne Hütte und Pflanzung, ohne Hängmatten auf Palmblätterbüscheln schlafend, nackt und ohne ein Abzeichen der Horde am Körper. Ihr Name soll die „Faulen" bedeuten. Wahrscheinlich wird er ohne Rücksicht auf Herkunft Solchen ertheilt die, wie die Múra, allen sesshaften Indianern feind und von ihnen verfolgt, umherschweifen. Man giebt sie im Gebiete des Yupurá, des Uaupês, und an dem Cauaburi, Padauari, Urubaxi, Meriá und Coriuriay an. Einzelne Familien sind früher in die Ortschaften von Maripi, Castanheiro, Curiana und Iparaná geführt worden *). Als eine bedeutende Horde kommen sie in keinen Betracht, und da gemeldet wird **), dass man bei ihnen gekräuseltes Haar bemerke, so ist es wahrscheinlich, dass auch aus den Niederlassungen entlaufene Negermischlinge unter jenem Namen begriffen werden. Die Macunás, d. i. die schwarzen Macu (M. una), ebenfalls als bösartige Feinde verrufen, sind entweder solche auch durch ihre dunkle Hautfarbe auffallende Zambos oder Indianer, die sich durch Schwärzung der Haut furchtbar machen wollen, oder solche, die wirklich, gleich den Juri-pixuna, mit einer Malha versehen sind.

III. Indianer im Stromgebiete des Rio Negro.

In dem ungeheuren Becken des Amazonas zeigt kein Gebiet eine grössere Verschiedenheit seiner indianischen Bevölkerung nach Herkunft und Sprachen als das des Rio Negro. Eine verhältnissmässig sehr geringe Bevölkerung ist hier in eine Unzahl von schwachen

---

*) L. da Silva Araujo e Amazonas Diccionario topographico 103, 161.

**) Wallace a. a. O. 509.

Genossenschaften zerklüftet und mit dieser Spaltung der Stämme und Familien hat auch die babylonische Sprachverwirrung den höchsten Grad erreicht. Es wird behauptet, dass diese Indianer in mehr als hundert „Girias“ kauderwälschen. Die Gründe dieser auffallenden Erscheinung liegen theils in der Eigenart und dem primitiven Zustand des Menschen und seiner Naturumgebung, theils im Einflusse der Conquista und Colonisation.

Das gewaltige System des schwarzen Flusses (so heisst er sehr bezeichnend, denn seine im Kleinen bernsteinfarbigen, klaren Gewässer erscheinen im Grossen kaffeebraun oder schwarz) setzt sich aus drei Gliedern zusammen, aus dem dunklen Hauptstamme und zwei weissen Aesten, dem Uaupês (Ucayari d. i. weissen Fluss) in Westen, dem Rio Branco (Quatsi- oder Quece-uene in der Baniba-Sprache, was ebenfalls weisses Wasser heisst) in Osten. Der Mittelstamm (Guainiá), dessen Quellen in den östlichen Abhängen der Andes von Popayan, noch von keinem weissen Menschen bis zum Tieflande in der Mitte des Continents herab verfolgt worden sind, hängt hier durch den Cassiquiari mit dem Stromgebiete des Orinoco zusammen. In seinem obersten Verlaufe, aus Westen her, fliesst er, ebenso wie sein südlicher Hauptast Uaupês, durch unabsehbare Savannen. In jenen Gegenden aber, wo er die Richtung nach Osten in die südliche umwendet, tritt er in die üppige Waldvegetation ein, welche, nur selten unterbrochen, das Tiefland des Amazonas bedeckt. Der östliche Hauptast Rio Branco, südlich von der Parime- und Paracaima-Kette aus dem Urari-coera in Westen nnd dem Tacutú in Osten zusammengesetzt, führt seine Gewässer in einem ungleichen, steinigen Bette durch ein Flurland herab. So ist denn der Indianer schon durch die Naturbeschaffenheit des Landes auf eine zwiefache Lebensweise geleitet worden. In den Savannen vorzugsweise Jäger und Fischer, ist er selten und nur auf kurze Zeit vom Nomadenthum zu festen Wohnsitzen gelangt. Das wechselvolle Umhertreiben in der schrankenlosen

Flur lockert die Familienbande, weist aber den Einzelnen auf seine Genossen an und schliesst die Horde enger zusammen. Wo dagegen die ersten Versuche zum Ackerbau gemacht worden, der Indianer sich in einem versteckten Winkel des Waldes die Hütte baut und einen Fleck für sein Feld rodet, da tritt die Selbstbestimmung und Abgrenzung der Familie lebhafter hervor, die Abgeschiedenheit zieht den Kreis der Sitten und Gebräuche enger und lässt die Sprache bis zu einem Familien-Institut verarmen. Zu diesem letzteren Zustand ist der Wald-Indianer (Caa-pora, Indio do mato, Indio del monte) im Schatten jener Urwälder zwischen Orinoco und Rio Negro gekommen. In den fruchtbaren, von zahlreichen Quellen und Verbindungscanälen durchzogenen Niederungen sesshaft, hat er vollkommen die Lebensweise und Gesittung der Völker angenommen, wie sie sich uns am Yupurá dargestellt hat. Und nach diesem Mittelpunkte ward auch der Indio camponez (nhumpora, Indio andante) auf den von der Natur gebahnten Wasserstrassen hingewiesen, denn die Flüsse sind reich an Fischen (man schätzt die Zahl der Arten auf 500), auch Schildkröten fehlen nicht; und so sieht sich selbst der roheste Nomade verursacht, mehrere Stämme der in Haufen durch die Flur zerstreut stehenden Cauvaja oder Juria-Palme (Mauritia aculeata) mit den Piaçaba-Fasern, von den Blättern der Chiquechique Palme (Leopoldinia Piaçaba) zu einem Floss zusammenzubinden, oder einen Waldbaum zu einem Kahn auszuhöhlen, um stromabwärts in eine ihm unbekannte Gegend hin zu treiben. In jenem, etwa 1000 Fuss über dem Ocean liegenden Waldgebiete, wo nur eine schmale Wasserscheide die Strommulde des Orinoco von der des Amazonas trennt, treten die Gewässer alljährlich, ebenso wie im untern Laufe (vergl. S. 448), über ihre Ufer, und vielfach verschlungene Wasserwege (Sendas) gestatten dem Indianer zwischen überhängenden Bäumen und Gebüsch da zu fischen, wo er in andern Monaten jagte. Auch keine schwer zugänglichen Bergkämme schliessen ihn von Norden und Nord-Osten

her ab; leicht überschreitet er die Landenge von Pimichin, um vom Orinoco zum Rio Negro, oder die am Rupunuri, um vom Essequebo zum Rio Branco zu kommen. Wer mit dem Leben des Indianers vertraut ist, wird es daher nicht unnatürlich finden, dass sich in dem grossen Stromgebiete des Rio Negro unaufhörliche Wanderungen begeben und dass die Ureinwohner jener entlegenen Gegenden sich rastlos gemischt haben. So mögen aus den westlichsten Gegenden an den Quellen des Caquetá und des Uaupés die Tamas-Indianer *), die Corequajes, Amaguajés, Panenua, die vordem als fürchterliche Anthropophagen genannt wurden, sich hier zwischen andern sesshaften Horden verloren haben, gleichwie auf dem Rio Branco Indianer herabgekommen sind, die sich Arawaken (Aruac, Aroaqui) nennen. So sind aus der spanischen Güyana von jenseits der Katarakten des Orinoco Haufen der Caraiben (Caribi, Cari-aiba, die bösen Leute) eingewandert, in ihrem Haarschnitt gleich den Jupuá (die sie Froschfüsse, Jui-pu nennen) ausgezeichnet. So kamen die Cauiaris (Caa-uara, die Waldmänner), welche die Spanier in Venezuela Cabres nennen, während eines Vertilgungskriegs mit den Caribes**) in grosser Zahl an den Içanna und Ixié, von wo aus welche nach S. Rita de Itarendava (Moura) geführt und getauft wurden.. So sind von den östlichsten Quellen des Orinoco (am Raudal de Guarahibos) Familien dieser, durch weisse Hautfarbe ausgezeichneten Horde ***), die Guaribas der Portugiesen, an den Padauary (Padiviri) gekommen und zugleich mit verwandten Manáos in Thomar und Barcellos aldeirt worden. Aus Westen, vom obern Uaupês kamen Coeuana (Guiana), die auch theilweise in die Ortschaften am Rio Negro (z. B. Moura) aufgenommen wurden. Diese historisch nachweisbaren Beispiele von

*) Humboldt Reise v. Hauff III. 357. **) Ebenda 278. ***) IV. 114. Als die vier weissesten Banden am obern Orinoco werden die Guarahibos, Guainares, Guaicas und Maquiritares genannt.

Wanderungen mögen genügen, die Thatsachen einer schon lange währenden Vermischung zu bestätigen. Sie hat ohne Zweifel schon manches Jahrhundert vor Ankunft der Europäer stattgefunden; es fehlt uns jedoch jeder Maassstab zur Beurtheilung der Zeiten und Oertlichkeiten, und nur so viel steht fest, dass bereits ein buntes Hordengemengsel in diesen Gegenden wohnte, als die Krone Portugal von ihnen Besitz ergriff. Hätte die europäische Macht eine gleichmässigere Bevölkerung angetroffen, hätte sie dieselbe etwa gar, so wie diess in Mexico geschehen ist, in ihren Häuptern besiegen und unterjochen können, so würde der Gang des Civilisationswerkes ein ganz anderer geworden seyn. Unter den gegebenen Verhältnissen konnte die Ankunft der Europäer, diese mächtige Veranlassung zu einer Umgestaltung in den socialen und staatlichen Beziehungen der Indianer, kaum in einer anderen Art sich wirksam erweisen, als es eben geschehen ist, und bei dem stationären Charakter ihrer Existenz noch jetzt geschieht.

Alle diese Indianer waren anfänglich Anthropophagen, sie bekriegten sich um Weiber zu rauben und Gefangene zu machen, die entweder verzehrt oder weiter verkauft wurden. Zu diesen Eroberungen der Leiber durch ihres Gleichen gesellten sich nun die Conquistas der Seelen durch die geistlichen Körperschaften, und hinter diesen standen die Colonisten, welche Arbeitskräfte erobern wollten. So wurden vom Orinoco und vom Amazonas aus Entradas unternommen. Das Geschäft zu bekehren und die Neophyten in festen Niederlassungen festzuhalten, war zuerst in den Händen der Jesuiten. Mit der dem Orden eigenthümlichen Energie und Umsicht wurden zahlreiche Missionen gegründet und bis in die entlegensten Gegenden mit Erfolg vorgeschoben, indem gerade diese Grenzpunkte christlicher Thätigkeit mit energischen Männern ausgerüstet und von den Ordenshäusern an der Küste mit allem Nöthigen versehen wurden. Auf diese Weise rückten die spanischen Missionen am obern Orinoco und in Maynas den por-

tugiesischen am Solimôes und am Rio Negro näher und nicht selten befriedigte sich der fromme Eifer der apostolischen Seelen-Eroberung, indem er, ohne Rücksicht auf die nur unsicher festgestellten Grenzen, harmlose Indianer überfiel und in weit entlegenen Ortschaften mit ganz fremden, ja ursprünglich feindlichen Familien vermischte. Nach Aufhebung des Jesuitenordens wurden die spanischen Missionen am Orinoco den Franziscanern von der Congregation der Observanten übergeben. Im Estado von Pará bestanden i. J. 1718 (nach Berredo Annaës 322) 19 Aldeas der Jesuiten, 15 der Capuziner, 12 der Carmeliten und 5 der Mercenarios. Die ersten wurden nach Vertreibung des mächtigen Ordens den übrigen geistlichen Körperschaften übertragen, und die grösste Thätigkeit im Missionswerke entwickelten nun die Carmeliten. Die volle geistliche Autonomie über die Indianer ist jedoch durch das von Pombal eingeführte System des Directoriums gebrochen worden; neben der Geistlichkeit nahmen die Civil-, und Militärbehörden an der Verwaltung der Indianer Theil. Der Wechsel hat sich nicht vortheilhaft für diese Bevölkerung bewiesen, deren Naturell und Bedürfnissen die jesuitische Verwaltung am besten Rechnung zu tragen verstand, die es nicht geschehen liess, dass ihre Neophyten und Schutzbefohlenen aus den Missionen zu den weissen Colonisten herabgeführt wurden. Unter solchen Verhältnissen blühten in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mehrere Missionen am Rio Negro; indem sie sich aber später wieder entvölkerten, Indianer, welche den verschiedensten Stämmen und Horden angehörig, hier mit Gewalt oder List vereinigt worden waren, aus den Ortschaften sich wieder in die volle Freiheit zurückzogen und andere, meist schwächere Haufen dagegen herankamen, ist das Hordengemengsel in diesem Gebiete immer stärker geworden. Man begegnet hier nur Trümmern jener Gemeinschaften, welche in früheren Berichten mit dem hochtönenden Worte von „Nationen" aufgeführt worden sind; und selten jenen eigenthümlichen Nationalabzeichen, wodurch

sich grössere Genossenschaften als selbstständig bezeichnen wollen. Obgleich also der Rio Negro eines derjenigen Reviere ist, welche vermöge ihrer Entfernung von der Küste den Einfluss der Einwanderer auf die Urbevölkerung nur in einem schwachen Grad empfinden konnten, hat sich doch gerade in ihm die lebhafteste Veränderung geltend gemacht. Dabei ist aber ein Umstand von Einfluss gewesen, der in Europa schwerlich irgendwo gleich mächtig auf Einwanderung und Bevölkerung gewirkt hat, nämlich die Plage der Moskiten. Die Anwohner und Reisenden des Amazonenstromes werden einen grossen Theil des Jahres hindurch von der Plage des Pium, der Mutuca, Mutucuna und Jatium bei Tage, der Carapaná, Merui und Meru-rupiara bei Nacht gepeinigt, und auch die Indianer schätzen es als eine Wohlthat der schwarzen Gewässer, dass man hier frei von der Landplage ist. Als Manoel Pires i. J. 1657 seine zweite Fahrt den Amazonas aufwärts machte, und in den Rio Negro eindrang hörte er die Ufer desselben loben, als erfüllt von Leuten, aber ohne Schnacken: Myra reyia, carapaná eima. Er brachte mit den zahlreichen Indianern, die seine Tropa de resgate von den Mündungen des Yupurá und des Rio Negro zurückführte, auch Schilderungen von der Anmuth und dem Menschenreichthum der Gegend, welche den Unternehmungsgeist der geistlichen Körperschaften wie Einzelner entflammten. Die Stille und melancholische Majestät des schwarzen Flusses muss auf jeden Reisenden einladend wirken, der sich durch die heftige Strömung und die stürmischen Hochwasser des Amazonas durchgekämpft und die Qual der Stechfliegen auf langwieriger Fahrt erduldet hat. So geschah es denn, dass sich in den ersten Decennien des vorigen Jahrhunderts die Colonisations-Versuche von Pará aus vorzugsweise in den Rio Negro richteten, dass in ihm weit hinauf (bis nach Javita) portugiesische Niederlassungen und Missionen gegründet, und, nachdem man die schönen Weidelandschaften am Rio Branco kennen gelernt hatte, auch dorthin die Herrschaft der Europäer ausgedehnt wurde. Die geistlichen

Körperschaften hatten i. J. 1756 acht Missionen unter den Indianern gebildet, und das weltliche Regiment war eifrig bemüht, Dorfschaften und Märkte zu gründen, sie mit Indianern zu bevölkern, und den zahlreichen werthvollen Naturproducten Handelswege nach dem Ocean zu eröffnen. Man schuf eine untergeordnete Provinz von Rio Negro mit dem Hauptorte Barcellos, und legte auf Staatskosten Pflanzungen, Fabriken und am Rio Branco Wirthschaften für Erzeugung von Rindvieh (Fazendas de gado) an. Bei allen diesen Unternehmungen war die meiste Arbeit durch die indianische Bevölkerung zu verrichten, und es blieb kein Mittel unversucht, sie selbst aus weit entlegenen Gegenden herbeizuziehen und an den Heerden der Civilisation festzuhalten. Am schwunghaftesten wurde dieses System in den Jahren 1770 bis 1790 durchgeführt; doch gewann es keine Haltbarkeit, und die später wieder eingetretene Verödung und Verarmung dieses von der Natur so reichbegabten Landes bestätigt die von vielen brasilianischen Patrioten ausgesprochene Meinung, dass eine der Zahl nach überwiegend indianische Bevölkerung sich auf die Dauer nicht zusammenhalten lasse. Wir haben es nöthig erachtet, diese Betrachtung unserer Schilderung von den ethnographischen Zuständen der Indianer im Gebiete des Rio Negro vorauszuschicken, denn sie erklären theilweise die ausserordentliche Zerspaltung der Horden, die Verwischung volksthümlicher Eigenheiten und die Verwirrung der Sprachen.

Nicht ohne Einfluss sowohl auf die ohne Unterbrechung fortgehenden Wanderungen und die Vermischung der Horden als auf die gleichen Schritt damit haltende Entvölkerung der Flussufer sind Rebellionen der Indianer und die Seuchen gewesen, welche sich einigemale in den ohnehin von endemischen Fiebern heimgesuchten Gegenden eingestellt haben.

Als die Portugiesen sich am Rio Negro festzusetzen suchten, fanden sie sieben herrschende Horden: 1) die Manáos an beiden

Seiten des Stroms von der Mündung des Rio Branco bis zu der Insel Timoni; 2) die Barés von da aufwärts bis zur Mündung des Rio Içanna; 3) die Uaupés und 4) die Uerequenas am Flusse Uaupés; 5) die Banibas zwischen dem Uaupés, Içanna und den Quellen des Negro, 6) die Parauana im untern Flussgebiete des Rio Branco, und 7) die Aroaquis längs des nördlichen Ufers des Rio Negro von der Mündung bis zum Einfluss des Rio Branco und von da östlich bis gegen Sylves am Amazonas. Besonders Individuen dieser Horden und ausserdem solche, welche man von Caiçara, dem Hauptstapelort der Indios de resgate am Solimôes, herbeiführte, wurden in den ersten Niederlassungen angesiedelt. Vom Jahre 1695 an begannen die Carmeliten ihre Missionen (Aldeias) am obern Rio Negro und am Rio Branco zu gründen. Noch bis zur Stunde hat sich der Eindruck von dem menschenfreundlichen, klugen und anspruchslosen Wirken dieser Ordensgeistlichen in der Bevölkerung erhalten, und dasselbe würde noch tiefere Wurzeln geschlagen haben, wenn nicht die Rebellion des Ajuricaba schon in den Jahren 1725 bis 1727 den mühsam begonnenen Bau erschüttert hätte. Dieser unternehmende Häuptling der Manáos war mit den Holländern am obern Essequebo in Berührung gekommen und setzte das von den Caraiben längst ausgeübte System des Menschenraubes und Sclavenhandels fort. Er befuhr mit mehr als zwanzig Canoes unter holländischer Flagge den ganzen Rio Negro, überfiel die neugegründeten Ansiedlungen, schleppte die Neophyten in Gefangenschaft und wiegelte die gesammte Indianerbevölkerung, deren friedsame Glieder sich vor ihm schutzlos fanden, zu einem Bündniss auf, das nur von der aus der Hauptstadt abgesendeten Truppenmacht besiegt werden konnte. Mehr als zweitausend Indianer sollen bei dieser Gelegenheit gefangen genommen worden seyn. Ajuricaba selbst stürzte sich mit Ketten beladen in den Strom, als die auf der Flottille versuchten Zettelungen missglückten. In den nächsten zwei Jahrzehnten entfalteten die Carmeliten ihre grösste Thä-

tigkeit, und um d. J. 1750 stand das Missionswerk am Rio Negro in höchster Blüthe. Es wird (vielleicht übertrieben) angegeben, dass damals die Zahl sesshafter Indianer-Familien im Gebiete des Rio Negro 30,000 betragen habe, in einer Seelenzahl von mehr als 100,000. Nur kurze Zeit dauerte diese Blüthe. Im J. 1757 brachen neue Unruhen, die sogenannte Rebellion von Lamalonga, aus, ebenfalls von einigen Häuptlingen der Manáos gegen die Verfügungen der Geistlichen gerichtet. Einige von diesen fielen ihr zum Opfer, und seitdem hat sich das indianische Leben immer mehr vom Strome ins Innere der Wälder zurückgezogen. Die Missionäre begegneten Schwierigkeiten, die nicht blos im Naturell und der Lebensweise der Indianer, sondern vorzugsweise in der Absicht der Colonisten gründeten, jene für ihre Zwecke auszubeuten und sie entfernt von der Mission zur Sammlung der Landesproducte zu verwenden. Sie litten auch unter dem Wechsel der Grundsätze über das Missionswesen, welche die Regierung des Mutterlandes geltend machte. Der erste unheilvolle Schritt war die Provisão Regia vom 12. October 1727 wodurch, die indianischen Zustände verkennend, die Verbreitung der Lingua geral verpönt und die portugiesische Sprache zwangsweise eingeführt wurde. Auch ein verdeckter Kampf zwischen dem Jesuiten-Orden und den übrigen geistlichen Körperschaften kam dabei ins Spiel. Er soll besonders bei den zuletzt erwähnten Unruhen wirksam gewesen seyn. Am 29. Mai 1757 wurde in Pará das Gesetz v. 6. Juni 1755 verkündigt, welches in Berufung auf die Bulle Benedicts XIV. vom 20. Dec. 1741 die unbedingte persönliche Freiheit der Indianer erklärte, und durch die Verordnung vom 7. Juni 1755 wurde statt der bisherigen geistlichen Bevormundung in den Aldeias das weltliche Directorium eingeführt. Alle diese Maassregeln fanden gewissermassen ihren Abschluss im Gesetze vom 3. Sept. 1759, das den Jesuiten-Orden aus dem Estado do Pará und aus der ganzen portugiesischen Monarchie verbannte. Zwar wurden die Aldeias am Rio Negro von letzterer Verfügung

nicht unmittelbar betroffen, es ist aber nicht zu verkennen, dass von jener Zeit an die geistliche Herrschaft über die Indianer gebrochen war. Statt der oft väterlichen und uneigennützigen, wenngleich manchmal auch übermässig strengen und dogmatisch-unpassenden Behandlung und Führung der Indianer, statt eines einheitlichen Systems, kam nun die Wirksamkeit individuellen Eigennutzes zur Geltung. Als daher durch Carta Regia vom 12. Mai 1798 auch das Directorium aufgehoben und die Indianer, da wo sie als sesshafte Bürger angesehen werden konnten, ihrer vollen Selbstbestimmung zurückgegeben wurden, waren nur noch kümmerliche Reste von den früher blühenden Missionen übrig, und die gegenwärtigen Zustände bieten das Schauspiel eines fortgesetzten stillen Krieges civilisirter Schlauheit gegen eine, in ihrem Wesen gutmüthige aber rohe und indolente Raçe, die hiebei stets den Kürzeren ziehen muss.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die indianische Bevölkerung am Rio Negro eben so wie in andern Gegenden abgenommen hat, und unter Fortdauer derselben ungünstigen Verhältnisse immer mehr abnehmen wird. Jedoch darf man aus der auffallenden Verödung der Niederlassung in unmittelbarer Nähe des Stromes nicht schliessen, dass auch entferntere Gegenden eben so menschenarm seyen*).

*) Im J. 1820 wurde uns die Bevölkerung des gesammten Estado do Gran Pará, soweit sie einem Census unterworfen werden konnte, also mit Ausschluss der in voller Freiheit lebenden (wilden) Indianer auf 83,510 angegeben, wovon 68,190 in der untern Provinz, 15,320 in der Provinz Rio Negro leben sollten. Die Zahl aller wilden Indianer ward auf 160,000 geschätzt. In der Sitzung der Camara dos Senhores Deputados vom 4. Juli 1822 erklärte D. Romualdo de Seixas, Erzbisch. von Bahia, welcher lange Zeit als Generalvicar in Pará gelebt hat, die Zahl der Indianer in beiden Provinzen dürfe nicht unter 200,000 angenommen werden. Im J. 1840 wird die Bevölkerung in der Comarca do Alto Amazonas von Silva

Vor einem Jahrhundert bestanden am Rio Negro 25, am Rio Branco 5 Niederlassungen; gegenwärtig am Negro 31, am Branco 6. Damals aber war der grössere Theil der Bevölkerung, namentlich die weibliche, in den Aldeias immer anwesend, während gegenwärtig die meisten Familien sich daraus in die Wälder gezogen haben und nur manchmal die Männer hier sich einfinden, um mit den Handelsreisenden Geschäfte zu machen. Damals bemühten sich zumal die Geistlichen, die Indianer zu einer landwirthschaftlichen Beschäftigung anzuhalten, welche sie an die Scholle fesselte. Gegenwärtig verlockt der Verkehr mit Handelsleuten, welche die Flüsse oft bis zu den obersten Mallocas hinaufgehn, den Indianer zu langwierigen Unternehmungen in die Wälder, um Salsaparilha, Nelkenzimmt, Pechurimbohnen, Cacao, Piaçava-Fasern, Copaivabalsam u. d. g. zu sammeln. Gegen europäische Artikel, die ihm zu unverhältnissmässig hohem Preise angeboten, oft auf lange Zeit credidirt werden, verkauft er diese weither geholten Naturproducte, er giebt aber auch seine bürgerliche Stellung auf, verfällt wieder in

---

Araujo e Amazonas (Diccionario etc. Recife 1862) nach Berichtigung einiger Additionsfehler folgendermassen angegeben:

Am Amazonas	14766, davon Indianer	8300
„ Solimões	5865	3700
„ untern R. Negro	14907	7512
„ Rio Branco	1070	740
„ obern Rio Negro	3884	2738
	40492	23089

Nach der Raçen Abkunft wird von 100 Köpfen folgendes Verhältniss angenommen: 9 Weisse, 26 Mamelucos (Mischlinge von Weissen und Indianern), 58 Indianer, 4 Mestizen, 3 Sclaven (äthiopischer Abkunft). — Wir haben diese verschiedenen Angaben hier nur anzuführen, um zu constatiren, dass es unmöglich sey, einen sicheren Census von einer Population herzustellen, die ohne Unterlass zwischen Nomadenthum und Bürgerthum hin und her vibrirt.

die angeerbte herumschweifende Lebensweise und entwöhnt sich dem Familienleben. Die Bevölkerung kann unter diesen Verhältnissen nicht zunehmen, und alle Patrioten eifern desshalb gegen diesen Missbrauch, den kurzsichtigen Indianer für die Interessen Einzelner auszubeuten. Aber bei der Schwäche der civilisirten Bevölkerung in diesen entlegenen Gegenden, bei der Machtlosigkeit der Behörden, dem verderblichen Hausirhandel zu steuern, bei der Leichtigkeit, sich jenseits der Grenzen Brasiliens eingegangener Verbindlichkeiten zu entledigen, bei der unausgesetzten Verlockung, zu dem ungebundenen Leben der Stammgenossen zurückzukehren, bei der Unmöglichkeit, auf einmal volkreiche Heerde der Civilisation in diesen Gegenden zu gründen, erscheint der Zweifel gerechtfertigt, ob es gelingen werde, die philanthropischen Pläne vollkommen zu verwirklichen, so lange noch rothe Menschen hier umherschweifen, das heisst früher als bis diess gesammte unstäte Geschlecht in der Vermischung mit andern Raçen aufgegangen wäre.

Die portugiesische Regierung hat aus Rücksichten der Politik und der Humanität kein Mittel, das sich den Anschauungen der Staatsmänner darbot, unversucht gelassen, um die indianische Bevölkerung im Gebiete des Rio Negro festzuhalten, wo sie ehemals wie „um einen Bienenstock" schwärmte. Die angedeuteten Versuche zur Civilisation derselben erwiesen sich jedoch unfruchtbar, und nach und nach erkannte man auch, dass das Klima des fruchtbaren, mit so eigenthümlichen Reizen ausgestatteten Landes nicht so gesund sey, als das des Amazonas. Die gleichförmige Aequatorialhitze, über der breiten, unbeschatteten, langsamströmenden Fläche des schwarzen Gewässers brütend, begünstigt Fieber und Exantheme. Jene nehmen oft einen bösartigen und sehr schnellen Verlauf. Unter den Hautkrankheiten haben die Blattern und Masern schon öfter epidemisch in diesem Reviere gewüthet und sich als der indianischen Raçe besonders verderblich erwiesen. (Nach João Daniel Thezouro do Amazonas II. c. 20. starben in d. J. 1749, 1750 an

der herrschenden Epidemie dreissigtausend.) Auch die Syphilis hat unter der rothen Raçe am Rio Negro schon manches Opfer gefordert, und obgleich im Ganzen selten bis zu lebensgefährlichen Formen entwickelt, doch die Fruchtbarkeit beeinträchtigt. Auch der europäische Ansiedler wird am Ufer dieses Stromes, im Schatten der aromatischen Wälder (voll Pechurim-Bohnen, Nelkenzimmt und Casca preciosa) von den Gefühlen eines wohllüstigen, träumerischen Naturlebens überwältigt; er erfährt gar bald jene körperliche Abspannung, welche so oft Folge des Aequatorial-Klimas ist *). In Erwägung dieser Verhältnisse hat sich die Regierung schon i. J. 1790 veranlasst gesehen, die Villa de Barcellos (Mariuá), welche 1758 zum Hauptort der Provinz erklärt worden war, zu verlassen und sich wieder nach dem Lugar da Barra do Rio Negro, jetzt Cidade de Manáos, zu ziehen **). So stehn denn gegenwärtig viele Aldeias in diesem Gebiete halb oder ganz verödet, viele Kirchlein sind verfallen, die meisten haben keinen Geistlichen, der doch als das Mittel dienen könnte, eine Heerde um sich zu vereinigen. Nur selten schleicht eine schwachbemannte Canoa über die schwermüthigen stillen Gewässer hin. Es ist, als wenn Europa mit seinem civilisatorischen Berufe sich ganz aus dem Reviere des Hauptstromes zurückgezogen hätte, und der

*) Das Klima und die Lebensweise von Pará haben einen thatkräftigen Portugiesen veranlasst (mit Bezug auf die Sitte, die Farinha in den Mund zu werfen und in der Hängematte zu schlafen) zu sagen: Vida do Pará vida de descanso, Comer de arremeço, dormir de balanso: Das Leben in Pará, ein Leben auszuruhn, im Wurf zu speisen und zu schlafen schwingend.

**) Der Artillerie-Major Antunes Gurjão, welcher 1854 den Strom als Commissär bereiste, berichtet (Revista trimensal, XVIII. 1855, p. 181), dass in Barcellos 15 Häuser existirten, 7 mit Ziegeln, 11 mit Stroh gedeckt und dass 2 der ersteren verkauft wurden, um die Ziegel nach Manáos zu schicken! In der Primärschule waren 16 Schüler vorgemerkt, von denen nur 9 regelmässig erschienen.

rothe Mensch hat sich fast gänzlich in den Uaupés und den Içanna gewendet*). Allerdings stünde es anders mit den vor hundert Jahren als so blühend geschilderten Aldeias am Rio Negro, wenn die Civilisation Eins wäre mit der Tugend, wenn den Indianer nur Menschenliebe und Weisheit umgeben hätten. Aber er musste in der Schule der Civilisation, die man vor ihm aufzuthun suchte, auch den Eigennutz und den Kampf um die Existenz kennen lernen, womit die menschliche Gesellschaft nun einmal behaftet ist. Die Philanthropie sträubt sich gegen die Ansicht, dass der rothe Mensch im Ganzen die ihm dargebotene Civilisation nicht zu überdauern vermöge; sie muss Trost suchen in der Annahme, dieser Raçe sey in der Verschmelzung mit andern, im leiblichen Umguss und in geistiger Veredlung eine höhere Bestimmung verliehen.

Wir haben diese Bemerkungen hier nothwendig gefunden, weil sie beitragen mögen, den richtigen Maassstab zu liefern für statistische Bedeutung und ethnographischen Werth der reichen Liste von Horden-Namen, welche wir nun alphabetisch zusammenstellen.

Indianer-Gemeinschaften und Familien im Gebiete des Rio Negro.

1. Aánas, Ananás, Uayuánas, Uananas, Annas (Ananas-Indianer? oder zu den Uainumas gehörig? Vergl. S. 501): werden zuerst in den Abhängen der Serra de Maduacaxes, nahe am Orinoco, angegeben, kamen von da an den Rio Padauari und nach Aracapury am Uaupés, und wurden theilweise in Thomar angesiedelt.

2. Acarapi, Agarani, nach dem Fische Acará genannt, am Parime und abwärts am Rio Branco.

3. Amaribá, nach der Palme Maripá, Attalea Maripa Mart. am Rio Branco.

*) Verlassen sind: Lamalonga, S. Marcellino, S. João Baptista, seit 1852 Porto-Alegre am R. Branco u. A.

**) An diesen Flüssen werden gegenwärtig 148 und 119 Häuser oder Hütten, von Indianern bewohnt gezählt (Gurjão a. a. O., Avé Lallemant a. a. O. II 157 fll.).

4. Anhuaques, Anhukises, Anhuquicé (Lorbeer- oder Zimmt-Anhu, Schäler?) am Rio Branco, aldeirt in der Missão de Porte-Alegre.

5. Arapacú, Specht - Indianer, am Japú, einem Beiflusse des Uaupés.

6. Arawaac, Aroaqui, Aruac, am Rio Anauéne oder Anavilhana.

7. Aryhini, Arayinis, Ayriny, die Grossväterlichen, am linken Ufer des Rio Negro, längs des Cauaburi und dem Miuá, aldeirt in N. S. de Curiana und in S. Jozé de Marabitanas.

8. Aryna, Arina (die Brüder des Grossvaters, auch Uirina, am Marauiá, einem Beiflusse des R. Negro. Eine Liste ihrer Wörter S. in diesen Beitr. II. 229.

9. Ataynarú, Aturahis, die Korbflechter, am Tacutú, einem Hauptaste des Rio Branco.

10. Baniba, Baniva, Manibas, Poignaves, die Mandiocca-Pflanzer, weit verbreitet: an den Quellen des Guainia oder Uenkia, am Içanna, Ixié; angesiedelt in Manáos, Guia, Mabbé, S. Marcellino, S. Anna, S. Felippe. Wie die nächstfolgenden den Manáos verwandt.

11. Baré, am obern Rio Negro, Uaupés, gegen den Yupurá hin. Angesiedelt in Manáos, Barcellos, Poiares, Moreira, Thomar, Lamalonga, Loreto, Castanheiro, Castanheiro Novo (Camunde), S. Bernardo de Cumanaú, N. S. de Nazareth de Curianas, Furnas, S. Gabriel, auch nach Borba und Saraca verführt.

12. Bauhunas im Gebiet des Uaupês.

13. Bayanahys, Bayanais, Bayanas, Payana, Paxiana, Poyana verbreitet am Rio Branco. Ehemals im Poiares angesiedelt.

14. Berepayuinaris, Beriba-quyinhavis, nach dem Baume Biriba und der Beisbeere (quyinha), am obersten Rio Negro. (In Matto-Grosso werden die Biripa-çarava genannt, d. i. die Männer, welche auf die Frucht des Biriba, einer Lecythis?, warten).

15. Boanari, Boianara, Schlangen-Männer am Rio Uaupés.

16. Caburicena, am Flusse Caburi, Beifluss auf der rechten

Seite des R. Negro. Wahrscheinlich ein Bruchtheil der Manáos; sie waren die dritte Horde, welche dem Rufe in die Aldeias folgte, und wurden in Moura oder Pedreiras angesiedelt.

17. Cadanaburitana (?) am Ixié.

18. Cainatari an der Katarakte Tacu im Uaupés.

19. Capuena, Caapiena, Capy-Trinker, an den Quellen des Ixie.

20. Carahiahi, Carayais, Carajás, an dem Uaraca und Uerere, nördlichen Beiflüssen des R. Negro.

21. Carapanã-Tapuüia, Schnacken-Indianer (vielleicht zusammengehörig mit den Miranhas gleiches Namens), am Fall Jurupari im Uaupés.

22. Caribi, Caribe, Caribana, Carybes. Kriegerische Horden mit diesem Namen sind am Cauabari, einem Beifluss des obern Rio Negro auf dem linken Ufer gesehen worden. Sie sollen Feuerwaffen führen und verkaufen die Gefangenen an die Holländer.

23. Canaris, Caa-uara, d. i. Waldmänner, die Cavere oder Cabres der Spanier. Sie werden am Içanna und Ixié genannt. Man begreift darunter mancherlei Horden, besonders solche, die von den Caribi verfolgt, in das Gebiet des R. Negro von Norden und Nord-Osten her eingebrochen sind. Von ihnen waren ehemals welche in Barcellos angesiedelt.

24. Cericumas, Serebcoumá, Cuma-Cuman, die Couma (Baum-Milch)-Lecker, am Jagoapiri oder Yauapiri, der gegenüber von Moura auf dem nördlichen Ufer sich dem R. Negro einverleibt. Auch am Uaupés. (Vergl. die Serecongs der englischen Guyana: Rob. Schomburgk. II. 253.)

25. Chacuana, Jacuana, nach dem Vogel Jacu, auch Chucuunas, Jucu-anas, Tödter, genannt. Bande der Cobeu (?), am Rio Uaupés.

26. Coatá-Tapuüia, vom Affen Paniscus, am Rio Uaupés.

27. Cobeu, Cubéos, Coeuána, Cogena, Queiánas, am Uaupés und Içanna, angesiedelt in S. Joaquim de Coané. Eine ihrer Familien heisst Beijú.

28. Cohidiá am Uaupés.

29. Coretú aus dem oberen Gebiete des Apaporis herabgekommen sind in Barra und Ayrão angesiedelt worden.

30. Corocoró d. i. Grün-Ibis-Indianer, am Codaiary, einem nördlichen Nebenflusse des Uaupés.

31. Cua-Tapuüia, Wespen-Indianer, am Quiriri, der sich östlich vom Codaiary dem Uaupés einverleibt.

32. Curanaós, Curanau, Curani (die Geschimpften?), an den Flüssen Marauiá, Inabú und Abuára, die sich an der Nordseite in den R. Negro ergiessen. Von ihnen wurden einige Familien in Castanheiro Novo angesiedelt.

33. Damacuri zwischen dem Rio Cauaburi und dem Miuá, aldeirt in Caldas und S. Pedro.

34. Deçanna, Deesanas, zwischen dem obern Uaupés und dem Guaviare, am Apaporis.

35. Erimissana zwischen dem Rio Branco und dem Rupunury.

36. Gi-Tapuüia, Axt-Indianer, am Quiriri, Gebiet des Uaupés.

37. Goiana, Guyána, Guiána, Guianau, Indianer, die diesen dem grossen Gebiete der Guyanas ertheilten Namen führen, fanden sich zwischen dem Uaracá und Branco. Sie finden sich hier nicht mehr, sondern sollen sich nach Osten zwischen den Branco und Jamunda gezogen haben. Einige Familien waren in Moura angesiedelt.

38. Guamimánas, Guaimbimána (Bastarbeiter, Verfertiger von Stricken aus dem Gua-Imbé, einer Aroidea?), am obern Rio Negro gegen den Irinida hin. (Die Guaypunabis Al. v. Humboldt, Reise ed. Hauff III. 276. IV. 18?)

39. Guariba-Tapuüia, Guaribas, Brüllaffen-Indianer, am Padauaris und Uaraca, nördlichen Confluenten des Rio Negro. (Dem Namen nach verwandt sind die Guaharibos am Rio Gehette, einer der

Quellen des Orinoco, welche Al. v. Humboldt durch lichte Hautfarbe ausgezeichnet fand.)

40. Içanna am Flusse gleiches Namens, eine Horde der Baré, in deren Sprache Içanna die Kahnleute oder Schiffer bedeutet.

41. Ipéca-Tapuüia, Wasserhuhn-Indianer, am Uaupés (Quiriri).

42. Jabaána, Hiabaána, Japuána, Chapoannas, nach dem Vogel Japu (Cassicus), oder Sack-Indianer (wegen der sackförmigen Nester dieses Vogels) am Inabu, einem nördlichen Beiflusse des obern R. Negro. Sie wohnten vermischt mit den Curanaos.

43. Jacami-Tapuüia, Trompeter-Vögel-Indianer, am Uaupés.

44. Jandu-Tapuüia, Spinnen-Indianer, einige angesiedelt in der Aldeia de S. Lourenço, Uaupés.

45. Juma, welche vom Madeira und Purus hergeführt worden, nahmen an der Ansiedlung in Moura Theil.

46. Macú am Cauaburi, Padauari, Urubaxi und Uaupés. Ehemals aldeirt in Caldas und Castanheiro.

47. Macucuena, vom Vogel Macucú genannt, am Uaupés.

48. Macunás am Tiquié.

49. Macusi, Macuschi, Macuxi, am Mahú, Pirarára, Saraurú und weit zerstreut am Südabhang des Parime-Gebirges. Neuerlich wurden einige Familien derselben in der, schon wieder aufgegebenen, Aldeia de Porto-Alegre angesiedelt.

50. Madauaca am nördlichen Beifluss des Negro Canaburi.

51. Mamenga am obern Uaupés.

52. Manáo, Ere-Manao, Ore-Manao. Ehemals zahlreich, besonders am südlichen Ufer des R. Negro, den Landstrich zwischen den Flüssen Chiuára und Uarirá einnehmend.

53. Maquiritaris, d. i. Hängematten-Räuber, am obersten Orinoco und von da gegen die Grenze bei Marabitanas hinstreifend. Sollen sich durch helle Hautfarbe bemerklich machen.

54. Marabitanas, Marapitana, Marabutena, Maripytana, Marizipana, Manitivitanos, Imaribitena, Equinabis. Das Wort soll in der

Manáo-Sprache Bewohner von steilen Ufern oder Hochland bedeuten. Sie wurden sonst an der Nordgrenze (von S. Jozé de Marabitanos) bis gegen den Cassiquiary hin angegeben. Aldeirt wurden sie in S. João Baptista do Mabe, das jetzt ganz verlassen steht, S. Marcellino und dem Grenzquartal, das von ihnen den Namen hat.

55. Mendo, die Angeheiratheten, am Rio Jaié.

56. Mepuri, eine Horde der Baré, mit demselben Idiom. Sie wurden aus den Wäldern am Yupurá nach Maripi geführt, und auch in Castanheiro und N. S. de Nazareth de Curiana am R. Negro angesiedelt. Eben so wenig als die Baré haben sie ein besonderes National-Abzeichen an sich.

57. Miriti-Tapuüia, von der Palme Mauritia genannt, am Bacate-Paraná, einem Beiflüsschen des Uaupés.

58. Moriucuné am Içanna.

59. Mucura-Tapuüia, Beutelthier-Indianer, am Jukyra-Parana oder Salzfluss (von dessen Felsen viel Salz-Aschen-Kraut, Caa-reru, gesammelt wird). Gebiet des Uaupés.

60. Mura waren öfters auf ihren Raubzügen vom untern Madeira-Strom bis an die Mündung des Rio Negro gekommen, und hatten die Manáos und Aroaquis angegriffen, welche die von ihnen gemachten Gefangenen an die Colonisten in Barra und Barcellos verkauften.

61. Mutum-Tapuüia, nach dem Vogel Crax, wurden in N. S. de Nazareth de Curiana angesiedelt.

62. Oiacá, Uaica, am Uraricoera, im obersten Gebiete des Rio Branco.

63. Panenuá, am oberen Uaupés. Von ihnen kamen die Goldblättchen, welche man an Tarianas gesehn hat. (Monteiro §. 187.)

64. Paravilhana, Paravilhanos, Paraviana, Parauana, Parocoána, ehemals vom Uraricoera aus weit gegen den untern Rio Branco verbreitet; am Coratirimani.

65. Paricauanas (fehlerhaft geschrieben Daricananas), das Parica-Pulver gebrauchend, am obern R. Negro.

66. Passé aus dem Gebiete des untern Yupurá wurden auch in Poiares, Barcellos und Thomar angesiedelt.

67. Pium - Tapuüia, Pions, Stechfliegen - Indianer, am Rio Içanna.

68. Pirajurú-Tapuüia, Fischmaul-Indianer, am Rio Uaupés.

69. Porocotó, Procotó, Punecutús (die jenseits Wohnenden?) im obern Gebiete des R. Branco, am Uraricoera, angesiedelt in der Mission von Porto Alegre.

70. Quinhaos, Kyinhaos, Beisbeeren-Indianer, am Uraricoera.

71. Sapará, Sapeuára, die Röster, am Mucajahy, einem Aste des Rio Branco, aldeirt in der Missâo do Porte Alegre.

72. Siroás, Siriuas, die Krebse, zwischen den Quellen des Apaporis und dem Cayairy, einem Beiflusse des Uaupés.

73. Sisusi, Siusiyondo, Suasu, eine Familie der Baré, am Rio Içanna, aldeirt am Rio Negro in S. Anna und S. Jozé, S. Roque.

74. Taboca, Zapfen - Indianer (vom Stamme der Jurís?) am Uaupés.

75. Tacú, am Rio Branco, aldeirt in S. Elias de Jahu am südlichen Ufer des R. Negro.

76. Taiassú-Tapuüia, Eber-Indianer (vielleicht eine Horde der Jurís?), am Tiquié, einem Beifluss des Uaupés.

77. Tanimbuca - Tapuüia, Aschen - Indianer, am Uaupés, beim Jukyra-Parana wohnhaft.

78. Tapicarés, am Rio Branco. Sie sollen von auffallend kleiner Statur seyn.

79. Tapüra-Tapuüia, Tapir-Indianer, am obern Içanna.

80. Tariána, die Nehmer, Räuber, bei S. Jeronymo am Uaupés. Vergl. S. 537.

81. Tarumá, Taruman, welche ehemals an der Mündung des Rio Negro sesshaft, von den ersten Ansiedlern getroffen wurden,

sind hier verschollen. Aber Rob. Schomburgk (Description of british Guiana 51) giebt an, dass der Stamm, schöne athletische Leute, in der Zahl von etwa 500, an den obern Zuflüssen des Essequebo hause. Entweder waren die am untern R. Negro nur versprengte Glieder des Stammes, oder derselbe hat sich nach Nord-Osten aus Brasilien zurückgezogen.

82. Tatu, Armadill-Indianer, am Canisi-Paraná, Beifluss des Uaupés.

83. Tejuca, Letten- oder Morast-Männer, am Tiquié.

84. Timanára, die Todtengräber (tim-uara), am Uaupés.

85. Tocanguira, Tocanteira, Tucandera, Tucanguira, Gross-Ameisen-Indianer, am Uaupés.

86. Topihira, am Içanna.

87. Tucana, Tocano, Tucan-Indianer, am Uaupés.

88. Turucujú, Gross-Stachel-Indianer, am Uraricoera.

89. Uacaiacas, Acaiças, von dem Baume Uacá, einer Sapotacea, oder Acaia, einer Spondias genannt. Wahrscheinlich ein Bruchtheil der Banibas, am Içanna, angesiedelt in der Aldeia de Tunuhy.

90. Ucarás, Acara-Tapuüia, Reiher-Indianer, gegen den Apaporis hin, am Uaupés.

91. Uaipiana, Uabixana, Uapijana, Wapissiana, im Grenzrevier des Rio Branco, aldeirt in der Missâo do Porto-Alegre.

92. Uajurú, Uayurú, Papagai-Indianer, am R. Branco. Sie sollen sich durch reichen Federschmuck und Gehänge von bunten Samen, welche sie um den Leib und die Füsse schlingen, auszeichnen. Sie verwenden den Samen von der Hiobsthräne, von Canna-Arten und von mehreren Hülsenbäumen. Ihre Cupyua-rana, d. i. falscher Copaivabaum, ist wahrscheinlich eine Ormosia.

93. Uaracú, Varacú nach dem Fische gleiches Namens, einem Corimbates, am Jukyra-Paraná, einem Beifluss des Uaupés.

94. Uarana-coacena, Guaraná-coacene, Marana-coacena, am Uarana-coa (d. i. Uarana-coara, Ort, wo der Guarana-Strauch wächst)

am nördlichen Ufer des obern Rio Negro, ehemals in Carvoeiro oder Aracarí aldeirt, sind jetzt verschollen.

95. Umáuas, am obern Uaupés.

96. Urari-ua, vom Pfeilgifte Urari genannt, also wohl Giftbereiter, nördlich von Thomar am Rio Uerere, einem Beifluss auf dem linken Ufer des R. Negro. Vielleicht nur eine Familie der Manáos.

97. Uaupés, Guaupés, Oaiupis, Guaypés, Guayupés, Goaupé, Oapé, am Flusse gleiches Namens, unter welchem oft alle in seinem Gebiete wohnenden Horden begriffen werden.

98. Uerequena, Uerecuna, Aeroquena, Arecuna, Uariquena am Uaupés, Ixié und Içanna; einige Familien in Barcellos angesiedelt.

99. Urunana, Uriuana, Schildmänner, am R. Uaupés.

100. Xama, Jama, Schwarzgesichter, wahrscheinlich eine Horde Juris, zerstreut am untern R. Negro.

101. Die Yariúmas, 102. Securi (Sucuri), 103. Chaperu und 104. die Iperucotó, tupi: die Hayfisch-Herrn, wohnen in kleinen Banden an dem obern Rio Branco.

Am Tiquié (Uaupés) werden 105. die Queraruri genannt.

In die britische Guyana sind, wie die meisten Aturais (oben Nr. 9) auch 106. die Waeyamara, Wuaiamares oder Uaiumares ausgewandert, welche von den Spaniern auch Guipunavis (Sperber?) genannt werden sollen.

Die Marauá, Jumána, Catauuixís, Uainumá, Amamatí und Jurí, welche notorisch am Rio Negro nicht ursprünglich gewohnt haben, von denen aber einzelne Familien als Glieder der Missions-Bevölkerung von den Carmeliten aufgeführt wurden, habe ich geflissentlich in dieser langen Liste übergangen. Diese mag zunächst die starke Sprachvermischung in dem Gebiete des Rio Negro erklären und beweisen, wie nothwendig hier die Einführung der Lingua geral als Cultur-Mittel erscheint. Die Indianer am untern Uaupés, am Ixié und Içanna sprechen auch dieses Idiom oder die Baré.

Diese zahlreichen Familien, Gemeinden und Horden nach ihrer

Abkunft und Verwandtschaft zu gruppiren, muss nach dem bereits Erwähnten als eine unlösbare Aufgabe erscheinen. Schon der Umstand, dass nicht wenige der hier vorkommenden Namen aus der Tupi-Sprache erklärt werden können, deutet an, dass sich Glieder des Tupi-Volkes zwischen die schon früher hier sesshafte Bevölkerung eingeschoben und nicht blos mächtigere und herrschende Gemeinschaften, wie die Manáos, Barés, Uarequenas u. s. w. kennen gelernt, sondern auch schwache Bruchstücke unterschieden haben. Auch mögen wohl Horden anderer Abstammung sich bereits der Namen von Thieren und Pflanzen, oder gewisser, oft spöttischer Bezeichnungen aus der Tupi-Sprache bedient haben, um Gemeinden und Familien, deren Verwandtschaft verloren gegangen, zu benennen. Die eigenthümlichen Abzeichen von Stamm oder Horde, welche z. B. am Yupurá durchgreifend vorkommen, werden hier nur sporadisch, wie ein Rest früherer Zustände, beobachtet. Alles spricht dafür, dass jene Abgeschlossenheit, in welcher sich manche Horden, wie eben die am Yupurá, noch bis zur Gegenwart herab selbstständig erhalten haben, hier schon früher gestört worden ist. Wahrscheinlich sind Einfälle der Caraiben von den Küsten des Oceans her und den Orinoco aufwärts und der Druck, welchen sie auf die tiefer im Lande Wohnendon (die Waldmänner, Caveri der Spanier) ausgeübt haben, hiebei wirksam gewesen, vielleicht auch ähnliche Conflicte mit den rüstigen Bewohnern der Berggegenden und Fluren der östlichen Guyana.

Von diesen Letzteren findet man mehrere (Macusí, Uarecuru, Paravilhana, Goiana, Uaipiana) im Stromgebiete des R. Negro frei oder eingesiedelt. Sie alle schliessen sich in Mundarten, Sitten und Gebräuchen den daselbst vorwaltenden Horden so enge an, dass man sie ebenfalls als Glieder jener grossen Gruppe betrachten muss, die ich S. 352 und 358) unter dem Namen der Guck oder Coco zu begreifen vorschlage. Auch die Maypures, Tamanacos, Guipunabis, Marabitanas, Otomácos, und andere, in den Missionberichten aufgeführte sogenannte

„Völkerschaften“ gehören hierher. Wie wenig die prächtige Bezeichnung „Nation“ dem Wesen dieser transitorischen Gemeinschaften entspricht, beweist vor Allem der Umstand, dass man schon gegenwärtig vergeblich nach vielen von jenen sucht, deren Sprachen vor einem Jahrhundert wie die Documente nationaler Existenz notirt wurden. Der verdienstvolle Sir Rob. Schomburgk hat eine Reihe von Dialekten vorläufig als die Caribi-Tamanaco zusammengestellt (vergl. II. 311). Da aber, nach meiner, wie ich glaube wohlbegründeten Ansicht unter den Caraiben kein abgeschlossener Menschenstamm, kein historisches Volk, sondern ein Hordengemengsel verstanden werden muss, das ursprünglich nur in der Anthropophagie und im räuberischen Nomadenthum übereinkam, und da die Tamanacos gleich vielen anderen in Missionen angesiedelten Horden oder Familien nur eine untergeordnete Rolle spielen, so schien es mir geeignet, für jene grosse Gemeinschaft, die sich einst zusammengelebt hatte um wieder zu zerfallen (vergl. oben 528 ffl.), eine ganz neue Bezeichnung einzuführen.

In einem ausgedehnten Gebiete der Guyanas hat man Granit- und Sandsteinfelsen gefunden, denen allerlei Figuren, menschliche und Thiergestalten und sehr verschiedene hieroglyphenartige Linien eingegraben sind. Alex. v. Humboldt hat zuerst auf den Bilderfelsen von Tepumereme bei Encaramada aufmerksam gemacht, er hat sie zwischen Caycara, Capuchino und Uruana am Orinoco, und bei Culimacare am Cassiquiari gesehen. Im obern Flussgebiete des Yupurá zwischen den Fällen von Cupatí und Araracoara bin ich ihnen in grosser Ausdehnung begegnet, und die Gebrüder Rich. und Robert Schomburgk führen in ihrem an schönen Resultaten so reichen Reiseberichte viele Orte auf, wo dergleichen Sculpturen gefunden worden sind. Sie kommen am Corentyn, am Berbice, am Cuyuwini, einem Beifluss des Essequebo und im obersten Gebiete dieses Stromes, an den westlichsten Zuflüssen des Parima oder Uraricoera und zwischen dem Humirida- und Roraima-Gebirge vor,

und Wallace *) hat sie am Amazonas bei Serpa, an der Mündung des Rio Branco, am Rio Negro bei S. Isabel, S. Jozé, Castanheiro und am Uaupés gefunden. Sie sind also über einen Flächenraum von mindestens 12,000 Quadratmeilen verbreitet. Sie werden sowohl an aufrechtstehenden Felswänden als auf ebenen Steinplatten an solchen Uferstellen wahrgenommen, welche bei niedrigem Wasserstande entblösst liegen, und sie sind offenbar mit höchst unvollkommenen Instrumenten auf drei bis sechs Linien Tiefe eingegraben. Die einzelnen Figuren sind von verschiedenen Grössenverhältnissen, und nehmen in einer Ausdehnung von einem halben bis zu zwölf Fuss hie und da einen Raum von mehreren hundert Geviertfussen ein. Alex. v. Humboldt erwähnt Sterne, Sonnen, Tiger und Krokodile als hier abgebildete Gegenstände. Ich habe Schlangen, Kröten, vorzüglich aber menschliche Gestalten in verschiedenartiger, immer höchst unvollkommener Ausführung und dazwischen eine regellose Mannigfaltigkeit von nicht zu deutenden Schnörkeln und Figuren bemerkt, darunter besonders häufig jene, die (wie eine in ein Quadrat eingeschlossene Spirallinie) auch jetzt noch als Verzierung auf Thüren, Kähne, Ruder und kleinere Utensilien des Hausrathes gemalt werden.

Es liegt nun nahe, diesen merkwürdigen Versuchen indianischer Bildnerei weiter nachzuspüren: ob sie einen Hinweis auf die frühere Geschichte der hier sesshaften Geschlechter gewähren? Und hier drängt sich zunächst die Ueberzeugung auf, dass der Bildungsgrad der, durch ein so weit ausgedehntes Gebiet wohnhaften Urheber von dem gegenwärtigen nicht verschieden gewesen seyn muss, denn eben so unvollkommen sind die Schildereien des jetzt lebenden Indianers. Ueber das Alter dieser Sculpturen lässt sich

*) Alex. v. Humboldt Reise v. Hauff III. 62, 80, 243, IV. 131. Spix u. Martius Reise III. 1257, 1273, 1284. Rob. Schomburgk, Reisen in Brit. Guyana I. 319, 328. II. 225. Wallace Narrative 524.

kein sicherer Schluss ziehen. Bedenkt man jedoch die Härte des Sandsteines, auf dem sie sich in der Nähe der Katarakte von Cupatí am Yupurá finden, die schiefe Lage der Felstafeln in der Richtung des Gewässers, welche sie theilweise der Abspülung entzieht, und findet man dennoch manche fast ganz verwischt, so wird man geneigt, ihnen ein Alter von vielen Jahrhunderten zuzuschreiben. Auf stehenden Granitfelsen sind sie ebenfalls oft schon bis zur Unkenntlickeit verwittert und unterscheiden sich nicht durch hellere Farbe von der übrigen, manchmal bis zum Schwarz durch den Einfluss der Atmosphärilien und vielleicht des Flusses bei Hochwasser verfärbten Oberfläche. Zu den hoch oben auf Felsen des Orinoco-Ufers eingegrabenen Figuren könnte man gegenwärtig nur mittelst hoher Gerüste kommen, und die Eingeborenen sagen, zur Zeit des grossen Wassers seyen ihre Väter so hoch oben im Canoe gefahren (Humboldt a. a. O. III. 62). Wir erinnern mit Bezug auf den letzteren Bericht an die vermeintlichen Schriftzeichen an den kahlen Granitflächen der Gabia bei Rio de Janeiro*). Weil sie einen Culturzustand bezeugen, der vom jetzigen nicht verschieden ist, so braucht man nicht an der Annahme festzuhalten, dass sie da, wo sie in grosser Häufigkeit und Ausdehnung erscheinen, gleichzeitig entstanden seyen; sie können das Werk mehrerer, ja vieler Generationen seyn, welche einander in ein und derselben Oertlichkeit ablösten. Es mag sich damit wie mit den Grabstätten verhalten, welche Völker von tiefer Culturstufe ebenfalls an denselben Orten angelegt haben, so dass man wohl auch Reste verschiedener Raçen übereinander gebettet findet. Auch die weite Entfernung, in der sie vorkommen, kann so erklärt werden, dass die Uebung solcher Sculpturen aus einer Gegend in eine andere sey übertragen worden. Dass übrigens die Bevölkerung an solchen Orten zur Zeit der Entstehung stärker gewesen sey als jetzt, wird auch

*) Revista trimensal I. (1839) p. 86 mit Abbildung.

durch den Umstand wahrscheinlich, dass man in ihrer Nähe (wenigstens am Yupurá) viele Stämme der an nahrhaften Früchten reichsten Palme, der Pupunha, und mächtige, dicht verwachsene Bambusen-Gehäge antrifft, die die Indianer wie einen undurchdringlichen Verhau um ihre Wohnungen, zur Sicherung vor Ueberfällen, anzupflanzen pflegten. Die Frage über Sinn und Bedeutung dieser grotesken Sculpturen bleibt übrigens eben so unbeantwortet, wie die über ihre Urheber und ihr Alter. Eine höhere symbolische Bedeutung, als Spuren eines Götzendienstes, möchte ich den von mir beobachteten eben so wenig zuschreiben, als Alex. v. Humboldt in denen von ihm gesehenen Gegenstände religiöser Verehrung zu erblicken glaubte. Ich habe die Vermuthung ausgesprochen, dass zur Zeit der niedrigsten Wasserstände, wo die Fische sich am zahlreichsten in der Nähe der Fälle aufhalten und die Indianer unter der Aussicht auf reichere Beute hier zusammenkommen, die Müssigen sich hier spielend damit ergötzt haben. Aber die ausserordentliche Zahl der Sculpturen an den Flussufern und ihr Erscheinen auf hochgelegenen, vom Gewässer entfernteren Felskuppen macht es doch wahrscheinlich, dass dem mühsamen Werke irgend eine höhere Bestimmung, etwa zur Beschwörung des Fischer- und Jagd-Glückes, zu Grund gelegen habe, während bei Menschenbildern auf erhöhten Felsen, an Orten, die durch Ernst und Grösse der Naturbeschaffenheit das Gemüth des Indianers mit Furcht und Ehrfurcht erfüllen, sich annehmen liesse, sie seyen Reste eines untergegangenen Naturcultus oder von der schlauen Betriebsamkeit kühner Pajés eineingegraben. Der rohe Mensch ist beherrscht vom Glauben an finstere Mächte. So weiss auch sein Zauberer, der Verwalter von Naturgeheimnissen, die den Sinn überwältigenden Erscheinungen für sein Ansehen und seine Herrschaft über die blöde Menge auszubeuten. Rich. Schomburgk erzählt (Reise I. 329), dass Jene seiner Indianer, die noch nicht an den imposanten Granitsäulen des Krugfelsens (Comuti der Arawacken, Camotim der Tupi, Taquari

der Caraiben) im Essequebo-Gebiet vorbeigekommen waren, in dessen Nähe von Angst vor der Wohnung eines Unheil bringenden Wesens ergriffen worden, und dass die Gefährten ihnen Tabacksaft in die Augen gespritzt hätten, damit sie, ohne zu sehen, vorüberkämen. Als die mich begleitenden Indianer am Wasserfall von Araracoara auf einem Granitfelsen fünf Figuren menschlicher Köpfe erblickten, näherten sie sich ehrfurchtsvoll, und fuhren den stark verwitterten Linien mit dem Zeigefinger nach, indem sie ausriefen: Tupána (Gott), und ebenso riefen mit gedämpfter Stimme Schomburgks (II. S. 225) Macusí - Indianer beim Anblick der rohen Darstellungen menschlicher Figuren, Kaimans und Schlangen auf dem Berge Putiparu: Macunaima (Gott). So bricht aus dem Gemüthe dieses Naturkindes die Gottesahnung hervor, wenn ihm das Räthsel begegnet, dessen Wesen er nur in schwachen Ahnungen aufzunehmen vermag.

Wir wollen bei diesem Anlasse auch an die schwankenden Sagen unter den Indianern des östlichen Brasiliens von menschlichen Fusstapfen in Felsen erinnern. Der erste Culturheros dieses Volkes, Tsomé oder Tzumé, soll sie, ehe er von ihm schied, eingedrückt haben, so z. B. in der Provinz S. Paulo auf der Praya de Embaré zwischen Santos und S. Vicente, auf hohen Kuppen der Serra do Mar in Espiritu Santo und Bahia, bei Gorjahu, sieben Legoas vom Recife in Pernambuco *). Ein analoges Naturspiel, die Eindrücke darstellend, als sey ein Mensch von dem einen Granitfelsen bei Waraputo am Essequebo zum andern gesprungen, wird von den dortigen Indianern für die Spur des

*) Von den ersten Bekehrern wurde diese Sage auf den h. Thomas übergetragen; er sey lehrend und wohlthuend durch diese Lande gezogen (Jaboatão Chron. de S. Antonio do Brazil Edit. de 1858 (Rio) II. 28. Gegen diese „Pegadas de S. Thomé" eifert Padre Gaspar de Madre de Deos: Revista trimensal II. (1841) 428 fll.

grossen Geistes erklärt, die er ihren Vorvätern zurückgelassen habe *).

Die rohen Sculpturen (nicht farbige Bilder, die alle neueren Ursprungs sind) auf den Felsen der Guyanas (ihnen analog sind wahrscheinlich die hieroglyphischen Bilder im Gebiete der Panos am Ucayale, von welchen nur unbestimmte Nachrichten im Munde der Reisenden sind) stehn weit hinter den Monumenten in Yucatan, Mexico, Guatimala und selbst hinter denen in Peru zurück, welche von einer viel höheren Culturstufe und staunenswerther Beherrschung des Materials zeugen. Sie sind Monumente kindlicher Einfalt und mittelloser Unbeholfenheit. Obgleich sie aber dem Bildungsgrad der Gegenwart entsprechen, weiss doch der Indianer nichts über sie auszusagen. Auf die Frage: von wem sie stammen, erhält man keine, auf die, ob sie ihren Vorfahren angehören, erhält man die, bei allen zweifelhaften Dingen gewöhnliche Antwort: ipo, „vielleicht, es ist möglich". So bestätigen sie also, bei dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse nur die, auch aus vielen andern Zuständen abzuleitende Ansicht, dass der Culturgang dieser Indianer sich schon durch viele Generationen im Kreise bewegt. Danach erscheint es gleichgültig, ob sie von den ersten Gemeinschaften, welche den Oheim Gucku nannten, herrühren, oder ob diese, als sie sich hier niederliessen, sie vorgefunden haben.

Nach dieser Abschweifung wenden wir uns zur Schilderung der im Stromgebiete des Rio Negro vorherrschenden Horden.

---

*) Rich. Schomburgk a. a. O. I. 326. — Findet eine Analogie zwischen diesen Fussstapfen-Mythen und den Steinplatten mit darauf eingehauenen menschlichen Fussspuren, bisweilen auch mit Inschriften, Statt, die Gonze (Reise auf Lesbos 1865) in Eresos gefunden und die als Weihegaben, welche Wanderer zurückgelassen haben, gedeutet werden?

1. Die Manáos, Manáus, Moñóa,

auch Manavi und Manoa *), bildeten, wie bereits erwähnt, vor 150 Jahren die vorwiegende Bevölkerung im untern R. Negro. Einzelne Familien bewohnten kegelförmige Hütten; wo die Bevölkerung dichter war, hatten sie geräumige Häuser mit Lehmwänden. Mit den Abkömmlingen vom Tupistamme, welche am Amazonas und Solimões sesshaft, sich schon früher den Portugiesen unterworfen hatten, standen sie in fortdauernder Fehde. Und es scheint, nach der grossen Menge von Ortsnamen in der Tupi, dass Jene tief in die Gelände des Rio Negro eingedrungen sind, dessen ältester Name Coricoacury (verdorben Guriguacurú) Wasser, das sich schnell (mit Schaum) bedeckt (cori coacury), bedeutet. Man schätzte diese „Nation" als die Portugiesen mit ihr bekannt wurden, auf mehrere tausend Bögen stark. Sie sassen besonders zahlreich zwischen den Flüssen Chivorá (Xiuara) und Uarira am rechten Ufer des Flusses (von S. Isabel bis Moreira, das von einem ihrer zum Christenthum bekehrten Anführer Caboquena hiess), und am linken Ufer längs dem Padauiry, wo noch jetzt ihre grösste Gesellschaft hausst, die sich Ore- oder Ere-Manáo, gleichsam zur Unterscheidung von Andern, „Wir die Manáo" nennt. Den Hauptstrom befuhren sie mit sehr grossen Ubás aus schwerem Holze des Iacareuva- oder Angelim-Baumes (Calophyllum und Andira). Sie waren als geschickte Fischer berühmt. Obgleich anfänglich kriegerisch und Menschenjäger, so dass die mit ihnen in Verkehr tretenden Entradas de resgate (d. i. Auslösungs-Expeditionen) manchmal einhun-

*) Der Name ist unerklärt; möglich, dass er auf die zwei Stammwörter Man und Ava (Mandiocca-Pflanze und Mann ?) zurückzuführen wäre. Die Sepibos (Xitipos) am Ucayale sollen auch Manan-aguas, wo es Gebirgsbewohner bedeute, genannt werden. Mithridat. III. 580. Bei Pagan, dem Umschreiber Acuña's, heissen sie Managues, bei P. Fritz Manaves.

dert Gefangene auf einmal von ihnen übernehmen konnten, sind sie doch durch den klugen Eifer der Carmeliten schnell und zahlreich zur Katechesation gebracht worden *). Sie kamen nach der Barra do Rio, die jetzt als Stadt nach ihnen den Namen Cidade de Manáos erhalten hat, nach Ayrão (sonst Jahu), Moura (Itarendava), Carvoeiro (Aracari), Poiares (Cumaru), Barcellos (Mariuá), Lamalonga (Dari), Moreira, Thomar (Bararoa) und Caldas. Gleichwie die Tupis an den atlantischen Küsten und am untern Amazonas, die Sorimões und Yurimaguas am Solimões haben sie nun bereits in der Vermischung mit weissem Blute schon sehr verloren, und von den Haufen, die sich vom Hauptstrome zurückgezogen, weiss man wenig. Mit ihnen und den verwandten Barés sind schon viele Familien in der Barra gemischt, und man berichtet, dass sie in dem Umguss nicht nur grosse Empfänglichkeit für eine sesshafte Lebensweise und Fortsshritte in der Civilisation, sondern auch eine ausserordentliche Fruchtbarkeit bethätigen. Es ist nicht selten, dass eine von diesen Manáos abstammende fünfundzwanzigjährige Mameluca Mutter von zehn lebenden Kindern ist. Ein wohlgebildetes, ja schönes, kräftiges und arbeitsfähiges Geschlecht ist die Frucht solcher Verbindungen. Diess dürfte als ein Wink dienen, wie die menschenarme Landschaft, bei zweckmässigen Maassregeln für die öffentliche Gesundheitspflege, zu bevölkern sey.

Obgleich die Manáos in der Nähe des Stromes selten geworden sind, leben doch noch viele Erinnerungen an sie fort. Schon vermöge ihres Namens, der in den geographischen Mährchen vom Dorado auftritt, werden sie als Träger von mancher jener Wundersagen und Fabeln betrachtet, womit die frühesten Reisenden, irre geführt durch missverstandene oder durch falsche, ihnen geflissentlich gemachte Angaben der Indianer, ihre Berichte von diesen unbekann-

*) Zu vergleichen wäre: Doutrina pela Lingua Monoa etc. 1840. MSS Nr. 223 im Brit. Museum. Unser Vocabular s. II. 221.

ten Landschaften ausgeschmückt haben. Dahin gehören zuvörderst das Goldland und der Goldsee Manáo Acuña's, welche Alex. v. Humboldt als den Dorado der Omaguas zwischen den R. Negro, den Urubaxi (Jurubaji, Jurubesh), Yupurá und Uaupés verlegt hat. Aus diesem Mesopotamien soll Pat. Fritz 1687 in seiner Mission von Yurimaguas Goldbleche, die die Indianer als Schmuck trugen, erhalten haben (Humboldt ed. Hauff. IV. 260, 285. In dem Sandsteingebirge am Apaporis wollte ein verschmitzter Coretú mir reiche Goldlager entdecken. Reise III. 1222). Wie übrigens der Name Manáo (Manoa) aus dem Amazonenlande und untern R. Negro auf eine Stadt im Dorado am Parime übergetragen wurde (Humboldt a. a. O. IV. 285) lässt sich aus den mir zugänglichen Nachrichten nicht erklären, denn im Gebiete des R. Branco nennt man die Manáos nicht. Auch finde ich keine besondern Beziehungen zwischen ihnen und den dort sesshaften Indianern, wenn man nicht etwa dem Gebrauche des Hüftengürtels mit einer kleinen Schürze (dem Nenoíngulu der Caraiben), welchen die Männer, wie die Wapissiana und Macusí ihre Guayuco oder Guaruma tragen, eine besondere Bedeutung geben will. Diese Schürzen der Manáos bestanden aber nicht aus einem Lappen von Baumwollenzeug, sondern waren nur ein Gehänge von Fäden aus Miriti-Fasern.

Ein Mährchen, das insbesondere von den Manáos erzählt wird, ist der Unhold mit rückwärts gekehrten Füssen, der Motacu (Motazu, vom Tupi-Worte motac, umkehren, verdorben Mutaya, portugiesisch Pe virado). Von diesem Gespenst, dessen Fährten die ihm Folgenden in endlose Irre führen, spricht auch der an Fabeln reiche Acuña (S. 119). — Sehr merkwürdig ist die Sage von einer Zerstörung durch Feuer, von einem Sinbrande, der sich vom Gebirge her in erschrecklicher Ausdehnung (über die Gelände des R. Branco?) verbreitet, die Wälder verzehrt und nur unfruchtbares Gestein zurückgelassen habe. Hängt diese Sage vielleicht mit den Flammen zusammen, die manchmal aus dem Cerro Duida und dem

Guacaro hervorbrechen sollen sollen? (Humboldt a. a. O. III. 108). Eine ähnliche Sage wird weit im Süden von den Yuracarés berichtet (Andree, Westland I. 125). Es scheint nicht unwichtig, dass diese Sage so isolirt steht, während jene von einer mächtigen, zerstörenden Wasserfluth im Munde sehr vieler und weit von einander entfernter Völker lebt. Es wäre sehr erwünscht, wenn man, unterstützt durch genauere Kenntniss der Dialekte der Manáos, Barés und Banibas tiefer in die Mythenwelt dieser Menschen eindringen könnte, denn sie herrschen an den Quellen des Rio Negro und in Venezuela noch gegenwärtig vor, wenn schon auch die Lingua geral von vielen Indianern in diesem Grenzgebiete Brasiliens verstanden wird.

So lange die Manáos die Hegemonie im Stromgebiete ausübten und die einzelnen Banden unter Anführern lebten, die zu einander in einer militärischen Unterordnung standen, war die Autorität des Häuptlings und seiner Delegaten gross. Sowohl die Jagdzüge und Fischereien als die Ernte standen unter Aufsicht derselben und die in den ersten Monaten des Jahres eingebrachten Früchte wurden bis zum Vollmond des März aufbewahrt. Dann gieng es an die Zubereitung von berauschenden Getränken; man färbte sich den Leib mit der, ziemlich zähe auf der Haut haftenden Farbe der Genipapo-Frucht und ergab sich in zahlreichen Versammlungen den bereits geschilderten Festen, die so lange dauerten, als die Vorräthe reichteu. Dabei wurden auch jene gegenseitigen Züchtigungen mit Peitschen vorgenommen, welche wir oben (S. 410) von den Muras beschrieben haben. Die Männer erhoben, indem sie die Peitschenhiebe von ihrem Gegentheile empfiengen, die Hände über den Kopf, ruhig auch die heftigsten Streiche ertragend. Nach ihnen kamen auch die Weiber an die Reihe. Sie kreuzten während der grausamen Operation die Arme über die Brüste, und wetteiferten an Standhaftigkeit mit dem stärkeren Geschlechte.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass man zur Zeit, als die Ma-

náos in ihrer höchsten Machtentwicklung standen und namentlich das untere Stromgebiet des R. Negro bis zu den Katarakten beherrschten, unter ihrem Namen mehrere Banden begriff, die seit einigen Jahrhunderten neben einander wohnend, sich selbst und ihre Dialekte regellos vermischt haben. Sie alle standen bald in engem Verband unter einander, bald traten sie sich feindlich entgegen, bezeichneten sich nicht blos mit den unter den Indianern häufigen Familien-, sondern auch mit mehr umfassenden Horden-Namen, welche von ihren weissen Nachbarn um so leichter als „Völker" bezeichnet wurden, als die Vermischung ihrer „Girias" oder Kauderwälsche von einer Generation zur andern grössere Verhältnisse annahm.

So sind vielleicht die meisten der oben angeführten Namen als Bezeichnung einzelner Banden oder Horden des Manáo-Bundes zu betrachten. Unter ihnen treten mehrere, wie die

2. Barés, 3. die Mepurís, 3. die Cariay, 5. die Banibas, 6. die Uirinas *)

als besonders zahlreich hervor. Sie sind den Ansiedlern am häufigsten begegnet und unter diesen Namen in die Ansiedlungen herabgeführt worden. Man lässt die Baré sich von den Manáos, die Mepurí von den Barés abzweigen, und glaubt, dass die Banibas durch Vermischung mit Banden am obern Orinoco, die Uirinas durch Caraibische Elemente zu einer besonderen Individualität gelangt seyen. Wie immer es sich aber damit verhalten möge, so viel ist gewiss, dass alle diese Indianer ohne besondere Nationalabzeichen, namentlich ohne Tätowirung und die kranzförmige Haarschur der Caraiben, eine durchgreifende Gleichheit in ihrem Fa-

*) Vergl. die Vocabularien in diesen Beiträgen II. 221, 229, 230, 231, 285. In ihrem Pronomen possessivum kommen die Manáos mit den meisten Guck-Horden überein.

milienleben, in Sitten und Gebräuchen, religiösen Vorstellungen, Begabung und Charakter darstellen. Während sie aber hierin zumal mit ihren nächsten Nachbarn nach Süden und Norden übereinstimmen, weissen sie auch einzelne Züge auf, welche bei diesen fehlen, und, was höchst merkwürdig, bei weit entlegenen Völkern auftreten. Eine Vergleichung mit den Wilden Nordamerikas und des südlichen Brasiliens würde hiefür zahlreiche Beispiele liefern. Wir halten uns jedoch in den vorgesteckten engeren Grenzen, indem wir nur Einiges hervorheben.

Diese Indianer sind Gegenstand vielfacher Beobachtungen von Seiten der Carmeliten gewesen. Der Orden gieng bei seiner Behandlung von dem Grundsatze aus (dem auch neuere Reisende, wie Herndon a. a. O. I. 227, beipflichten), dass auf den rothen Menschen mehr durch Beispiel als durch Lehre gewirkt werden müsse. Und obgleich die christliche Unterweisung eifrig (ja manchmal, wie als Beweggrund zur Rebellion von Lamalonga, zu eifrig) geübt wurde, vertieften sich doch diese wackern Missionäre ganz in das Wesen und Naturell des Wilden, so dass ich ihre mir zugänglichen Berichte als aus lauteren Beobachtungen geschöpft annehmen darf.

Die allgemeinste Auffassung, welche die frommen Väter von ihren Neophyten am Rio Negro erhielten, war, dass sie in vielen Dingen mit den Israeliten übereinkämen. Bekanntlich ist die Vorstellung, dass Amerika von dem verloren gegangenen Stamme des Judenvolkes bevölkert worden, namentlich von den im Missionswerke thätigen Geistlichen aufrecht erhalten worden. Beweise dafür haben auch die Carmeliten in den Sitten der Manáos zu entdecken geglaubt. So namentlich die Beschneidung, welche wir (S. 425) bereits als bei den Tecunas im Schwange angegeben haben*),

*) Am Orinoco nahmen sie am achten Tage der Säuglinge beiderlei Geschlechts die Salivas, die Guamos, Otomacos vor; andere Wilde an

und die Scheu vor dem Genuss des grossen Wildschweines (Dicotyles labiatus) und des zahmen Schweines, was man auch bei den Indianern am Orinoco und in der britischen Guyana bemerkt. Gleich den Juden sollen sie die Geschwisterkinder im zweiten und dritten Gliede „Brüder und Schwester, tany, tairu" nennen (Taino der Antillen). Wenn man aber in ihrem Glauben an einen guten und an einen bösen Geist (Mauari und Saráua) Spuren des Manichäismus, dieses wunderlichen aus der Verbindung zoroastrischer, buddhistischer und gnostischer Lehren entstandenen Systems, erkennen wollte (wie diess einige Schriftsteller gethan haben), so heisst diess keine richtige Anwendung dogmatischer Gelehrsamkeit. Alle Indianer haben eine lebhafte Ueberzeugung von der Macht eines bösen Princips auf sie; in vielen dämmert auch die Ahnung des guten; aber diesem huldigen sie weniger, als sie sich vor jenem fürchten. Man könnte glauben, dass sie das gute Wesen für schwächer in Beziehung auf menschliche Schicksale halten, als das böse. Wenn der Manáo seinen Mauari hat, wie der Indianer am Ucayale, der in den meisten Sitten mit dem am Amazonas übereinkommt, seinen Nugi, der insulare Caraibe seinen Juluca (dessen Weib ihren Chemiin),

---

den Beiflüssen des Apure unternahmen die Operation an Kindern von 10 bis 12 Jahren, indem sie zahlreiche Verwundungen am ganzen Körper mit grossem Blutverlust, oft bis zum Sterben, beibrachten (Gumilla I. 119). Sie wird nach Veigl (S. v. Murrs Gründl. Nachrichten p. 63) an den Mädchen der Panos, nach Narc. Girval (v. Zach monatl. Corr. III. 1801, p. 463) an beiden Geschlechtern von allen Indianern am Ucayale geübt. Hugo Grotius de orig. gent. Amer. giebt sie bei Bewohnern von Yucatan an, Acosta bei den Mexicanern: Los Mexicanos tenian tambien sus bautismos com essa ceremonia, y es, que a los recien nacidos les scarificavan las orejas y el miembro viril, que en alguna manera remedavan la circoncision de los Judios. Esta ceremonia se hazia principalmente con hijos de los Reyes y Sennores (Hist. natur. y mor. de las Indias L. V. c. 26. Andern Indianern komme sie nicht zu, ibid. L. I. c. 23.)

der Algonkine seinen Manitu, der Hurone den Okki, der Irokese den Agricoui, so denkt er doch nicht an einen idealen Kampf zwischen diesem Urquell des Guten mit dem Urquell des Bösen. Er bevölkert vielmehr, wie andere Indianer, die Natur mit vielen Unholden, und der Saráua theilt seine Macht mit einem Teufel der Gewässer, Gamainha, und mit dem Waldteufel Gamainha pitchene. Dass die Manáos keine Idee von Gott, überhaupt keinen Cultus hatten, wird von den Missionären mit Berufung auf die ältern Schriftsteller (z. B. Lop. de Gomara L. 3, 24) ausdrücklich behauptet.

Um sich bis zu der Idee eines überall und alle Zeit wirksamen Gegensatzes zweier Weltprincipien, eines Ormuz und Ahriman, eines lichten und eines dunklen Wesens, zu erheben, muss der Mensch zuerst bei der Ahnung des grossen einheitlichen Systems in der Natur angekommen seyn; so weit hat sich aber der Gedankenkreis dieses Wilden noch nicht ausgedehnt. Wir wollen damit nicht sagen, dass er nicht unter gewissen Eindrücken in eine Stimmung gerathen könne, wo das Gefühl von der Erhabenheit und stillen Macht der umgebenden Natur den Sieg über Furcht, Sorge, Bangen und Schrecken davonträgt, die anderwärts auf ihm lasten. Es wird im Allgemeinen berichtet, dass die Indianer der freien Flur, welche am Tage die Sonne über eine endlose Steppe aufgehn, bei Nacht Millionen Sterne aus einem klaren Firmamente flimmern sehen, ein ruhigeres, stätigeres Gemüth gewinnen, als die Bewohner düsterer Wälder, die keinen Blick zum offenen Himmel gestatten, sondern ihn Schritt für Schritt nach Unten weisen, wo schon aus nächster Nähe Beschwerde, Gefahr ja Tod dräuen. Darum siedelten die Missionare mit richtigem Verständniss ihre Neophyten am liebsten in freien Orten an, nachdem der Wald war zurückgedrängt worden. Am Rio Negro haben sie offene Aussichten über den breiten Strom gesucht, dessen stilldahinschleichende Wasserfläche die Lichter der Nacht in wunderbarer Majestät zurückspiegelt. Wäre die Wahl dieser Orte durch denselben Fischreichthum

begünstigt worden, dessen sich seine oberen Beiflüsse und der Solimões erfreuen, so würden diese christlichen Niederlassungen sich lebensfähiger erwiesen haben.

Die Manáos haben, wie alle Wilden Amerika's, grosse Furcht vor Sonne- und Mondsfinsternissen; und gleich den Indianern vom Tupi- Stamme im tiefsten Süden Brasiliens glauben sie, dass das Gestirn von einem Tiger gefressen werde. Gleich den Caraiben der Inseln, welche dem bösen Geiste Mápoya diese Rolle zuweisen *), versammeln sie sich während des Naturereignisses tanzend und heulend. — Sehr tief gewurzelt wird bei diesen Indianern der Aberglaube an die Macht ihres Pajés **) geschildert. Die theokratische Autorität dieses Zauberarztes steht im Verhältniss zu dem politischen Ansehn, das sich der Häuptling zu erwerben wusste; denn beide unterstützen sich wechselseitig. Der Pajé wird es nach Selbstbestimmung; er muss sich schon von Jugend auf in sein finsteres Gewerbe einüben, durch Einsamkeit an einem unzugänglichen Orte, durch Jahre langes Fasten, Stillschweigen und Abstinenz. Erscheint er dann geschwärzt, vielleicht gar mit Narben, die bezeugen, dass er den Kampf mit einer Onze bestanden unter seinem Volke, so unterzieht er sich einem wüsten, obscönen Tanze bis zur Erschöpfung, ja wohl auch gleich den Jünglingen, die Proben ihrer Mannhaftigkeit ablegen, dem Bisse der grossen Ameise.

*) Du Tertre Hist. Nat. des Antill. VII. c. 1, §. 3. Breton Dict. Caraib. 370. Lafitau I. 249. Gomara berichtet von den Cumanesen (cap. 82), dass während einer Sonnenfinsterniss den Mädchen zur Ader gelassen wurde und die Weiber sich kratzten und die Haare ausrauften. — Die Peruaner führten die Hunde heraus und liessen sie den Mond anbellen. Garcilasso L. 2, c. 23.

**) Vergl. oben S. 76 ffl. Bei den alten Floridanern hiessen die Zauberärzte Jaóua. Die Pebas in Maynas glauben (Castelnau V. 36), dass, wenn es donnert, so sprechen zwei Zauberer mit einander.

Dadurch und durch den Saft von Tabak *) und andern scharfen Pflanzen, den er sich in die Augen giesst, wird er gefeiet, tüchtig mit Schlangen und andern giftigen Thieren umzugehn, fähig, die ärztliche Praxis auszuüben, den Alten bei gewissen Vorkommnissen Rath zu ertheilen, und den Jungen, welche dazu erscheinen müssen, in einer grossen Hütte, worin er ein kleines abgesondertes Gemach bewohnt, während gewisser Nächte bis zum frühen Morgen die Kriegsthaten und andere Begebnisse des Stammes zu erzählen und sie zum Hass gegen die Feinde zu entflammen. Er isst nun nur Speisen ohne Salz, beobachtet und erzählt seine Träume und deutet die Anderer. Es giebt von diesen Schamanen viele Sagen, die ihre Gewalt über Thiere und Menschen und ihre Wunderthaten verherrlichen **). Wenn der Pajé sich der Menge zeigt, wird er manchmal durch Feste gefeiert. Er hat überall freien Zutritt und man sorgt für seine Bedürfnisse. Wenn auch manche Männer ihn mit Misstrauen, vielleicht mit verborgenem Hass betrachten, so hat er doch immer die scheue Furcht der weiblichen Bevölkerung auf seiner Seite. Die Mütter, ängstlich besorgt für ihre Kleinen, empfangen von ihm Amulete, wie allerlei Hölzer und die Federn und Klauen der Zaubervögel Caracará (Polyborus vulgaris), Curajeú (im Süden Ibiyau, Caprimulgus), und des Sasy (Coracina ornata), von dem die Goyatacaz glaubten, er nehme die See-

*) Der Tabak ist bei allen Amerikanern jene Pflanze, welcher die grösste Macht der Expiation innewohnt. Er sühnt und feiet. Bei den alten Azteken ward ein Tabaktrank mit Asche von allerlei Thieren getrunken. Acosta L. V. c. 26. Die Heiden des Alterthums verwendeten bei ihren Reinigungen und Expiationen Meerwasser, Feuer, Salz und die Gerste.

**) Thevet Cosmograph. univ. L. 21, c. 6 erzählt von Ata, einem mächtigen Zauberer, den eine Jungfrau geboren. (Einer Jungfrau göttlicher Natur erwähnt Garcilasso L. 2, c. 17. Ueber die Sonnenjungfrauen in Peru spricht derselbe L. 4, c. 1; in Mexico: Acosta L. 5, c. 15. Gomara L. 2, c. 82.)

len der Verstorbenen in sich auf, hängen sie ihnen an den Hals und bedecken das Köpfchen mit der verzauberten Baumwolle.

Selten sollen solche Gaben der Hexerei bei Weibern vorkommen, die auch die Tupis als Maracá-ymbára, Schwingerinnen der Zauberklapper, fürchteten. Sein ärztliches Amt bethätigt der Pajé schon bei den Neugeborenen durch die Operation der Beschneidung. Zum Kranken gerufen, besucht er ihn zumeist bei Nacht, im dunklen Gemach, in der Rechten die Maracá, in der linken einen Büschel rother Arara-Federn. Er nähert sich unter einem düstern, monotonen Gesang, mit eingebogenen Knieen tanzend, indem er dichte Rauchwolken aus einer mächtigen Cigarre bläst. Diese, der Tabaco der alten Bewohner von Hayti, wird aus zusammengerollten Tabakblättern und darüber einem Bande von Turiri-bast oder einer Düte von irgend einem lederartigen Blatte Spannen-, ja Fuss lang verfertigt, und wenn nicht gebraucht, unter dem Lendengurt getragen. Der Kranke wird fleissig damit angeräuchert, und darauf unter allerlei gaucklerischen Bewegungen und Grimassen über sein Leiden befragt. Es folgt ein Streichen und Kneten des ganzen Körpers und besonders der schmerzhaften Stelle, Anhauchen und Saugen, wodurch der Pajé die Materia peccans aus dem Körper bringen will. Und in der That spuckt er manchmal zum Erstaunen und Schrecken der Familienglieder, die in bangem Stillschweigen umherstehn, Stücke des blutrothen Pilzes (Boletus sanguineus, tupi: Uru-pe piranga, d. i. rothes Schild am Wege), Holzsplitter, Käfer (Enene), Raupen, Tausendfüsse (tupi Juripari-kybaba, d. i. des Teufels Kamm) als die Ursachen des Uebels aus. Die Zahl wirklich heilkräftiger Pflanzen, welche diese Pajés kennen, ist nicht beträchtlich. Sie verbergen sie aber eifersüchtig vor den Uneingeweihten. Uebrigens behaupten Einzelne von diesen Indianern, die keine Pajés sind, dass sie Heilmittel kennten, sie aber, weil sie verheirathet wären, ohne Erfolg anwenden würden. Der unbeweibte Stand ist für die Diener höherer Kräfte unerlässlich. Der Glaube an die

Heilkunst dieser Gauckler ist so tief im Volke eingewurzelt, dass auch unter den civilisirten Mischlingen in den Ortschaften ihre Hülfe noch gegenwärtig statt der des Arztes angerufen wird. — Diese Zauberer sind auch Propheten oder Verwünscher, in welcher Eigenschaft sie Curayba (curao schimpfen, fluchen, ayba Uebles), bei den Tupis heissen. Sie werden in Verbindung mit dem Bösen, dem Unholde der Menschen, gedacht, welcher ihnen unter der Gestalt eines schädlichen Thieres, als Frosch, Kröte, Moskito, Schlange, Onze erscheint. Sie erhalten durch ihn Kunde von künftigen Begebenheiten und sagen dem Einzelnen wie der Gemeinde Tod, Missgeschick oder Glück voraus. Auch bei den Manáos bedient sich der Pajé wie bei den Tupis unter feierlichen Anlässen einer besondern Form der Maracá zu seinen Prophezeihungen. Ein ausgehöhlter runder Flaschenkürbiss mit einem Menschenantlitz bemalt, mit einem Kranze von Haaren versehen und an der Stelle der Nase, des Mundes und der Ohren durchbohrt, wird mit trockenen Tabakblättern gefüllt, auf einem Pfeile aufgestellt. Schweigend schliesst die abergläubische Menge einen Kreis um das Orakel, der Pajé nähert sich ihm unter geheimnissvollen Bewegungen, indem er mit verschränkten Zähnen halbverstandene Worte singt. Er zündet den Tabak an, empfängt den aus den Oeffnungen der Maracá hervordringenden Dampf und bricht endlich, unter häufigen Libationen berauschender Getränke in einen Zustand wilder Aufregung versetzt, in Prophezeihungen aus *).

Die Sitte der Männer, sich nach Entbindung ihrer Weiber eine Zeit lang fastend in der Hängmatte zu halten, ist so allgemein, dass

*) Eben so wird von dem Incavolke berichtet, dass seine Priester durch den Qualm verbrennenden Tabaks in prophetische Hallucination versetzt worden seyen. Garcilasso, Commentar. Vergl. Martius Flora Bras. F. VI. Solanaceae p. 191. u. Tiedemann Gesch. des Tabaks. Frankf. a. M. 1854. Eines Orakels, das sich aus, vor der Menge verborgenen Röhren dem Columbus vernehmen liess, erwähnt schon Petrus Martyr.

wir kaum zu erwähnen haben, wie sie auch bei den Manáos und ihren Stammverwandten herrscht. Aber auch die Prüfungen der Knaben in Ertragung von Peitschenhieben *), wodurch die Wilden Nordamerikas gleichsam die Erziehung vollenden, indem sie damit die Erinnerung an alle üblen Gewohnheiten der Kinderjahre austreiben wollen, und die der Mannbarkeitserklärung vorausgehenden Fasten, das Einwickeln, die Hautverwundung und das Bemalen der Mädchen kommen hier, wie sonst bei den Tamoyos in Südbrasilien **) vor. — Die Missionäre fanden bei den Manáos die Polygamie sehr im Schwange, eben so wie unzüchtige Tänze, und bemühten sich dagegen einen anständigeren Tanz einzuführen, zu welchem schon die Jesuiten im südlicheren Brasilien angeleitet hatten, und der, weil die Weiber mit der Schürze Saia bekleidet erscheinen mussten, Saia-reya (verdorben Sahiré) genannt wurde. In den grösseren Ortschaften wird nun unter Sahiré ein grosser Reifbogen verstanden, halbkreisförmig an der Sehne ausgespannt, mit Baumwolle umwickelt, mit Bändern und Blumen, oben mit einem Kreuze geziert. Er wird bei kirchlichen Feierlichkeiten von drei Indianerinnen unter dem Schall von Trommeln und Tamborinen in Procession getragen, so insbesondere an den Frauentagen, am Abend vor Himmelfahrt und am Feste des h. Thomas und Johannes. Ausser der Saia-reya haben die Missionäre auch die Pira-pora-ceya, den Fischtanz, unter ihren Neophyten verbreitet, bei welchem jedem der

*) Die Caraiben der Inseln übten sie auch: Rochefort Hist. des Antilles I. 537. Davon aber, dass der Anführer nur nach Proben grosser Standhaftigkeit gewählt werde, wie Lafitau von den Caraiben I. 300 berichtet, wird hier Nichts gemeldet. (Die Incas liessen die Prinzen vom Sonnenstamme durch Fasten, Durst, Wachen und Laufen prüfen. Garcilasso Comment. L. VI. c. 24 — 27. Aehnliches in Mexico: Acosta Hist. c. 26. Lop de Gomara L. II. c. 78.)

**) Thevet Cosmogr. univ. L. 21 p. 946. Lery c. 17. Lafitau I. 290.

im Kreise Tanzenden die Rolle eines gewissen Fisches zugetheilt ist.

Die Manáos und ihre verwandten Nachbarn begraben ihre Todten in die Hängematte oder in Lappen von Turiri-bast zu einem Knäuel zusammengeschnürt. Die Grube wird in der Hütte selbst gegraben und mit der Erde wieder ausgefüllt, die sie unter Tage langem Klagegeheul (tupi: Jaceon) mit den Füssen feststampfen. In mancher Hütte sollen sich hundert Gräber befinden. Besonders bei Angesehenen werden auch die Kleider, Schmuck und die zerbrochenen Waffen mit ins Grab gelegt. Auf dem eines geliebten Kindes sollen sie, wie diess auch von den Guaranis (und von den Natches und den Aymurês (S. oben 327)) berichtet wird, längere Zeit Feuer unterhalten. Unförmliche Kinder oder Missgeburten sollen lebendig begraben werden, und es ist merkwürdig, dass hier ein Gebrauch wiederkehrt, der von den Zigeunern erzählt wird, dass sich nämlich die Familie oder die Bewohner der Hütte heulend so lange im Kreise um die Grube bewegen, bis das Neugeborne gänzlich von der Erde bedeckt ist, die Einer nach dem Andern darauf wirft. Dagegen sind sie liebreich und aufmerksam gegen ihre Kranken, die sie im Nothfalle Stunden lang auf dem Rücken tragen. — Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele wird diesen Wilden von ihren Bekehrern mit grosser Entschiedenheit zugesprochen. — Wie alle Indianer lässt auch der Manáo das Feuer auf seinem Heerde wo möglich nicht ausgehn. Fleissig sammelt er in eine Büchse aus Bambusrohr die Filzmasse, welche manche Ameisen von gewissen Gesträuchen (Miconia) zu ihren Gebäuden zusammentragen, als Zünder (tupi: Tata-oca, Feuerhaus). (Die Coroados gebrauchen als Zunder einen Schimmelpilz (Botrytis fomentaria Mart. in München. Gel. Anz. 1860, 227), der aus der Raupe eines Nachtschmetterlings hervorwächst.)

Die Uaupés.

Schon in den Berichten von den Expeditionen des Hernan Perez de Quesada (1538) und des Phil. von Hutten oder Urre (1541) nach dem Dorado (Humboldt, ed. Hauff IV. 261, 284) wird ein mächtiges Volk der Guaypés erwähnt, als an dem Flusse sesshaft, der auch jetzt noch nach ihm Rio dos Uaupés genannt wird. Bei den Indianern heisst dieser Fluss Ucayari, d. i. der weisse, ein Name, der sehr verbreitet und darum mehrfach verändert auf den Karten erscheint *).

Es ist kaum zu bezweifeln, dass zur Zeit der erwähnten Ent-

*) So Ucayale, Guaviaro, Guavaro, Jauary. — Manche Zusammensetzungen für Flussnamen aus gua, cua, qua, uau, uca (in der Quitenna und Kechua yaco), Wasser, Fluss, und aare, are, ali, ane, ani, aby, weiss, deuten auf westliche Abkunft, von den Abhängen der Andes her. Andere Flussnamen, wie Jauanari, Casanare, Tenari, Jucari (Hiucari), Majari, Aracari, wofür sich in der Tupi keine Wurzeln finden oder solche, die dem Genius dieser Sprache widerstrebend zusammengesetzt wären, mögen gleicher Abstammung seyn, während jene mit der Endung ene, eni, ini, une, uni auf einen Ursprung von den Guck oder Coco hinweisen, wie Serivini, Aneuéni, Demeneni, Quiuini, Marueni, Pirichaseine. Dagegen gehören wieder andere der Tupi an, wie Jahú, voller Windungen, Coriuriau, geschwinden Laufes, Baruhy, wo der Baum Baru (Dipteryx) wächst, Mucajahy, nach der Palme Acrocomia, Anajatuba, Ort der Palme Maximiliana, Cabury, Fettfluss, Coreru (Cu-reru) Waldabtrieb und Topf, Maranacoa, hier steht's schlecht. Bei diesen bleibt es zweifelhaft, ob sie von Tupi-Indianern oder von den europäischen Entdeckern, die sich der Lingua geral bedienten, ertheilt worden. Noch andere, wie Quemeucuri, weisses schnellströmendes Wasser, sind aus einem Manáo-Dialekte und der Tupi gemischt. Es liegen hier Winke, um Ausbreitung und Uebergewicht einzelner Stämme zu beurtheilen, wie im Deutschen die Endungen von Ortsnamen in „heim, ingen, leben, rode" u. s. w. für die Geschichte der Gauen in Betracht kommen.

deckungsreisen eben so wie gegenwärtig an diesem Flusse verschiedene Familien und Banden gewohnt haben, die sich in der von uns beim Yupurá (S. 527 ffl.) angenommenen Weise zusammengelebt, und sich andern Indianern gegenüber wie eine abgeschlossene Bevölkerung oder grössere Gemeinschaft verhielten. So wie man gegenwärtig eine vielzüngige Bevölkerung von verschiedenartiger Abkunft unter dem gemeinsamen Namen der Uaupés (Guaopés, Oaiupís, Guaypés, Guayupés, Goaupé, Waupis, Oapé) begreift, mag diess auch vor einigen Jahrhunderten schon der Fall gewesen seyn, und spät erst wurden diese entlegenen Gegenden den Europäern zugänglich. Im J. 1784 liess Man. da Gama Lobo da Almada die erste portugiesische Expedition nach dem Uaupés ausführen, von dessen Goldreichthume fabelhafte Berichte umliefen. Sie gieng den Fluss fünf Tagereisen bis S. Jeronymo, jetzt Panuré, hinauf. Während der Hochwasser ist er hier dreimal so breit als die Themse bei London; aber eingeengt in eine Felsenspalte, die nicht breiter ist, als der Mittelbogen von London-Bridge setzt er der Weiterfahrt ein unübersteigliches Hinderniss entgegen. Die Kähne müssen ausgeladen und auf einem schmalen Nebenarme oberhalb des Falles gebracht werden. Ausserdem wird der Fluss bis zu der westlichsten grossen Katarakte, Cachoeira do Juruparí (Teufelsfall), die nach einem Monat Reise erreicht werden kann, noch durch 50 Fälle und Stromschnellen unterbrochen, und nur selten sind brasilianische Handelsleute nach Ueberwindung zahlreicher Schwierigkeiten (an 18 Fällen müssen die Fahrzeuge ausgeladen werden) bis in die obersten Regionen des Flussgebietes vorgedrungen. Ausser S. Jeronymo wurden noch Aldeias mit Capellen in S. Joaquim de Coané, an der Mündung des Flusses, in Terra Cativa, Nanara-apecona, Jukyra-apecona*) und in

*) Die beiden letzten Namen bedeuten: Landzunge (apicum) der Ananas und des Salzes. Apicum wird von den Ansiedlern in Rapecona verwandelt.

Jauaretê errichtet; sie scheinen aber alle keine Blüthe erreicht zu haben, die sich mit der starken Bevölkerung und dem Wohlstande der ehemaligen Missionen am Hauptstrome oder am Amazonas vergleichen liesse. Im Jahr 1851 wurde der Uaupés von den englischen Naturforschern Alfr. Wallace und Rich. Spruce besucht. Letzterer hielt sich längere Zeit in diesen Gegenden auf; die Nachrichten des Ersteren (Narrative 482 ffl.) liegen unserem Berichte zu Grunde. Beide Reisende haben den Fluss in den Händen der Indianer, europäische Bewohner nur sehr wenige gefunden, geschweige, dass die Gegend mit zahlreichen Colonisten besiedelt wäre, obgleich die neuesten officiellen Nachrichten *) eine viel günstigere Schilderung entwerfen. Es scheint demnach, dass sich zur Zeit hier, wie am Yupurá, das indianische Leben noch in seiner ursprünglichen, von europäischer Civilisation nur wenig berührten, Gestalt entfaltet. Entfernter vom Fluss wohnen zahlreiche, zum Theil noch sehr rohe Horden; aber auch die unter einander gemischten Familien am Ufer halten, selbst wenn sie getauft worden, an den indianischen Sitten und Gebräuchen fest. Christenthum und Civilisation werden (so spricht sich ein würdiger Missionär selbst aus) nur vorgenommen, wenn der Weisse unter ihnen erscheint, wie der Federschmuck der Männer und die Schürze der Weiber beim Tanze. Sie sprechen noch ihre eigenthümlichen Dialekte, statt welcher nur in den untersten Gegenden die Lingua geral allgemeines Verkehrsmittel geworden ist.

*) J. Wilkens de Mattos aus der Cidade de Manáos giebt (1855) am Uaupés fünfzehn Ortschaften mit drei Capellen, 163 Häusern und einer Seelenzahl von 2286 (wohl fast nur Indianern) an. Von diesen sind 1178 männlichen, 1108 weiblichen Geschlechtes. Ein Geistlicher, welcher die 1852 aufgehobene Mission Porto-Alegre am Rio Branco geleitet hatte, wurde hierher versetzt. Er hat 1852 bis 1854 1002 Indianer getauft und 58 Ehen eingesegnet. Revista trimens. XIX. (1856) p. 126.

Die Uebereinstimmung in der Lebensweise und im Verkehr unter sich wie mit Andern verfehlt nicht der körperlichen Erscheinung dieser Uaupés den Stempel einer gewissen Gleichförmigkeit aufzudrücken, wenn schon sie nicht alle gleicher Abkunft von derselben Horde sind. Da sie überdiess gerne, vielleicht schon seit mehreren Jahrhunderten, über die nächsten Familien oder Banden hinaus, Ehen mit ferneren Nachbarn eingehen, so mag dadurch der leibliche Typus eine gewisse Localfärbung erhalten haben, die einer allgemeinen Charakteristik fähig ist. Die Uaupés stellen einen der schlankeren Menschenschläge unter den Rothhäuten Brasiliens dar. Männer von fünf und einem halben Fuss Höhe sind nicht selten. Sie sind rüstige, wohlgebildete Leute, wie die benachbarten Miranhas, mit denen sie insbesondere im Gebrauche des Lendengurtes übereinkommen. Die glänzend rothbraune Hautfarbe, das lange, schlichte, pechschwarze, sehr spät ergrauende Haupthaar, der Mangel des Bartes und anderweitiger Behaarung, sogar der Augenbrauen, welche sorgfältig ausgerissen werden, sind Züge, worin sie mit allen Amerikanern übereinkommen. Die Gesichtsbildung empfiehlt sich, wie die der meisten Indianer am Hauptstrome, vor der der Stämme im Südosten Brasiliens durch eine höhere Entwicklung der Nase, minder vortretende Backenknochen, nicht schräge Stellung der, immer ganz schwarzen Augen und feiner geschnittene Lippen. Die Durchbohrung der Ober- und Unterlippe, welche früher allgemein vorkam, wird jetzt nur mehr von den roheren Horden geübt, welche weiter entfernt vom Flusse wohnen und als Menschenjäger berüchtigt sind. Aber auch die zahmeren tragen noch häufig in den Ohrmuscheln cylindrische Stücke von Rohrstengeln. Man sieht hier nur selten Tätowirung, dagegen sehr häufig Bemalung in schwarzer, rother und gelber Farbe, welche bald in regelmässigen Flecken, Schnörkeln oder gekreuzten geraden Linien, bald in unregelmässigen Flecken die verschiedenen Theile des Körpers einnimmt, und, sofern sie jede andere Bedeckung ersetzen soll, be-

kleidet. Den blauschwarz färbenden Saft der Genipapo-Frucht giessen sie sich, besonders bei Krieg, Waffentänzen oder andern feierlichen Anlässen, über Hals und Rücken oder über den ganzen Körper aus, um sich ein fürchterliches Ansehn zu geben. Die Männer lassen das unverkürzte Haupthaar sorgfältig gescheitelt und gekämmt, rückwärts herabhängen, und halten es auf dem Scheitel durch einen hölzernen Kamm zusammen. Diese Tracht, zugleich mit den reichen Gehängen aus farbigen Samen um Hals- und Handwurzel verleiht den Männern eine weibische Erscheinung, so dass Wallace die Amazonensage damit in Verbindung bringen möchte. Aeltere Männer tragen das Haar in einen langen Zopf, mittelst einer Schnur aus verfilzten Affenhaaren zusammengebunden. Auch die aus gelbgefärbten Baumwollenfäden genestelten Kniebänder, die bei so vielen Horden im Gebrauche sind, fehlen hier nicht. Manche Banden am obern Strome, wie die Tucanos, tragen in der durchbohrten Unterlippe zwei oder drei Stränge von weissen Glasperlen, andere in den weit ausgedehnten Ohrläppchen runde Schälchen, die sie auf der concaven Seite mit weisser Porzellanmasse oder einer Art Perlmutter auszukleiden verstehn. Bei Tänzen und andern festlichen Gelegenheiten schmückt sich das männliche Geschlecht mit einer Binde aufrechtstehender bunter Federn um den Kopf (tupi: Acangatara, Cantagara) oder auch mit einem Gehänge von denselben im Nacken. Ganz eigenthümlich, und nur von den Uaupés berichtet, ist eine besondere Art des Halsschmuckes (Uatapú), womit sich die Männer, und zwar nach Verhältniss zu ihrem Ansehen in verschiedener Grösse zieren. Ein Cylinder milchweissen Quarzes von vier bis acht Zoll Länge und einen Zoll Dicke, an beiden Enden flach, mehr oder weniger polirt, ist in der Mitte durchbohrt für die Schnur, woran er zwischen einer Reihe schwarzer Samen (von einer Canna?) getragen wird. Diese Steine erhalten die Uaupés roh aus dem fernen Westen, und ihre Politur und Durchlöcherung ist, bei dem Mangel metallner Werkzeuge, manch-

mal ein Werk zweier Generationen. Geschliffen wird der Stein zwischen harten Sandstein-Platten (Ita-ky), die sie vom Rio Apaporis oder Yupurá, polirt mit Bimsstein (Ita-bubui), den sie vom Solimões her erhalten, wohin er manchmal aus den vulcanischen Abhängen der Andes herabtrifftet. Die äusserst mühsame Durchbohrung unternehmen sie mit Hülfe der rauhen, steifen und scharfspitzigen Blätter an den Wurzeltrieben der Bambusen (oder auch der Pacova-Sororoca, Urania guyanensis?) unter Beisatz von feinem Sand und Wasser. Solche Werke beweisen die volle Hartnäckigkeit des indianischen Charakters; aber auch, wie viele Musse ihm in einem einförmigen Leben erübrigt. Der Häuptling trägt den grössten Steincylinder, der der Länge nach durchbohrt ist, quer auf der Brust aufgehängt; Andere führen, der Quere nach durchbohrte, kürzere Cylinder, und es wird angenommen (vergl. S. 73), dass dadurch ein Kasten-Unterschied von Häuptlingen, Edlen (tupi: Moacara) und Gemeinen angedeutet werde. Jedenfalls steht die Grösse des Schmuckes in Beziehung zu den Thaten des Trägers im Kriege und auf der Jagd. Auch in andern Horden ziert sich der tapfere Krieger, bei den Apiacás ihr Procro oder Häuptling, mit den Trophäen, welche er von seinem erschlagenen Feinde gewinnt, namentlich mit dessen Zähnen, die er zu einem Halsringe vereinigt, oder mit den Zähnen der Onze, den Klauen des grossen Ameisenfressers und den Schnäbeln grosser Raubvögel. Solche Zeugnisse persönlichen Muthes tragen aber das an ihnen haftende Ansehn nicht an die Nachkommen über, sondern werden gemeiniglich nach dem Tode des Besitzers mit ihm begraben oder verbrannt. Unter den Uaupés wird, nach dem angeführten Reisenden, die Würde des Häuptlings in männlicher Linie vererbt, und zwar selbst beim Mangel der für die Führerschaft nöthigen geistigen Eigenschaften, oder durch Töchter auf deren Gatten übertragen. Neben dieser Sitte, welche einigermassen an Institutionen der Incas erinnert, findet man nur schwach entwickelte Rechtsverhältnisse, unter denen das

Jus talionis, Aug' um Aug' und Hand um Hand, am entschiedensten hervortritt.

Der Gebrauch von Schmuck ist bei den Indianern am innern Uaupés fast ganz auf das männliche Geschlecht beschränkt. Die Weiber zieren sich nur mit den straffen Bändern um die Handwurzel und unter dem Knie, um eine starke Anschwellung der Wade zu bewirken, was für eine besondere Schönheit erachtet wird; sie tragen aber die Haare ohne Kamm und ohne Zopf und gehn nackt, ausser bei festlichen Tänzen (die von den älteren und angesehenern Personen innerhalb der Gemeindehütte, von den jüngern vor derselben aufgeführt werden), wo sie eine kurze, viereckige, mit Glasperlen verzierte Schürze (Tanga) vorbinden.

Eigenthümlich ist der Bau ihrer Hütten, welche für mehrere Familien, oft für die ganze Bevölkerung eines Ortes gemeinsam errichtet werden, und manchmal sogar solche Gemeindeglieder beherbergen, die in ihrem Dialekt nicht übereinstimmen. Solche grosse Gemeindehäuser werden hier Malloca genannt, während man sonst das gesammte Dorf so nennt. Es sind grosse, oblonge Gebäude mit einem halbkreisförmigen Vorsprung am einen Ende, welches als Wohnung des Häuptlings dient. In Jauareté hat Wallace es 115 Fuss lang, 75 Fuss breit und 30 Fuss hoch gefunden, mit etwa zwölf Familien, und gegen hundert Individuen. Bei Festen konnte es drei- bis vierhundert Personen aufnehmen. Das Dach, in der Mitte zwanzig Fuss lang offen, ist gedeckt mit Palmblättern und von cylindrischen wohlgeglätteten Baumstämmen getragen. Die Wände sind aus Pfosten mit Flechtwerk, worauf eine dichte Lehmschichte geschlagen wird, so fest erbaut und so dick, dass kaum eine Flintenkugel sie durchdringen könnte. Am Giebelende des Gebäudes ist eine Oeffnung sechs Fuss weit und bis zu zehn hoch, welche durch eine herabhängende Matte von Palmenblättern bei Nacht geschlossen werden kann. Die Wand der Giebelseite ist mit aufrechtstehenden Rindenstücken, und im obern Theile mit locker

verbundenen Palmenwedeln, durch welche der Rauch abziehen kann, bekleidet. Manchmal zieren Schnörkel und andere Figuren aus Erdfarben aufgetragen und mit der Milch des Couma-Baumes statt eines Firniss überzogen, diese Hauptfaçade. Eine schmalere Thüre, nicht höher, als man sie sonst an den indianischen Hütten sieht, dient als Eingang zum Gemache des Häuptlings in dem andern halbkreisförmigen Ende des Gebäudes. Im Innern scheiden leichte Wände aus Sparren, Schlingpflanzen und Blättern den Raum in Cabinette der einzelnen Familien.

Diese Häuser, für einen längeren Bestand errichtet, dienen auch als Grabstätte für alle Bewohner. Die Leichen werden dicht in die Hängematte zusammengeschnürt, mit den Armbändern, der Tabakbüchse und anderm Tand, in vier bis fünf Fuss tiefe Gruben, unter dem gewöhnlichen Todtengeheul, versenkt und mit festgestampfter Erde bedeckt. Diese, soweit verbreitete Sitte, die Todten in ihrer Wohnung zu begraben, gehört ohne Zweifel zu den zahlreichen Missverhältnissen, welche die Sterblichkeit der Indianer vermehren. Sie denken nicht an die schädlichen Wirkungen der Fäulniss unter ihren Füssen, und wenn sie sich, vom Schrecken über eine ausgebrochene Seuche ergriffen, in die Wälder zerstreuen, so kommen sie doch später wieder an dieselben Heerde zurück. Auch die Begräbnisse in den Kirchen und Capellen sollten aus dieser Rücksicht gesetzlich aufgehoben, und die Anlage von Kirchhöfen an geeigneten Orten durchgeführt werden *). Manche der hier

*) Gurjão in dem bereits angeführten Berichte über die Ortschaften am Rio Negro (Revista trimensal XVIII. 1855 p. 181) bemerkt, dass der Kirchhof von Carveiro von jedem Hochwasser überschwemmt werde. — In einem neueren Berichte über die Apiacas (Rev. trimens. XIX. 1855 p. 103) finde ich angeführt, dass auch diese Indianer vom Tupi-Stamme die Gebeine der in der Hütte begrabenen Leichen nach einem Jahre herausnehmen und in einer Hängematte an den Pfosten der Hütte aufhängen.

wohnenden Horden, wie die Tarianas und Tucanos, pflegen, gleich andern in der Guyana, die Leichen nach einem Monat auszugraben, auf grossen irdenen Pfannen, unter Verbreitung eines abscheulichen Gestankes zu verkohlen und die gepulverten Reste in das Caxiri eingerührt, bei festlichen Gelagen zu trinken, um dadurch, wie sie vermeinen, die Tugenden ihrer Vorfahren auf sich zu vererben.

Auch in andern Gebräuchen kommen die Uaupés mit vielen Indianern nicht blos des Amazonas-Gebietes und der Guyanas, sondern auch entfernterer Gegenden im Süden überein, so dass auch hier die Annahme einer schon viele Jahrhunderte fortgesetzten Vermischung verschiedener Volkselemente Bestätigung findet. Gebiert ein Weib im Hause, so werden die Küchengeräthe und Waffen für einen Tag daraus entfernt. Bald geht die Mutter mit dem Neugebornen in den Fluss zur ersten Waschung und dann bleibt sie wenigstens für fünf Tage ruhig in der Hütte. Auch hier werden die Kinder, namentlich des weiblichen Geschlechtes, mit einer streng eingehaltenen Kost aufgezogen, nachdem sie, was sehr spät geschieht, der Mutterbrust entwöhnt worden. Früchte und Mandiocca-Mehl machen ihre Hauptnahrung aus, grösseres Wild und Fische sind ihnen versagt. Auch hier haben die Mädchen, bei Eintritt der Pubertät auf eine kärgliche Kost beschränkt und im obern Theil der Hütte zurückgehalten, eine Emancipationsprüfung durch schwere Streiche mit schmiegsamen Ranken zu überstehn. Sie empfangen von jedem Familiengliede und Freunde mehrere Hiebe über den ganzen nackten Leib, oft bis zur Ohnmacht, ja bis zum Tode. Diese Execution wird in sechsstündigen Zwischenräumen viermal wiederholt, während sich die Angehörigen dem reichlichen Genusse von Speisen und Getränken überlassen, die zu Prüfende aber nur an den in die Schüsseln getauchten Züchtigungs-Instrumenten lecken darf. Hat sie die Marter überstanden, so darf sie Alles essen und wird als mannbar erklärt. In die Ehe tritt sie,

nach Uebereinkunft der beiderseitigen Aeltern, indem der Bräutigam sie, wenigstens zum Scheine, mit Gewalt aus einem Festgelage hinwegraubt.

Auch die Jünglinge müssen sich ähnlichen Proben der Standhaftigkeit unterwerfen, und dürfen erst nach deren Ablegung Zeuge des Festes mit der bereits beschriebenen Teufels-Musik seyn, deren Instrumente an einem abgelegenen, der Menge geheimen Orte vom Pajé und seinen Mitwissenden aufbewahrt werden. Bei den Uacarás übt man die Jungen eifrig im Bogenschiessen, und nur bewährte Schützen erhalten die gewünschte Braut, weil sie die Fähigkeit, sie zu ernähren, verbürgt haben. Auch hier findet man die Sitte, dass alle Excremente sorgfältig sogleich mit Erde bedeckt werden. Reinlichkeit des Körpers wird durch fleissiges Baden erhalten, und zierliche Kämme fehlen eben so wenig in jeder Familie als die irdenen Gefässe mit Orlean-Gelb und Carajurú-Roth. Die meisten am Uaupés wohnenden Indianer sind Monogamen; doch ist Polygamie erlaubt. Nur die Cobeus werden gegenwärtig noch als Anthropophagen geschildert. Aber auch Familien dieser Bande leben schon in den Aldeias de Mucúra und Mutum-Caxoeira friedlich neben Andern; die Meisten jedoch, bei denen Anthropophagie noch im Schwange geht, treiben sich zerstreut in den unzugänglichen Gegenden des Westens umher.

8. Die Içannas.

Nach dem Flusse Içanna werden die in seinem Gebiete wohnenden Indianer auch mit dem gemeinsamen Namen der Içannas begriffen. Eben so wie die Uaupés sind sie nicht einerlei Stammes, sondern ein Hordengemengsel mit verschiedenen Dialekten, aber von einer gewissen Uebereinstimmung in ihrer nationalen Erscheinung (durch Abzeichen), in ihren Sitten und Gebräuchen. Man nennt unter den hier wohnenden Banden oder Familien auch Banivas und Cobeus, welche wir bereits erwähnt haben, ausserdem

die Uirinà (Uarirá), von welchen Natterer weiter südlich am Marary ein Wörterverzeichniss aufgenommen hat (S. Glossaria p. 229), und als besonders mächtig und gefürchtet die Uerequena. Diese sollen in der Folge ausführlicher behandelt werden. Natterer führt am Içánna die Camacuna, die Boavatana (Boanari, Schlangenmänner) und Baixoaciana (Pauxiana?) an. Ausser diesen kann ich aber noch mehrere Bezeichnungen beibringen, welche beweisen, dass man es hier nicht mit Horden-, geschweige mit Völker-Namen zu thun hat, sondern nur mit zufällig oder nach einem persönlichen Einfalle ertheilten Benennungen. So: Assaiani, die einen Trank aus den Früchten der Assai-Palme bereiten (was alle thun, denen diese Früchte zu Gebote stehn), Capuëna, die Caapi-Trinker (S. 516), die Mendó (die Angeheiratheten), die Tuemeayari (Tumayari, Turimari), d. i.: Nimm dich in Acht vor den Männern!, die Buetaba oder Puetava, die Lügner oder Aufschneider, die Aryhini oder Grossväterlichen, die Cadanapuritanas (richtiger Catacapuritanas, d. i. Leute, die die Fremden oder Gäste anschreien), die Banatanas, Papunauas (Pabenabas? d. i. lauter Männer), die Moriacuné oder Morybocunhé, d. i. die die Weiber liebkosen, Siusiyondo oder Siusi (Stern-Indianer), Tobihira (Honiglecker), Ipeca-Tapuüia (Enten-), Coatá-Tapuüia (Affen-Indianer), und die Juripari oder Teufel. In Statur und Körperanlage unterscheiden die Içannas sich nicht von ihren Nachbarn; sie sollen aber im Antlitz die Haare nicht ausreissen, also auch etwas bärtig erscheinen, dagegen, ungleich den Uaupés, das Haupthaar abschneiden und nicht nackt, sondern mit einer Tanga aus Turiri-Bast bekleidet seyn. Es ist auffallend, dass sie nicht blos in diesem Gebrauche mit den Zaparos am Napo übereinkommen, welche sich in die Rinde der Uanchama (Lecythis) kleiden. Wie diese, zu denen nach Velasco die Simigaes del Curaray gehören, haben auch die Içannas, oder einige ihrer Horden, die Polygamie, wenigstens ihre Anführer, in Uebung. Auch sollen sie an einen guten und einen bösen Geist und an eine

Seelenwanderung glauben. Die Seelen der Tapfern nämlich fahren in schöne Vögel (wie jene der Goyatacas in die gehuppte Krähe Saçy, S. 303), und geniessen gute Früchte. Die Feiglinge werden Reptilien. Gleiches berichtet Villavicenzio von den Zaparos, die in zehn Horden (Matagenes, Mautas, Mueganos u. s. w.) am Nanay, Napo und am Pastaza sitzen sollen. Sie wohnen, jede Familie für sich, in kleinen viereckigten Hütten, worin sie auch die Todten begraben, und gehen Ehebündnisse auch in nahen Verwandtschaftsgraden ein. Von ihren Nachbarn, den Uaupés, werden sie als kriegerisch und grausam gefürchtet; aber die Bewohner des Ixié-Flusses sind ihre Verbündeten. Die Lingua geral soll vielen geläufig seyn. Regelmässige Missionen haben unter ihnen nicht Platz gegriffen; aber ein wandernder Priester hat im Jahr 1852 unter ihnen 84 Männer und 81 Weiber getauft, und 9 Paare getraut *). — Alle diese Indianer am Uaupés, Içanna nnd Ixié sind erfahrne Schiffer und Fischer. Sie befahren ihre Gewässer in Einbäumen (Ubás), die sie aus dem festen und schweren Holze mehrerer Hülsenbäume oder dem zäheren der Jacareúva (Calophyllum brasiliense) mit sehr dickem Boden zimmern, um die Reibung auf den zahlreichen Klippen leicht zu ertragen. Sie sind in der Verfertigung solcher Fahrzeuge so geschickt, dass sie sie manchmal im Auftrage der brasilianischen Handelsleute herstellen, um bis nach Manáos hinabgeführt zu werden. Auch auf das Kalfatern mit Bast von Lecythisbäumen und dem Harze des Mani oder Oanani (Moronobea coccinea) und mit Jaguaracyca, dem rohen Pech von Icica-Arten, verstehen sie sich. Den in diese Flüsse heraufkommenden Handelsleuten dienen sie, doch weder fleissig noch mit zuverlässiger Treue, als Ruderer und Gehülfen, um die Fahrzeuge über die Katarakten zu bringen. Sie haben einige Hühnerzucht und vertauschen Mehl und Hängematten aus Miriti - Fasern

*) Revista trimens. XIX. (1856) p. 127. Vergl. Wallace a. a. O. p. 507.

gegen Salz, Tabak, Branntwein, Fischangeln, andere Eisenwaaren, Spiegel, Glasperlen und Baumwollenzeuge.

Alle Indianer dieser wasserreichen Gegenden sind als Ichthyophagen auf die Künste des Fischers angewiesen. Wir wollen daher an diesem Orte Einiges über

die Fische dieser Gegend und die indianische Fischerei

einschalten, wobei zu bemerken, dass die indianischen Namen, welche wir hier anzuführen haben, fast ohne Ausnahme der Tupi-Sprache angehören. Für die Tupis war der lange Aufenthalt längs der Seeküste eine gute Schule geworden, und sowohl sie selbst, als die Ansiedler portugiesischer Abkunft haben die Namen von Fischen bis in die nördlichen Grenzreviere Brasiliens ausgebreitet, wo statt der Lingua geral besonders das Idiom der Barés in weiterer Ausdehnung gesprochen wird (und nicht, wie ich in der Reisebeschreibung III, 1302 angegeben, verschollen ist). Man begegnet daher hier vielen im Süden gebrauchten Namen wieder, wenn schon nicht denselben, doch verwandten Arten und Gattungen beigelegt *).

*) Araujo e Amazonas, Diccionario etc. (Recife 1852) führt S. 30 vierzig Fischarten als die bekanntesten und gebräuchlichsten im Amazonasgebiet an. Bei der grossen Bedeutung, welche die Fische für die Bevölkerung haben, gebe ich die Liste mit einigen Zusätzen um so lieber, als ich mich in der Bestimmung der systematischen Namen der Hülfe des grossen Ichthyologen H. Prof. Kner in Wien zu erfreuen hatte. Acará (Pescada) im Rio Negro: Sciaena squamosissima Heck. (Johnius crouvina Casteln. und Corovina Natterer, Diplolepis Steindachner), wegen Wohlgeschmacks sehr geschätzt. — Aramassa, portugiesisch Solha, Rhombus armacca, soll manchmal aus dem Ocean weit im Strome aufwärts gehn. — Aracu? — Aranana, Osteoglossum bicirrhosum Vandelli (O. Vandellii Cuv.). — Aierebá oder Jabebara (port. Arraia), Trygon guarapa Schomb. — Bâgre, Galeichthys Parrae Cuv. — Camurim (port. Roballo), Centropomus undecimalis C. V. geht vom Ocean herauf. — Caranha, Serrasalmo oder Myletes. —

Die Fische des Amazonas gehen in die Nebenflüsse, sowohl die nördlichen als die südlichen hinauf; grössere und muskelkräf-

---

Curimâ, Curemá, Mugil Curema C., steigt auch in Flüsse auf. — Curimatá (Curimotac d. i. Schnellschläger, sich schnell bewegend), Prochilodus reticulatus Val. und nigricans Ag. — Guirijuba, Gurujuba (guìri unten, juba gelb), Piraiba de pelle, Bagrus reticulatus Kner. — Itacuá, Hypostomus Itacuá Val., Steinfresser, weil er sich an Klippen ansaugt. — Jabú, Jaú, Yaú, Bagrus mesops Val. — Jaraqui, Prochilodus binoculatus Val., auch Pr. brama Cuv. und Pr. nigricans Ag. — Jundiá, Jandia, Platystoma spatula, nach Natterer Pimelodus multiradiatus Kner. — Jutuarana? — Leiláo, Lauláo, Hypophthalmus Dawalla Schomb., der mit dem Pirarucú an Grösse wetteifert. — Mandi, Pimelodus; Mandi-tinga, P. maculatus Val., Mandi-chorão, P. Sebae Val. — Mapará, —? soll sehr wohlschmeckend seyn. — Mandubé, Pimelodus? Sehr schmackhaft. — Mussú, Mossum, Piscis myxinoideus? — Pacamon, Batrachus cryptocentrus C., kommt wohl vom Ocean herauf. — Pacu Myletes; Pacu-guaçú M. brachypomus C. V.; P. peba M. rhomboidalis C., M. asterias Müll. und M. discoideus Heck.; P. banana Hemiodus unimaculatus Müll. — Pacu tinga, piranga und pinima?— Pacuarú (Bacuarú, Chareu), Pterophyllum scalare Heck. — Pira andirá (Fledermaus-Fisch) Trygon? — Pira arára, Phractocephalus hemiliopterus Ag. — Pira-aravari (Sardinha), Agoniates halecinus Müll. — Piraiba (= Guirijuba), Bagrus reticulatus Kner. — Pira mutá, Bagrus Piramutá Kner. — Pira cajára, Platystoma pardale Val. — Pira cará, Monocirrhus polyacanthos Heck. — Pira catinga, Pimelodus Pati Cuv. — Piranambú (auch Barbado), Pimelodus Pirinambú Ag. — Piranha (Pira çainha), Serrasalmo; P. una, die schwarze S. (Pygocentrus Müll.) niger; P. juba, die gelbe S. aureus; P. merim die kleine, S. maculatus Kner; P. çei, die süsse S. spilopleura Kner. — Pira jepeauá, Platystoma planiceps Ag. — Pira pitinga, Chalceus opalinus C. V., Tafelfisch erster Ordnung. — Pira-putanga, Chalceus Hilarii Val. und Orbignyanus Val. — Pira pucú, (am Tocantins Bocudo), Xiphostoma Cuvieri Sp. et ocellatum Val., Platystoma tigrinum Val. — Piraрucu, Pira urucu, Rothfisch, Sudis Gigas Cuv. (Arapaima der Macusi und

tigere werden sogar durch die Stromschnellen und Katarakten nicht abgehalten. Während daher ein jedes Flussgebiet eine gewisse

Baré, Payschis in Maynas) bis neun Fuss lang und 200 Pfd. schwer, gleichsam der Stockfisch dieser Gegenden, Hauptnahrung der geringeren Volksclassen. Er wird, wie die Piraiba, andere grosse Fische und wie der Manati harpunirt oder empfängt viele Pfeilschüsse, bis ihm die Indianer einen Kahn unterschieben können, um ihn ans Ufer zu bringen. Er hält sich am liebsten in sumpfigen Einbuchten der Flüsse auf. — Poraqué, Puraqué, bei den Portugiesen Tremtrem, am Araguaya Coupi, Gymnotus electricus L. — Sarabiana, Cichla temensis Heck. — Sorubim, Surubi, Platystoma. — Sorubi-mena, Platystoma Sturio Kner. — Tambaqui, Myletes macropomus Cuv., Tafelfisch erster Ordnung. — Tamuatá, Callichthys laevigatus Val. — Tarahira, Macrodon Trahira Val. — Tucunaré, Cichla Tucunaré Heck. — Uacari, Vacari, Hypostomus (Ancistrus Kner.), von feinem Geschmack. — Uacú, Vacú, Doras lithogaster Kner. (Lithodoras Bleeker.).

Die Fische des Amazonasgebietes kann man nicht energisch genug als die Conditio sine qua non des indianischen Lebens bezeichnen. Sie sind das von der Natur selbst dem Indianer zugewiesene Subsistenzmittel; fehlt es ihm an seinem Wohnsitze, so vertauscht er diesen mit einem andern. Desshalb hat auch die Abnahme des Fischreichthums an den Hauptadern des Stromgebietes Antheil an der Abnahme der indianischen Bevölkerung in ihrer Nähe, und der brasilianische Ansiedler sieht sich immer mehr ohne Hülfe beim Landbaue und in der Einsammlung der Naturerzeugnisse. Erst in neuerer Zeit hat sich die Ergiebigkeit der Netzfischerei, wenn nach europäischer Art betrieben, herausgestellt, und sollte diese Erfahrung die Freigebung des Fischfanges im Grossen zur Folge haben, so wäre es ein Todesstoss für die indianische Bevölkerung, für ihre Betriebsamkeit und für den davon abhängigen Handel der weissen Bevölkerung. Es ist daher an der Zeit, dass die brasilianische Regierung den Fischfang im Grossen regelt, und die Erzeugung der Fische beschützt. Vielleicht kein Ort der Erde würde die Bemühungen einer künstlichen Fischzucht in gleichem Maasse belohnen, und da den Indianern vielfache Erfahrungen über Lebensweise, Nahrung, Laichzeit, Wanderung u. s. w. der Fische zur Seite stehen, so

Summe von eigenthümlichen Arten besitzt (so dass man in dem Gesammtbecken des Rio Negro allein 500 Arten vermuthet, und im ganzen Stromgebiete des Amazonas nach Agassiz's glücklichen Forschungen weit über 1000 angenommen werden dürften), sind doch selbst in der Nähe der allgemeinen Wasserscheiden noch manche der stärksten und wegen ihrer Grösse (bis zu vier Fuss) geschätzten Arten vorhanden. Auch manche Seefische gehen weit aufwärts in Süsswasser. Zur Zeit der niedrigen Wasserstände ziehen sich alle Fische stromabwärts in die grösseren Wasseradern bis zu dem Hauptrecipienten. Sie sammeln sich sodann besonders an tieferen Stellen, an Wasserfällen und Stromschnellen an. Dass übrigens Arten von Callichthys, von Hypostomus und die Nester bauende Doras schaarenweise auch Wanderungen zu Land anstellen, ist bekannt. Mit dem Hochwasser kehren sie in die höheren Reviere zurück. Sie machen diese Reisen entweder einzeln oder in grossen Schwärmen, manche Arten, wie z. B. die gefürchtete Piranha, der „Fisch Zahn", der Tyrann dieser süssen Gewässer, von vielen Tausenden. Ihren Weg nehmen sie stets durch jene Oertlichkeiten, wo sie der schwächsten Strömung begegnen. So ist also die gesammte Fischwelt alljährlich in einer allgemeinen Bewegung, je nach den jeweiligen Veränderungen der Wasserstände in den einzelnen Gegenden. Diese Veränderungen bilden in dem ungeheuren Strombecken ein zusammengesetztes, von mancherlei physikalischen, meteorologischen und geographischen Bedingungen abhängiges System. Im Amazonas selbst treten die Hochwasser (Enchente) im Februar ein und endigen im Juni; die Entleerung (Vazante) beginnt sofort gegen Ende Juli und dauert bis Ende Januar. In der letztern Periode befinden sich viel mehr Fische im Hauptstrome, und eben so ist jeder Hauptast in derjenigen Zeit am meisten von

---

könnten sie bei einer solchen volkswirthschaftlichen Unternehmung die erspriesslichsten Dienste leisten.

ihnen besucht, da die Gewässer in ihm fallen. Es tritt diess in den verschiedenen Hauptästen in verschiedenen Zeiten, die selbst nach Monaten andere seyn können, ein, und die beiden Acte der Stromfüllung und Entleerung, welche sich im Hauptrecipienten selbst am grossartigsten und wildesten vollziehen, sind eben das Ergebniss der Zusammenwirkung einer ähnlichen Periodicität in allen Tributären. Wegen der grossen Länge des Hauptstromes fallen die Maxima und Minima *) dieser periodischen Bewegung für die einzelnen Orte auch in der Zeit am weitesten auseinander. Der Marannon in Maynas schwillt stark schon im Januar, der Solimôes im Februar, der Amazonas unterhalb der Vereinigung des Rio Negro ist am höchsten Ende März und Anfang April. Die Zuflüsse nördlich vom Aequator haben keinen so entscheidenden Einfluss auf das Steigen des Hauptstromes als die südlichen, unter ihnen besonders der Ucayale und der Madeira, dessen Periodicität gewissermassen mit der des Amazonas zusammengrenzt. Die Anwohner des letzteren zwischen Barra do Rio Negro und Gurupá behaupten, dass das Steigen 120 Tage dauere, und dass meistens das dritte Jahr eine stärkere Ueberfluthung (und damit eine höhere Fruchtbarkeit des Cacaobaumes) bringe, ein Erntejahr, Anno de safra sey. Im Rio Negro tritt diese Bewegung etwas später ein, als im Hauptstrome und auch hier coincidiren mit ihr die feuchte und trockene Hälfte des Jahres, Winter und Sommer.

Dieses ausserordentliche Drama in der Bewegung der Gewässer, woran jeder Beistrom, gleichsam wie zur bestimmten Stunde in einem ungeheuern Uhrwerke seinen Zeiger rückt, begünstigt die Entwickelung der Fische und anderer Wasserthiere, weil alle auch an sehr weit von einander entlegenen Orten und zu verschiedenen Zeiten mit jenem Wechsel die nothwendigen Bedingungen für ihren Unterhalt und ihre Fortpflanzung empfangen. In dem Ver-

---

*) Vgl. Spix und Martius Reise III. 1359.

hältniss nämlich, als die Gewässer sich aus ihrem niedrigsten Stande erheben, zuerst die nächsten Sandufer, dann die höhergelegenen Gebüsche oder Wiesen bedecken, endlich tief landeinwärts fluthend die Uferwaldung (Caa-ygapo) mit ihren lebensvollen Keimen befruchten, die Flüsse mit den benachbarten stehenden Gewässern in Verbindung bringen und die Sümpfe mit vermehrtem Zufluss speisen, — schwärmen auch die Fische weithin über das zum See gewordene Land. Die zahlreichen, langgestreckten Thälchen und Rinnen (Sangradouros) werden die Wasserwege (Sendas), worein sich die Fische verbreiten. In diesen oft dichtumschatteten und kühleren Waldwässern, in den Sümpfen, Seen und Teichen entledigen sie sich ihrer Eier. Die Brut findet im Moder, zwischen Blättern und Wasserpflanzen Schutz und die erste ihrer Kleinheit entsprechende Nahrung an mikroskopischen Pflanzen (Algen) und Thieren (Räderthierchen, Entomostraken, Eiern und Maden von Schmetterlingsfliegen, s. g. Phryganeen, Culiciden, Tipularien u. dgl.). Sie wächst hier soweit heran, um sich mit älteren Fischen, die im Schlamm, mit den Blättern, Blüthen, Rinden und Früchten des Wasserwaldes sich gemästet haben, den bewegteren Revieren zuzuwenden. Mit hartnäckigem Instincte halten diese Thiere Jahr aus Jahr ein dieselben Wege ein, so dass die erfahrnen Indianer wohl wissen, wann dieser oder jener Abzugscanal die grösste Zahl der Wanderfische aufgenommen hat. Durch Erdaufwürfe dämmen sie ihn dann ab und sichern sich eine, oft unglaublich grosse Beute.

Auch andere Wasserthiere und Amphibien, namentlich die Schildkröten, manche Saurier, Frösche und Kröten sind ganz insbesondere von der Periodicität der Gewässer abhängig, und selbst die Cetaceen und Sirenen dieses Wassergebietes, die drei Delphine und die Seekuh (Delphinus amazonicus oder Inia Geoffroyi, D. fluviatilis und pallidus, Manatus australis) folgen ihr, während der Hochwasser in die Nebenflüsse aufwärts wandernd. Die Schildkröten vollziehen ihre Begattung in den Sümpfen und Seen, welche mit den fliessenden Gewässern in

Verbindung stehen. Wenn aber die Sandinseln der Ströme entblösst werden, ziehen sie in Gesellschaft von Tausenden nach denselben zurück, um darein ihre Eier zu verscharren. So erscheint also das Steigen und Fallen der Gewässer für die Oekonomie dieser nützlichen Thiere nothwendig, und eine für den Menschen höchst wohlthätige Einrichtung ist der Umstand, dass die Fortpflanzung und Vermehrung nicht überall gleichzeitig eintritt. Ohne ihn würde der unbedachtsame Krieg, in welchem die Anwohner nicht blos die erwachsenen Thiere, sondern auch die Eier und die erst entschlüpften Jungen massenhaft vertilgen, schon jetzt noch schwerere Folgen haben, als sie sich bereits in einer stetigen Abnahme der Thiere ankündigen *). Unter den Indianern lebt die Sage, ehemals hätten die Züge von dicht aneinander schwimmenden Schildkröten manche Arme der Flüsse so bedeckt, dass sie die Kähne der Uebersetzenden gefährdeten. Jetzt aber, klagen sie, hätte die Bereitung der Butter aus den Schildkröten-Eiern die Thiere, ihr wichtigstes animalisches Nahrungsmittel, bereits so selten gemacht, dass sie selbst sich in entlegene Gegenden zurückzu-

*) Gegen die Schildkröten ist eine allgemeine Raubwirthschaft im Schwange. In den Jahren 1780 bis 1785 wurden nach den beiden von der Regierung, vorzugsweise für die Garnison der Hauptstadt, unterhaltenen Hürden (Curraes) zur Aufbewahrung lebender Schildkröten 53,468 Stück eingeliefert; doch konnten davon nur 36,007 verwendet werden, indem 17,461 starben (Mello Moraes Corogr. Braz. II. 319.). Wenn man bedenkt, dass fast jeder Anwohner an Flüssen und Seen dieses Gebietes einen solchen Curral unterhält, worin die Schildkröten für das tägliche Bedürfniss des Haushaltes aufbewahrt werden, wie anderwärts Schafe, Kälber und Schweine, so grenzt die Anzahl der noch gegenwärtig zur Entwicklung kommenden Thiere fast ans Wunderbare, und sie ist nur dadurch erklärlich, dass viele ihrer Erzeugungsheerde dem Menschen noch nicht zugänglich geworden sind. Man rühmt übrigens die Schildkröten des Rio Negro wegen besonderen Wohlgeschmackes.

ziehen, gezwungen wären. So verscheucht auch hier die Industrie des Europäers den Indianer aus seiner Nähe.

Der Indianer schiesst, harpunirt und angelt die Fische; er fängt sie in Netzen, Reussen und Verhauen; er lockt sie bei Tag und Nacht durch starkriechende Gewächse, bei Nacht durch Fackelschein heran, er betäubt sie durch Giftpflanzen und versetzt sie ins Trockne, um sie mit der Hand zu ergreifen. Die Pfeile tragen in einer Höhlung am vorderen Ende eine mit Widerhacken versehene Spitze, welche, wenn eingedrungen in den Leib des Thieres, mittelst einer umgerollten Schnur mit dem Körper des Geschosses in Verbindung bleibt. Indem der Jäger die Refraction des Lichtes beim Zielen in Anschlag bringt, fehlt er selten; ja manche Schützen sind so geschickt, dass sie mit dem nach oben geschossenen Pfeile den vorgestreckten Hals einer schwimmenden Schildkröte treffen. Ehemals war diese Waffe aus Knochen, grossen Fischgräten, Pflanzenstacheln oder Splittern von Bambusrohr mit Genauigkeit, ja Eleganz angefertigt; gegenwärtig aber sind die Spitzen schon oft von Eisen, denn sie werden mit den eigentlichen Angeln in unglaublicher Anzahl aus Europa zugeführt. Sehr geschickt ist der Indianer in der Auswahl des Köders nach Art der Fische, die er zu fangen beabsichtigt; und nach der Oertlichkeit, wo er fischt, wählt er Käfer, Fliegen, Würmer, Maden, kleine Fische, Früchte, Samen, z. B. vom Carapa-Baum (Caraipa guyanensis), frisches, gekochtes oder fauliges Fleisch; ja er bildet aus Federn, Haaren, Werg, Pflanzenfasern, künstliche Lockspeisen. Die Angelschnur, aus Fasern von Palmen- oder Bromeliaceen-Blättern (Tucum, Gravatá) sorgfältig gedreht, ist an einer Gerte, für die sich besonders lange Triebe von Xylopia- und Celtis-Arten oder die Blattspindel gewisser Palmen durch ihre Elasticität empfehlen, befestigt, oder sie wird mit besonderer Geschicklichkeit weithin ins Wasser geworfen, während der Fischer das untere Ende um die Handwurzel gewickelt festhält.

Die Netzfischerei wird auf sehr verschiedene Art betrieben. Das

Handnetz (Pyça, an den atlantischen Küsten und im Süden des Landes Puça, wenn kleiner Jereré), ein kegelförmiger oder cylindrischer, aus starken Schnüren geknüpfter Sack mit runder oder halbrunder Oeffnung wird an einem Stock oder Stange geführt. Für den Fang von Krebsen und beissenden Thieren dient das Siri, ein aus zähen Binsen und Schlingpflanzen geflochtener Beutel mit Holzrahmen und einem Stiele. Ein grösseres Schlagnetz (Pyça-açú, Pyça baboca), dessen Mündung durch zwei parallele Holzleisten geschlossen werden kann, ist entweder an einem Seile oder an einer Stange befestigt, und wird von zwei Fischern gegen das Ufer oder die Strömung hingezogen. Sehr ausgedehnte Netze, die mehrere Fischer in weitem Bogen durch die Gewässer tragen und behutsam schliessen, und ähnliche Stellnetze sind erst durch die Europäer eingeführt, werden aber gegenwärtig von den civilisirteren Indianern in grosser Vollkommenheit gestrickt. — Sehr zweckmässig sind die Fischreussen (Giquí, Matapy, portugiesisch Covo) aus Lianen, dünnen elastischen Stengeln von Maranta Tonkat, von Rohrpalmen und Bambuslamellen in verschiedenen Grössen und Formen, mit weiter und konisch verengter Mündung, verfertigt. Sie werden in der Strömung der Flüsse, zwischen Felsen, in Waldbächen und in die Wasserwege des überschwemmten Landes befestigt, und liefern reichlichen Fang, indem die Fische sich in ihnen nicht umwenden und nicht rückwärts schwimmen können, so dass sie oft mit abgeriebenen Schuppen gefangen werden. Dieses Werkzeug scheint übrigens von den Tupis, die an den Küsten des atlantischen Oceans fischten, in grösserer Ausdehnung und Vollkommenheit benützt worden zu seyn, als es gegenwärtig bei den Indianern am Amazonas in Uebung ist. Aus elastischen Rohren und Schnüren verfertigten die Tupis zwischen Bahia und Rio Grande do Norte eine sehr grosse und leichte Reusse, welche die Gestalt eines colossalen ausgespannten Regenschirmes hatte und mittelst Schnüren am Mittelpunkte vom Kahne aus tief unter Wasser gelassen mit den darin festgehaltenen Fischen gegen

das Land gezogen wurde. Sie hiess Uru guypo andipiá d. i. Reusse (Schild), welche tief unten von der anderen Seite aufgestellt wird (zusammengezogen aus Uru guirpe anoi pia), und die europäischen Ansiedler benützen sie auch gegenwärtig unter dem Namen Taraffa. — Indianische Knaben sieht man bisweilen mit einer sehr einfach aus elastischen Rohren und feinen Fäden construirten Falle (Monde, Mundéo), oder mit einer Schlinge (Juçana) an einem Bache sitzen, und den vorüberschwimmenden Fischen in ähnlicher Weise nachstellen, wie es gegen Vögel geübt wird.

Die ergiebigste Vorrichtung aber für den Fischfang sind gewisse feststehende Hürden, in welche die Fische leicht kommen, ohne den Rückweg nehmen zu können. Eine gerade Reihe von Pfählen oder Latten im rechten Winkel mit dem Ufer in das Flussbette eingerammt, wird gegen die Wasserseite hin mit einer andern Reihe von Pfählen umgeben, welche drei runde oder halbrunde Kammern, zwei einander gegenüber längs den Seiten, eine um das Ende der geraden Palisadenlinie herum bilden. Die Fische, die von der Uferseite her in diese Kammern eindringen, vermögen nicht aus ihnen in den Strom zurückkehren. Weil der Indianer sie an Orten aufrichtet, wo er grosse Frequenz beobachtet hat, so sammeln sich hier oft viele Fische und auch Schildkröten an, die mit dem Handnetz herausgefischt, oder mit einem Speere (Itamina) gestochen werden. Diese Hürden kennt man im südlichen Brasilien unter dem Namen Camboas; im Norden heissen sie (tupi) Cacoarys (Cacuaris). An Orten, wo der Wasserstand sich während der Stromfülle sehr erhöht, pflegt man sie zur Zeit der Entleerung, und so hoch zu errichten, dass sie auch bei Hochwasser dienen. Um dann die Fische herauszufangen, muss der Indianer darin untertauchen, was er aber aus Furcht vor dem Zitteraal nicht eher thut, als bis er sich durch eingesenkte Stangen von der Abwesenheit des Thieres überzeugt hat, dessen elektrische Entladungen auf Brust und Rücken gefährlich seyn können. In grossen Flüssen

stört übrigens der Zitteraal die unfreiwilligen Fischgesellschaften nur selten, denn er liebt den Aufenthalt in Gräben, wo er sich während der trockenen Zeit tiefe runde Gruben im Schlamm auswühlt. Die Anwesenheit der in grossen Schwärmen schwimmenden Piranha kann der Fischer leicht durch einen Fleischköder oder durch einen hineingeworfenen Lappen rothen Zeugs erkennen, weil sich die gefrässigen Thiere sogleich darin festbeissen. Auch die grossen Rochen, welche ihren mit Widerhaken versehenen Schwanzstachel mit Gewalt gegen ihre Feinde schleudern, sind gefürchtet. Die von diesen Thieren gemachten Wunden behändelt der Indianer mit Kataplasmen aus den zerquetschten Pechurim-Bohnen und vegetabilischen Oelen.

Noch grossartiger, als die Cacoarys, sind die sogenannten Giráos (Jiráos), ablange gekreuzte Geflechte aus Latten, Rohrstengeln oder Schlingpflanzen zwischen starken Pfosten, welche an Stromschnellen und Wasserfällen bei niedrigem Flussstande befestigt werden und oft mehrere Perioden stehen bleiben, bis die Gewalt des Elementes sie wieder zerstört. Sie werden als gemeinsames Werk einer ganzen Dorfschaft vermöge eines besondern Aufgebots durch ein darauf geschlossenes Arbeiterbündniss (tupi: Pycyron, verdorben Pucherum) hergestellt. Diese Einrichtung des indianischen Socialismus giebt, wenn Feierabend eingetreten ist, Veranlassung zu einem fröhlichen Feste. Die Giráos werden so aufgerichtet, dass den auf sie herabgetriebenen Fischen gar kein Nebenweg übrig bleibt, wo man sie dann in ausserordentlicher Menge einfängt. Wenn aber zwischen den Fällen noch schmale Canäle dem Indianer festen Stand gewähren, da erwartet er auch mit Speer oder Beil in der Hand die entgegenschwimmenden Fische, und selten muss er lange auf die Beute seiner Schlagfertigkeit harren.

Aehnlich, aber minder ausgedehnt ist die Vorrichtung des sogenannten Pari: ein tragbares Gestelle aus Flechtwerk, womit bei Beginn der Entleerung kleine Bäche, Abzugscanäle und Weiher ge-

sperrt werden (tupi: açekendá, port. tapar), um den Fischen die Rückkehr in das Hauptgewässer unmöglich zu machen. Wenn diese Canäle nur schmal und seicht sind, so verstopft der Indianer ihre Mündung für kurze Zeit durch einen Erdwall. Die Fische, unvermögend, aus dem seichten Gewässer zu entfliehen, werden je nach der Oertlichkeit mit dem Pfeil erlegt, in einem gestielten Netze oder mit der Hand gefangen; und findet der Indianer, dass eine abgeschlossene, verhältnissmässig geringe Wassermenge viele kleinere Fische birgt, so lässt er sich wohl die Mühe nicht verdriessen, solche Tümpfel mit der Cuia zwischen den ausgespreiteten Füssen auszuschöpfen, um Alles zu fangen, was auf dem Boden zappelt.

Eine höchst eigenthümliche Art des Fischfanges wird durch Vergiftung der Gewässer mit gewissen, die Fische betäubenden und tödtenden Pflanzen bewerkstelligt. Man findet diesen Gebrauch bei allen amerikanischen Wilden zwischen den Wendekreisen und selbst in höheren Breiten, und es werden dazu sehr verschiedene Gewächse verwendet, deren schädliche Einwirkung zunächst auf den Athmungsprocecs und dann wohl auch auf das Nervenleben der Fische von verschiedenen chemischen Bestandtheilen abzuhängen scheint *). Auch werden sie nicht überall in gleicher Weise ange-

*) In Brasilien werden am häufigsten Pflanzen aus der Familie der Sapindaceen gebraucht, und man begreift diese unter dem gemeinsamen Namen Timbo (von Ty Saft und mobi zusammenschnüren, verfolgen) oder Cururu-ape (Krötenkraut, zusammengezogen Cruopé): Paullinia pinnata, Cururú, macrophylla, thalictrifolia, Seriana triternata u. a. Von der Paullinja sorbilis und dem aus deren Saamen bereiteten Genussmittel, dem Guaraná, wird die gleiche Wirkung berichtet. In dieselbe gehört der Baum Tingui (zusammengezogen aus Ty Saft und monguí vernichten), Phaeocarpus campestris. — Eine zweite Gruppe dieser Giftpflanzen bilden die milchenden Euphorbiaceen: Euphorbia nereifolia, cotinifolia, piscatoria; Phyllanthus Conami, piscatorum u. m. a. Sie heissen (auch bei den Galibi) Conamby, Cunambi, Conamí: Schleim, amby, gegen Thiere, coó); auch

wendet. Es geschieht diess übrigens immer nur in kleineren Bächen, die vorher abgedämmt werden, oder in stehenden Gewässern. Am wirksamsten sind die Stengel und Blätter dieser Gewächse, nachdem sie zerschnitten oder bis zu einem Brei zerquetscht, in den Aufenthaltsort der Fische geworfen werden. In anderen Fällen wird das Gewässer mit den Giftpflanzen gepeitscht (Timbo batido), oder grössere Büschel derselben werden darin hinter dem Kahne hin- und hergezogen. Alsbald bedeckt sich die Oberfläche mit

---

demselben Namen werden, wegen ähnlicher Wirkung, auch mehrere Syngenesisten, wie Bailleria aspera, Barbasco, Ichthyothere Conabi und mehrere Arten von Clibadium bezeichnet. (Clibadium asperum, zerhackt und mit Fleisch zu kleinen Kugeln geformt, wird am Pomeroon als tödtliche Lockspeise für den Leporinus Friderici benützt: Rich. Schomburgk II. 434.) Auch das zerquetschte Kraut der Mandiocca-Pflanze soll (ohne Zweifel vermöge seines Gehaltes an Blausäure) die Fische tödten. Die Milch, welche mehrere Euphorbiaceen-Bäume, wie der Oassacú (in Maynas und Peru Catao), Hura brasiliensis, der Anda-açú, Anda brasiliensis, und verschiedene Feigenbäume von der Gattung Pharmacosycea, Coaxinduba, wenn angebohrt, in grosser Menge von sich geben, hat analoge Wirkungen. — Aus der Familie der Hülsenfrüchte liefern Fischkraut: Tephrosia tomentosa, litoralis, piscatoria, cinerea, coronillaefolia; Piscidia Erythrina, carthaginensis; die Wurzeln von Lonchocarpus densiflorus, Nicou; Dalbergia heterophylla, Bauhinia guyanensis und Cassia venenifera. — Die Gustavia augusta, eine Myrtacea, wirkt in ihren Früchten ebenfalls betäubend auf Fische, und endlich werden die Apocyneen Thevetia nereifolia und Ahovai (Cerbera), die Myrsineen Jacquinia armillaris und obovata (Barbasco), eine Bignoniacea, die Jacaranda procera und eine Chailletiacea, die Tapura guyanensis, verwendet. Diese, noch keineswegs vollständige Liste kann als ein Zeugniss davon gelten, dass die Indianer an vielen Orten und wohl während einer langen Zeit Erfahrungen mussten gemacht haben, um an so vielerlei, einander nicht immer ähnlichen Gewächsen gleiche Kraft kennen zu lernen und sich dienstbar zu machen.

Schaum, oder das Wässer trübt und schwärzt sich. Kleinere Fische kommen oft schon nach wenig Minuten mit weitgeöffneten Kiemendeckeln und sterbend an die Oberfläche, wo sie dann mit der Hand können gefangen werden. Aber auch grössere und stärkere Fische erliegen, wenn auch später, dem Gifte. Noch nach vierundzwanzig Stunden kommen solche, in Folge gelähmter Respiration und mangelhafter Blutbereitung getödtet, den Bauch nach Oben gekehrt, an die Oberfläche. Mit einigen Cuias voll vom Milchsafte der in der Note angeführten Bäume werden ganz ähnliche Wirkungen, wie mit dem Timbo erzielt.

Die Fische haben bekanntlich einen sehr entwickelten Geruchsinn; sie werden daher durch den eigenthümlich aromatisch-scharfen Geruch angelockt, den die reifen und überreifen Fruchtkolben mancher Aroideen, Mucu-Mucu und Mocury oder Mucury, ausathmen. Demgemäss benützt der Indianer diese, zumal am Ufer des Meeres und süsser Gewässer nicht seltenen Früchte als Köder, indem er ihn seinem Kahne anhängt oder an einer den Fischen zugänglichen Stelle befestigt und sich in Hinterhalt begiebt. Diese Fischerei wird vorzüglich bei Nacht und Fackelschein betrieben. Die S. 384 angeführten Parapitatás-Indianer sollen davon ihren Namen haben. Endlich muss ich noch erwähnen, dass mancher Indianer die, nächtlicher Weile durch einen Feuerbrand auf seinen Arm gelockten Fische zu ergreifen, gelernt hat. Es ist diess dieselbe Fertigkeit, deren sich englische Forellen-Jäger rühmen: to tickle a trout *).

Der Indianer ist nicht wählerisch im Genuss dieser Fische und giebt im Allgemeinen nur den grossen, weil sie mehr Masse darbieten, den Vorzug; er unterscheidet jedoch recht wohl diejenigen, welche sich durch weniger Gräten empfehlen und verspeist gräten-

*) Vergl. über die Fischerei der Indianer Spix und Agassiz Pisces bras. Vorrede v. Martius S. X — XVI. Tab. A — G.

reiche und ganz kleine, welche, welche ausserdem zum Köder benützt werden, nur bei Mangel von etwas Besserem. Auch hat ihn die Erfahrung belehrt, dass manche Fische zur Zeit, da gewisse Früchte, wie z. B. von Sapium aucuparium und Hippomane Mancinella, häufig in stehende Gewässer fallen, giftig wirken können, und er meidet sie dann. Grössere Fische werden, ehe sie auf den Heerd kommen, ausgeweidet, und seine Kochkunst behandelt die einzelnen Arten, je nachdem sie sich für diese oder jene Bereitungsart am besten eignen. So pflegt er den Panzerfisch (Cascudo der Brasilianer, Acara margarita Heck.) am liebsten in der Asche zu rösten. Ein Topf, um den Fisch zu sieden, fehlt nur im Haushalte des allerrohesten Indianers, des Mura oder Macú, und er wird dann wohl durch ein festes, noch ungetheiltes Blatt oder durch die Scheide einer Palme ersetzt, welche kahnförmig an einen horizontalen Stock gebunden, über das Feuer gebracht wird. Am häufigsten wird der Fisch am Spiess gebraten. Der Indianer unterscheidet den gebratenen Fisch (tupi: pirá-mixira), den leicht und scharf gerösteten (pirá caém, pira-piryric), den gesottenen (pira-agib), den eingesalzten (pirá-jukyra-pora) und den getrockneten (pirá em), der vor dem Rösten oft noch in Wasser eingeweicht wird. Aus dem getrockneten bereitet er auch durch Stampfen im Mörser das Fischmehl (pirá passoca), welches mit Mandioccamehl vermengt aufbewahrt wird und an Wohlgeschmack und Nahrhaftigkeit sehr verschieden ist, je nachdem die ganzen Fische oder nur das von Knochen und Gräten gereinigte Fischfleisch (pirá-coó) dazu verwendet worden.

Auch die Manipulation des Trocknens wird verschiedenartig vorgenommen. Kleinere Fische pflegt der Indianer, an eine Schnur gereiht (pira-apitama) in der Sonne zu trocknen, grössere zerstückt über Feuer. Nicht selten vereinigt sich eine ganze Ortschaft, um eine fischreiche Stelle gemeinsam auszubeuten und Vorräthe für mehrere Monate zu bereiten. Man zieht auf längere Zeit, oft mit

Weib und Kind, an diesen Ort, Pira-tyba, und richtet eine Fischerei, besonders von grösseren Arten ein. In der Nähe des Gewässers, das auf jegliche Weise durchfischt wird, breiten sich dann Gestelle aus Latten und Schlingpflanzen, etwa zwei Fuss über dem Boden, aus. Auf diesem Girão werden die geköpften, ausgeweideten und zerstückten Fische über leichtem Feuer und Kohlenhitze gedörrt und geräuchert. Diess ist die Behandlung im Moquem oder Mocaem, welche schon die ersten Entdecker Amerika's vorfanden und die zu dem Ausdrucke Boucaniers geführt hat. Die Dörrung an der Sonne (Urubú-mocaem, gleichsam, wie sie auch der Geier hat), wird nur bei kleineren Fischen angewendet. Grössere Vorräthe setzt der Indianer wiederholter Trocknung aus. Ohne Salz, von Rauch durchzogen und mit Russ beschlagen, gewährt dieser gedörrte Fisch eine geschmacklose, schwerverdauliche ungesunde Speise. Soll der getrocknete Fisch in den Handel kommen, so wird er in cylindrische Päcke von 100 Pfund Gewicht zusammengeschnürt und mit den Blattscheiden der Pacova Sororoca umgeben. Die Europäer machen ihre Vorräthe an getrocknetem Fisch auf dieselbe Weise, jedoch indem sie ihn einsalzen und einen Theil des Thrans durch Pressen entfernen. Einer zu grossen Sparsamkeit am Salz, wie sie hiebei geübt wird (man rechnet einen Gewichtstheil Salz auf zwanzig Theile Fische) schreibt man mit Recht die häufige Erkrankung an Diarrhöen, Ruhr und allerlei Verdauungsbeschwerden zu, der die Indianer und jene dienende Bevölkerung unterworfen ist, welcher der „Peixe secco" als gewöhnliche Kost zugetheilt wird. Patriotische Stimmen empfehlen daher mit besonderer Rücksicht auf den so häufigen Pirarucú dieselbe Zubereitung, durch welche der Stockfisch für längere Aufbewahrung im Welthandel geschickt gemacht wird. — Bei dem Ausweiden der grossen Fische werden auch die Schwimmblasen gesammelt, um getrocknet, wie die Hausenblase, als Pira-icyca, d. i. Fischleim, in den Handel zu kommen.

Wir fahren nun in der Schilderung der wichtigeren Indianer-Gemeinschaften im Stromgebiete des Rio Negro fort.

9. Die Arecuna oder Uerequena.

Schon als im Jahr 1693 durch die Religiosos da Piedade die Ortschaft Mariuá, später Barcellos, gegründet und mit Manáos, Barés und Bayanahys war besetzt worden, lernte man eine Horde unter obigem Namen kennen. Ihre Herabführung (Reducçâo) in den Kreis christlicher Gesittung ward von den frommen Vätern als ein Triumph der Katechese*) gefeiert, denn Furcht und Schrecken

*) Es war übrigens keine grosse Zahl, von der sich die Missionäre berühmten „sie hätten nicht blos den üblen Gebrauch, Menschenfleisch zu essen, abgelegt, sondern wären auch nicht die schlimmsten unter den zu Christen gewordeuen Indianern" (P. Daniel in Revista trim. III. 165). Ausser in Mariuá waren sie auch noch in S. Marcellino angesiedelt, und sogar nach Borba am Madeira-Strom waren welche zugleich mit Barés versetzt worden. Im Jahre 1854 fand man, nach Rich. Spruce's brieflicher Mittheilung, am Guainia (so heisst der Rio Negro oberhalb der Mündung des Cassiquiari) die Dörfer von S. Miquel und Tiriquin hauptsächlich mit Uerequenas besetzt, welche vom Içanna und Ixié (Xie, Guasié) kamen. Auch viel weiter gegen Südwesten, zwischen dem Yupurá und Içá wohnen welche. Esmaralda am Orenoco, welches nach der Zeit von Al. v. Humboldt's Besuch sich schnell entvölkerte, ist später wieder mit Uerequenas bevölkert worden, welche vom Guainia auf dem Caño Itinivini dahin gelangten. Sie bildeteu die Einwohnerschaft, als Schomburgk die Station berührte. Bald darauf aber bestand die ganze Bevölkerung nur aus einem alten Weibe mit ihren Töchtern, Enkelinen und einem Neffen. Darauf siedelten sich mehrere Masácas oder Mánáca, die von dem Flusse gleiches Namens kamen, dort an, ehelichten die Weiber, und als Spruce an Weihnachten 1854 den Ort besuchte, lebten dort acht bis zehn Familien aus Masácas und Uerequenas gemischt. — Diese Thatsachen können als ein Spiegelbild vom ephemeren Charakter indianischer Niederlassungen in den

vor Menschenfressern von äusserster Wildheit war vor ihnen hergegangen. Sie hielten ihre Gefangenen gut, um sie endlich zu verzehren, wie es die alten Tupinambas zu thun pflegten. Im Krieg ertheilten sie ihrem Anführer (tupi: Murumuxaua) eine unbeschränkte Gewalt. Der Besitz der schönsten gefangenen Mädchen wurde dem tapfersten Krieger zugesprochen. Die kräftigen, wohlgebildeten Leiber dieser Arecunas, fast immer mit Rocou in unregelmässigen Flecken rothgefärbt, ihr langes, wildumherhängendes Haupthaar, die Verunstaltung durch Rohrstücke in den Lippen und den Ohrmuscheln, welche oft so erweitert waren, dass sie bis auf die Schultern herabreichten, und die Sage von ihrem Hunger nach Menschenfleisch machten sie zu einem Gegenstand des Abscheues auch anderer Indianer. Sie hiessen im Dialekte der Uainumá die Oarikena, d. h. die Hungrigen, was sich eben auf ihre Anthropophagie bezog. Danach dürften die verschiedenen Schreibungen ihres Namens: Uerequena, Uerecuna, Aëroquena, Arecuna, Ariguana, Uricuna, Uarikene, Erequene, Guariquena wohl eher auf die Bedeutung „Menschenfresser", als auf die aus der Tupi-Sprache versuchte Arya-cunha, „die Grossväter der Weiber" zurückzuführen seyn.

Sie gehören, nach ihrer Mundart (vergl. Glossaria p. 312) ohne Zweifel der weitverbreiteten Hordengruppe an, welche wir mit dem Namen der Guck oder Coco bezeichnen. Als man sie kennen lernte, sassen sie besonders am Içanna und am Ixié, den sie selbst Uenehis nennen. Nach dem Verfall des noch vor hundert Jahren mächtigen Manáo- und Baré-Bundes hat sich die Mehrzahl der Arecunas, Freiheit und Sitten behauptend, über die Grenzen Brasiliens in die venezuelanische Guyana gezogen, und vielleicht sind die noch in neuester Zeit der Anthropophagie bezüchtigten Cobeus, welche

---

von Weissen gegründeten Ortschaften gelten. Nur wo jenseits des europäischen Einflusses grössere indianische Gemeinschaften durch die Autorität ihrer Tuxauas zusammengehalten werden, gewinnen sie festeren Bestand.

am Uaupés bei dem Falle von Carurú und von da westlich wohnen, als Abzweigung derselben zu betrachten. Schwächere Haufen haben sich in das brittische Territorium gewendet. Sie treiben sich hier meistens in kleinen Banden umher, pflegen zwar einen schwachen Landbau von Mandiocca und Yamswurzeln, sind jedoch nicht in volkreiche ständige Ortschaften vereinigt. Sie begraben, nach Natterer, die Todten in der Hütte und verbrennen die zurückgelassenen Effecten. In der Nähe des Roraima-Gebirges, an den Quellen des Carony und Mazurany sind sie von den Gebrüdern Schomburgk beobachtet worden. Schwerlich dürfte die Zahl aller unter diesem Namen begriffenen, in weit von einander liegenden Revieren umherschweifenden Indianer auf mehr als 3000 bis 4000 anzuschlagen seyn. Mit ihren Nachbarn sind sie oft im Kriege, was u. A. von den Macusis erwähnt wird, obgleich diese ihnen wohl in Blut und Sprache am meisten verwandt sind.

Wodurch sie das Interesse der Missionäre ganz vorzüglich in Anspruch nahmen, das sind mehrere Gebräuche, die sie, eben so wie die Manáos (s. S. 582), mit den Juden gemein haben sollen. So die Sitte der Tuxauas, welche in Polygamie leben, Schwestern zu heirathen, und die, allerdings fast bei allen Indianern übliche, Büsserschaft der Jungfrauen bei erster Menstruation, welche an das Tabernakel-Fest erinnern sollte, so die Beschneidung und ein tiefer Abscheu gegen den Genuss des europäischen Schweins. (Er soll am aller entschiedensten bei den verwandten Uapixana hervortreten. Rich. Schomburgk Reise II. 389). Auch wollte man bei ihnen hebräische Personen-Namen: Mariana, Joab, Jacub, Davidu bemerken. Ueberdiess schreiben ältere Berichte ihnen auch den Gebrauch von Quippos oder Gedenkschnüren zu (Southey Hist. III. 723). Ich habe über diese merkwürdige Sitte keinen genaueren Aufschluss erhalten können, wohl aber wird versichert, dass die Oarikena sich in der Baumwollen-Industrie vor Andern hervorthäten. Nicht nur, dass sie die rohe Baumwolle auf dem Oberschenkel oder mittelst

einer Spindel zu drillen (tupi: aipoban) und den einfachen Faden weiter zu Schnüren und Bändern zu verarbeiten (aipomombyc) verständen, sondern sie gäben auch den Fäden verschiedene Farben. Rollen von Baumwollenfäden und Schnüren gehen bei ihnen wie bei andern Indianern des Amazonasgebietes als Tauschmittel oder Münze, wie diess schon Columbus auf den Antillen beobachtet hat. Ebenso wenig als andere Indianer im wilden Zustande kennen sie die Kunst, zu weben, und die Herstellung von Binden und flachen Stücken Zeuges geschieht nur durch an einander Nesteln einzelner Schnüre (aipuácab), eine mühselige und langsame Arbeit. Für das Einsammeln von Salsa, Nelkenzimmt u. dgl. oder für rohe Baumwollenfäden lassen sie sich mit gefärbten Baumwollenzeugen bezahlen, die das weibliche Geschlecht, wenigstens in der Nachbarschaft der Weissen, zu Schürzen verwendet. Auch sollen sie, gleich den Negern am Congo (Cavazzi Descriz. del Congo 84, 85) ihr Eigenthum durch aufgehängte Baumwolle oder Lappen von Baumwollenzeug symbolisiren und wo diese abgehen, gebrauchen sie dazu Lappen vom Turirí- oder Mungúba-Bast.

Von den Arecunas an den Quellen des Carony entwirft Rich. Schomburgk (Reise II. 235 fl.) eine nicht ungünstige Schilderung. In dem hochgelegenen, von reissenden Thieren freien Landstriche, auf einen ergiebigen Landbau angewiesen, haben sie hier vielleicht den Canibalismus abgelegt. Es ist ein schlanker, kräftig und hoch gebauter Menschenschlag, von angenehmer, ja bisweilen schöner Gesichtsbildung, von dunklerer Hautfarbe, als die andern Indianer der Guyana, und prächtigem Haarwuchs. Nur grosse Unreinlichkeit und die Gewohnheit, den Tabak nicht blos zu rauchen, sondern auch zu kauen, beeinträchtigt ihre Erscheinung. Für letzteren Zweck werden frische Tabakblätter fein zerhackt, mit einer schwarzen salpeterhaltigen Erde der Savanne zu einem Teige geknetet, wovon kleine Kugeln in den Mund genommen werden. Wie die Miranhas, Uaupés und andere benachbarte Horden trägt der Arecuna einen

Gürtel (Matupa) um die Lenden, der entweder aus Haaren von Affen und andern Thieren zusammengefilzt oder wurstförmig aus gesponnener Baumwolle verfertigt ist. Die Weiber schmücken sich mit Halsbändern aus den Zähnen kleiner Nagethiere. Ihre Hauptjagdwaffe ist das Blaserohr. „Das Gift tauschen sie von den Macusis ein, denen sie dafür fertige Blaserohre, oder auch blos die Halme der Arundinaria Schomburgkii geben, die sie wieder von den Maiongkongs (Maquiritaris) erhalten. Auch hier reicht die Mutter dem Kinde die Brust bis in dessen drittes, viertes Jahr, und übergiebt, wenn sich unterdessen ein neuer Weltbürger einfinden sollte, den früheren Säugling der Grossmutter, die am Enkel die Pflichten der Mutter erfüllt; eine Fähigkeit, die ich oft noch bei den ältesten Indianerinnen wahrgenommen habe. Ihren Häuptlingen gestehen sie jedenfalls eine höhere Autorität und Macht zu, als die Macusis." Schomb. a. a. O. 239.

Die Nachrichten, welche uns über die Arecuna zu Gebote stehen, datiren aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Sie gestatten nur leise Vermuthungen über ihre frühere Geschichte, geben uns aber Veranlassung, nochmals auf die Manáos, ihre erklärten Feinde, zurückzukommen. Roher und kriegerischer als diese, mit denen die in den Rio Negro sich vorschiebenden portugiesischen Niederlassungen zuerst in Berührung gekommen waren, hatten sie sich in den entlegeneren Revieren selbstständig gehalten. Als aber viele Manáos, mit Hülfe der vom Amazonas herbeigezogenen Tupis, durch Waffengewalt, oder durch Ueberredung der Geistlichen veranlasst wurden, sich in den Missionen niederzulassen, wurden die Arecunas, als Menschenfresser, besonderer Gegenstand der Verfolgung, um als Indios de resgate ebenfalls herabgeführt zu werden. Grössere Streifzüge und kleinere Ueberfälle brachten Arecunas, und mit ihnen noch viele andere Gefangene (Paravilhana, Damacuri, Caburicena u. s. w.) herbei. Es fand auch hier Statt, dass gerade durch die christlichen Niederlassungen Menschenjagden veranlasst und durch den Ruf

nach Neophyten sanctionirt wurden. Nach einer Nachricht, die uns viel Wahrscheinlichkeit hat, wären die Manáos schon vor dem Einfalle der Portugiesen in zwei grosse Partheien auseinandergefallen, die sich öfter bekriegt hätten, anfänglich beide Anthropophagen. Die eine, unternehmender und dem Einflusse der Einwanderer mehr zugänglich, wäre mit andern stammverwandten oder benachbarten Banden zum Zwecke solcher Menschen-Eroberungen zu einem Bunde zusammengetreten, dessen Glieder Barés genannt worden, weil sie den Schergendienst übernommen hätten. (Barecoaras oder Baricuaras nennt die Tupi-Sprache die Schergen oder Gerichtsdiener. Das Wort ist gleich vielen andern sehr zusammengezogen, aus imira, Holz, und rere-coara Diener, weil der Gefangene, die Füsse in einen Holzblock gesteckt, herbeigeführt wurde.) Nach dieser Auffassung wären also unter den Barés jene Banden zu verstehen, welche sich die Beiführung von Neophyten und von Arbeitern für die Colonisten zum Geschäfte machten. Sie unternahmen ihre Raubzüge zumal gegen die an den Grenzen Brasiliens und jenseits derselben hausenden Banden, und während ein Theil dieser Menschenjäger in den Niederlassungen zurückblieb, breitete sich ein anderer immer weiter nach Norden bis in das Gebiet des Guainia und Orenoco aus, woher denn auch fortwährend gar mancherlei Volk in die portugiesischen Besitzungen, neben den sie einbringenden Sclavenjägern, Barés selbst und Andere unter ihrem Namen herüberkam. Daher denn auch die Nachricht von den fortwährenden Kriegen der Manáos und Barés mit den Arecunas. Diese Darstellung erklärt mehrere Thatsachen: die rasche Abnahme der alten Manáos, die damit gleichen Schritt haltende Ausbreitung einer sehr gemischten Bevölkerung, die sich selbst Baré (Barré) nennt, aber keine abgeschlossene Horde im Zustande wilder Freiheit bildet, und die Ausbreitung eines Idioms, das die mannigfaltigsten Elemente in sich vereinigt und die Baré-Sprache genannt wird. Die Manáos sind, wie wir S. 565, 577 bereits angegeben, gegenwärtig

nur in schwachen Beständen übrig; nach einigen Decennien werden sie zwischen ihren Nachbarn vollständig aufgegangen seyn, und nur eine historische Bedeutung haben. Von den Barés kann man keinen Heerd, wo sie ursprünglich gesessen wären, mit Bestimmtheit angeben; man verlegt sie nur jenseits des Reviers der Manáos am Rio Negro und dessen Beiflüssen weiter nördlich, und lässt sie sich stromaufwärts bis über den Cassiquiari hinaus an den Orinoco ausbreiten. Immer finden wir sie nur an Orten, welche bereits von den Ansiedlern europäischer Abkunft besucht oder mit Niederlassungen besetzt sind.

Es wiederholt sich in diesen Thatsachen das, was sich mit den Tupis nach einem viel grösseren Maasstabe vollzogen hat: eine Schritt für Schritt bald freundlich bald feindlich sich ausbreitende, in fortgehender Vermischung leiblich und sprachlich umgestaltende Menschengruppe, nicht Eines Stammes, Eines Heerdes, Eines unvermischten Idioms, macht sich zwischen einem bunten Hordengemengsel wie eine Einheit, wie ein Volksstamm geltend und trägt seine stets im Umguss begriffene Sprache in die Ferne, während sie dort verhallt, wo sie zuerst gehört worden *). — Vielleicht ist

*) Zur Bestätigung dieser Ansicht führen wir aus einer brieflichen Mittheilung unseres geehrten Freundes Rich. Spruce noch Folgendes an: „Ich rechne zur Völkergruppe (Familie) der Barés (Barrés) ausser den Indianern dieses Namens die Guariquena, Mandauáca, Pacimonaria, Cunipusana, Jabaána, Masáca und Tariana. Von diesen allen habe ich Vocabularien ihrer verwandten Idiome gesammelt, so wie Wallace von den ebenfalls verwandten Baniva (Maniba) und Uainambeu (Uainumá). Im Jahre 1854 waren diese Horden etwa in folgender Weise vertheilt. In S. Carlos del Rio Negro und in dem gegenüber am Flusse liegenden S. Felipe waren fast alle Einwohner Barrés, neben einigen Auswanderern oder Flüchtlingen aus Brasilien und zerstreuten Mandauácas und Pacimoni. In dem brasilianischen Grenzorte Marabitanas nannten die Indianer sich selbst Barrés; aber sie mögen Abkömmlinge der alten Maravitamas seyn, welche wahrscheinlich, gleich den Barrés selbst, eine Abtheilung der Manáos sind. In Tomo und Maroa am

auch der Name Baniva als eine Collectivbezeichnung für verschiedene Banden zu deuten, welche sich dem Anbau der Mandiocca

Guainiá waren 1854 die Einwohner Banivas, welche vom Ixié herabgekommen waren. In Tabaquen und den andern neuen Niederlassungen am Guainiá oberhalb Maroa wohnten Indianer von verschiedenen Horden, doch meistens Barrés, neben brasilianischen Ausreissern. Am Atabapo gehörten die Einwohner von S. Cruz zu den Barrés. Sie waren von S. Carlos und S. Felipe her eingesiedelt; aber in Chamuchina (Samucida einiger Karten) und in S. Balthazar wohnten fast lauter Banivas. In S. Fernando, dem Hauptort des Cantons von Rio Negro (sonst der Misiones del Alto Orinoco) waren die Mehrzahl der Einwohner flüchtige Uebelthäter und Deserteurs aus Brasilien und aus dem Küstenlande; die dortigen Indianer, verschiedenen Horden angehörig, waren sogenannte Llaneros, aus den Ebenen des Orinoco und Apure. In den Dörfern am Cassiquiari lebten vorzüglich Pacimonari, Mandauácas, ausserdem Cunipusanas und Jerubichahenas (die Selbstlober, die sich Ueberschätzenden, welche Alex. v. Humboldt im Jahr 1806 am Fluss Tomo und in der Nähe antraf), alle vier Banden früher am Pacimoni sesshaft, wo gegenwärtig nur ein Rest von einigen Mandauácas lebt. Etwas weiter flussabwärts befindet sich in den neuen Dörfern von S. Maria und S. Custodio eine Colonie von Yabahanas (freie Indianer vom Rio Marauia). Wilde Cunipusanas und Masácas sassen im Jahre 1854 an den Quellen des Siapa, aber die einzige christliche Niederlassung an diesem Flusse war eine kleine Colonie von Mandauácas, etwa eine Tagereise von der Mündung. Ein Dorf von Masácas oder Mauácas ist am Flusse gleiches Namens."

Bei dieser Darstellung eines scharfbeobachtenden Reisenden drängt sich die Frage auf nach den zahlreichen Indianer-Gemeinschaften, welche ältere Berichte in dem Gebiete des oberen Orinoco aufgeführt haben. Die Salivi, Auani, Pareni, Guypunavi, Chirupa, Maypure (Meepúri) der spanischen Missionäre werden in denselben Revieren angegeben, welche Spruce berührt hat. Sollten diese Banden bereits in ihrer Selbstständigkeit verschwunden und in andere umgegossen seyn? Sind die Mepurí, welche uns als eine Abtheilung der Baré, vom Yupnrá herkommend, angegeben worden waren, zu den Maypures (Tapir-Indianern) gehörig? Jedenfalls hat der Maypures-Dialekt viel Aehnlichkeit mit dem der Baré und Baniva.

ergeben haben. Auch sie sind nicht im Zustand wilder Freiheit beobachtet und werden als den Barés verwandt oder verbunden geschildert, sprechen auch an verschiedenen Orten abweichende Dialekte, die alle auf die Baré-Sprache hinweisen. Diese, das Mittel der Verständigung zwischen so mancherlei verschiedenen Banden, ist gewissermassen auch eine Lingua franca, wie die Tupi; aber es fehlt ihr einestheils der Nachdruck eines grossen und vorwaltenden Stammes, anderntheils die Haltung und Festigkeit, welche der Lingua geral Brasilica durch die Religiosen ertheilt worden. Die Sprache von Marabitana, welche Alex. v. Humboldt (ed. Hauff. IV. 72) als die am Rio Negro herrschende angiebt, ist die Baré. Dialekte und verdorbene Abwandlungen derselben sprechen auch die Aryhini und Aryná, die Capuena, Uaranacoacena, die Cauaciricena, welche nordwestlich von Marabitanas, am Flüsschen Iquiary, wohnen, und ihren Namen vom Krebs-Fischen erhalten haben sollen, die Uiriná und die Jabaána.

Diese Jabaána (Yabaána, vergl. S. 565) mögen uns noch als ein Beispiel von der Fluctuation der indianischen Bevölkerung und von der Volubilität ihrer „Girias" gelten. Als die Brasilianer mit ihnen bekannt wurden, hatten sie die Wälder am Marauia, einem Beifluss am linken Ufer des Rio Negro, nördlich von Castanheiro Novo inne. Ihre grösste Malloca war, nach Natterer, am Bache Ata pana-pischi. Dort hauste der Tuxaua, der allein zwei Weiber haben durfte, während die Horde in Monogamie lebt. Ihre Nachbarn waren die Uiriná, welche am Marari, einem Arm des Marauia sassen. Im Jahr 1854 fand Rich. Spruce eine Colonie derselben am Pacimoni. Das von ihm dort aufgenommene Vocabular zeigt zwar noch die meiste Aehnlichkeit mit dem Jargon der Uirina, daneben jedoch auch Anklänge aus weiter abliegenden Mundarten, die fast alle der grossen Gruppe der Guck angehören. Es dürfte zur Bestätigung unserer Ansicht beitragen, wenn wir einige Elemente dieses Jabaána-Dialektes zum Anhaltspunkt weiterer Vergleichungen benützen.

Vergleichung von Jabaána-Wörtern.

Folgende ausgewählte Worte mögen die merkwürdige unter fortschreitender Abwandlung und Verkürzung sich verlierende Lautverwandtschaft in den Sprechweisen von Banden darstellen, welche ohne Zusammenhang zerstreut zwischen den ersten nördlichen und dem sechszehnten südlichen Breitengraden (in Moxos) zerstreut wohnen. Eine Beziehung dieser buntverwirrten Jargons thut sich auch in dem vorgesetzten Pronomen possessivum und personale (nu, no, li, wa, tschi u. s. w.) kund, welches auch in der Aruac-Sprache (als da, bu, lü, tü, wa, hü, na) erscheint. Aus dieser letzteren, im untern Gebiete des Orinoco so weit verbreiteten, Sprache kommen zwar einige, jedoch seltene Anklänge vor, dergleichen wir bereits schon bei den Cauixanas (S. 483) bemerkt haben. Aber auch die Sprache der Callinago auf den kleinen Antillen weisst einige Worte, die hier vorkommen, mit gleicher Bedeutung auf: Weib (in der Redeweise der Weiber), Hand, Wasser, Stein und Bogen. —

Bei den Yabaána heisst Mann yutuahi, = atinárc: Uirina; atzii tschari: Uainuma; atchinali Baniva. —

Weib inegauáhi, = inau: Uirina; itunale: Manáo; inaru: Uainumá; inharou Callinago; incituti: Baré. —

Gatte imigi; imîri: Manáo; lhuehü-mury: Cariay. —

Kopf fuiudagu (hier das in den amerikanischen Sprachen so seltene F.); xixicaba: Uirina (x = sch.); ichic oder ichéuke: Callinago. —

Kopfhaar yusí; equé: Uiriná; itchi: Manáo; hutisi: Moxa; hoty: Marauha. —

Ohr tehé; taqué: Uirina; teky: Manáo; toky: Araicú; uhu: Jumana; oi: Jucuna. —

Nase hida; kiria: Manáo; qué: Uiriná; ti: Baré (tim: Tupi); küty: Cariary; itaeko: Uainuma. —

Auge (mein) náui; na euque: Uiriná; na kosy: Marauha; da kusi: Aruac; na uity: Baré; nu kuniky: Cariay. —

Mund (mein) nu súa; lu luma: Uiriná; nu numa Manáo. Baré, Cariay; nu numacú: Maypures.

Zahn (mein) n áida; nay: Manáo; nuoe: Moxa; nati: Maypures; natu Marauha; ari (arina Backenzahn): Aruac. —

Zunge (meine) n neni; li nene: Uirina; nu neta: Manáo; ni aya: Marauha; nu nüh: Kiriri und Sabujah; a nulu: Paravilhana, Tamanaca; nu nene: Moxa und

Cariay; nu neny: Baré; nu are: Maypures; nu nüny: Canamirim; âna: Maxuruna; hana: Jaun-avo; ine: Culino; inigne: Callinago; anu: Cayubaba; nu mänaeppe (panênepé): Uainuma; nehna: Jumana; no lenau: Jucuna; tschi nene: Passe; no päne: Cauixana; no enána: Tariana; nu niñe: Baniva; né nepe; Mariaté. (nheenga = Sprache: Tupi.) —

Nacken, Hals (mein) nu núagu; nu noby: Manáo und Canamirim; ne óto: Marauha; nu nu: Baré; nu inu: Maypures; nu pii ajura: Cariay (ajûra: Tupi); no no: Araicu; tsi notó: Passe; no naza (noza): Cauixana; li nunapé: Mariaté. —

Arm (mein) nu canu; nu tana: Manáo, Cariay; li tana âbe: Uiriná; nu anâ: Culino, Maypures; nu ghano: Canamirim; nu napü: Jumana, Cauixana; na napué: Passé; no capi: Tariana; wa cano: Baniva; wa asio: Carajas. —

Hand (meine) nu khapi; nu cápi: Maypures und Baniva; nu kâby; Baré; li cave: Uirina; ni kabu: Araicú; no gaápi: Uainuma, Jumana, Mariaté und Cauixana; no capi wana: Tariana; nou cabo: Callinago; nu boupe: Moxa. —

Fuss (mein) nu iti; nu schy: Baré; nu esy: Maypures; sitsi: Baniva; nu tschyits: Cariay; gutschy: Araicu; nu chity: Canamirim; no ii: Jumana; tschu oti: Juri; da cuti: Aruac. —

Erde yakábe; katoé: Marauha; etée: Manáo; gáhau: Uainuma; oipa (ypôe): Cauixana; ý pai: Mariaté; päa: Juri. —

Feuer ikági; cathi: Baniva; yghe: Araicu; hikkihi: Aruac, ickiö: Cauixana; issuh: Cayriri; ghügáty: Manáo; ji: Juri; jixé: Uirina; ocje: Jumana; tschy, jucú: Moxa; seio: Jucuna; heghüé: Passé; ihtschäba: Uainuma und Mariaté; tsiaúa: Tariana. —

Wasser úni; uúne: Uirina; uny: Araicu, Baniva, Mariaté; une: Moxa, Cocama, Maypure; ony: Baré, Jucuna, Uainumá; yni: Tariana; ubü: Jumana, Cauixana; (hy, igh: Tupi); tone: Callinago; tuna: Tamanaca, Arecuna, Macusi; dona: Paravilhana; ghoára: Juri; uaca: Maxuruna; unu, yaco, yacu: Kechua; wuniabuh: Aruac. —

Stein íba; cuiba: Uiriña; ipa: Jucuna; tiba: Baré; ghüa: Manáo; ghoeba: Marauha; ghüpai: Cariay; zepa: Jumana; pahla: Cauixana; siba: Aruac; tebou Callinago. —

Bogen: kulápa kuána; collápa: Uiriná; olapa, urapa: Macusi, Paravilhana und Arecuna; oúllaba: Callinago; paaru: Uainuma; ura bara: Jumana; muraapara: Jucuna; (moira oder ymira apára, gekrümmtes Holz: Tupi).

10. Die Paravilhana.

auch Paravilhanos, Paraviana, Parauana, Parocoana genannt, sind sowohl nach ihren Gebräuchen als nach ihrem Dialekte (vergl. Glossar p. 227) für Verwandte der Arecunas, Macusis und anderer Horden im nördlichen Stromgebiete des brasilianischen Rio Negro und in der brittischen Guyana zu halten. Ihr Revier erstreckt sich weit durch das Flussgebiet des Rio Branco, und während sie früher mehr in dem untern Theil dieser Landschaft wohnten, scheinen sie sich jetzt weiter nördlich gezogen zu haben. Zuerst sollen sie zahlreich am Coratirimany getroffen worden seyn, dann am Uraricoera und nun noch weiter gegen Norden und Osten am Tacutú und Mahú. Jenseits der brasilianischen Grenzen streifen nur schwache Banden von ihnen umher, diesseits werden sie auf 1000 bis 1500 geschätzt, vielleicht überschätzt.

Gegenüber der Mündung des Rio Branco in den Negro, an dem Flusse Cavabury oder Cabury (dessen Gebiet später wegen grossen Reichthums an Salsaparilha berühmt wurde) kamen die Portugiesen schon 1693 mit den Caburicena, einer Bande der Manáos, in Berührung, die in Carvoeiro (oder Aracary) aldeirt wurden. Dahin und (1798) nach Tupinambarana am Amazonas wurden auch ihre Nachbarn Paravilhana versetzt. Doch haben diese, auf der Flur lebend und dem Nomadenthum fest anhängend, sich nur schwach an Zahl unter den Weissen niedergelassen. Es herrscht übrigens in der brasilianischen Bevölkerung eine günstige Meinung von der Gemüthsart und den geistigen Anlagen dieser Wilden, welche zwar die Nähe der Christen meiden, sich aber diesen nicht feindlich erweisen und ebenso durch milde Sitten als durch ihr angenehmes Aeussere empfehlen. Sie sind wohlgebildet, schlank, kräftig, von freien ausdrucksvollen Mienen nud reichem Wuchse des nicht kurz geschorenen Haupthaares. Als nationales Abzeichen führen sie eine (oder mehrere) schwarze Leiste senkrecht von der Stirne bis zum Kinn und eine andere vom Mundwinkel zur Wange. Wie die

Macusi, Uapixana und andere Horden im Gebiete des Rio Branco und in der benachbarten brittischen Guyana tragen die Männer einen Lendengurt und daran befestigt eine ablange baumwollene Schürze (Facha pendente), die Weiber Bänder aus Schnüren von Glasperlen um Hand- und Fussgelenke, und wohl auch ein Tiracol. Ihre Sprache enthält viele Worte der Tamanaca (vergl. Glossaria S. 227). Portugiesische Berichte melden, dass sie in Sitten und Gebräuchen den benachbarten Manáos, Macusis u. A. gleichen, doch in manchen Zügen abweichen. Sie kennen als Genussmittel weder das Ypadu (Coca) noch das Guaraná, wohl aber das Paricá, das Pulver der Samen von Mimosa acacioides *). Sie üben die Beschneidung bei den Knaben, nachdem sie das neunte Jahr erreicht, bei welcher Gelegenheit diesen auch der Name, nach einem Thier oder Gewächs, ertheilt wird. Der Knabe hat hiebei eine Schale mit Getränk (wahrscheinlich den bitteren Prüfungstrank Caapi) in der Hand. Nach deren Leerung wirft er sie heftig zur Erde und flieht in den Wald. Hier muss er ein Monat lang einsam sich aufhalten; nur verstohlen, bei Nacht, darf er zur väterlichen Hütte kommen, die, wie bei den andern Banden im Gebiete des Rio Branco, kegelförmig und nur für eine Familie errichtet wird. Auch die Mädchen haben, wie bei fast allen Stämmen, durch Fasten und Schläge eine Prüfung zu bestehen.

*) Von den brasilianischen Muras und anderen Horden, die dem Paricá huldigen, wird dieser Stoff einfach dadurch bereitet, dass die Samen in Wasser einer leichten Gährung unterworfen, dann getrocknet und gepulvert werden. — Die Otomacos und Guajibos am Orinoco verwenden in ähnlicher Weise für ihr Niopo-Pulver (maypurisch Nupa) die befeuchteten Samen der Acacia Niopo. Wenn diese anfangen schwarz zu werden, kneten sie sie in einen Teig, mengen Mandioccamehl und Kalk, der aus der Muschel einer Ampullaria gebrannt wird, darunter und setzen die Masse auf einem Roste von hartem Holze einem starken Feuer aus. Der erhärtete Teig bildet kleine Kuchen. Das daraus gemachte Pulver wird durch einen gabelförmigen Vogelknochen in die Nase gezogen. Humb ed. Hauff. IV. 183.

Die Paravilhana sind Monogamen; nur der Anführer darf mehr als ein Weib haben. Das Ansehen dieses Anführers ist gross; zwar wird seine Autorität durch die Stimmen der Gemeinde beschränkt, doch ist das monarchische Princip und damit die Rechtsverfassung mehr als bei vielen andern entwickelt. Mord und Hexerei bestrafen sie mit dem Tode. Ehebrecher werden in Bäder von Beisbeeren (spanischem Pfeffer) gesetzt, Ehebrecherinnen müssen den Biss grosser Ameisen ertragen. Diebe werden durch Einschnitte in der Rippengegend bestraft. — Die Leichen, besonders der Männer, werden in grossen, mit einem Deckel versehenen Todtenurnen (Jguasaba) in der Hütte begraben. Diese Thongefässe sind bei Vornehmen aussen mit einer Harzschicht überzogen. Am Morgen, Mittag und Abend ertönt das Klagegeheul (tupi: Caneon) der Familie, die sich zur Trauer das Haar abschneidet. Eine Leichenrede vor der versammelten Gemeinde feiert den Todten durch Anführung seiner Erfolge im Krieg und auf der Jagd. Nach acht Tagen werden feierliche Tänze gehalten, wobei viel Getränke auf das Grab gegossen wird. Die Paravilhana sollen auch zu gewissen Zeiten allgemeine Fasten halten und den Träumen, welche sie nachher haben, eine besondere Bedeutung zuschreiben. Sie zeigen sich dann, als wenn sie neugierig die Erfüllung ihrer Wünsche warteten, schweigsam, zurückgezogener als sonst und traurig. Es sind diess Züge, die wir auch in der geistigen Physiognomie der nordamerikanischen Wilden kennen.

Auch diese Indianer nehmen ein gutes höchstes Wesen an, das sie, wie die Manáos und Cariays, Maurî (nach Natterer Mauaröba) nennen, und ein böses Princip Saraua oder Umauari (nach Natterer Mau al ü). Jenes habe nach der allgemeinen Fluth, da es sich allein sah, aus dem Harze eines Baumes sich sein Weib geschaffen. Das böse Princip stelle sich ihnen in allerlei Widerwärtigkeiten und unholden Geschöpfen entgegen. Als solche fürchten sie nicht blos reissende und giftige Thiere, sondern auch

schreckliche menschliche Gestalten, so also den, bereits erwähnten Matuzú mit verkehrten Füssen, die Riesen Curiquan (Curiguares bei Acuña, der sie an den Puruz setzt), Zwerge Goajazi (als solche haben wir bereits die sagenhaften Cauanás und Uginas angeführt) und geschwänzte Menschen (Coatá- und Guariba-Tapuüja), unter denen wohl nichts anders als eine Bande von Indianern zu verstehn ist, die sich nach jenen Affenarten nennen. Aber auch von menschlichen Gestalten, die so mager wie Gerippe einhergehen, spricht die Sage bei diesen Paravilhana. Sie nennt sie Typiti, wie den aus biegsamem Rohr geflochtenen Cylinder, worin man die zerriebene Mandioccawurzel auszupressen pflegt. Man wird versucht, den eigenthümlichen, mit Schrecken und Furcht spielenden Humor des Indianers anzuerkennen. — Wir wollen hier auch erwähnen, dass auch Kakerlaken (Albinos), Taubstumme und Blödsinnige unter den Indianern vorkommen. Sie werden rücksichtsvoll behandelt, und den Letzteren schreibt der Indianer, wie der Orientale, einen besonderen Zusammenhang mit verborgenen Kräften und prophetische Gaben zu.

Der brasilianische Berichterstatter, dem wir diese Notizen verdanken, und der das geistige Leben der Paravilhana besonders in's Auge gefasst hat, rühmt an ihnen eine seltene Kenntniss der Sternbilder, womit sie sich in ihren Fluren leicht zu orientiren verständen. Er bemerkt auch, dass ihr Idiom gewisse Naturerscheinungen treffend bezeichne **). Sie theilen das Jahr in Monds-Monate

*) Sampayo in Revista trimensal 1850. VI. 203.

**) Einige als Beispiel angeführte Worte weisen die Sprache der Paravilhana in die grosse Familie der Guck oder Coco. Ueiú Sonne; Noné Mond; Siriaurû Sterne; Turumari Pleiaden; Cauaranarî, von vielen Farben, der Regenbogen; Carapiri, schweres Getöse, der Donner; Ui nî Stein des Donners, Blitzstrahl; Uarucurú anari, Erschreckliches, das Blitzen. (Den Kometen bezeichnen die Macusi ebenso durch ein bedeutsames Merkmal: Ca po esseima, Feuerwolke, oder Wae-inopsa, Sonne, die ihre Strahlen hinter

benützen aber, wie viele andere Indianer an der Küste des Continents, um Anfang und Ende dieses Zeitabschnittes zu bestimmen, die Epochen im Lebensgange des Acajú-Baumes (Anacardium occidentale), der im August und September am häufigsten blüht, und im December und Januar seine Frucht zeitigt. Desshalb heisst in der Tupi Acajú auch das Jahr; und der Indianer legt jährlich eine Frucht des seltsamen Baumes zurück, dessen birnförmige Fruchtstiele als Obst genossen werden, um sein Lebensalter (Acajú aruig, die gehohlte Acaju-Frucht) festzustellen.

Was die Affiliation dieser Horde betrifft, so hat sie wohl die grösste Verwandtschaft mit den Waéyamara, den Woyawai und andern Banden am Rio Branco und jenseits von dessen Quellen in der brittischen Guyana. Ihr Idiom gehört in diejenige Reihe, welche Rob. Schomburgk als Caribi - Tamanaca aufgestellt hat. Ihr Name wird auf dreierlei Art gedeutet: Paraüana sollen sie nach Einer Version als Anwohner des obern Orinoco heissen, welchen viele der dortigen Indianer Parrá uá (grosses Wasser?) nennen. Nach einer zweiten heissen sie (von Paragoá) Papagei - Indianer. Richtiger scheint die Annahme, dass das Wort Paravilhana *) „Bogenschütze" bedeute. Als solche nämlich zeichnen sie sich vor

---

sich wirft; der Arecuna nennt ihn Wa-taima, Gespenst der Sterne, der Wapisiana Capischi, was dasselbe bedeutet: Rich. Schomburgk Reise II. 308) — Wir fügen als Sprachprobe der Paravilhana noch einen (von Sampaio, Revista trimensal 1850. VI. S. 255) angeführten Satz bei: Uaua xicaru, xicaru prive prive, carimanarué yacamena yacamena, aritarué yacamena =: so lange wir gesund, wollen wir lustig spielen und singen; wenn krank, können wir nicht lustig spielen und singen.

*) Pára, das Gekrümmte, oder Ura para, statt Ymira apára, das gekrümmte Holz, ist in vielen Idiomen der Grundlaut für Bogen; hipe, vuipe, pliu, liua, hilo für Rohr oder Pfeil.

vielen Andern in diesem Reviere aus, die sich ausschliesslich des Blaserohres und der kleinen vergifteten Pfeilchen bedienen.

11. Die Pauixana und 12. Atorais.

Neben den Paravilhana werden von den brasilianischen Berichterstattern die Pauixana (Pauixiana, Pajana, Poianá, Baiana) genannt. Sie sollen früher zahlreich und mächtig am Yupurá gesessen seyn. Gegenwärtig verlegt man ihr Revier in die höher gelegenen Fluren im Quellengebiete des Uraricoera und lässt sie häufig in den Grotten wohnen, woran die dortigen Berge reich sind. Sie werden als zutraulich und betriebsam, gleich den meisten Indios camponeses jener menschenarmen Gegenden geschildert, welche Körbe, bemalte Trinkschalen und Carajurú-Roth an die Weissen vertauschen. Nur höchst selten kommen sie in die Niederungen am untern Rio Negro und auf dessen bewaldete Inseln herab. Von diesen Pauixanas, von den Amaripas (Amaribas) und Uajurús wird erzählt, dass sie dem Leichnam ihrer Anführer in ähnlicher Weise Verehrung bezeugen, wie wir es (S. 404) von den Maués angegeben haben. Rings um den an einen Pfosten befestigten todten Körper wird in geeignetem Abstand Feuer unterhalten; zwei Indianer sind immer beschäftigt, alle Feuchtigkeit an ihm zu entfernen und rücken die Feuer, deren Rauch durch verbrannte Tabakblätter und Harze vermehrt wird, immer näher, bis eine vollkommen dürre Mumie bereitet ist, die man sofort in einer thönernen Urne begräbt. Ohne Zweifel bezieht sich auf diese Sitte der Name Saparás oder Röster, denn in die Serras de Curumani und Mavandaú nördlich vom Flusse Mocajahy (Ucaya oder Cauana) werden die Wohnsitze sowohl der Pauixana als der Saparás verlegt. Von beiden, wie von den Uaiumarés wird auch berichtet, dass sie die Brust mit Streifen zieren, die schräg nach Unten bis an die Hüfte reichen, und dass sie in den Ohren Rohrstücke oder Knöpfe aus der Nuss der Tucumá-Palme tragen.

Wir wollen übrigens hier beifügen, dass brasilianische Nachrichten von den Bewohnern der Fluren in dem Quellen-Gebiete des Rio Branco, ohne die Horden namhaft zu machen, auch einer andern Art des Leichencultus erwähnen. Der verstorbene Anführer wird, in seiner Hütte sitzend, begraben. Am Tage darauf grosses Trinkgelage, Erzählung seiner rühmlichen Thaten durch einen Verwandten oder den Pajé, wobei die Theilnehmenden in feierliche Responsorien einstimmen. Ist der Leichnam verfault, so werden die Gebeine herausgenommen, gereinigt, mit rother Farbe von Urucú oder Carajurú bemalt und mit Sorgfalt so in eine grosse, aussen mit Harzfirniss überzogene Urne (Iguaçaba) geschlichtet, dass der Schädel oben auf zu liegen kommt. Alljährlich einmal wird eine allgemeine Todtenfeier mit Trinkgelagen abgehalten. Diese Form eines Leichencultus findet sich nicht blos bei den Atures am Orinoco, wo Alex. v. Humboldt in der Höhle von Ataruipe über sechshundert Skelette der Atures, jedes in einen Korb von Palmblattstielen sorgsam verpackt, gesehen hat; sie ist, nach Falkner, auch den Puelches, Moluches und Tehuelhet in Patagonien eigen. (Auch die Camacans in Ostbrasilien beschäftigen sich mit den Leichen ihrer Vorfahren. Reise II. 692.) Sollte der Name Aturahis, Atorais oder Ataynarú d. i. Korbflechter (contrahirt Atyai), den brasilianische Berichte einer Indianerhorde am Tacutú ertheilen (oben S. 562 Nr. 9), mit dieser Sitte in Verbindung zu bringen seyn? Atorais-Indianer sind von Rob. Schomburgk am Carawaima-Gebirge, zwischen dem obern Essequebo und den Quellen des Rupununi, neben Wapisianas, denen sie sich auch im Dialekte verwandt zeigen (vergl. Glossaria p. 313), nur etwa 200 Köpfe stark, angetroffen worden. Es wird aber von dieser, dem Aussterben nahen Horde eigens angegeben, dass es die einzige in brittisch Guyana sey, welche ihre Todten verbrennt und die Asche begräbt. (Rich. Schomburgk a. a. O. II. 388.) Verwandt mit diesen Atorais und den Uapixanas sind die Amaribás (Amaripás), die aus dem Tua-

rutú - Gebirge manchmal nach der brasilianischen Grenzstation von S. Joaquim kommen, gegen Wachs und Federschmuck einige Eisenwaaren einzutauschen. Nach Rich. Schomburgk's Berichten (II. 388) wäre anzunehmen, dass sie gegenwärtig als eine selbstständige Bande bereits erloschen, in eine andere übergangen oder ausgestorben seyen.

13. Die Uabixana.

Am Tacutú, dem östlichen Hauptaste des Rio Branco, und an den Flüssen Surumú (Zuruma oder Cotinga) und Mahú, die ihn bilden, fanden die Streifzüge der Brasilianer noch mehrere andere, mit den Paravilhana befreundete Banden von ähnlichem Aeussern und gleichen Sitten. Unter ihnen zeichneten sich die Uabixana durch Friedfertigkeit aus, und im Jahr 1798 wurden mehrere ihrer Familien vermocht, zugleich mit Paravilhanas sich in der Villa Nova da Rainha (Tupinambarana) am Amazonas niederzulassen. Seitdem aber haben diese freien Halbnomaden ihre Fluren in den Grenzrevieren nur verlassen, um sich tiefer in die brittische Guyana zu ziehen, wo sie der angestammten Lebensweise sich ungestörter ergeben können. Sie hausen demnach in der Mehrzahl im Flussgebiete des Rupunury und streifen, unbekümmert um politische Grenzen, über die Wasserscheiden des Essequebo und des Rio Branco hin und her. Wahrscheinlich bildeten sie früher mit den Aturabis, deren Dialekt, wie erwähnt, dem ihrigen verwandt ist, eine Gemeinschaft in nordwestlichen Gegenden am Orinoco, und sind vor den Verfolgungen der Caribi und Caveri in diesen Theil der Guyana übergesiedelt. In Brasilien heisst diese Horde Uabixana, Uabijana, Uaipiana, in der brittischen Colonie Wapissiana, Wapitian. Schwerlich dürften sie diesseits und jenseits der Grenzen mehr als 1500 Köpfe betragen. Diese Indios camponeses zeichnen sich durch dieselbe günstige körperliche Entwicklung aus, welche man von den Paravilhana und Macusi rühmt, ja sie sollen, besonders die Männer,

noch schöner gebildet seyn. Ihre markigen Gesichtszüge: gerade stehende Augen, stark hervortretende Nase mit nicht weit geöffneten Nasenlöchern, die Lippen weder schmal noch wulstig, erinnern eher an den Typus der edleren nordamerikanischen Stämme, als an die Bildung, welche am Amazonas und im Süden Brasiliens vorwaltet, und besonders durch runderes Antlitz von plumperen Formen durch die stumpfere Nase und die dickeren Lippen bezeichnet wird. Mit den Paravilhana kommen sie in ihrem Nationalabzeichen überein. Es ist eine Linie vertical von der oberen Stirne bis zur Nasenspitze, und von da wohl auch bis zum Kinn gezogen, und eine andere jene an der Stirne im rechten Winkel durchschneidend und über die Wangen in einem Bogen bis an die Mundwinkel herablaufend. Die Weiber haben oft einige elliptische Linien um den Mund tätowirt, sind also „Schwarzmäuler", die man so häufig am Yupurá findet. In der durchbohrten Unterlippe tragen Manche einen cylindrisch zugeschnittenen Knochen der Capibara, in den Ohren kleinere Vogelknochen oder Rohrstücke, an beiden Enden roth gefärbt. Die Anführer sind stolz auf ihr Uatapú, ein Kleinod aus Stein oder aus dem dicksten Theil einer grossen Flussmuschel geschnitten und polirt, welches sie an einer Schnur auf der Brust, zwischen den rothen Samen des Uanixí (einer Ormosia?) eingefädelt tragen. Armbänder, eine Schamschürze und bei festlichen Gelegenheiten die gewöhnliche Federkrone, bald einfach bald künstlich genestelt, fehlen auch diesen Wilden nicht. Die Uapixana sind berühmt wegen künstlicher Federarbeiten, die schon bis Rio de Janeiro von Manáos aus sind versendet worden. Sie sind eifrig, sich bei Festen zu bemalen, und bei jungen Weibern soll das Rothfärben einen ceremoniellen Charakter haben, die Andeutung, Mutter werden zu wollen. (André Fern. de Soares, in Revista trimensal 1848, pag. 498.) Die Weiber tragen das Haupthaar lang und frei; die Männer kürzen es. Bart ist bei diesen nur spärlich sichtbar. Sie woh-

nen, mehrere Familien gemeinsam, in kegelförmigen Hütten ohne Mauerwerk, aus einem Rüstbaum in der Mitte und aus Sparren gezimmert und mit Palmwedeln gedeckt. Auf dem Heerde erhält jede Familie ihr eigenes Feuer, zwischen Steinen abgesondert. Sie schlafen in Hängematten aus Baumwolle; sitzen auf dem Boden oder auf dem kleinen, aus Einem Holzstücke geschnitzten Schemel (tupi: Apycaba), und führen ausser dem Blaserohr auch den Bogen und die mit allerlei eingeschnittenen Figuren verzierte Keule. Gezähmte Affen, sehr zahlreiche Hunde (oft in einer Niederlassung doppelt so viele als Personen), Papageien und ein Hühnerhof vom Motum, Crax tomentosa, vom Cujubi, Penelope cumanensis, und vom Trompetervogel Jacami, Psophia crepitans, beleben den Haushalt. Der erste dieser Vögel, dessen Fleisch sehr schmackhaft ist, wird manchmal von Jugend auf gepflegt, um die schönen schwarzen Federn zu erhalten, aus denen sie einen Besatz von Hängematten fabriziren. Sie sollen auch erfahren in der Kunst seyn, junge Papageien buntfärbiger zu machen. Von Hunden zur Jagd und zur Wacht, findet man nicht blos den so häufig vorkommenden Spitz, sondern auch viel grössere Thiere, die wahrscheinlich von der Küste her eingeführt wurden. Der Tabak, bei ihnen Schumà oder Schama genannt, wird gekaut und aus grossen mit Baumbast umwickelten Cigarren geraucht. Bei festlichen Gelegenheiten kreisst die fusslange Cigarre in der ganzen Gesellschaft, wie bei den Uaupés, zwischen einer künstlich ausgeschnittenen Holzgabel (Wallace Tab. VI. b.) festgehalten. Auch hier ist er nicht bloss Genuss-, sondern auch Heilmittel. Der Pajé blässt den Kranken mit Tabakrauch an, bestreicht ihn mit Tabaksaft und verwendet den Absud auf mehrfache Weise. Dass das so tief in die Sittengeschichte der Amerikaner verflochtene Kraut auch bei der Zubereitung der Mumien eine Rolle spiele, ist eben erst bei den Pauixana erwähnt worden.

14. Die Macusis oder Macuxis.

Diese Horde ist die zahlreichste und am weitesten verbreitete im obern Gebiete des Rio Branco. Sie haben ihr Revier grösstentheils in jenem bergigen Savannenlande, dessen Grenzen nach den beiderseitigen Ansprüchen der Kronen von Grossbrittanien und Brasilien bald an den Tacutú bald an den Essequebo verlegt wurden. Die Brasilianer haben sie von dem Forte S. Joaquim aus, am Tacutú, am Mahú, dessen Ast, dem Pirarara und dem Sarauru und von da gegen Westen am Uraricoera kennen gelernt, und einzelne Familien, in die fast nur transitorischen Niederlassungen von S. Felipe, S. Antonio, Conceiçâo und S. Maria eingesiedelt, wurden hier eben so wenig festgehalten, als in S. Joaquim selbst. Sie wandern also frei gegen Westen in dem wenig bekannten Innern von Venezuela und in den Savannen des Rupununi (portug. Rupunury) und Parima, im Canucúgebirg und in der Paracaima-Kette umher. Hier haben sie die Gebrüder Schomburgk längere Zeit beobachtet, und so eingehend beschrieben, dass ich es nicht unterlasse, ihre lebendige Schilderung (Rich. Schomburgk Reise I. 358 ffl. II. 312 ffl.) hier ausführlicher wiederzugeben. Dieselbe vervollständigt unsere bisherigen Culturbilder um manche bezeichnende Einzelnheiten und erleichtert die Vergleichung der guyanischen Wilden mit denen in südlicheren Gegenden Brasiliens. Mit den Brasilianern kamen Individuen dieser Horde zuerst in Berührung, als der Carmelite Fr. Jeronimo Coelho sich (in den ersten Decennien des vorigen Jahrhunderts) bemühte, von den holländischen Sclavenhändlern erworbene Indianer in die Missionen am Rio Negro herabzuführen (denn damals liessen die Holländer die Menschenjagden durch die unternehmenden Küstenindianer (Caribi) in diesen einsamen Gegenden ausführen, welche ihre Nachfolger in der Herrschaft, die Britten, den Brasilianern vorwerfen.) Rob. Schomburgk schätzt die Gesammtzahl der Horde auf 3000, wovon die Hälfte auf brittischem

Territorium. Jede solche Schätzung ist aber unsicher bei ihrer Gewohnheit, die leicht zu errichtenden Hütten aufzugeben und sich an einem andern, oft weitentlegenen Orte niederzulassen, so oft das Revier an Wild und Fischen ärmer erscheint und die kleine Pflanzung von Mandiocca, Yams und Bananen (auch Zuckerrohr, Baumwolle und den Urucu-Strauch bauen sie an) erschöpft ist. In Brasilien nomadisiren die Macusis, oder wie man sie oft nennt Macuxis (sprich: Macuschis) gegenwärtig vorzüglich vom Uraricoera bis zu dessen nördlichen Wasserscheiden und gegen den Tacutú hin. Ueber Bedeutung und Abstammung ihres Namens habe ich nichts in Erfahrung bringen können. Ihr Dialekt (vergl. Glossaria p. 225 und 312) nähert sie vielen jener Horden, die wir als Guck oder Coco bezeichnen.

Die Macusís gehören zu den schönsten Indianern der Guyanas, und ihrer einnehmenden körperlichen Erscheinung entspricht eine an Vocalen reiche wohlklingende Sprache, eine friedfertige milde Gemüthsart, Betriebsamkeit, Reinlichkeit und Ordnungsliebe. Es sind diess Tugenden, die man oft bei dem rothen Menschen in demselben Verhältniss gefunden, als er wenig mit dem weissen verkehrte. Die Macusís sind schlank und meistens sehr ebenmässig gebaut, im Ganzen jedoch weder so derb und kräftig wie die kriegerischen Arecunas, noch so hoch im Wuchse wie die Uapixana. Ihre Gesichtszüge: eine ziemlich hohe freie Stirne, geradstehende Augen, kräftig entwickelte, bald griechische oder römische, bald mehr eingesunkene und breitere Nase, ziemlich wulstige Lippen über den starken wohlgereihten Zähnen haben den Ausdruck von Gutmüthigkeit und Intelligenz, doch wurden auch bei ihnen Einzelne von auffallender Hässlichkeit und schwach entwickeltem Gesichtswinkel (66°) beobachtet. Ihre Hautfarbe ist nicht so kräftig ins Kupferrothe tingirt, wie bei den meisten Wald-Indianern am Amazonas, sondern lichter, wie man sie bei den Arawaken findet.

Die Männer tragen das Haupthaar kurz, jedoch ohne regelmäs-

sige Schur, die Weiber lang und frei herabhängend oder in Flechten. Auch hier werden Haare an anderen Körpertheilen nicht geduldet, eine Sitte, die man überall in Amerika in dem Verhältniss entwickelt findet, als der Stamm etwas auf sich hält. Beide Geschlechter pflegen in den Ohrläppchen Holzcylinder oder Rohrstückchen zu führen. Ehemals durchbohrten sie auch die Unterlippe, und den Nasenknorpel, um in jener den Pfropf (Temetara: tupi) aus einer Seeschnecke geschnitten, und in dieser einen Ring aus Silber zu tragen, den sie, so wie metallene Ohrengehänge, von den Holländern erhalten hatten. Gegenwärtig bemerkt man in der Unterlippe nur ein feines Loch, durch das ein dünner Nagel mit der Spitze nach Aussen getragen wird. An dem Halsbande der Weiber aus Glasperlen sah Schomburgk auch Geldstücke, ein Schmuck, dergleichen man sonst bei keiner Horde dieser Gegenden wahrnimmt. Die Schamschürzen der Frauen (bei ihnen Mosa oder Montsa) bestehen aus einem ablangen Flechtwerk, das vollständig von bunten, zu regelmässigen Figuren à la grecque geordneten Glasperlen bedeckt und desshalb schwerer ist, als ein ganzes Gewand aus Baumwollenzeug. Auch am Arme und Beine tragen sie breite, mit Glasperlen gezierte Binden. Die bei ihnen üblichen Farben, feuerroth von Urucú, dunkelroth von Carajurú, blauschwarz von Genipapo, werden mit dem Oele vom Saamen des Carapa-Baumes (Carapa guyanensis) angerieben, und in Bambusrohren, Muscheln oder leichtgebrannten Schälchen aufbewahrt. Sie dienen besonders dem weiblichen Geschlecht für die bunte Schminke des ganzen Körpers. Auch hier, wie bei andern freien Stämmen, bemalt die Mutter schon frühzeitig ihre Kleinen. Alle Geräthe dieser Indianer sind sauber und sorgfältig verfertigt, die Waffen mit Federn verziert, und nur in den Töpferwaaren stehen sie den Indianern der Küste nach.

Bei diesen Macusís ist Polygamie gestattet, jedoch selten. „Ihre Ehen sind nicht reich an Kindern, was den Argwohn begründet, dass der Fortschritt der Schwangerschaft manchmal durch künst-

liche Mittel gehindert wird. Beim Herannahen der Geburtsarbeit sondert sich das Weib im Walde, auf dem Felde oder in einer unbewohnten Hütte ab. Ist das neugeborne Kind ein Knabe, so wird der mit Baumwollenfaden zu unterbindende Nabelstrang mit einem scharfgeschnittenen Bambusrohr abgeschnitten, ist es ein Mädchen, mit einem Stück Pfeilrohr. Nach der Geburt hängt der Vater seine Hängematte neben der seiner Frau auf, um mit ihr die Wochen zu halten, die so lange währen, bis die Nabelschnur abfällt. Während dieser Zeit wird die Mutter als unrein betrachtet, und das Lager der Gatten wird durch eine Wand aus Palmblättern abgesondert, wenn er keine besondere Hütte für die beiderseitigen Wochen besitzt. Während dieser Zeit darf weder Vater noch Mutter eine Arbeit verrichten, der Vater die Hütte Abends nur auf Augenblicke verlassen. Das gewohnte Bad ist ihm untersagt; eben so darf er seine Waffen nicht angreifen. Ihren Durst dürfen beide nur mit lauwarmem Wasser, ihren Hunger nur mit Brei aus Cassavabrod stillen, der von einer der Verwandten bereitet wird. Noch sonderbarer ist aber das Verbot, sich mit den Nägeln der Hand den Körper oder Kopf zu kratzen, wozu jederzeit ein Stück aus der Blattrippe der Cucurit-Palme neben dem Lager hängt. Das Ueberschreiten dieser Gebote würde Tod oder lebenslängliche Kränklichkeit des Säuglings bedingen. Auch bei ihnen, wie bei den übrigen Stämmen der Guyana, wird die Abstammung des Kindes von der Mutter hergeleitet. Ist diese eine Macusí, der Vater aber ein Wapisiana u. s. w., so sind die Kinder doch Macusís. Bevor das Ehepaar das Wochenbett besteigt, wird das Kind von den Verwandten angeblasen, worauf nach Beendigung der Wochen die Grossältern, wenn diese nicht mehr leben der Vater, einen in der Familie gebräuchlichen Namen geben. Dieser durchsticht auch frühzeitig dem Kinde die Ohrläppchen, Unterlippe und das Septum der Nase. Bis zum Zeitpunkte, wo das Kind sich seinen eigenen Füssen anvertrauen kann, sieht man die Mutter selten ohne dasselbe; es ist

bis dahin ein integrirender Theil ihres Ichs. Dieser zärtlichen Liebe ungeachtet sieht man sie nicht es küssen, hört man keine Worte der Liebkosung. Der Vater ist im Stande, seine Kinder an andere, vielleicht kinderlose Ehepaare zu verkaufen. Der Preis ist derselbe, den der Indianer für seinen Hund fordert: ein Gewehr, eine Axt oder dergleichen; Kleinigkeiten, als Perlen u. s. w. gewährt der Käufer den Verwandten, die sich zahlreich beim neuen Vater melden. Die Erziehung des Knaben beschränkt sich auf Anweisung im Schwimmen, Fischen, Jagen; das Mädchen wird von der Mutter im Haushalt unterrichtet. Strafen und Züchtigung kennt der Indianer nicht. Das Säuglingsgeschäft wird fortgesetzt, so lang es dem Kinde zusagt. Die Weiber sollen Mittel besitzen, um die Milch bis in hohes Alter zu erhalten. Mit dem Eintritt in die Pubertät wird der Knabe der Mutter zum Fremdling. Das Mädchen wird in jener Epoche vom Umgang mit den Bewohnern der Hütte abgesondert, es ist in dieser Uebergangszeit unrein, und bringt den Tag in der rauchigen Kuppelspitze der Hütte zu, die Nacht an einem von ihr entzündeten Feuer; sonst würde es von üblen Geschwüren am Halse, von einem Kropfe u. s. w. befallen. Nach strengem Fasten darf es herabsteigen und einen im dunkelsten Winkel bereiteten Verschlag beziehen. Am eigenen Feuer kocht es seinen Mehlbrei, während der Absonderung ihre einzige Nahrung. Etwa nach zehn Tagen erscheint der Pajé (Piai), das Mädchen und Alles, was mit ihm in Berührung gekommen, durch Anblasen unter Gemurmel zu entzaubern. Töpfe, Trinkschalen, die es gebraucht, werden zertrümmert und vergraben. Nach der Rückkehr aus dem ersten Bade muss es sich während der Nacht auf einen Stuhl oder Stein stellen, wo es von der Mutter mit dünnen Ruthen gegeisselt wird, ohne eine Schmerzensklage ausstossen zu dürfen, welche die Schlafenden in der Hütte aufwecken könnte, ein Ereigniss, das nur Gefahr für ihr künftiges Wohl im Gefolge haben würde. Bei der zweiten Periode der Menstruation dieselbe Geisselung, später nicht

mehr. Das Mädchen kann sich nun wieder zeigen, es ist rein, und wenn es bereits versprochen seyn sollte, so erscheint der Bräutigam am folgenden Tage und führt die junge Frau heim, was bei keinem Stamme vor Eintritt der Mannbarkeit geschieht. Während jenes physischen Processes wird jedes Weib für unrein gehalten; darf sich während desselben nicht baden, noch in den Wald gehen, da es sich den verliebten Angriffen der Schlangen ausgesetzt sehen würde. Die Verheirathung wird durch keine Art religiöser Ceremonien eingeweiht. Sie sind meistens schon in früher Jugend von den Aeltern beschlossen, wo dann der Bräutigam im Hause der Schwiegerältern Dienste leistet. Vor der Ehe hat er auch noch gewisse Proben für seine Mannhaftigkeit abstatten: ein Stück Feld reinigen, einen Baum umhauen. Sowie das Eheversprechen der Aeltern, kann auch die Ehe der Gatten getrennt werden. Der Mann kann das Weib entlassen, ja sogar verkaufen. Der väterliche Oheim darf die Nichte nicht ehelichen. Dagegen ist es erlaubt, sich mit der Tochter seiner Schwester, der Wittwe seines Bruders, seiner Stiefmutter, nach dem Tode des Vaters zu verbinden."

Anlangend die religiösen und die kosmogonischen Vorstellungen dieser Macusís, so kommen sie hierin (Rich. Schomburgk a. a. O. II. 319) mit den Caraiben und Arawaaks überein. „Wie bei den Arecunas und Accawais heisst ihr höchstes Wesen, der Schöpfer, Macunaima (der bei Nacht arbeitet), das entgegengesetzte Wesen Epel oder Horiuch. Nachdem der grosse und gute Geist Macunaima die Erde mit den Pflanzen geschaffen, kam er aus der Höhe herab, stieg auf einen hohen Baum, hieb mit seiner mächtigen Steinaxt Stücken Rinde von diesem Baum ab, warf sie in den unter ihm hinströmenden Fluss und verwandelte sie damit in allerlei Thiere. Erst als diese alle ins Leben gerufen waren, erschuf er den Mann. Dieser verfiel in einen tiefen Schlaf und als er erwachte, fand er ein Weib an seiner Seite stehen. Der böse Geist erhielt die Oberhand auf der Erde, und Macunaima schickte grosse Wasser.

Nur Ein Mann entfloh ihnen in einem Corial, von welchem er eine Ratte aussendete, um zu sehen, ob die Wasser gefallen. Sie kehrte mit einem Maiskolben zurück. Nach der Mythe der Macusís warf dieser einzige Mensch, der die Fluth überlebte, Steine hinter sich und bevölkerte dadurch die Erde von Neuem Diese Traditionen werden von alten Frauen von einer Generation auf die andere fortgepflanzt. Nirgends habe ich auch nur die leiseste Spur eines Götzendienstes oder einer Fetischanbetung gefunden. Alle Naturkräfte sind Ausfluss des guten Geistes, sobald sie die Ruhe des Indianers, sein Behagen nicht stören; Wirkungen der bösen Geister, sobald sie diess thun."

Der Anführer theilt seinen Einfluss auf die Gemeinde mit dem Pajé. Jener übt in Friedenszeiten seine Machtbefugnisse als Ordner der Gemeindeangelegenheiten in milder Weise, mehr als Anfrage und als Rath, denn als Befehl. „Im Kriege aber ist er unumschränkter Herrscher. Jeder Indianer überschickt ihm, sobald er von der Jagd, oder dem Fischfang heimgekehrt ist, einen Theil der Beute als Geschenk." Der Krieg wird ohne Kriegserklärung unternommen und beginnt meist mit nächtlichem Ueberfalle. Begegnen sich die Feinde auf offenem Felde, das Vorderhaupt oder der ganze Körper mit Urucú - Roth gefärbt, die Weiber im Hintertreffen, so fordern sich die Gegner in einem höhnisch drohenden Kriegstanze gegenseitig heraus. Der Kampf beginnt aus der Ferne mit vergifteten Pfeilen oder Wurfspiessen, deren jeder Krieger sieben bei sich führt; sind diese verschossen, so kommt es zum Handgemenge mit den Kriegskeulen. Die Gefangenen werden verkauft. Anthropophagie findet jetzt nicht mehr bei diesen Horden Statt. Der Pajé zähmt und beschwört die Schlangen, saugt die Wunden aus, giebt Kräutertränke und Amulete, und übt, unter Anhauchen, Anspucken, Streicheln, Kneten und Beräuchern mit Tabak, allerlei Exorcismen wider die bösen Geister, deren feindliche Macht blöde geglaubt und ängstlich gefürchtet wird. Auch hier wird der Pajé schon als Jüng-

ling von einem alten Meister in der Einsamkeit zu dem betrügerischen Gaukelspiele seiner schwarzen Künste angelehrt.

Der rohe Mensch ist mehr noch als der civilisirte unmittelbaren und starken Eindrücken seiner Naturumgebung unterworfen. So dürfte es denn uns nicht Wunder nehmen, wenn das an grossartigen Aufzügen reiche Naturdrama der guyanischen Wildniss die Einbildungskraft des Pajé mit schauerlichen, ungeheuerlichen Bildern erfüllt, seine Hinterlist schärft und seinem Wirken doppelte Kühnheit verleiht, während sie den blöden Aberglauben seiner Horde noch tiefer verdunkelt. Bis zu weiter Ferne wellig hingestrecktes Hügelland oder steinige Flur-Ebenen, von düstern Waldgruppen oder Sümpfen unterbrochen, über denen Haine der erhabenen Mauritia-Palme rauschen, — imposante Bergreihen, die sich am Horizont aus dem Flachland erheben, bald in buntem Farbenduft gekleidet, bald unter dem Strahl der Tropensonne schimmernd oder gleichsam Blitze aussendend, — colossale Felsmassen, himmelanstrebende Bergpfeiler und seltsame groteske Steingebilde, an denen dunkle Nebelschichten oder vielgestaltige Wolkenwirbel vorüberziehen, oder von denen majestätische Wasserfälle herabdonnern, — hier reissende Flüsse zwischen wechselvollen Felsenufern, — dort geheimnissvoll vertiefte Wasserbuchten voll gefrässiger Ungeheuer, und Sümpfe oder raschversiegende Bäche zwischen öden Steinblöcken und Kieselgerölle, — im Gebirge unheimliche Höhlen, in der Ebene dunkle Baumgrotten, oder labyrinthisches Bambusenröhricht und scharfscheidige Hecken von Geisselgräsern (Scleria, tupi: Tiririca), um verschwiegene Tümpfel und Waldteiche: so diese menschenarme Oede, in der nur die Elemente tönen, nur die Stimmen unvernünftiger Thiere die lautlose Stille tiefdunkelnder oder sternbeglänzter Nächte unterbrechen. Eine solche Natur ist geartet, den trotzigen Geist des Indianers zu fesseln und seine Verschlagenheit zur Zauberei anzuleiten. Ohne es zu denken, verfällt

er dem alten Spruche, „dass die Natur nicht göttlich, sondern dämonisch sey.“

Der verdienstvolle Naturforscher Natterer, der sich längere Zeit am obern Rio Negro und am Rio Branco aufgehalten, und die Macusís nördlich von S. Joaquim besucht hat, bemerkt, dass sie, obgleich nur zu Banden von wenig Familien vereinigt, doch mehrere grössere Gemeinschaften bilden. Er nennt von diesen die Tselego und die Cericuma (Schiricuma, Xericumá) am Flusse Cutin, einem Aste des Surumú, und die Dövörá, welche in erbittertem Kriege mit den Arecuna leben sollen. Die Cericuma erscheinen an mehreren, ziemlich weit von einander abgelegenen Orten (vergl. oben S. 563, Nr. 24). Nach Natterer erbauen die Macusís ihre Hütten in dem Flurlande, das sie vorzugsweise bewohnen, bald viereckig, bald kegelförmig, aus einem Wall von Pfosten, die mit Lianen durchflochten und mit Thon beschlagen werden; im Walde aber blos konisch aus Holzwerk und Palmwedeln. Sie beschmieren den ganzen Körper mit Rocou-Farbe, um sich gegen den Stich der Mosquiten zu schützen. Ihre Todten begraben sie nach diesem Reisenden in der Hütte, tief, auf einem Brette, das Gesicht unbedeckt, nach Oben. Ausführlich beschreibt Schomburgk (a. a. O. I. 420) die Ceremonien bei dem Begräbniss einer weiblichen Macusí. Wir führen sie an, weil sie einige Züge darbieten, die uns bei andern Indianern nicht vorgekommen sind. Bald nach dem Tode der Kranken begann das Klagegeheul, zumal der versammelten Weiber und Kinder, und der Sohn grub in der Hütte das vier Fuss tiefe Grab, worauf die Angehörigen alles tragbare Geräthe aus der Hütte entfernten (welcher Gebrauch von andern Horden im Revier des Rio Negro auch berichtet wird). Hierauf erschien der Pajé, stellte sich zu Häupten der Leiche und schrie ihr in drei kurzen Pausen mehrere Worte ins linke Ohr. Jetzt ward sie in die Grube gebracht, die mit Palmenwedeln ausgelegt worden war; die Hängematte ward

unter dem Leichnam hervorgezogen; alle Angehörige umkreisten das Grab und sprangen über dasselbe. Der Wittwer, bisher stumm und ohne Antheil an der Ceremonie, ergriff nun eine Calebasse mit rother Farbe, streute diese über die Leiche und zerschlug hierauf das Gefäss, so dass dessen Trümmer in die Grube fielen. Die Handhabe schleuderte er vor die Hütte. Nachdem dann alle Verwandte allerhand Kleinigkeiten, Stücke Knochen, Brod, Früchte, auf die Leiche geworfen hatten, ward diese mit an einander passenden Palmenlatten belegt. Nun trat der Pajé, einen Bündel Haare in der Hand, wieder vor, entblösste das Gesicht der Leiche von den Latten, spuckte es an und stopfte die Haare in Mund und Ohren, worauf die Latten wieder zusammengelegt und mit Palmenblättern bedeckt wurden. Unter fortwährendem Klagegeheul brachten die Weiber Wasser, was der Wittwer und die Schwester der Verstorbenen auf die ausgeworfene Erde gossen, welche etwa einen Fuss hoch über die Leiche ausgebreitet wurde. Eingelegte Geräthschaften der Verstorbenen und Erde füllten nun das Grab vollends; der Klagesang verstummte, die Familienglieder reinigten die Hütte, vor dieser wurden die Hängematte und die übrigen Besitzthümer der Verstorbenen verbrannt, die Asche ringsum ausgestreut und auf dem Grabe einige Stunden lang ein Feuer unterhalten. Der Wittwer unter den Macusís muss neun bis eilf Monate trauern, das ist so lange, bis das beim Tode der Gattin bepflanzte Feld im Stande ist, die Mandioccawurzel zum Trinkfest zu liefern, welches bei einer zweiten Heirath gefeiert wird. Diese Feierlichkeit enthält viel mehr Momente, als sonst berichtet werden, ist aber besonders bedeutsam durch die Theilnahme des Pajé, welcher die Leiche vor den Wirkungen feindseliger Mächte zu bewahren bemüht scheint. Alle Indianer schreiben besondere Zauberkräfte den Haaren, Federn, Zähnen und Klauen gewisser Thiere zu, weil sie glauben, dass die Erneuerung oder das Wiederwachsen nur durch

eine höhere Macht verliehen sey, und darum von solchen Theilen wenn sie gesund sind, auf andere Wesen übertragen werden könne. Dagegen sind jene animalischen Theile von kranken oder verwesten Individuen kein Heil- oder Schutzmittel, sondern vielmehr geeignet zum Nachtheil Derer zu wirken, die man damit in Verbindung bringt.

Die Blutrache (vergl. S. 127) ist eine mit dem Gemüths- und Bildungszustande des Indianers eng zusammenhängende Rechtssitte und wird desshalb überall geübt. Unter den Macusis und den mit diesen vielfach übereinkommenden Aecawais, Uapisiana und Arecuna greift (Rich. Schomburgk I. 322 ffl.) der Bluträcher „Kanaima" oft als sicherstes Mittel, seine Rache zu befriedigen, nach einem Gifte, dem Wassy dessen Herkommen und Natur noch nicht enträthselt ist. „Es wird aus der Zwiebel oder dem Knollen einer unbekannten Pflanze bereitet. Dünne Scheibchen davon, an der Sonne getrocknet, werden unter den grössten Vorsichtsmassregeln zu dem feinsten weissen Pulver zerstossen, das ganz das Ansehen von Arsenik hat. Unablässig, mit Anwendung jeder List, verfolgt der Kanaima sein Opfer, bis es ihm gelingt, es im Schlafe zu überraschen. Jetzt streut er ihm eine kleine Quantität des Pulvers auf die Lippen oder unter die Nase, damit der Schlafende es einathme. Heftiges Brennen in den Eingeweiden, Zehrfieber, tantalischer nicht zu stillender Durst sind die Symptome der Vergiftung. Binnen vier Wochen ist der Kranke zum Skelett abgezehrt und stirbt unter fürchterlichen Qualen." (Durch Beobachtung eines europäischen Augenzeugen ist diese eigenthümliche Giftwirkung noch nicht bestätigt.) Vermag der Beleidigte nicht, in dieser Weise den Feind zu vernichten oder sonst wie aus der Nähe zu überfallen, so geschieht es wohl, dass er dem Durst nach Rache bis zur Monomanie verfällt; er löst alle Banden zur Familie oder Gemeinde und zieht sich in die Einsamkeit zurück, um hervorbre-

chend aus seinem Schlupfwinkel, den Feind zu ermorden. In diesem Zustand feindseliger Verwilderung wird der Kanaima „der Dämon der Umgegend, ein Ausgestossener, vogelfrei, und jeder Indianer, der ihm im Walde begegnet, hält es für seine Pflicht, ihn zu tödten. Sein Körper ist auf eigenthümliche Art bemalt und mit einem Thierfelle bekleidet. Gelingt es ihm, den Todfeind mit seinem vergifteten Pfeil zu verwunden, so durchsticht er ihm mit den Fängen der giftigsten Schlangen die Zunge, damit sie, anschwellend, den Kanaima nicht nennen und damit nicht ein neues Opfer der Blutrache bezeichnen könne.“ Rich. Schomburgk berichtet weiter (a. a. O. 325), dass auch der Tod eines an Krankheit Gestorbenen einem unbekannten Kanaima zugeschrieben werde. Er sah, wie der Vater eines an der Wassersucht verstorbenen Knaben von dessen Leiche an Händen und Füssen die Daumen und kleinen Finger abschnitt, und wie die Angehörigen unter einem schauerlichen Trauergesang das Aufwallen dieser Gliedmassen in einem Topfe mit siedendem Wasser beobachteten. Auf derjenigen Seite, wo das erste Glied über den Rand des Topfes geworfen wurde, vermutheten sie den feindseligen Unbekannten, den Kanaima des Verstorbenen.

Dieser Aberglauben setzt also die Geschicke eines jeden Menschen mit der ruchlosen Feindschaft eines andern Menschen in Beziehung. Er ist eine der düstersten Formen des Dämonencultus, dem der Indianer in vielerlei Graden unterworfen scheint. Wir haben schon mehrfach angedeutet (vergl. u. a. S. 468, 574), dass der rohe Indianer, fortwährend von abergläubischer Furcht vor finsteren Mächten beherrscht, diesen jegliches Ungemach und Missgeschick zuschreibt, und dass böse, feindliche Wesen ihm unter den mannigfaltigsten, elementarischen oder concreten Gestalten entgegentreten. Der hier gegebene Fall traut die Verkörperung zum feindlichen Principe nicht blos dem Zauberarzte Pajé zu, sondern

trägt es über auf irgend einen andern, erst zu entdeckenden Menschen.

Auch die Steigerung des Rachetriebes soweit, dass der Bluträcher Familie und menschliche Gemeinschaft aufgiebt, um den Beleidiger endlich zu vernichten, ist ein bedeutungsvoller, dunkler Zug im Gemüthsleben dieses Naturmenschen. Vielleicht ist sie mit jener Alienation in Verbindung zu bringen, von welcher ich mehrere Berichte unter dem Namen Pya-aiba, d.i. das böse Herz, vernommen habe. Ihr verfallen manchmal Coroados und Puris in Minas Geraës, nach Cap. Marlière's Bericht, und auch die Missionäre im Amazonenlande wissen von ihr zu erzählen. „Nachdem der Indianer eine Zeit lang blass, einsylbig, in sich gekehrt, mit verwirrtem stierem Blick umhergegangen, oder sich von aller Gemeinschaft zurückgezogen, bricht er plötzlich eines Abends nach Sonnenuntergang mit allen Zeichen unvernünftiger Wuth und blinder Mordlust hervor; er stürmt durch das Dorf, und Jedermann der ihm begegnet, ist seinen Anfällen ausgesetzt. Heulend läuft er den Orten zu, wo Menschen begraben liegen, wühlt den Boden auf, wirft sich nieder oder verliert sich willenlos in die Oede. Diese Krankheit wiederholt sich acht bis vierzehn Tage lang und endigt mit gänzlicher Erschöpfung oder geht in Fieber über. Man will sie gleichsam epidemisch und nicht blos bei Männern, sondern auch bei Weibern, vorzüglich nach lang fortgesetzter Liederlichkeit, Saufen, Tanzen und Aufregungen anderer Art bemerken. Die Indianer glauben, dass Verhexung daran Schuld sey. Die Missionäre hielten die Entfernung des Erkrankten aus der Gemeinde für nöthig, damit sich die Affection nicht weiter verbreite. Ausführlich schildert Dobrizhofer diese Passion (de Abipon. II. 249), und bemerkt dass sie nur bei der Horde der Nakaiketergehès vorkomme. Ich vergleiche sie mit der Lykanthropie, der Entartung zum Wehrwolf (Das Naturell, die Krankheiten u. s. w. der Urbewohner Brasiliens in Buchners Repertor. f. d. Pharmac. XXXIII. 3. S. 289 ffl.)

Die Macusís sind berühmt als Bereiter eines vorzüglich starken, rasch wirkenden Pfeilgiftes, und wir nehmen hievon Veranlassung, auf einen S. 447 nur kurz berührten Gegenstand zurückzukommen, der so bedeutungsvoll in der Sittengeschichte Amerika's ist. Der Gebrauch von Pfeilen und Wurfspiessen, die mit vegetabilischen Giften (Hervadura port.) versehen sind, herrscht weit durch den Continent, und an verschiedenen Orten werden verschiedene Pflanzenstoffe dazu verwendet. Demgemäss finden wahrscheinlich in der Gesammtheit dieser Gifte gewisse chemische Unterschiede Statt, welche deren physiologische Wirkung modificiren. Im Allgemeinen aber sind diese Wirkungen nicht sowohl qualitativ als quantitativ verschieden, und lässt sich annehmen, dass die deletäre Wirksamkeit von einem Alkaloide abhängt *), das mit dem Blute in Berührung gebracht, zunächst die motorischen, nicht die sensitiven Nerven, lähmt. Es entrückt sie und das ganze Muskelgebäude urplötzlich dem Einflusse des Willens und tödtet durch rasche Aufhebung der sympathischen Beziehungen der Körpertheile auf einander. Die peripherische Sphäre der Bewegungsnerven, nicht deren centraler Theil am Rückenmarke wird zuerst afficirt, und desshalb reicht schon eine oberflächliche Wunde hin, um den Tod zu veranlassen. Ist aber die Berührungsfläche zu gering oder das Gift durch Alter oder geflissentliche Abschwächung (Verdünnung) von geringerem Einflusse auf den ganzen Lebensprocess, so geht die Wirkung nicht über eine transitorische Lähmung hinaus und das verwundete Thier kann früher oder später von seiner Lähmung

*) Aus drei verschiedenen Sorten des amerikanischen Pfeilgiftes ist dasselbe sauerstofffreie krystallisirbare Alkaloid, Curarin, dargestellt worden, dessen physiologische Wirkung etwa zwanzigmal so stark seyn dürfte, als die des Pfeilgiftes. Vergl. Bernard und Preyer in den Comptes Rend. 1865, Berliner klinische Wochenschr. 1865 Nr. 40. Buchners Neues Repert. f. Pharm. 1865 Nr. 7. S. 306—308, 318—320.

genesen und die volle Herrschaft über sein Muskelsystem wiede erlangen. Von dieser Eigenthümlichkeit macht der Indianer Ge brauch, wenn er ein Thier zur Zähmung lebend in seine Gewal bringen will und zwar vorzüglich Affen, denn Vögel weiss er auc durch stumpfe Pfeile ohnmächtig oder bewegungslos herabzuschiessen Kaltblütige Thiere erliegen der Wirkung der Giftes später als warm blütige, wesshalb der Indianer die Wirksamkeit seines Giftes a Eidechsen, Schlangen oder Fröschen erprobt. Sie kann viele Jahr dem Gifte erhalten bleiben, sey es in dem Gefässe, worin eine grös sere Quantität aufbewahrt ist, sey es an dem damit beschmierte Pfeile, wenn es vor Feuchtigkeit und Schimmel geschützt ist.

Sowie die Pflanzen zum Pfeilgift sind auch die Methoden zu Bereitung verschieden, und letztere scheinen im Verhältniss zu Bildungsstufe der Völkerstämme an Complication und Genauigkei zuzunehmen. Von den Callinago der kleinen Antillen wird berich tet, dass sie ihre Pfeilspitzen einfach mit dem Milchsafte des Man cenillbaumes (Hippomane Mancenilla) vergifteten, den sie Tibou -coulou bouleouá, Gift fürs Pfeilrohr, nannten. Am obern Tocan tins sollen mehrere Horden dazu die ebenfalls milchigten Säfte vo Aroideen und Apocyneen (Cerbera Ahouai ?) benützen. Dort dien es insbesondere für die Kriegswaffen oder zur Jagd reissender Thiere Sorgfältiger und mehr zusammengesetzt ist aber die Bereitung de Giftes zumal bei jenen Horden, welche sich des Blaserohrs bedienen Aber sie sind nicht alle im Besitze der dazu verwendeten Pflanzen ode deren Kenntniss, und sie verschaffen sich dasselbe durch Tausch. Hie sind es Aufgüsse und Decocte von Rinde, Splint, Wurzel, vielleich auch von Früchten der Giftpflanzen, welche bis zur nöthigen Con sistenz eingedickt, den wesentlichen Bestandtheil liefern. Fast über all aber scheinen auch dickliche oder klebrige Pflanzensäfte ode Extracte hinzugesetzt zu werden, um dem Gifte mehr Haftbarkei am Pfeile und mehr Haltbarkeit zu verleihen. — Die Pflanzen, wel chen wir die vergiftende Eigenschaft vorzugsweise zuschreiben müs-

sen, gehören den natürlichen Familien der Strychneen (oder Loganiaceen), Menispermeen, Sapindaceen, Apocyneen, vielleicht auch Leguminosen an; zur Ertheilung dickerer Consistenz scheinen besonders die milchenden Säfte von Euphorbiaceen, Artocarpeen (und Cissus?) angewendet zu werden. Ob, wie wahrscheinlich, das wesentliche alkaloidische Gift schon in der lebenden Pflanze enthalten sey, oder erst bei der Bereitung durch einen chemischen Umsetzungsprocess aus den einzelnen Pflanzenstoffen gebildet werde, ob dasselbe bei allen amerikanischen Pfeilgiften denselben oder nur einen analogen chemischen Charakter an sich trage, muss erst durch weitere vergleichende Untersuchungen festgestellt werden *).

*) Bei dem hohen Interesse, welches das südamerikanische Pfeilgift neuerlich in physiologischer und medizinischer Rücksicht erweckt hat, stellen wir einige Berichte über die Bereitung von Sorten desselben in Brasilien und in den Nachbarländern zusammen. 1) Ueber die in Maynas üblichen lässt sich der treffliche Pöppig (Reise II. 455—457) also vernehmen: „Man gebraucht in Maynas zwei Arten von Gift, das von den Indios Pebas gefertigte und das der Lamas. Das erstere ist in Peru theuer und selten und ist dem Gifte der Tecunas und anderer brasilianischer Völker am Solimôes ähnlich, jedoch nicht ganz gleich. Die Bereitung des Lamas-Giftes ist fast unter meinen Augen geschehen; dennoch aber blieb mir der Hauptbestandtheil botanisch verborgen, da er von einer Schlingpflanze (Bejuco de veneno oder Ampi guasca) herkommt, die nur in den Kalkgebirgen, also nicht im ebenen Maynas wächst. Die Beschreibung der Eingebornen lässt auf eine Apocynea schliessen. Auf jeden Einschnitt in den überaus langen, kletternden, bandförmig-platten Stengel folgt reichlich eine gleich anfangs schwärzliche, übelriechende Milch. Expeditionen gehen nach den Wäldern, sammeln dort die Bejucos, zerhacken sie in fusslange Stücke, welche man bis zum Zerfasern zerklopft und in neuen Töpfen bei starkem Feuer auskocht. Nach mehrstündigem Sieden wird etwas Capsicum zugesetzt, der dünne Saft durch Tücher geseihet und die Expedition kehrt nach mehrtägiger Abwesenheit in die Dörfer zurück. In diesem Zustande heisst das Gift

Der indianische Giftkoch umgiebt die Bereitung des Urari, dieses für ihn so wichtigen Stoffes, mit einem Geheimniss. Nur un-

---

Guasca-ibin, d. h. Brühe der Schlingpflanze, wird aber ungern gekauft, da es in sehr geringes Volumen zusammentrocknet und leichter an Kraft verliert. Der zweite Theil der Bereitung besteht in Hinzufügung von grossen Mengen von Brühen des Capsicum, Tabak und Sanaño (Tabernaemontana). Nach zwölfstündiger Eindickung bei geringer Hitze bis zur Honigconsistenz ist das Gift fertig und heisst Cutipa. Es wird in kurze Abschnitte baumartiger Rohre gefüllt, die man mit Pech verschliesst und lange aufbewahren kann. Das Gift-Capsicum (vielleicht eine neue Art) zeichnet sich durch furchtbare Schärfe, kleine schwarze und eckige Beeren aus. Man cultivirt es überall, braucht es aber nie zum Gewürz. Der eingemengte Tabak wird mit besonderer Sorgfalt erbauet und zubereitet, und ist so stark, dass selbst Neger ihn nicht zu rauchen vermögen. Das schwach gewordene Gift verbessert man durch Zusatz von Tabak und Capsicum. Der hin und wieder in Peru verbreitete Glaube, dass animalische Gifte zur Mischung kämen, findet keine Bestätigung.“ Diess Ampi huasca, d. i. tödtlicher Schleim, ist das von Alex. v. Humboldt (ed. Hauff IV. 86) erwähnte Gift von Moyobamba. — 2) Von den Oregones in Maynas werden zwei Giftpflanzen Bobougo und Tarato, Abuta candicans Rich. (Cocculus toxicophorus Weddell) und Strychnos Castelnaeana Wedd., genannt. Dieselben sind es, welche unter dem Namen Pani und Ramou bei den Yaguas, als Caücticutumá und Gouré (Ghuré) bei den Tecunas im Gebrauch sind. Diese letzteren setzen dem von ihnen bereiteten, seit Condamine so berühmten Gifte ausser mehreren animalischen, wahrscheinlich unwesentlichen, Stoffen auch manchmal die Wurzel eines Strauches zu, den sie Jacami reteuma, in der Tupisprache „Tod des Trompetervogels“ (d. i. Jacami reté gänzlich, uman schon gewesen) nennen. (Castelnau Exped. V. 62.) — 3) Auch in das Pfeilgift der Juris, welches ich selbst habe bereiten sehen (Reise III. 1237) geht als Hauptbestandtheil das Extract von der graugelblichten rauhen Rinde eines Strychnos ein, worin wohl ohne Zweifel nicht (wie früher auch nach einer Analyse von Wittstein angenommen wurde) Strychnin und Brucin,

gern zeigt er die dabei verwendbaren Pflanzen und die Bereitungsart, er schildert die Operation als gefährlich für sich selbst und

---

sondern das von Preyer entdeckte Alkaloïd Curarin enthalten ist. Die früher irrthümlich von mir für Strychnos Rouhamon gehaltene Pflanze ist die ebenerwähnte Strychnos Castelnaeana (tupi: Urari-üva). Zugesetzt werden die wässerigen Auszüge von der Wurzel eines Pfefferstrauches, Artanthe geniculata, des Baumes Taraira-moira (eines Lonchocarpus?) und von der Liane Incme (d. i. stinkend), Abuta Imene. Wahrscheinlich um dem Extracte mehr Consistenz zu geben, wird der Milchsaft eines schlingenden Feigenbaumes, Urostigma atrox, beigefügt. — 4) Zu dem Pfeilgift, welches Alex. v. Humboldt in der Mission von Esmeralda am obern Orinoco bereiten sah (ed. Hauff. IV. 81 ffl.) dient Rinde und Splint der Liane (Bejuco) de Mavacuré, welche von dem grossen Reisenden ebenfalls für eine Strychnea gehalten wurde. Um das giftige Extract haftbarer an den Pfeilen zu machen, wird der klebrige Saft eines grossblätterigen (Feigen-?) Baumes, Kiracaguero, zugesetzt. Nach Rich. Schomburgk (Reise I. 448) wäre diess dasselbe Gift, welches die Guinaus und Maiongcons bereiten. Sie nennen es Cumarawa und Makuri, und verwenden als Hauptstoff die Rinde von Rouhamon guyanensis und Strychnos cogens Bentham. — 5) Rouhamon guyanensis oder ein verwandter wird auch von den Arawaaks und andern Indianern in Cayenne und in Surinam angewendet. Zu den dort gebrauchten Neben-Ingredienzen gehören (nach Schreber, Naturforscher XIX (1783) 144) Ottonia Warakabacoura Miquel, einer Piperacea, die Rinde vom Kauranapai (Caraipa angustifolia?). Wurzelrinden von Bikiti (Pouteria Aubl.) und Hatibali (Capsicum?) — 6) Die stärkste und an Giftstoffen reichste Zusammensetzung hat nach den Berichten Rich. Schomburgks als Augenzeugen (Reise I. 450) das Urari der Macusis. Den Hauptbestandtheil liefert Rinde und Splint von Strychnos toxifera (Urarí der Macusis), ausserdem kommen die gleichnamigen Pflanzentheile vom Yakki (Strychnos Schomburgkii Klotzsch, vom Arimaru (Strychnos cogens), vom Tarireng und Wokarimo und die Wurzel von Tarireng und Tararemu hinzu. Diese Namen gehören nach Schomburgks Vermuthung auch Strychneen an. Die fleischige Wurzel vom Mu-

complicirt sie durch allerlei unwesentliche Handgriffe und Zusätze. Bei den Macusis unterwirft er sich vor und während der Arbeit einem strengen Fasten und begleitet sie mit allerlei abergläubischen Gebräuchen. Er arbeitet in einer kleinen, abgesonderten Hütte, in deren Nähe keine Frau, kein Mädchen, am allerwenigsten eine schwangere Frau kommen darf; auch darf sich seine Frau nicht in diesem Zustande befinden. Er verwendet nur ungebrauchte Geschirre, bläst von Zeit zu Zeit in die kochende Substanz, und verlässt das, unter Stillschweigen betriebene Geschäft, bei dem das Feuer nicht verlöschen darf, bis zu dessen Vollendung nur auf Augenblicke. Der Zuschauer soll kein Zuckerrohr oder Zucker geniessen, weil diess das mächtigste Gegengift sey. Bei Missachtung dieser Vor-

---

ramu (Cissus?) und Stückchen vom Holze des Baumes Manuca (eine Xanthoxylee) endlich scheinen zugesetzt zu werden, um dem giftigen Extracte mehr Consistenz und Dauerhaftigkeit zu geben. — 7) Die Giftbereiter in Venezuela, nördlich vom Orinoco, machen auch Gebrauch von den Früchten der Paullinia Cururu, und vielleicht anderer Paullinien. Auf der Insel Trinidad nannten die Indianer dem Rob. Dudley vier Gifte und vier Gegengifte. S. Glossaria 409. —

Der ächte Name des Pfeilgiftes ist in der Tupi, und davon übergegangen in vielen andern Idiomen, Urari d. h. wohin es kommt, der fällt (Glossaria 427). Ourali, Woorali, Verari, Wurara, sind Abwandlungen des Namens, wie sie in den amerikanischen Idiomen oft vorkommen. Die in Venezuela und Nova Granada häufig gehörte Form Curare ist vielleicht mit dem Worte Cururú durch Contraction entstanden. Cururú bedeutet in der Tupi nicht blos giftige oder als Heilmittel gebrauchte Pflanzen (Paullinia Cururú, Anisolobus Cururú), sondern auch die grosse Kröte Bufo Agua, und im obern Amazonas-Gebiete die flache schwarze Pipa Cururú Spix Die Hautdrüsen dieses hässlichen Thieres sondern einen weisslichen Saft ab, der in die Augen gebracht, Entzündung, ja Erblindung verursachen soll. Das aus den verschiedenen amerikanischen Pfeilgiften dargestellte Alkaloid mag danach auch zwei Namen, Urarin und Curarin, erhalten.

schriften würde das Gift seine Wirksamkeit verlieren (Rich. Schomburgk a. a. O. 454) *). Um die Wirksamkeit des Urari aufzufrischen, werden verschiedene Stoffe angewendet: spanischer Pfeffer, die Wurzel vom Nhambi (Artanthe geniculata, Ottonia Warakabakoura u. a. Piperaceen), der Saft der kleinen grünen Citrone (Limâo acedo, die man merkwürdig genug auch tief im Innern des Continentes verbreitet findet) und jener von der giftigen Mandioccawurzel. Vielleicht werden sowie dieser, auch noch andere Milchsäfte von Euphorbiaceen, als Euphorbia cotinifolia und Hura brasiliensis, dem berüchtigten Oassacú-Baume, beigezogen, dessen giftigen Schatten der Indianer flieht. Für die erfolgreichsten Gegengifte werden Saft des Zuckerrohrs, Zucker und Kochsalz (auch Regenwürmer) gehalten, bei den Tecunas ein Schlingstrauch, Taracuá-Sipo, welcher immer von Ameisen besetzt ist, bei den Macusis, ausser Zucker, die Infusion vom Wallaba-Baum, einer Eperua oder Dimorpha? Aber die Rettung ist immer zweifelhaft. Innerlich genossen wirkt es, wenn nicht mit einer blutenden Körperstelle in Berührung, nicht schädlich, ja sogar manchmal als Fiebermittel. Der Indianer befeuchtet unbedenk-

*) Nicht blos die früheren, sondern auch neuere Berichte (Cerqueira e Silva Corografia paraense S. 128., Castelnau Exped. V. 62) erwähnen, dass verschiedene Thiere, Tausendfüsse, Ameisen, besonders die grosse Tocanquira, in Peru Issula, ein Frosch, Zähne von Giftschlangen u. s. w. beigesetzt werden. Der Giftkoch der Juris sollte manchmal auch die adstringirenden Früchte von Guatteria veneficiorum hinzunehmen; und ich selbst habe gesehen, wie er in jedes Schälchen des eben fertig gewordenen Extractes eine reife Beisbeere steckte Eine fabelhafte auch noch gegenwärtig herrschende (Cerqueira e Silva, Corografia paraënse a. a. O.) Uebertreibung ist es aber, dass er, um nicht selbst die Dünste der kochenden Substanzen durch Mund und Nase aufzunehmen alte decrepite Mütterchen bei dem Geschäfte betheilige. Rich. Schomburgk behauptet ausdrücklich dass die dem kochenden Gift entsteigenden Dünste unschädlich seyen.

lich das erhärtete Gift, indem er das Pfeilchen durch seine Lippen zieht. Das Wild, welches durch Urari getödtet worden, hält man allgemein für schmackhafter, als wenn es durch eine andere Todesart verendet.

In der Anwendung des Pfeilgiftes, und zwar vermittelst des Blaserohrs, culminirt gewissermassen die raffinirte Betriebsamkeit des Indianers. Seiner stillen, kaltüberlegenden Gemüthsart entspricht diese Waffe ganz vorzugsweise. Es tödtet damit ohne Lärm. Es dürfte daher am Orte seyn, hier das Wesentliche über die Verfertigung und Handhabung dieser, wie der übrigen Waffen, beizubringen. Das Blaserohr (Harabatana, Esgravatanã, Sarbacana, in Peru Zerebatana, in Maynas Pucúna) ist ein Rohr, 8 bis 10 Fuss lang, nach Oben leicht verdünnt, mit einem glatten Mundstück aus rothem Holze, von 5 bis 6 Zoll Länge und dritthalb bis anderthalb Zoll Durchmesser. In diess Mundstück werden die Pfeilchen eingesetzt, um durch eine kräftige Exspiration des Jägers bis auf 250 Fuss Entfernung abgeblasen zu werden. Die Pfeilchen, kaum einen Fuss lang, von einem weissen, leichten, seltener von schwerem schwarzem Palmenholze, von der Dicke einer starken Stricknadel, fein gerundet und zugespitzt, sind in eines Zolles Länge mit Urari versehen, das um so dünner und sorgfältiger aufgetragen wird, je höher es beim Jäger in Werth steht. Bei den Stämmen, welche das Urari selbst bereiten, werden ganze Bündel der Pfeilchen auf einmal in das eben fertige, noch flüssige Extract getaucht und an der Sonne getrocknet; jene Indianer dagegen, welche es aus der Ferne erhalten, weichen es mit Wasser und dem Safte der kleinen sauren Citrone auf, und bringen es mit einer Feder an die Spitze des Pfeilchens. Selten trägt der Jäger einen grossen Vorrath fertiger Pfeilchen mit sich herum, sondern er setzt erst vor der Jagd die etwa nöthige Zahl in Stand. Am untern Theile umwickelt er

sie dann mit etwas Baumwolle vom ächten Baumwollenstrauche oder von dem riesigen Wollbaum Eriodendron Samaúma. Diess dient, dem Hauche mehr Widerstand zu verleihen, indem die Lichte des Rohres ausgefüllt ist. Auch wird von manchem Indianer vor dem Schuss etwas feuchter Thon an den untern Theil des Pfeilchens geschmiert, um ihm sicherern Flug zu ertheilen. Er trägt diesen Thon im Stirnbeine eines kleinen Säugethieres nebst einem Beutel aus Bast für die Baumwolle am Köcher (Patauá) befestigt. Dieser ist bald aus Flechtwerk und mit Pech oder Firniss überzogen, bald aus einem feinen rothen Holze so zierlich ausgearbeitet, als wäre er das Werk eines Kunstdrechslers. Ein Deckel von Flechtwerk, Turiribast oder der Haut des Lamantins verschliesst ihn. Manche Horden führen jedes Pfeilchen in einem besondern dünnen Rohre, von dem mehrere Reihen den Köcher füllen. An der Art des Köchers erkennt man oft den Stamm, aus dessen Hand er hervorgegangen. Zum Blasrohre werden ganz gerade Schafte von Rohrpalmen verwendet, die sorgfältig ausgewählt und im Rauch der Hütte zum Trocknen oft Jahre lang aufbewahrt, und dann der Länge nach in zwei gleiche Hälften geschnitten werden. Der mittlere, weichere Theil wird ausgebrannt, die feste Hülse innen mit einer scharfen Flussmuschel oder dem Zahn einer Cutia oder Paca glatt polirt (tupi: kytingoc), beide Theile zusammengeleimt (tupi: moecyca oder moar yciea), mit dünnen Lamellen der schlingenden Jasitára-Palme (Desmoncus) oder zähen Rinden von dem Munguba-baum (Bombax Munguba), von Guaxima (Malvaceen) und von Cissus (?) in enganschliessenden Spiralwindungen überbunden, und mit dem flüssigen schwarzen Wachs einer Waldbiene glänzend glatt überzogen. Die Palmen, welche hiezu verwendet werden, sind am Yupurá und Rio Negro Iriartea setigera Mart. und wahrscheinlich mehrere Arten von Geonoma. Oft werden gemeinschaftliche Reisen unternommen, um, wie die Urari-Pflanze, so auch diese Rohre in grosser Anzahl zu sammeln, denn sie sind, gleich dem Gifte, ein Handelsartikel

für den Indianer *). Jene Horden, welche das Kriegführen, insbesondere um Sclaven zu erbeuten, zu einer regelmässigen Beschäftigung machen (wie z. B. die am obern Yupurá und in andern Revieren, wo sie die Nähe weisser Bevölkerung zu Menschenjagden veranlasst), führen auch Wurfspiesse aus Bambusrohr mit einer drei bis fünf Zoll langen vergifteten Spitze (Curaby). Ein Bündel derselben, die Spitzen in einem Bambusrohr-Stück verwahrt, bildet, nebst der Kriegskeule, die Hauptbewaffnung der Krieger. Die Handhabung dieser sehr gefährlichen Waffe oder eines langen und schweren Blaserohres verlangt einen starken Arm und kräftige Lungen. Desshalb werden schon Knaben vom zehnten Jahre an durch kürzere und leichtere Geschosse eingeübt, und wo die Curaby im Gebrauche sind, kennt man auch grosse runde Schilder (Urú) aus der Haut des Manati oder Tapirs, die bei Kriegstänzen (z. B. der Passé) am linken Arm getragen werden. Wir wollen hier bemerken, dass der Indianer im Allgemeinen mit der linken Hand (pô

---

*) In Maynas verfertigt man, wie Pöppig a. a. O. berichtet, die Blaserohre aus Leisten vom Holze der Palme Iriartea exorhiza, welche auf einem härteren Holze mit Zuthat von Bimsstein ausgeschliffen werden, und versieht sie am untern Ende ohne hölzernes Mundstück mit ein paar Zähnen des Waldschweines zur besseren Stützung. Die Köcher sind in Maynas sehr verschieden von den brasilianischen, und bestehen aus den dicksten Stücken baumartiger Rohre, die man schön verziert. Sie enthalten Geflechte aus Grashalmen (Andropogon condensatus Kth. und Spodiopogon latifolius Nees.), um die Pfeile besser von einander zu trennen, welche sonst mit den vergifteten Spitzen an einander kleben würden. Zur Umwicklung der Pfeilchen dient hier die feine Samenwolle von Asclepias curassavica und andern Asclepiadeen. Am Köcher hängt noch ein Stück von der Kinnlade des gefrässigen Raubfisches Parria (Serrasalmo), mit deren scharfen Zähnen die vergiftete Spitze vor dem Schusse halb durchschnitten wird, damit sie in der Wunde abbricht, weil die Affen Instinct genug besitzen, den Pfeil sogleich herauszuziehen.

assú) eben so geschickt und kräftig arbeitet, als mit der rechten (pô catú). Die Indianer am oberen Rio Branco haben schon von den Holländern den Gebrauch der Flinte (tupi: Mocaba) angenommen, und handhaben sie (wie alle bereits civilisirten und in die brasilianische Miliz oder das reguläre Militär aufgenommenen Indianer) mit Geschick und Sicherheit. Die freien Indianer sind dagegen noch nicht mit dieser Waffe vertraut. Ihnen ist Bogen und Pfeil (Ymira apara und Uýba, wenn vergiftet Uýba açý) die allgemeinste Waffe. Die Bögen werden aus dem rothen Holze von Ipé (Tecoma) und Leguminosen-Bäumen, oder dem schwarzen von Palmen, besonders der Gattung Astrocaryum, geschnitzt, mit Thierzähnen oder rauhen Blättern (z. B. der Curatella, tupi: Çaimbe-üba) polirt, und mit einer Sehne aus Tucum- oder Carao-atá-, seltener Baumwollen-Fäden oder aus den Därmen des Manati bespannt. Die drei bis vier Fuss langen Pfeile, aus dem grossen Rohre (Tacuara, Gynerium saccharoides) oder aus dünnen Bambustrieben geschnitten, bewehrt, wo Eisen fehlt, mit dem scharfen Spane eines stärkeren Bambusrohrs, scharfen Thierknochen, Fischgräten oder dem Stachel einer Raya, befiedert mit zwei gegenüberstehenden oder drei spiralig gestellten Federn, sind ein wesentlicher Gegenstand indianischer Betriebsamkeit und je weiter eine Horde in ihrer Industrie gediehen, um so sorgfältiger wird Bogen und Pfeil gearbeitet und verziert. Von der eigenthümlichen Vorrichtung der Pfeile für grosse Fische haben wir bereits gesprochen. Auch für die Schildkröten werden sie ähnlich, mit einer breiten Spitze an einem sich aufwickelnden Faden verfertigt. Manche Stämme verschwenden auch besondere Sorgfalt darauf, solche Pfeile reichlich zu verzieren, die sie als Kriegserklärung oder Herausforderung ihrer Feinde, in Baumstämme auf deren Revier (neben abgebrochenen Aesten oder aufgehängten andern Signalen) abschiessen.

Speere werden von den Kriegshauptleuten nicht sowohl zum Angriff als wie eine Fahne oder Commandostab getragen. Sie haben

unter der Spitze einen ausgehöhlten, in zwei Längsspalten geöffneten Knopf, in welchen vermittelst Ausdehnung über Feuer ein eckichtes Steinchen oder ein Markasit gebracht wird, damit die Waffe, wenn in vibrirende Bewegung gesetzt, einen schrillenden Ton von sich giebt. Sie heisst tupi Itamarana (Tamarana) und ist vielleicht als eine eigenthümliche Form der Zauberklapper (Maracá) zu betrachten. Nur bei wenigen Horden wird sie getroffen. Eben so ist der Gebrauch von langen und mit einem spitzigen Stein oder einem Bambus-Spane bewaffneten Lanzen (tupi: Itamina) nur den kriegerischen Banden am Madeira, Javary und andern südlichen Beiflüssen des Amazonas eigenthümlich. Die allgemeinste Kriegswaffe endlich ist eine Keule (Murucú, Muraçanga) von verschiedener Grösse, Gestalt und Führung, aus schwarzem Palmenholze oder aus dem rothen von verschiedenen Hülsenbäumen geschnitzt. Der Indianer verwendet dazu, je nach seiner Körperkraft, die schwerste (Miuaná) oder eine leichtere Holzart. Am häufigsten sieht man die biconvexen, etwa drei Fuss langen Keulen aus Palmenholz, am Handgriff mit Tucum - Schnüren umwickelt. Sie begleiten den Indianer, wie der Degen den Soldaten, auch zu seinen Versammlungen und Festen. Die Braçanga (Barasanga, Muçaranga) ist eine kürzere, die Cuidarû eine längere vierkantige Schlagwaffe mit zwei entgegengesetzten breiteren Flächen, und manchmal so lang und schwer, dass sie mit beiden Händen geführt werden muss. Gross sind die Schwierigkeiten, welche der Indianer überwindet, um diese Waffen zu verfertigen. Die meisten dazu verwendeten Palmenstämme sind dicht mit langen Stacheln besetzt und können nicht eher gespalten werden, als bis sie derselben durch Feuer entledigt und umgehauen worden. Noch mehr Mühe machen die Waffen aus den zähen rothen Holzarten; und bedenkt man, dass vor Einführung des Eisens alle Arbeit mit höchst unvollkommenen Werkzeugen aus Stein, Muscheln, Knochen und Zähnen geschehen musste, so kann man dem ausdauernden Fleisse die Bewunderung nicht

versagen und den Wunsch nicht unterdrücken, dass diesen energischen Naturmenschen recht freigebig alle Mittel zur Förderung einer nützlichen Betriebsamkeit möchten an die Hand gegeben werden. Noch immer aber muss der Indianer eine armselige Messerklinge, die er an einer Schnur um den Hals trägt, und die durch langwierige Arbeit erworbene Axt als seine höchste Kostbarkeiten betrachten.

Mit philanthropischer Befriedigung mag man erkennen, dass unter den Indianern Brasiliens jener Krieg, der den Besiegten wie ein Wildpret behandelt, immer seltener, ja vielleicht bald erloschen seyn wird; aber der Krieg gegen die Thiere des Waldes eröffnet noch gegenwärtig einem grossen Theile der rothen Bevölkerung die wichtigste Subsistenzquelle. — In einem uralten Umgang mit der Natur hat der Indianer viele Beobachtungen über die ihn umgebende Thierwelt gemacht. Seine Sinnlichkeit, scharf und ohne Unterbrechung thätig, hat ihn mit ihr in einer Weise verflochten, von der wir uns in den künstlichen Sphären der Civilisation keine Vorstellung machen können. Der Indianer weiss Vieles von den Thieren, zwischen denen er lebt, was der weisse Mensch nicht einmal bei seinem besonderen Jägerstande voraussetzen darf. Er unterscheidet und benennt mit Sicherheit alle Thiere seines Waldes, seiner Flur. Er kennt ihre Lebensweise in allen Perioden, ihre Lagerstätten und Nester, ihre Nahrung und Lockspeisen, ihre Brunst, ihren Wechsel und Wanderungen. Sein Auge erkennt in weiter Ferne das Wild, sein Ohr unterscheidet nicht blos die Stimmen der Vögel und anderer Thiere nach Alter und Geschlecht, sondern auch die Töne, welche grösseres Wild durch seine Schritte und Sprünge, durch das Niedertreten und Zurückschlagen des Gebüsches verursacht. Mit bewundernswürdigem Scharfsinne beurtheilt er die Fährten und verfolgt sie, andern Augen unkenntlich, indem er auch den Geruch zu Hülfe nimmt. Rasch folgt er in

kurzen Schritten der als richtig erkannten Spur; kein Hinderniss hält ihn auf. Wird er zweifelhaft über die Richtung, so bleibt er ruhig stehen, überlegt kaltblütig und verfolgt dann wieder mit Entschiedenheit sein Ziel. So hat er sich in vielfachen Windungen weit in den Wald vertieft; aber die wohlbekannten Merkmale der Gegend blieben nicht unbeachtet, und ohne Mühe weiss er den Weg auch rückwärts zu nehmen. Ist ihm die Gegend des Waldes minder bekannt, so macht er sich, immer im Gehen, durch abgebrochene oder umgebogene Zweige eine Kette von Signalen (cüapaba, wörtlich : Alles kennen), die ihn sicher zurückweist. Will er sich hiebei von der Art der Bäume unterrichten, so kauet er Blätter und Rinde. Er hat dabei den Stand der Sonne nicht vernachlässigt, so oft eine Lichtung des Waldes diess gestattet. Findet er sich nun dem Wild nahe, so beschleicht er es mit grösster Behutsamkeit, stille, niedergeduckt ja kriechend, und weder Blaserohr noch Bogen versagen ihm gewöhnlich den Dienst. Bewundernswerth ist des Indianers Fertigkeit in der Nachahmung der Lockstimmen. Hier zeigt er fast eine grössere Herrschaft über seine Stimmorgane als in der Sprache, die er gleichgültiger modulirt, als die Töne des Thieres, wobei er der Entfernung und dem Geschlechte desselben Rechnung trägt. Ganz leise lässt er anfänglich die Lockstimme ertönen, und den Laut verstärkend zaubert er das Thier in seine tödtliche Nähe. Ja sogar den weiblichen Kaiman weiss er herbeizulocken, indem er die rauhen, unter dürren Blättern zusammengehäuften Eier an einander reibt. Bezeichnend für die Sinnesart des Indianers ist, dass er sich das Leben eines jeden Thieres im angebornen Kampfe mit irgend einem andern denkt. Diese gegenseitigen Feindseligkeiten scheinen ihm zu ihrer wesentlichsten Eigenthümlichkeit zu gehören. So bezeichnet er eine Schlange, die besonders dem Aguti oder der Cotiwya (Dasyprocta Aguti, fuliginosa) nachstellt: Aguti- oder Cotiwyá-Boya; eine andere ist die Krötenschlange Cururu-Boya. Fast scheint es, eine solche Anschauung sey von seinen eige-

nen Zuständen übergetragen; denn fragt man ihn nach dem Stamme oder der Horde, welcher er angehört, so nennt er, auch unaufgefordert, den Erbfeind seiner Gemeinschaft. Er lebt und denkt unter dem Eindruck: Bellum omnium contra omnes. In diesen Gedankenkreis fallen auch gewisse abergläubische Vorstellungen von gefährlichen Jagdbegegnissen. Ein ungewöhnlich grosses reissendes Thier, ein Hirsch mit verkrüppeltem oder krankhaft gewuchertem Geweih, ein grosser Affe, der ihn nie zum Schuss kommen lässt, oder plötzlich vor ihm in einer unbemerkten Baumhöhle verschwindet, ist für den sonst so gleichmüthigen Jäger ein Gespenst, Anhanga, und zaghaft wendet er sich, unverrichteter Dinge, nach Hause. Das von ihm erlegte Wild isst er in vielen Fällen nicht, am wenigsten aber würde er ein solches gespenstisches Ungethüm geniessen, das er zu Fall gebracht hat.

Aus der Tiefe des Waldes trägt er das Wild selbst zur Hütte, ist es aber in deren Nähe erlegt worden, so sendet er wohl ein Weib oder Kinder danach aus, indem er den Ort beschreibt. Durch solche Uebung sollen seine Angehörigen im Walde heimisch werden. In der Theilnahme der Familie an den Geschäften der Jagd zeichnet sich übrigens eine Stufenleiter der Bildung des brasilianischen Autochthonen. Im Süden, dessen freie Indianer so wie in andern Momenten der Civilisation auch in raffinirten Waffen und Jägerkünsten gegen jene des Nordens zurückstehen, nimmt das Weib thätigeren Antheil an der Jagd. Sie begleitet den Mann und geht ihm voran, damit er ihr, sollte sie angegriffen werden, erfolgreicher beistehen könne. Sie holt, wie der Hund, das erlegte Wild und schleppt es zur Hütte; statt ihrer dient dem Vater auch ein Kind, Knabe oder Mädchen. Gleich thätige Beihülfe verlangt aber der Indianer im Amazonasgebiete nicht; denn während er jagt, bestellt das Weib das Feld oder besorgt die Geschäfte des Haushaltes.

Je nach Art des Wildes, dem der Indianer nachstellt, geht er allein oder in Gesellschaft und verschieden bewaffnet zur Jagd. Wir

haben schon oben (Seite 293) die Treibjagden der Gês-Indianer im Flurgebiete von Goyaz geschildert. Aehnlich werden sie auch im Reviere des Rio Branco vorgenommen. Grosse Rudel vom Wildschweine Taiassú werden so umstellt, dass man nur die Nachzügler erlegt, da es gefährlich ist, sich den Fängen der Thiere auszusetzen, welche beim Angriff auf die geschlossene Heerde in allen Richtungen aus einander fliehen. Auch das goldgelbe Felsenhuhn (Pipra rupicola) beschleicht der Indianer am Rio Negro meistens in Gesellschaft, und umstellt die sonst sehr scheuen Vögel in dem Momente, da ein Männchen inmitten des Kreises von Weibchen tanzt wobei das lautlose Geschoss der Harabatana mehrere erlegt, bevor die Kitte auseinander flieht. Lässt sich eine Onze oder ein anderes grosses Raubthier in der Nähe der Malloca sehen, so wird wohl auch nach Aufgebot (Pycyron) eine gemeinsame Jagd mit Blasrohr und vergiftetem Wurfspiess unternommen. Schädel und Klauen des Thieres gehören dem, der es erlegte. Für eine minder gefährliche Jagd auf den Tapir, ein Rudel Coati oder für einen Streifzug gegen die zahlreichen Affen treten im Amazonasgebiet schon desshalb oft einige Schützen zusammen, weil die Expedition im Kahn unternommen wird, wobei manchmal auch eine weibliche Hand das Ruder führt. Wollen die Jäger das in grosser Zahl erlegte Wild als bucanirte Vorräthe heimbringen, so wird es an Ort und Stelle abgesengt oder abgebalgt, ausgeweidet und ein Rost zum Trocknen errichtet. Ein Feuerzeug fehlt daher dem Indianer auf solchen Jagdzügen nicht. Es besteht aus zwei Stäbchen eines leichten Holzes (am Guaporé vom Rispenstiel der Aricuri-Palme, am Amazonas vom Cacaobaum, in der Guyana von der mit den Linden verwandten Apeiba glabra u. s. w.), von welchen das eine senkrecht in dem Loche des andern so lang gequirlt wird, bis der abgeriebene Holzstaub sich und trockne Blätter entzündet hat. Höher ist schon die Feuer-Industrie bei dem Indianer, der sich den bereits erwähnten Ameisenzunder (S. 590, vergl. Martius Reise III. 1283) aus den Nestern der Taracuá-Ameise

(Polyrhachis bispinosus, Formica spinicollis Latr.) zu bereiten versteht. Er hat die aus den Blatthaaren von Miconia-Arten und einem feinen Letten bestehenden Wohnungen und Gänge jenes Insects mit der Lauge von Holzasche des Cacaobaumes ausgewaschen, den Haarfilz getrocknet, und bringt ein Häufchen desselben unter das Loch des Holzstäbchens, wo es alsbald Feuer fängt. Besitzt er aber Stahl und Stein, so schlägt er einen Funken in die Zunderbüchse, einem Stück Bambusrohr, das durch einen dichtschliessenden Deckel von Manati - Haut vor Feuchtigkeit bewahrt ist. Auch die Spreublättchen, welche viele Palmenblattstiele überziehen, fangen, wenn wohl getrocknet, leicht Feuer.

Aus der Höhe und dem Zuge der Wolken zu gewisser Tageszeit schliesst er auf die Witterung. Im obern Amazonasgebiete bringen die Winde aus Ost und Nordost gemeiniglich Regen, der Westwind aber Trockenheit; darauf wird für grössere Jagdzüge Rücksicht genommen. Ebenso beobachtet er das Fallen und Steigen seiner Flüsse, weil damit nicht blos ausgiebigere oder ärmere Fischerei, sondern auch Jagd der Zugvögel (Enten, Kibitzen, Reiher u. s. w.) in Verbindung steht. Wenn die Schwärme dieser Thiere über die offenen Gestade hinstreichen, versammeln sich hier oft ganze Dorfschaften, um sie mit Bogen und Blaserohr in unglaublich grosser Menge herabzuschiessen. — Sehr frühe schon nimmt der Knabe Antheil an den Uebungen des Jägers; ihm aber insbesondere ist noch eine andere Art des Kriegs gegen die Thiere zugewiesen, der nämlich durch Fallen (Mondé, Çopiara) und Schlingen (Juçana). Aus elastischen Palmrohren werden kleineren Säugethieren, zumal den Nagern der Gattung Cavia (Çobáya, Cegûyá) und verschiedenen Stachelratten (Loncheres, Echinomys u. s. w.), Fallen, schon von zehnjährigen Knaben mit instinctiver Fertigkeit gestellt. Aus feingedrillten Caragoatá-Fäden machen diese Kleinen Schlingen, die mittelst eines Stockes dem Vogel nahe und immer

näher gebracht werden; bis er hineinhüpft, und durch eine leichte Handbewegung des jungen Vogelstellers gefangen ist.

Eine andere Jagd, die ganz vorzugsweise den Kindern zugewiesen wird, wenn schon auch Greise sich ihr ergeben, ist die auf gewisse grössere Ameisen. Mandioccamehl mit diesen Thierchen gemengt, ist eine beliebte Speise; das Brod des Indianers wird durch sie gleichsam zum Butterbrod *). Darum sendet die indianische Mutter ihre Kinder aus, sich mit einer Schüssel voll heissen Wassers um einen Ameisenhaufen zu postiren. Mehrere glatte Stöcke oder Ruthen werden in diesen gesteckt, und wenn die geschäftigen Insecten, daran hinauflaufend, über der Schüssel angelangt sind, streifen sie die Kinder hinein. Ganze Säcke dieser Nahrung, die dem Mehle einen fetten und etwas säuerlichen Geschmack mittheilet, werden getrocknet und im Rauch der Hütte als schätzbare Provision für Tage des Hungers aufgehängt. — Auch das Aufsuchen von Nestern jener Bienen (tupi: Yramaia, Honigmutter) und Wespen (Caba), deren Honig und Wachs gebraucht werden, fällt häufig den Kindern zu. Der Indianer kennt und unterscheidet viele Arten und bezeichnet sie nach hervorstechenden Eigenschaften **).

*) In der brittischen Guyana sammeln die Indianer auch die geflügelten Männchen und Weibchen der Atta cephalotes, um nach Abtrennung des mit grossen Fresszangen bewaffneten Kopfes den fetten Hinterleib zu braten oder zu sieden (Rich. Schomburgk a. a. O. II. 112).

**) Aibû: schlimm zu essen (schädlicher Honig); Amanacay oçú und mirim, kleiner und grosser Regentrinker; Bojoim: Biene Frosch; Bora: der Bienenvogel, guaçu, merim, pitinga, der grosse, kleine, leckere; Caba apoam: Wespe mit convexem Neste; Caba oba juba: gelbe Baumwespe; Caba tân: harte; Cabecê: schmerzhafte Wespe; Iruba, Eiru, Eiruba: Honig-Männlein; Eiruçú: grosses; Copueroçú: mit grossem Neste, gleich dem Copi, Termes; Guaiquiqueira, verdorben statt Cuaçu-ira: Honigverstecker; Iratim: Honigschnabel; Itata: Honigfeuer; Mambucá oder Mombucá: lächelnde oder

Im Allgemeinen wird der Honig von Bienen, die auf Bäumen nisten, für geniessbarer gehalten, als jener von Erdbienen; aber auch unter den Baumbienen sind mehrere wegen giftiger Eigenschaften ihres Honigs verrufen. Er soll Kolik, Erbrechen, Schwindel, Bewusstlosigkeit und Hautausschläge verursachen. (Aug. de Hilaire erfuhr in Südbrasilien an sich selbst die giftige Wirkung vom Honig der Wespe Lecheguana.) Die Wachsbienen nisten vorzüglich in Höhlungen von Bäumen, welche von Ameisen ausgehöhlt worden waren, und so verborgen, dass man sie nur durch sorgfältige Beobachtung des Ein- und Ausflugs entdecken kann. Der junge indianische Bienenjäger sucht daher zuerst jene hohlen Bäume auf und observirt ihre Bewohner, eben so wie er von den Löchern in den Stämmen auf die Gegenwart der essbaren Maden des grossen Rüsselkäfers, Calandra palmarum, schliesst. Das Einsammeln von Honig und Wachs wird dann von den erwachsenen Indianern aus-

---

süsse Kost; Mandaguaçu, auch Manhana guaçu: grosse Wacht; Manduri, Monduri: Honigsammler; Sanharô: Wildschwärmer; Tapiuca: die tief nistende; Tayubuca (vielleicht nach der bohrenden, zerstörenden Ameise-Tachipoca, weil sie sich in deren Holzfrass einnistet?); Tubim: die stechende (pim); Tubuna: die schwarze; Tujuba: die gelbe; Uehu: flüssige Speise; Urapuca: lächelnder Vogel; Uraxupé: Vogel Züchtiger; Urapuy, Arapuy: Honigsonderer. — Sowie der Indianer in diesen Namen seine Naturgeschichte der Bienen giebt, hat er sie auch von den zahlreichen Ameisen; die geflügelten nennt er oft auch Urú (statt Guira): Vogel. Mehrere der gefrässigsten Arten heissen Usaubáo: Schnellfresser, woraus verdorben Isaúba, Saúba. Im nördlichen Brasilien wird der Name Tacyba, Tachi, Tasi viel gehört und der Indianer hasst besonders die kleine, rothe Tacyba cacy oaê, deren Biss wie Feuer brennt (Formiga de fogo) und die sich in seiner Speisekammer ansiedelnde, schnelllaufende Tacyba caináne oaê (Formiga douda). Im südlichen nennt man die der Cultur feindlichsten Wander-Ameisen-Arten Tanajúra

geführt. Sie verscheuchen zuerst die Insecten durch den Rauch gewisser angebrannter Baumrinden, die sie geheim halten (von Icica? oder andern Harzbäumen?). Das Wachs, ohne besondere Sorgfalt ausgekocht, ist fast immer von schwarzer Farbe (Cera da terra). Sogar aus den festen, fast hornartigen, schwarzen Waben mancher Wespen und Hornisse wird eine schlechte Sorte ausgeschwelt. Manche Indianerstämme vom Içа und Yupurá bringen auch ein gelbes, sehr reines Wachs zum Verkaufe, das man durch Kochen mit Citronensaft zu bleichen pflegt.

Niemals ist es übrigens dem Indianer eingefallen, Bienenkörbe in seiner Nähe aufzustellen. Dagegen gehört die Zähmung mancher Hausthiere zu seinen Lieblingsbeschäftigungen und er beurkundet darin eine unglaubliche Geduld. Er will machen, dass das Thier „nicht böse, nicht wild sey (tupi: nitio onharón)“: darauf beschränkt sich sein Wort; aber in der That kommt es bei manchen der Thiere, die er gleichsam in seine Familie aufnimmt, viel weiter; sie werden seine Diener eben so wie der Hund (Canis domesticus), dessen Zusammenhang mit den barbarischen Völkern Amerika's noch immer etwas Räthselhaftes hat, weil wir ihn durch den ganzen Welttheil als Gesellschafter des Autochthonen, im gezähmten, jedoch nicht im wilden Zustande treffen. Die wilden Arten des Hundegeschlechtes nämlich, welche man in Amerika kennen gelernt hat, werden von der Wissenschaft nicht als Stammart der als Hausthier vorhandenen Hunderaçen anerkannt. Sie sind scheu, und man hat keine einzige Beobachtung, dass sie mit dauerndem Erfolge gezähmt würden. Die stummen unbehaarten Hunde (Maios, Auris), deren die Entdecker von Südamerika erwähnten, kommen, so viel uns bekannt geworden, im Gebiete des Amazonas z. B. am Yupurá nur selten vor (Rengger, Säugthiere 151, hält sie für einheimisch in Paraguay); dagegen werden mehrere Formen spitzschnauziger, bald hell bald dunkelhaariger Haushunde bei den Indianern fast überall, oft in grosser Zahl, gehalten und als Spürhunde benützt,

und sie gehören hier jetzt zu dem häuslichen Leben. Es bleibt demnach die Frage offen, ob diese zahmen Thiere, welche die Lingua geral gleich den wilden Hunden Agoára nennt, von jenen abstammen, die die Conquistadores in die neue Welt übergeführt haben, oder ob sie als einheimisch und ein Zug der südamerikanischen Urgeschichte zu gelten haben gleich jenen, die in Nordamerika schon vor 300 Jahren von den nomadischen Stämmen auf den ausgedehnten Ebenen vom Missouri bis zu dem grossen Salzsee und südlich bis Texas als Transportmittel gebraucht worden sind. Man hört sie bellen; aber viel seltener wo sie mit ihren Herrn im Walde wohnen, als in den offenen Gegenden. In der englischen Guyana halten mehrere Horden sehr grosse, schöne Hunde, die ohne Zweifel neuerer europäischer Abkunft sind. Dort wird auch hie und da der Irára oder Papamel, Galictis barbara (und G. vittata?) gezähmt gefunden.

Das junge Nabelschwein lässt sich ohne Mühe aufziehen, und man sieht es, eben so wie den Tapir, an Orten mit sumpfiger Nachbarschaft manchmal die Stelle unseres zahmen Schweines vertreten. Es gewöhnt sich leicht an die Nähe des Menschen und kommt von seinen Streifereien zur Hütte zurück. Wahrscheinlich würde es viel allgemeiner jung eingefangen und in die Zahl der indianischen Hausthiere aufgenommen, wenn nicht ein Vorurtheil gegen den Genuss seines Fleisches bei vielen Indianern herrschte*). Auch

*) Diess gilt vorzüglich von dem grösseren Dicotyles labiatus, welcher leichter zähmbar seyn soll, als der Dicotyles torquatus. Diese Thiere suchen begierig die essbaren Knollen von Caladium bicolor, Poecile, Colocasia esculenta und andern Aroideen (tupi: Taiá) auf und heissen deshalb Taiaçú, und Taitetú: Taia-Nager, Taia-Abbrecher. Weil sie beim Umwühlen eines sumpfigen Landstückes die von den Knollen abgerissenen, entwicklungsfähigen Triebe im Boden weiter verbreiten, sagt man, dass sie sich ihr Feld selbst bestellen, ihre Gartenmeister, Mityma-uara, seyen. Es ist mir

die Paca und Cutia sieht man manchmal so zahm, als wären sie wirkliche Hausthiere, in der Hütte umherlaufen; aber eben so wenig, als die zwei erwähnten Säugthiere sind sie vom Indianer zur Paarung gebracht worden. Rinder und Schaafe haben die Europäer nur spärlich und spät eingeführt und ihre Zucht hat sich der Ureinwohner nicht angeeignet, so wie der berittene Indianer im Süden sich schwerlich des Pferdes als Hausthier bemächtigt hätte, wenn es sich nicht ausgewildert vermehrt hätte. Die Affen liefern ein nicht unbeträchtliches Contingent zu den Hausthieren des Indianers, und mit Ausnahme der Brüllaffen (Mycetes), die unter sich gesellig leben aber die Nähe des Menschen nicht vertragen, sieht man alle Gattungen der amerikanischen Affen vertreten, jedoch nur einige mit Vorliebe gehalten. Oft findet man in der Hütte des Indianers eben so viele gezähmte Affen als Menschen, und den Europäer beschleicht ein eigenthümliches Gefühl, wenn er sich neben einer von der seinigen so verschiedenen Civilisation auch zwischen eine Affencomödie versetzt sieht. Eine solche aber wird in der That hier abgespielt, jedoch mit dem Unterschiede von der in Europa, dass ihren Schauspielern keine angelernten Rollen zugetheilt werden, sondern dass ihr instinctives und wortloses Naturdrama neben dem wortkargen Schauspiel der indianischen Häuslichkeit so lange einherlaufen darf, bis es sich etwa unterfängt, in dessen Interessen durch Dieberei, Zudringlichkeit oder Unart gegen die Kinder des Hauses einzugreifen. Coatá (Ateles Paniscus), der grösste Affe, ganz schwarzhaarig, viel auf den Hinterbeinen, von drolliger Gravität und einer schlauen Selbstgefälligkeit hat die erste Rolle. Der Dickwanst (Barrigudo port., Marica-Mico oder Macaca tupi, Lagothrix canus und Humboldti, Gastrimargus olivaceus und infumatus Spix) bewegt sich ohn' Unterlass wie ein zwecklos geschäf-

---

übrigens nicht bekannt, dass auch die ganz uncivilisirten Indianer sie zur Vermehrung ihrer Tayoba-Pflanzung verwendeten.

tiger Diener herum, eine Negerphysiognomie im feinen grauen Haarpelz mit starkem Greifschwanz, zuthätig schmunzelnd, immer bereit zu verzehren, was ihm angeboten wird. Diess Thier vermehrt sich in den Wäldern ausserordentlich und gilt dem Indianer als die schmackhafteste Affenart. Der Parauacú (Pithecia hirsuta und inusta Spix), eine sacht einherschreitende, in langes grauschwarzes Kraushaar gehüllte Gestalt, spielt die Rolle des grämlichen Pedanten oder empfindlichen Alten. Dagegen fällt dem leichtbeweglichen Itapuá (port. Prego, Cebus fatuellus) die des zänkischen, vorwitzigen Grimassenschneiders zu. Ausser diesen werden auch noch kleinere Arten, wie die Oyapuçá (Callithrix cuprea Sp.), die niedlichen Winsel- und Midas-Aeffchen (Callithrix sciurea, mehrere Arten von Hapale) und seltener auch die Nachtaffen (Yüá, am Orinoco Cusicusi, Nyctipithecus) gehalten. Sie sind gleichsam die Schoosshündchen der Indianerinnen, bei denen sie auch während kühler Nächte, wie junge Kätzchen schnurrend, Zuflucht suchen. Alle diese Thiere werden übrigens bei den Indianern nicht zur Paarung gebracht; man nimmt sie für die Zähmung aus dem Neste und mit so viel Sorgfalt pflegt man sie aufzuziehen, dass ihnen die Indianerin manchmal wie dem eigenen Kinde die Brust giebt. Will man sich aber einen bereits erwachsenen Affen für den Haushalt erwerben, so wird er mit einem Pfeilchen, dessen Gift verdünnt worden, leicht verwundet, im Zustande der Bewegungslosigkeit gefangen, durch grosse Gaben von Kochsalz wieder zum Leben gebracht und so lange in der Hütte wohlgefüttert festgehalten, bis er sich an die Nähe seines Herrn gewöhnt hat. Von den Arecunas berichtet Rich. Schomburgk (a. a. O. II. 248), dass sie das Thier, nachdem seine Wunde ausgesaugt worden, bis an den Hals in die Erde eingegraben und ihm eine starke Auflösung jener salpeterhaltigen Erde oder Zuckersaft einflössen. Ist das Thier etwas zu sich gekommen, so wird es zwischen Palmenblättern, wie ein kleines Kind im Wickelbande, festgebunden,

erhält mehrere Tage lang Zuckersaft und stark mit Capsicum gepfefferte Speisen, und ist auch damit die Zähmung noch nicht gelungen, so wird es noch bei jedem Ausbruch seiner angebornen Wildheit in den Rauch gehängt, bis es diese ganz verliert. — Auffallend ist, dass man bei diesen Indianern das Meerschweinchen nicht sieht, welches als die gezähmte Form des durch ganz Brasilien verbreiteten Prehá (Cavia Aperea L.) betrachtet wird und wahrscheinlich nicht aus dem Festlande, sondern von den Antillen aus nach Europa gekommen ist. Mehrere Ratten (tupi: Guabyrû) und Stachelratten (Ctenomys brasiliensis, Cururú-xoré; Echimys, Guabyrû-jû) werden, wie die Saviá (Cavia Spixii Wagl.) von den Indianern gegessen, entziehen sich aber durch ihre Lebensweise der Zähmung.

Der Hühnerhof des brasilianischen Indianers hat in unserm Haushuhn einen unschätzbaren Zuwachs erhalten. Es ist nicht zu zweifeln, dass das nützliche Thier erst durch die Europäer hier eingeführt worden ist, und gegenwärtig findet es sich, wie bei den rohern Horden im südöstlichen Theile des Reiches, auch überall im Norden und Westen, selbst bei Solchen, die nur selten, oder gar nicht mit Weissen in Berührung kommen. Es ist Gegenstand weiblicher Pflege, schon desshalb, weil es sich leichter vermehrt, als irgend ein anderes Geflügel. Die Indianerin hält die Leghenne (tupi: Sapucaia çopia oane, d. i. Henne Eier schon) besonders hoch, auch darum, weil sie ihr Eier von andern Hühnerarten zur Bebrütung unterlegen kann. Diess ist vorzüglich mit denen des Trompetervogels Jacami (Psophia) der Fall, welcher unter den einheimischen Gallinaceen am häufigsten gezähmt erscheint, sich im Hühnerhofe paaret und auch die gewöhnlichen Hühnereier ausbrütet. Man kennt im Gebiete des Amazonenstromes, und namentlich im tieferen Westen, als Hausthier vier Arten dieser schönen Thiere, der Bauchredner-Hühner. In den Hoccos (Crax, tupi: Mutum, d. i. Schüttler) besitzt der Indianer ein sehr schmackhaftes Wild, und er

bemüht sich, sie, besonders den Mutum de fava, Crax tuberosa, in seinen Hühnerhof zu übersiedeln, auch, wie wir bereits bei den Uabixana S. 639 bemerkten, wegen der schönen schwarzen Federn, die er zu Fächern und allerlei Schmuck verwendet. Es gelingt diess jedoch nicht leicht. Sie leben, wie andere polygamische Hühner in kleinen, von einem einzigen Männchen geführten Kitten und um sie in der Nähe menschlicher Wohnungen festzuhalten, müsste man ihnen mehrere Reisignester, nicht hoch über dem Boden zwischen Baumäste bauen. Gewöhnlich nimmt daher der Indianer die paarweise gelegten Eier aus dem Neste und lässt sie von Haushühnern bebrüten. Im gezähmten Zustande gelingt die Paarung nur selten. Ausserdem sieht man bisweilen noch das Cujubi und Aracuán (Penelope cumanensis und Aracuan Spix) in der Hütte umherlaufend, die wahrscheinlich in ähnlicher Weise aufgezogen sind. — Unter den Wasservögeln hat Ardea Egretta besondern Werth für den Indianer, weil seine Schwungfedern für die kostbarsten Federzierrathen verwendet werden. Man begegnet diesem Reiher bisweilen eben so wie dem Guará oder dem rothen Ibis (Ibis rubra) und dem Ibis mexicanus? (melanopsis?) oder der Ardea helias (Pavão), dem Socoi (Ardea Cocoi) und sogar den Störchen Maguari und Jaburú (Ciconia Maguari, Mycteria americana) in der Nähe der Wohnungen, nachdem, ihre Flucht zu hindern, die Flügel gelähmt worden. In der Hütte selbst endlich bekunden die Aras und Tucans, mehrere Arten von Papageien und Perikiten, auf Stangen sitzend oder frei umherhüpfend und kletternd, die Neigung des Indianers, mit Thieren zu verkehren. Jedes Familienglied hat unter diesen Affen und schön befiederten Vögeln, deren Gesellschaft manchmal auf kurze Zeit durch ein lebend heimgebrachtes Faulthier oder einen kleinen Ameisenfresser vermehrt wird, seinen Liebling, mit dem es sich vielfach unterhält. Der einsylbige Hausvater belustigt sich schweigend an den drolligen Bewegungen seiner Menagerie. Die gesprächigere Mutter und die älteren Kinder sind Stun-

den lang bemüht, dem Papagei sein Geplauder anzulernen. Die Kleinen treiben sich in wechselndem Spiele mit jedem dieser Thiere umher, welches ihnen in den Weg kommt, und beim Mahle gruppirt sich was von der Thiergesellschaft freie Bewegung hat um die menschliche Familie, gleichsam wie dessen Grundholde oder Untersassen, auch seinen Theil an den Gaben des Waldes, der Pflanzung oder des Heerdes zu empfangen. — Es giebt einen Standpunkt, von wo aus wir diese eigenthümliche Idylle nicht ohne sittliche Befriedigung betrachten. Erscheint uns doch selbst auf dieser Stufe der Civilisation der Mensch als Herr der Schöpfung, über die er verfügt zu seinem Wohlgefallen und zu anderer Geschöpfe Wohlfahrt!

IV. Indianer östlich vom Rio Negro bis zum atlantischen Ocean.

Wenn der Reisende das seltsame Schauspiel verlassen hat, wie sich, bei der Vereinignng jener beiden mächtigen Ströme, des Amazonas und des Rio Negro, in langer Strecke die gelblichweissen und die schwarzen Gewässer bekämpfen, bis erstere den Sieg davon getragen, und wenn er stromabwärts dem Meere zuschifft, so hat er zu seiner Linken das Gebiet, dessen Indianerbevölkerung zu betrachten uns jetzt noch erübrigt. Es ist das Land zwischen dem untern Amazonas und den Bergkämmen Acarahy und Tumucuraque, die Brasilien von der brittischen und französischen Guyana scheiden, ein Gebiet von zehn Längen- und vier bis fünf Breitengraden, das aber, nur in der Nähe des Stromes und des Oceans der Cultur aufgeschlossen, in seinem Innern gegen Norden noch fast ganz unbekannt ist. Vom Strome aus gesehen erscheint es fast in seiner ganzen Ausdehnung wie ein ungeheurer Wald. Den Horizont dieses majestätischen Blättermeeres begrenzt in seinem östlichen Theile,

dem Strome parallel, eine Reihe tafelförmig hingestreckter Berge die Serra de Parú, deren Vorberge bei Monte Alegre nahe zu ihm herantreten. Ihre nach Süden abfallenden Flanken sind bis hinauf zu dem flachen Rücken mit dichter Waldvegetation bekleidet, zwischen der sich nur in geringerer Ausdehnung Fluren eröffnen, deren seichte muldenartige Vertiefungen einförmige Moorwiesen darstellen oder mit Palmenwäldchen bestanden sind. Von der Stromenge bei Obydos weiter nach Westen zu sinkt das Land nördlich vom Amazonas zu einer Ebene herab, in der sich bedeutende Wasserbecken ausbreiten. Sie empfangen die von Norden her aus dem Grenzgebirge herabkommenden Flüsse, den Jamundá, Uatumá und Mattarý und geben ihren Zufluss durch zahlreiche Canäle an den Hauptstrom ab. Das Land um diese grossen Wasseransammlungen trägt die Vegetation der s. g. hohen Uferwaldung (Ygapo alto) oder wird, wo es sich noch mehr erhebt, von einem prächtigen Urwald, reich an den edelsten Holzarten beschattet. In einzelnen Lichtungen aber, längs den Seen, Weihern und den durch sumpfiges Gelände hinschleichenden Igarapés (Canälen) spannt sich zwischen den dichten Reihen des Aningals, senkrechter, weissstämmiger Aroideen (Aninga) mit grossen spontonförmigen Blättern, ein dichter Grasteppich aus, oft ausschliesslich von wildem Reis (Oryza subulata), dessen reife Körner der Colonist über seinem Kahne ausschlagen kann. Längs dem Ufer des Stroms, an seinen zahlreichen, das Ufer begleitenden Inseln bildet der Cacaobaum nicht selten einen gleichförmigen hellgrünen Wald, den der Anwohner in Jahren ohne zu hohe Ueberschwemmungen mit Leichtigkeit aberntet, und der hie und da auch durch künstliche Anpflanzungen vermehrt wird. Weiter landeinwärts liefert der Uferwald nicht selten Salsaparilha, und der angrenzende Hochwald (Caá-eté) ist reich an Copaivaöl, an der Milch des Gummibaums (Xeringeira, Hevea guyanensis) und an Nelkenzimmt. Dieses natürlichen Reichthums ungeachtet ist der District sehr schwach bevölkert, sein Inneres kaum vom Fusse des

Europäers betreten. Als Hauptgrund giebt man zahlreiche kleine Wasserfälle der aus Norden herabkommenden Flüsse an, ein unübersteigliches Hinderniss der Kahnschifffahrt; auch sollen die Kämme des eisenschüssigen grobkörnigen Sandsteins, die hie und da in dem Walde hervortreten, zahllose Schwärme grosser Fledermäuse beherbergen; besonders die Flurgründe sollen nicht selten von zerstörenden Zügen der Tauóca oder Wanderameise (Eciton legionis, oder verwandten) heimgesucht werden; die tief umschatteten kalten Gewässer sollen arm an Fischen seyn, und die nördlichsten Reviere von Indianerbanden behauptet werden, die sich dem Verkehre mit den Weissen hartnäckig entziehen.

Wenn man nicht dem Berichte Cristoval d'Acunna's (Relation de la grande Rivière des Amazones, trad. par Gomberville) alle Glaubwürdigkeit absprechen will, so muss man annehmen, dass vor einigen Jahrhunderten hier in der Nähe des Stromes, also auch auf seinem nördlichen Ufer, zahlreiche Indianerdörfer gestanden haben. Die Namen der hier angegebenen Horden gehören grösstentheils der Tupisprache an, entweder Distinctiva einzelner Tupihorden oder Namen, womit die Dollmetscher in der Tupisprache die Gemeinden bezeichneten, an denen man vorüber kam. Gegenwärtig findet man nahe am nördlichen Ufer keine selbstständigen Tupigemeinschaften. Die gesammte Indianerbevölkerung, welche sich an die europäischen Ansiedlungen angeschlossen hat (am zahlreichsten in Santarem und in der Cidade de Manáos, wo 1852 ihre Zählung 4080 ergab), oder zerstreut in deren Nähe wohnt, ist zu jener Halbcivilisation übergegangen, wie man sie in dem atlantischen Küstengebiete findet, und aus der Zeit, da hier die Tupis herrschten, ist nur die Lingua geral brazilica, vielfach bereits vom Portugiesischen verdrängt oder mit ihm versetzt, als Zeuge jenes früheren Zustandes übrig. Es herrscht aber die Sage, dass ein Theil dieser Tupis, um die ursprüngliche Freiheit zu behaupten, sich nach Norden tief ins Innere und theilweise über die Grenzen Brasiliens hinaus nach der französischen

Guyana gezogen habe, was in den später von uns zu gebenden Nachrichten seine Bestätigung findet.

Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts müssen viele Indianer an dem fischreichen See von Saracá und in den Waldungen am Flusse Urucú gesessen seyn. Im Jahre 1665 überfiel sie Pedro da Costa Favella, verbrannte 300 Mallocas, tödtete 700 Indianer und führte 400 in die Sclaverei. Die Geschichte (Berredo Annaës) nennt als seine tapfersten Feinde die Mururarús (Mororyrús), Guanevenas und Caboquenas. Der erste dieser Namen gehört der Tupi *) an; die beiden andern wahrscheinlich der Manáo. Zahlreich waren damals hier auch die Aroaquis, welche vermöge ihrer friedfertigen Gemüthsart auch einen Bestandtheil der ersten Niederlassungen bildeten. Das fortgesetzte Schauspiel aber von Hunderten, ja Tausenden, die aus den später errichteten Destacamentos de resgate in der Barra do Rio Negro und in Caiçara den Strom herabgeführt wurden, um die Jesuitenmissionen zu bevölkern oder in Pará öffentliche und Privat-Arbeiten zu verrichten, musste die Freiheit liebenden, stärkeren Stämme immer mehr aus der Nähe des Stromes verscheuchen. So geschah es, dass man nur wenige der Civilisation zugänglichere Tupis oder schwache Ban-

*) Mororyrûs (von mororyb) würde bedeuten: die Lustigen; Murururús bezöge sich auf eine Blume, die prächtige Wasserlilie Victoria regia, welche nicht selten in den dortigen Gewässern vorkommt und wegen ihrer colossalen, am Rande tellerförmig aufgeworfenen Blätter, auf denen Wasservögel auszuruhen pflegen, auch Guira japuna, d. i. Ofenplatte der Vögel, genannt wird. Auch die während des Hochwassers im Strome herabtriftenden Bündel von Wasserpflanzen heissen Mururu-y (Murury). Gegenwärtig leben diese Murururús nur noch in der Sage als die sehr rohen Bewohner des Rio Urubú, die sich nie in Verkehr mit den Weissen eingelassen, Aexte von Stein, Pfeile mit Fischgräten bewaffnet, geführt und während des Hochwassers (gleich den Guaraunos am Orenoco) ihre Hängematten in die Gipfel der Bäume aufgehängt hätten.

den andere Abkunft, die am Strom wohnten, für die Niederlassungen gewinnen konnte und sie überdiess durch Indianer vom Rio Negro, Yupurá, Madeira u. s. w. verstärken musste *). Alle diese indianischen Elemente stellen aber in ihrem jetzigen halbcivilisirten Zustande keine nationalen Eigenthümlichkeiten mehr dar, sondern nur die allgemeinen Charaktere der Raçe. Sie bilden die untergeordnete Arbeiterclasse und haben bei den Vortheilen, welche ihnen eine zwischen selbstgewählter Dienstbarkeit als Canigarûs, (vergl. S. 362) und ursprünglicher Lebensweise hin und herschwankende Existenz gewährt, die Beziehungen zu den in unbedingter Freiheit lebenden Stammgenossen aufgegeben. Es ist daher unmöglich, ethnographische Fäden zu verfolgen, welche auf ihre Abstammung und Geschichte zurückleiten könnten. Die Constitution des Reiches verleiht ihnen Bürgerrechte, von denen sie am höchsten ihren Eintritt in die Miliz anschlagen, und in diesem Dienste handhaben sie die europäische Waffe, während sie ausserdem, neben schwachem Feldbaue, als Jäger und Fischer, bei Bogen und Pfeil und bei der Angelschnur und Fischreusse verharren. Unter solchen Umständen

---

*) Die Municipal- und Kirchenacten besagen demgemäss dass in der Barra do Rio Negro, jetzt Cidade de Manáos, Familien von Tarumás, Manáos, Barés, Banibas, Passés und andere mit diesen vermischte Juripixunas (Schwarzgesichter) vereinigt, — dass in der Villa de Serpa, jetzt Itacoatiara, aus dem Gebiete des oberen Madeira Apacaxiz, Anicorés, Aponariás, Curuaxiás, Jumas, Juquis, Irijús, Pariquis, Tiarís, Tururis, Urupás und Ururis zusammengeholt wurden; — dass die Villa de Silves, jetzt Saracá, mit Cariahis, Pacuris, Comanis, Baéunas, Parintins, Aroaquis, Barés, — die Villa de Obydos mit den in ihrer Nähe wohnenden Pauxis und Uatumás u. A. besetzt war. Ein eben so grosses Gemische bildet die indianische Einwohnerschaft in Santarem, dem volkreichsten und im Handel und Gewerbewesen am meisten entwickelten Orte am Strome. In den Villas weiter gen O. nannte man Jacypuyás (verbo: die jeden Monat fasten), Jurunas, Cariberis, Curuaris (Curiverés), Cuzaris, Guaruáras u. A.

bleiben für unsere Betrachtung nur wenige Horden übrig, die theilweise noch nicht in die Netze der Civilisation herabgezogen, ihre ursprüngliche Freiheit aufrecht erhalten haben. Als solche werden im Nordlande des untern Amazonenstromes genannt: 1. die Tarumás, 2. Aroaquis, und mehrere vom Stromufer ausgewanderte Tupi-Banden, wie die 3. Pariquis, 4. Parintins, 5. Terecumas, 6. Cetais und 7. Oyampis.

1. Die Tarumás.

Einige Jahre, nachdem Pedro da Costa Favella Verheerung und Schrecken unter die Indianer am Amazonas getragen hatte, gründete er (1668) die erste Niederlassung am Rio Negro, westlich vom Flüsschen Ajurim auf einer Landecke, die eine friedsame und ackerbauende Horde, die Tarumás, bewohnte. Er wurde dabei von verbündeten Aroaquís unterstützt, die sich theilweise auch hier ansiedelten. Der Ort trägt noch den Namen dieser früheren Bevölkerung. Hier ist von dem Gouverneur José Joaquim Victorio da Costa (1808) eine reiche Auswahl der edelsten Gewächse des Landes angepflanzt worden; aber, sich selbst überlassen, wurde sie alsbald vom Nachbar-Walde überwuchert; und ebenso ist gegenwärtig in der schwachen Bevölkerung keine Spur der Tarumás mehr zu entdecken. Der Name kann in der Tupi-Sprache auf mehrere Baumarten (Citharexylon cinereum und myrianthum, Cordia (Gerascanthus) superba und Vitex montevidensis) gedeutet werden; ob aber jene Tarumás eine Bande der früher hier sesshaften Tupinambazes waren, oder nicht, bleibt unermittelt. Man betrachtet sie als die Verfertiger der grossen Todtenurnen, welche an mehreren Stellen in der Nähe der Mündung des Rio Negro und zwar zahlreich genug ausgegraben worden sind, um den Schluss auf eine ehemals beträchtliche Bevölkerung zu rechtfertigen. Auch in Ayrâo (Jahu) am südlichen Ufer des schwarzen Flusses, wohin eine Aldea derselben von den Mercenarios geführt worden, sind sie gegenwärtig verschollen. Dagegen ist Rob. Schomburgk im Jahr 1837

einer, nach indianischen Berichten eingewanderten Horde dieses Namens an den Quellflüssen des Essequebo Cuyumini und Cassiquity begegnet. Er schildert sie als schöne, athletische Leute und schätzt ihre Zahl auf 500. (Description of brit. Guiana 50.) Nach Rich. Schomburgk (II. 389) stehen sie wegen der guten Dressur ihrer Jagdhunde in Ruf unter den Stämmen der innern Guyana; ihre künstlichen Schamschürzen und Reibebretter (Simiari, mit scharfen Steinchen) sind berühmt. Auch hier also ein Beispiel, wie eine Horde von nicht unbeträchtlicher Stärke ihre früheren Wohnsitze verlässt und sich zwischen oder neben andern in einem Reviere von wesentlich verschiedenem Naturcharakter niederlässt.

Am Rio Negro herrscht noch die Sage, dass sich viele sehr alte Leute unter dem Tarumás befunden haben. Allgemein ist die Annahme, dass der amerikanischen Raçe eine hohe Longävität zukomme, und allerdings liegen Berichte, die sie bestätigen, aus allen Theilen Brasiliens, selbst aus Gegenden vor, die man für ungesund hält. Sie beziehen sich jedoch auf Solche, die nicht im Zustande ursprünglicher Freiheit, sondern unter dem Schutze der europäischen Civilisation, als brasilianische Bürger leben. Auch sind es ja nur die, deren Lebensalter durch das Kirchenbuch oder durch historische Begebenheiten mit Sicherheit festgestellt werden kann. Der freie Indianer lebt gewissermassen ausser aller Zeit, und die blosse Erinnerung, wie oft er die Reife der Acajú-Frucht oder der Maranhão-Nuss und die Periode der Hoch- und Tiefwasser erlebt habe, ist immer schwankend. Im freien Zustande dürften nicht sehr viele Indianer das Alter zwischen 70 und 80 Jahren überschreiten. Daran ist jedoch nicht ein plötzlicher Nachlass der Lebenskraft in einem mit Entbehrungen, Mühsalen und Gefahren erfüllten Leben Schuld, sondern die tiefeingreifenden Wirkungen entgegengesetzter Naturumgebung (wenn der Nomade sich aus bewaldetem Tieflande in eine hochgelegene Flur versetzt oder umgekehrt), die Vernachlässigung bei vielen Krankheiten, deren üble Wirkungen

unbeseitigt zurückbleiben, und die Rücksichtslosigkeit, womit auch der Greis sich den Strapazen der Jagd, des Kriegs und allen Entbehrungen aussetzt, die nur in den kräftigsten Jahren ohne Nachtheil ertragen werden können. Aus diesem Grunde sieht man unter den freien Indianern nur selten sehr alte Männer, dagegen Greisinnen, die mit allen Gebrechen des höchsten Alters behaftet, in der Nähe des Heerdes oder in der Hängematte, sich trübselig durch eine weitverlängerte Endperiode des monotonen Lebens hinschleppen.

Ein feiner Beobachter, der viele Jahre im Amazonaslande gelebt hat (Bates, Naturalist etc. II. 200), bemerkt, dass der Indianer kein Freund der Hitze sey, sich ihr gerne im Waldschatten entziehe, seine heisse, wenig zu Schweiss geneigte Haut abzukühlen sich instinctiv gern beregnen lasse, häufig bade, oder gleich dem Hunde in heissen Ländern, Sitzbäder nehme. Er schliesst hieraus, dass der Indianer nicht, wie der Neger, der ursprüngliche Sohn eines so heissen Klima's sey. In der That ist nicht zu läugnen, dass seine Körperconstitution dem Einflusse verschiedener Klimate viel weniger Geschmeidigkeit entgegenhält, als der Neger, geschweige der Europäer. Es kommt aber zu erwägen, dass er, an seiner angewohnten Lebensweise zäh festhaltend, dem Ungemach der Naturumgebung preisgegeben bleibt, und deshalb von Schädlichkeiten betroffen wird, denen auszuweichen eine andere Raçe mehr Neigung und Geschick hat. Giebt er dagegen in einer nicht absolut ungesunden Oertlichkeit, neben civilisirteren Ansiedlern, sein früheres Nomadenthum auf, wie diess in den grösseren Ortschaften der Fall ist, so geniesst er einer festen Gesundheit und die dort erzeugten Nachkommen gelangen zu einem sehr hohen Lebensalter. Der treffliche Alex. Rodriguez Ferreira bemerkt (Mello Moraes a. a. O. II. 280), dass im Jahre 1787 die (amtlich festgestellte) Bevölkerung am Rio Negro 6642 Seelen betragen habe, von welcher mehr als 30 beiderlei Geschlechts in einem Alter von mehr als 100 Jahren

standen, und von dieser Zahl waren 28 Indianer, ein Cafuzo (Mischling von Indianer und Neger) und ein Weisser. In Moreira starben 1786 der Indianer Damiâo 112, 1788 die Indianerin Christina 120 Jahre alt. Gleich günstige Verhältnisse walten auch gegenwärtig in den bevölkertsten Orten am Amazonas, in Santarem und Manáos. In Ega sah ich einen 105 Jahre alten Indianer. Die grosse Sterblichkeit, welche manches von geistlichen oder weltlichen Behörden gegründete Indianerdorf nach wenig Jahren wieder verödet hat, ist oft dem Umstand zuzuschreiben, dass man der angestammten Lebensart der neuen, oft mit Gewalt zusammengebrachten Ansiedler keine Rechnung getragen, ja selbst ungesunde Orte gewählt hat. Nicht selten stehen die gegenwärtigen Dörfer am vierten oder fünften Orte, nachdem die Erkenntniss von der Ungesundheit der früheren mit vielen Menschenleben war erkauft worden.

2. Die Aroaquis, Aruac, Arawaaks.

Sowie die Tarumás ein Beispiel der Auswanderung nach Norden und Nordosten, liefern die Aroaquis eines in entgegengesetzter Richtung. Im Küstenlande der Guyanas zwischen den Mündungen des Orinoco und des Corentyn (Wulinucku und Kolitin: arawakisch) und von da gegen N. W. bis zur Insel Trinidad *) gegen S.O. bis zum Surinamflusse, sind die Arawaken schon von den ersten Entdeckern angetroffen worden. Sie waren damals der zahl-

*) Auf diesem Eilande hat sie im Jahr 1595 Rob. Dudley gefunden. Das von ihm aufgenommene Vocabular enthält fast lauter Worte, die sich auch gegenwärtig in der Aruac-Sprache wieder finden. Die Mandiocca-Wurzel wird hier Cassava, das Brod daraus Callit oder Hemachug genannt. Die Einwirkung spanischer Sprache ist nicht zu verkennen, sowie bei späteren Verzeichnissen die der holländischen. Vergl. Rob. Dudley Arcano del Mare. Fiorenze 1661. fol.⁰ Vol. II. p. 33.

reichste und mächtigste Stamm in diesen Gegenden, standen auf verhältnissmässig höherer Bildungsstufe, und sind, der Civilisation leichter als Andere zugänglich, theilweise schon in einen Zustand übergeführt worden gleich dem der Tupís an den Küsten Brasiliens. Viele führen bereits das europäische Schiessgewehr. Für ihre Bildung waren vorzugsweise die von den Holländern begünstigten Herrnhuter Missionen thätig. Ein Theil der Völkerschaft jedoch verharrte in ursprünglicher Freiheit, hatte oft Kriege mit den Nachbarn, sogenannten Caraiben und Warraús, zu bestehen, und abgetrennte Haufen sind in das Gebiet des untern Amazonas und des Solimões ausgewandert. Hier zwischen zahlreichen und vielzüngigen Horden eingesiedelt und mit ihnen gemischt, haben sie die ursprünglichen National-Abzeichen aufgegeben und ihr Idiom mehr oder weniger abgewandelt. Die Einwanderungen dieser Aruac scheinen in verschiedenen Epochen bald stärker, bald schwächer, stattgefunden zu haben. Bei allen Stämmen am Amazonas herrscht die Sage, dass kriegerische, grausame, der Anthropophagie ergebene Horden, gegen Norden an der Meeresküste wohnhaft, von Zeit zu Zeit feindliche Einfälle in's Innere des Landes gemacht, die daselbst sesshaften Indianer erschlagen oder als Gefangene an die Weissen verkauft hätten. Meistens seyen sie auf dem Orinoco (vgl. S. 550) in mächtigen Kahnflotillen heraufgekommen, seltener in kleineren Banden aus dem Flurlande am obern Essequebo oder aus dem Waldgebiete am Südabhange der Gebirge hervorgebrochen. Cari ayba (Caribi) böse Männer, und Caa-uara (Cabres, Caveri) Waldmänner, wurden diese Eindringlinge im Allgemeinen genannt. Es waren aber nicht blos solche kriegerische Nomaden und Seeräuber der Küste, sondern auch von ihnen verjagte und versprengte Banden, die herrenlose Gegenden in Besitz nahmen, oder wenn schwächer an Zahl und insbesondere, wenn von wenig Weibern begleitet, sich an die bereits sesshaften Gemeinden anschlossen und zwischen ihnen niederliessen. So sind auch Haufen von Aruac in weit von ihren frühe-

ren Wohnsitzen entlegene Gegenden im Amazonenlande gekommen. Die Araycú oder Uaraycú, welche schon vor 150 Jahren auf dem südlichen Ufer des Solimôes am Juruá und Jutaí sassen und von welchen mehrere Familien in Fonteboa aldeirt wurden, und die gleichnamigen Banden in den westlichsten Grenzrevieren, welche manchmal bei Tabatinga und Castro d'Avelâes (Maturá) erscheinen, sind ohne Zweifel versprengte Bruchstücke desselben Volkes. Ihr Idiom hat im Verkehre mit den Nachbarn wesentliche Veränderung erfahren (vergl. oben 428, 429), bekundet aber noch in einzelnen Worten (vergl. Glossaria 233) die ehemalige Gemeinsamkeit*). Von ihnen wird gemeldet (Spix, Reise III. 1186), dass sie noch an einer Sitte festhalten, die nicht vielen Indianern, aber gerade den Arawaken von Demerary und Essequebo (und andern Horden der Guyanas, wie z. B. den Macusís) eigen ist, dass nämlich der Jüngling für die ihm schon als Kind bestimmte Braut lange Zeit vorher jagen und alle Sorgen des Hausvaters tragen muss, ehe er mit ihr verheirathet wird. (Hilhouse, in Journ. Geogr. Soc. London II. 228.)

Minder tief in das Amazonenland sind jene Banden eingewandert, welche am Anfang des vorigen Jahrhunderts an den Flüssen Javapiry und Aneuene wohnten und theilweise in Ayrâo (Jahu) aldeirt wurden. Von ihnen sitzen noch einzelne Haufen zerstreut in den Wäldern zwischen dem Rio Negro und dem Nhamundá, und sie erscheinen manchmal unter den Weissen, um Wachs und bunte

*) Ausser den S. 429 verglichenen Worten führen wir noch an:

	Aruac	Araycu		Aruac	Araycu
Grossvater (mein)	(da) dukutschi	ghuitschy	Mund (mein)	(da) lirokko	(nu) rutko
Mutter	ujú	uy (Tante)	Haus	bahii	pey
Hals	unuru	nono	Ja!	ehé	ey
Zwei	biama	puybama.			

— Auch hier bemerkt man, dass selbst nahverwandte Horden in ihren Zahlwörtern stark abweichen. Man nimmt an, dass sie, obgleich nach Gliedmassen zählend, doch geflissentlich diese Wörter abwandeln.

Federn oder Federzierrathen gegen Eisenwaaren und andere europäische Fabrikate zu vertauschen. Sie tragen kein besonderes National-Abzeichen an sich; aber stark durchbohrte und weit herabhängende Ohrlappen haben ihnen, wie manchen andern Indianern, den Namen der Langohren, Orelhudos, verliehen. (Vergl. ein Porträt, welches ich in der Barra skizzirte, im Atlas von Spix und Martius). Pater Fritz nennt sie auf seiner Karte (1707) Arubaquis; aber allgemein ist nun ihr Name Aruac in portugiesischer Wortbildung als Aroaquís im Gebrauche. Die Spanier, Holländer, Franzosen und Engländer nennen sie Aravacos, Arawaaken, Arouagues, Arawaaks. Sie selbst nennen sich Lukku, plur. Lukkunu, Menschen. Der ihnen von ihren Nachbarn, den Caribisi der Colonisten (die sie Kalepina oder Kalevítena nennen) und den Warraú (plur. Warraúnu, den Guaraons oder Guaraúnos der Spanier) beigelegte Name Aruac soll eigentlich eine verächtliche Bedeutung, die Mehlmacher oder Mehlesser*) haben, gleichwie auch im Munde der Aruac der Name ihrer Nachbarn Warraú ein Scheltwort ist (Wárrau ba habü, du magst wohl ein Warraú oder Dieb seyn). Alle tiefer im Lande wohnenden Indianer-Horden, welche mit den Europäern in keinem regelmässigen und freundschaftlichen Verkehre stehen, bezeichnen sie mit dem Ausdrucke Páletti (männlich) oder Palettu (weiblich), plur. Palettiju**), und betrachten sie meistens als Feinde (Palettiju

*) Aru, Haru heisst in der Aruac das Satzmehl, welches sie früher nicht blos aus der Wurzel (Kalli-dulli) der Mandiocca oder Cassave Staude (Kalli), sondern auch aus dem Marke der Eta-Palme, Mauritia flexuosa, bereiteten. Der Auszug davon Aru-aru, Mehl vom Mehl, ist durch ein seltsames Missverständniss von englischen Colonisten in Arrow-root abgewandelt worden, weil man ein feines Amylum aus der Wurzel einer Sagittaria in China manchmal in den Handel gebracht und mit der amerikanischen Drogue verwechselt hat.

**) Am Anfange des vorigen Jahrhunderts begriffen sie unter diesem Namen

kaima lukkunu umün, wörtlich: Fremde böse Aruac mit). Jene, welche in den Savannen (Karau, d. i. Gras) leben, heissen sie Karaú ukúnnana, wörtlich: Gras in.

In vielen Sitten und Gebräuchen weichen die Aruac von ihren Nachbarn ab. Der gesammte Stamm ist in viele Familien oder Clans getheilt, deren Genealogien sorgfältig aufrecht erhalten werden. Hilhouse (a. a. O. 228) führt derselben in der brittischen Guyana 27 namentlich auf. Die Glieder dieser einzelnen Familien dürfen keine Ehebündnisse unter sich eingehen, vielmehr müssen sich die Männer stets in eine andere einheirathen, und die Stammfolge wird nicht durch den Vater, sondern durch die Mutter streng aufrecht erhalten. So sind also die Kinder eines Maratakayu keine Maratakayu, und wenn die Mutter eine Queyurunto war, gehören sie der Familie der letzteren an und dürfen sich nicht mit Gliedern dieses mütterlichen Stammes, wohl aber mit denen des väterlichen Maratakayu verbinden. Auch bei ihnen hat der Oheim (des Vaters Bruder oder Stiefvater Itte boati, der Mutter Bruder Addainti) eine vollwichtige Stimme im Familienrathe. Der Grossvater aber heisst Adukutti, der da zeiget, anweiset. Dass häufig von den Aeltern noch unmündige Kinder einander zur Ehe bestimmt werden, und der junge Bräutigam sich durch fortgesetzte Dienste die Braut verdienen müsse, haben wir bereits von den Araicú erwähnt. Will aber ein durch solches Abkommen nicht gebundener unbeweibter Aruac

---

Palletiju: 1) die Waquainu (Waica, Guaica, Aquaier, jetzt Accawai oder Waccawaio, eine s. g. Caraibenhorde, welche auch gegenwärtig als frei und dem Verkehre der Weissen minder zugänglich geschildert wird, 2) die Addáraia und 3) die Akúliju am Corentyn, 4) die Assawáru, 5) Waijána (Guianau) und 6) Salivanu am obern Orinoco, 7) die Kumáija auf den Inseln im untern Orinoco, 8) die Kaikussiánu (Uapixana?) am Kupánama, 9) die Mahanau und 10) die Uttumaca (Otomacos) am obern Orinoco. Die drei letzteren wurden damals für Anthropophagen gehalten.

freien, so versichert er sich der Zustimmung der Aeltern oder Verwandten des Gegenstandes seiner Neigung, und bemerkt diesen, bei einem Besuch, wie arm er sey, da er keine Frau habe, was der Vater unter allerlei schönen Redensarten bestätigt. Setzt nach solchen Präliminarien die Braut dem verlangenden Manne Essen vor, so ist damit die Einwilligung ausgesprochen; der Bewerber isst das Vorgesetzte und die Heirath ist geschlossen. Die Hängematte des Mädchens wird von der Mutter neben der des Gemahls aufgeschlungen. In gleicher Weise symbolisirt der Bräutigam die Annahme eines Antrags von Seiten der Schwiegerältern, wenn er die ihm vorgesetzte Speise isst. Wenn das Mädchen noch nicht das gehörige Alter erreicht hat, so übergiebt der Schwiegervater dem Bräutigam meistens eine Wittwe oder ein älteres, unverheirathetes Weib aus der Familie, die nach der Verheirathung mit der eigentlichen Braut in das Verhältniss einer Magd zurücktritt. Nach dem Tode des Gatten wird den Frauen das Haar abgeschnitten, und erst wenn diess zu bestimmter Länge angewachsen, dürfen sie sich wieder verehelichen. (Schwärzung der Zähne, die Gomara, cap. 73, von den alten Cumanesen angiebt, soll hier auch vorgekommen seyn.) Der nächste Verwandte des verstorbenen Mannes hat auf die Wittwe das nächste Anrecht, das von einem Andern abgekauft werden muss. Eine Heirath ohne Einwilligung des befugten Erben ist meistens der Grund zu blutigen Feindseligkeiten. Dass Polygamie hier besteht, geht aus dem Angeführten hervor. Der Häuptling kann die Dienste der Familie seiner Frauen in Anspruch nehmen, ist aber auch gehalten, sie in all ihren Streitigkeiten zu vertreten, die ihnen zugefügten Beleidigungen zu rächen, und sie bei eintretendem Mangel in seiner Hütte zu beköstigen. Oft trifft es sich in solchen Fällen, dass das Eigenthum des Häuptlings vollkommen aufgezehrt wird, und er sich genöthigt sieht, mit seiner Familie zu entfernter wohnenden Verwandten oder Freunden zu gehen, wo er auf deren Kosten so lange bleibt, bis die Cassavefelder wieder nachgewachsen

sind. Solche Besuche mit der gesammten Familie gehören in das System des Aruac-Lebens. Bei der Bestellung seines Feldes rechnet dieser Indianer auf eine Ernte, die ihn und seine Gäste auf neun Monate sicher stellt; für die drei andern ist er des Unterhaltes bei seinen Freunden gewiss.

Gastfreundschaft gehört zu den schönsten Zügen in der moralischen Physiognomie auch dieses Wilden. Wenn der Fremde und insbesondere der Europäer in seine Hütte tritt, so darf er gewärtig seyn, dass ihm hier Alles zu Gebote steht, alle Innwohner sich bemühen, für seinen Unterhalt und seine anderweitigen Bedürfnisse zu sorgen. Allerdings erwartet er aber auch gleiche Hingebung im Hause des Weissen, und weil dieser nicht eben so leicht und gerne sich dessen begiebt, was seinem Gaste ansteht, so verfällt er dem Tadel der Kargheit oder der Ungastlichkeit.

Der Begriff von Privateigenthum (vergl. S. 90) ist allerdings auch diesem Indianer ganz geläufig; aber was er besitzt ist so einfach, in den meisten Fällen so leicht zu beschaffen, dass er beständig borgt und leihet, ohne sich gerade viel Sorge um Rückgabe und Wiederempfang zu machen. Er hat wenig Anreizung sich durch Gewerbe und Handel zu bereichern. Drei oder vier Monate Arbeit auf seinem kleinen Felde reichen hin, um seine Subsistenz für ein ganzes Jahr zu sichern; so bringt er denn die übrige Zeit mit Fischen, Jagen, auf Besuchen, bei Trink- und Tanz-Gelagen zu. Sein Leben ist ein Leben des Behagens, und nur mit Unwillen entsagt er dem Vergnügen der Gegenwart, um sich einer Thätigkeit für die Zukunft zu überlassen. Weil er nur wenige Bedürfnisse hat, die ihm eine reiche Natur mit Leichtigkeit befriedigen lässt, nicht weil er unfähig wäre, eine sehr energische Thätigkeit zu entwickeln, sehen wir ihn stationär in einem Zustande verharren, der von unserer Civilisation so weit verschieden ist. Von der ersten Zeit her, da die Europäer mit den Aruac bekannt geworden, sind sie als ein gutmüthiger, friedfertiger, sich nicht störrisch dem Verkehre

entziehender Menschenschlag anerkannt worden. Vielleicht haben die fortgesetzten Fehden mit ihren kriegerischen Nachbarn oder andern, von ferne her eindringenden sogenannten Caraiben-Horden sie den Colonisten und christlichen Missionen näher gerückt, und ihre Unterwerfung zur Folge gehabt. Nichtsdestoweniger werden auch sie von gewissen Gebräuchen und Rechtsgewohnheiten beherrscht, die ihren sittlichen Fortschritt, ja die Zunahme ihrer Bevölkerung wesentlich beeinträchtigen. Dahin gehören namentlich die Institute der Sclaverei, der Blutrache, gewisse rohe blutige Feste zur Feier ihrer Todten und die Abhängigkeit von ihrem Zauberarzt. Es ist nicht bekannt, dass die Aruac in der Absicht Krieg begonnen hätten, gleich den Caraiben, um ihre Gefangenen an die Colonisten zu verkaufen, geschweige denn, dass sie sie, wie die alten Tupinambas und noch jetzt mehrere Horden im Innern des Continentes, der Anthropophagie geopfert. Doch findet man auch gegenwärtig bei ihnen Sclaven (aruac: Háiaeru; callinago: Hai), welche im Hause und auf dem Felde dienen müssen, und der Begriff der persönlichen Freiheit (Háiaeruni kurrudè, oder Mawaworanade: ich bin kein Sclave) war wenigstens zur Zeit der holländischen Herrschaft um so lebhafter, als der Aruac andere Indianer als Kírtiána uháiaerua (Sclave der Weissen) benützt sah.

Die Blutrache wird von dem Stamme auch jetzt noch mit der Energie und Verschlagenheit des Naturmenschen geübt. Sie hat ihren Grund meistens in Eifersucht und Beleidigung des Ehebettes. Wie andere Indianer hält es der Aruac für unziemlich, in Gegenwart Anderer gegen das weibliche Geschlecht zärtlich zu seyn, ja er ignorirt dann geflissentlich dessen Anwesenheit; wo er aber keiner Beobachtung unterliegt, da zeigt er der Gattin eine aufrichtige, ja leidenschaftliche Neigung, und in diesem Gefühle beleidigt ist er der ausschweifendsten Rache fähig. Die Blutrache wird so blind und in solcher Ausdehnung gehandhabt, dass manchmal ein zufälliger Todesfall die Vernichtung ganzer Familien, des Beleidigers

wie des Beleidigten zur Folge hat. — Als eine die angeerbte Wildheit unterstützende Ceremonie ist auch die blutige Geisselung (Macoáli d. i. die Geissel, nach Rich. Schomburgk Mariquarri) zu betrachten. Sie wird jedoch nicht, wie bei den Muras, Mauhés, Uaupês, sondern bei anderer Veranlassung, als eine Todtenfeier geübt. Der Todte wird unter dem Klagegeheul ohne Thränen (aruac: assimassimadün) in einem ausgehöhlten Baumstamme oder kleinem Corial (Kahn) in der Hütte begraben (aruac: akarratan). Sein Mandioccafeld bleibt nun unberührt, bis, bei eingetretener Reife der Wurzel, Material für das nöthige Getränke (Paiwari) für Abhaltung eines Todtenfestes vorhanden ist, zu welchem die Nachbarn durch umhergesendete Gedenkschnüre (Ikíssihi), deren Knotenzahl die Tage angeben (weiter sind hier die Quippos der Peruaner nicht entwickelt), eingeladen werden können. Die am Morgen des bestimmten Tages erscheinenden Gäste werden von den Männern des Dorfes mit Peitschen aus den Fasern grosser Ananas-Blätter (Bromelia Karatas) empfangen, deren Hiebe nur auf die Waden (aruac: Ibittuna) *) gerichtet, sie, ohne eine Miene zu verziehen, entgegennehmen. Die Neuangekommenen reihen sich stets den Geisslern an und unter dem häufigen Genuss von Paiwari wird die Operation gegenseitig fortgesetzt, bis zu gräulicher Verwundung der Waden, deren Heilung oft Monate Zeit erfordert. Es folgt dann ein Umzug um die Hütte des Todten, unter monotonem Gesang und Voraustragung von drei Figuren, die einen Kranich und zwei Menschengestalten darstellen. Drei mit Messern bewaffnete Männer stürzen sich nun auf die Geissler, entwinden ihnen im Ringkampfe die bluttriefenden Waffen. Diese werden zerschnitten und nebst den drei Figuren sowie allen Utensilien und Waffen des Todten einer

*) Sollte dieser Körpertheil seinen Namen von der grausamen Ceremonie erhalten haben? Ibittin heisst (transitive) brennen! — Karatas ist verdorben aus Karáo, Gras und antan, tan, tâ, fest, hart (tupi und aruac).

Grube (Hitti) übergeben, mit deren Zufüllung gewissermassen auch das Andenken an den Verstorbenen begraben ist. Die von ihm hinterlassene Mandioccapflanzung darf nur für das Getränke bei seinem Todtenfeste verwendet werden, wesshalb sich dieses auch öfter wiederholen kann. In diesem Falle werden die gebrauchten Geisseln zerschnitten und aufbewahrt, und beim letzten Feste begraben. Diese grausame Ceremonie wird so häufig geübt, dass man kaum einen erwachsenen Aruac sieht, der nicht zahlreiche Narben auf den Waden trüge. Ueber Veranlassung und Bedeutung der Sitte konnte Rich. Schomburgk, der sie (Reise II. 458) ausführlich berichtet, nichts erfahren.

Die Autorität des Zauberarztes Pajé (hier Semetti, des Zemi der alten Antillaner; die holländischen Missionare nannten ihn Bogayer) ist bei den Aruac sehr gross. Er kennt am meisten die Gestirne, beobachtet vorzüglich den Orion (Warubussi) und das Siebengestirn (Wijua), und verkündet, wenn er früh nach Hahnenschrei das Sternbild wieder hervorkommen sieht (Wijua karaiáru oder Wijua apattükiditu) den Beginn des neuen Jahres, in dem er die Monde (Katti) zählt. Er beginnt schon bei dem Kinde seine Exorcismen, indem er unter gewissen Feierlichkeiten einen Namen ertheilt (aruac: aritin *). Diese Benamung schützt gegen Krankheiten und andere Unglücksfälle. Ein unbenannter Aruac (Marikai **) erscheint den Einwirkungen des bösen Dämon (Jáwahü, Yáwahu, des Jemao der alten Haitinos) eher zugänglich, und darum wird die wohlwollende Einwirkung des Pajé mit reichen Geschenken erkauft. Der Name eines befreundeten

*) Das Wort Aritin, einen Namen geben, erzählen, erinnert an die „Aréitos", Heldensagen und Mythen, die Roman Pane, der Mythograph des Columbus auf den grossen Antillen vernahm. Petr. Martyr, in den Decad. Ocean., schreibt auch von „Areitos" amatorios. Edit. 1574 p. 280, 304.

**) Marin bedeutet nicht blos keinen Namen (Irihi) haben, sondern auch von Waffen: stumpf seyn keine Schneide haben; dagegen heisst Karîn benamt, scharf seyn.

Europäers wird gern angenommen. Alle schlimmen Ereignisse sind feindselige Handlungen des Jáwahü; ja es gibt so viele böse Dämone (Jáwahúnu), als Plagen auf den Menschen einwirken, als er von Teufeln besessen seyn (jawahüssiaen) kann. Sie fern zu halten durch Bitten oder Zaubergewalt verkehrt der Zauberarzt mit ihnen in der Einsamkeit. In stillen, sterndunklen Nächten hört ihn die Gemeinde aus dem Walde schreien. Da verschafft er sich die Kräfte gegen Krankheiten (Ibbihi, Ibbihiddi koana), sowohl Zaubermittel als Arzneien. Die Maracá oder Zauberklapper (aruac: Márraca) spielt auch hier eine Rolle. Der Pajé schüttelt sie und lauscht dem prophetischen Geklapper der darin enthaltenen kleinen Feuersteine (Kalékku). Unter den Amuleten hat insbesondere das Horn auf dem Kopfe des Vogels Palamedea cornuta (ar. Khamoku) bedeutende Zauberkraft. Der Pajé ist auch Träger ihrer historischen Erinnerungen und Mythen. Er erzählt sie nächtlicher Weile den jungen Leuten des Dorfes. Er weiss Viel von dem Kururruma oder Kururumany zu berichten, welchen die ersten Missionäre als den Stammvater der Aruac nennen hörten. Späteren Erkundigungen zu Folge treten in den religiösen Mythen der Aruac mehrere Göttergestalten hervor. Ein höchstes Wesen ist Aluberi (der Attabei oder Attabeira der Tainos bei Roman Pane und P. Martyr). Er ist der Schöpter (Alin = der da macht), der Urquell alles Guten. Kururumany ist der Schöpfer der Männer, Kulimina der Weiber. Kururumany's Weiber heissen Wurekaddo und Emisiwaddo. Das erstere Wort soll, wie das Macunaima der Macusis, den „der in der Nacht arbeitet" (Wulíkahü = Nacht), Emisiwaddo den „der wie die grosse rothe Ameise (Emissi) in die Erde bauet", bedeuten. „Als Kururumany einst auf die Erde kam, um zu sehen, was die Menschen machten, waren diese so böse geworden, dass sie ihn umbringen wollten, weshalb er ihnen das fortdauernde Leben nahm, und es den Thieren, die sich häuten, z. B. den Schlangen und Eidechsen verlieh." (Rich. Schomburgk l. c. II. 319.)

Die physische Erscheinung der Arawaaks wird von allen Beobachtern sehr günstig gezeichnet. Selten sind sie höher als fünf Fuss vier Zoll engl.; in Verhältniss zu diesem Längenmaasse sind sie stark und kräftig, jedoch nicht von auffallender Entwicklung der Musculatur. Hände, Füsse und Knöchel sind, besonders beim weiblichen Geschlechte, auffallend fein gebaut. Der Ebenmässigkeit des Körpers entspricht ein milder Ausdruck des Antlitzes, dessen unterer Theil wenig vorsteht. Die nicht sehr grossen, schwarzen, sanften Augen ziehen mit dem äussern Winkel etwas schräg aufwärts. Die Stirne ist nicht sehr hoch, das Hinterhaupt im Verhältniss zum Gesichte breit. Die Nase, im Vergleiche mit den tiefer im Continente wohnenden Paravilhana und Uapixana minder entwickelt, richtet die Nasenlöcher senkrecht abwärts. Die Lippen treten nicht wulstig hervor. Retzius würde diese Schädelform zu den orthognathischen Brachycephalen rechnen. Die Weiber pflegen das reiche, glänzend schwarze Haar mit Sorgfalt. Sie tragen es jetzt, wo sie die Schürze mit dem Unterrock zu vertauschen pflegen, nicht mehr lose (apaddukuddun), sondern lieben es in Flechten zu ordnen (akkudun), oder auf dem Scheitel in ein Nest (Ukullissi) zu vereinigen. Ein geschorener Kopf scheint ihnen abscheulich: Hiaerun umün jeritu nassi aboàke (wörtlich: Weibern den geschorner Kopf hässlich). Die Männer pflegen es kurz zu tragen. Jene, die unmittelbar an der Küste wohnen, zeigen nicht sowohl eine kupferrothe, als eine gelbbräunliche Hautfarbe. Waldbewohner, tiefer im Innern, sind viel lichter, gleich vielen Südeuropäern. In der Vereinigung dieser Züge tritt uns ein Bild entgegen ähnlich demjenigen, welches uns die Entdecker der Antillen von der Leiblichkeit der dortigen friedsam sesshaften Bevölkerung entworfen haben. Die Ueberzeugung, dass sich in Amerika nicht Völker im historischen Sinne, sondern Elemente kleinerer Gemeinschaften und Familien seit unvordenklichen Zeiten gemischt haben, lässt uns allerdings keinen allzuhohen Werth auf den Eindruck legen, welchen die körperliche Physiognomie einer gegebenen Menschengruppe auf den

Geist des Beobachters hervorbringt. Sehr oft dürfte dieser Gefahr laufen, concrete Beobachtungen über Gebühr zu verallgemeinern. Was aber die Arawaaks betrifft, so mag man geltend machen, dass sie zu den ältesten Indianergemeinschaften gehören, die die Europäer in Südamerika kennen gelernt haben. Die ersten Conquistadores trafen sie oder eine von ihnen zahlreich durchsetzte Bevölkerung auf den Antillen wie auf dem Festlande, und da sie als friedfertige Landbebauer durch längere Zeit an denselben Orten sesshaft geblieben sind, mag wohl die Gleichartigkeit der Naturumgebung und der davon abhängigen Lebensweise und Gesittung der körperlichen Erscheinung den Stempel physiognomischer Gleichartigkeit aufgedrückt haben, gleichwie wir diess auch bei andern Stämmen, z. B. den Mundrucûs wahrnehmen, welche sich durch längere Zeit in unvermischter Selbstständigkeit erhalten haben.

Wenn aber auch wirklich eine gewisse specifische körperliche Eigenthümlichkeit in diesen Aroaquís auffällig hervortreten sollte, so stellt doch der Stamm in seiner realen Existenz solidarisch alle gemeinsamen Züge des indianischen Lebens dar, wie solches sich im Tropenlande abspielt. Nichts unterscheidet ihn hierin von dem Autochthonen, wie wir ihn in Brasilien unter analogen Naturverhältnissen kennen gelernt haben. Desshalb wollen wir, gleichsam als Gegenstück zu den bisherigen Darstellungen, die Schilderung seiner Lebensweise, seines persönlichen Thuns und Treibens hier unter Beigabe vieler Worte der Aruacsprache einflechten *).

Der Aruac baut sein Haus (Behü, Uessiqua), meistens neben

---

*) Es steht uns ein reiches Material zu Gebote, zumal aus einem Wörterbuche, das mehrere Missionäre von der Brüdergemeinde in den ersten Decennien des vorigen Jahrhunderts verfasst haben, und dessen Benützung wir der Güte unserer verehrten Freunde, der Herren Bischof Wullschlägel und Vorsteher Breutel verdanken. Die dort gebrauchte Schreibweise behalten wir bei.

anderen, seltener einzeln, an einem fliessenden Gewässer, viereckicht mit einem Giebeldache aus den gespaltenen Stämmen (Mánnacola) der Mánnaca-Palme (Euterpe oleracea), aus Flechtwerk und Latten, und deckt es mit den colossalen festen Blättern der Timiti-Palme (Manicaria saccifera). Querwände bilden Abtheilungen oder Kammern (Uettakarra), besonders wenn mehrere Familien beisammen wohnen sollen, horizontale Latten den Söller (Sura); die Thüre wird aus gespaltenen grossen Bambusrohren (Ujulánniwa) verfertigt. Ein Schoppen aus Palmblättern (Bana-behü, d. i. Blätterhaus), dergleichen sie auch bei Jagdzügen im Walde errichten, nimmt als Küche die Ofenplatte (Búddale) auf, zum Backen (akkuran) der Mandiocca- (Kalli-) Fladen. In primitiver Einfalt erscheint, wenn sich europäische Cultur noch nicht eingemischt hat, der Hausrath (Anikuhu). Um die Feuerstelle stehen einige Thongeschirre, Töpfe und Schüsseln (Tóada, Kárrubu), aus dem Thon (Waija), welchem Kohlenpulver und die Asche des Kauta-Baumes beigemengt worden. Trinkschalen (Iwida, Wida) und ein Wassergefäss (Wuniábu aéke) aus einer grossen Calebasse (Húrrutu) stehen auf dem Gebälke. Der indianische Schemel (Hala) ist auch hier aus einem einzigen Stücke Holz und so niedrig, dass er mehr zum Niederkauern als zum Sitzen dient. Ein hoher Stuhl oder eine Bank (Abaltikoana) ist wahrscheinlich erst durch die Europäer eingeführt. Zwischen den Pfosten, der Wand entlang, sind die Hängematten aufgeschlungen (Hamacà, Ukkura, für Kinder Jája), die der Hausmutter meistens zunächst am Feuer und die des Kindes unter ihr. Auch hier nämlich gilt, „dass sich der Indianer mit dem Feuer zudecke“ und nicht selten hört man die Mahnung: büppüda hikkihi úkkura ábumün, wörtlich: blase an Feuer Hängematte unter. Diese seine Ruhestelle sucht wenig Stunden nach Sonnenuntergang jedes Familienglied; das Feuer wird, so lange nicht Alle schlafen, unterhalten, am häufigsten von einem alten Mütterchen oder einer Sclavin. Schon wenige Stunden nach Mitternacht wird es in der Hütte

wieder lebendig. Man geht baden (akân), um nochmals in die Hängematte zurückzukehren, bis (zwischen 6 und 7 Uhr) die Geschäfte des Tages beginnen. Die Mütter malen ihre Kleinen, die Mädchen führen den Kamm (Ballida), nur selten wohl gegen Ungeziefer (Uejehi), und der Familienvater (Kabbiütti) rüstet Jagd- oder Fischer-Geräthe früher oder später, je nachdem der Topf am Feuer ein Frühmahl gewährt oder leer ist.

Ein Theil der weiblichen Familienglieder übernimmt nun die Arbeit in der Pflanzung (Kábbeja), deren wichtigste Nutzgewächse die giftige und die süsse Mandiocca (Kalli und Bússuli), türkisches Korn (Márissi), süsse Bataten (Haliti, Batatas edulis), die Baumwollenstaude (Jahu) und die einheimische Pisang (Práttana, Musa paradisiaca) sind. Auch mehrere Arten von Yams-Wurzeln (Durrukoáry), ein Knollengewächs aus der Familie der Aroideen (Okum) und die Ananasstaude (Nana) werden hier manchmal gesellig angebaut. Zerstreut und oft einzeln an der Hütte legt der Aruac auch Schösslinge (Ibissi) der andern Pisang-Art (Musa sapientum, Bacova, Mannikinnia), Samen (Itti, Köpfe) vom Ricinusbaume (Melóne), und von der Wassermelone (Pattía), welche wahrscheinlich erst nach der Ankunft der Europäer eingeführt worden sind. Stark ist der Anbau des spanischen Pfeffers *), der auch hier mit dem giftigen Mandiocca-Safte (Kehelli) gekocht, die allgemein übliche Würze bilden muss, worein man Mandiocca-Fladen oder Fleisch tunkt. Flaschenkürbisse (Húrrutu) und Passionsblumen (Máere-

*) Von diesem ächt amerikanischen Gewürze, dessen Pflanzen ein- oder mehrjährig sind, unterscheidet der Aruac acht Sorten (die durch Cultur entstanden scheinen): Haiahaia Hatti, mit kleinster länglicher Frucht, Capsicum frutescens; Arrabóa Hatti, mit grosser, runder, auch gefurchter Beere, C. grossum; Koabadda, mittelgross, länglich, C. annuum acuminatum; Tarraru Hatti, beim Pfeilgift verwendet, C. microcarpum; Wébime Hatti, C. conoides und annuum olivaeforme; Mauliuhi die kleinste runde, C. baccatum; Emenali, sehr gross länglich, C. longum; Bukurrumuna, mit grösster, manchmal lappiger Frucht, C. longum incrassatum.

kuje) mit essbarem Samenfleische schlingen hie und da an dem glatten Stamme des Melonenbaumes Papaia (Carica Papaya) hinan. Es ist nicht nachgewiesen, ob dieser letztere Baum hier ursprünglich einheimisch, oder ob er von den Autochthonen aus den Inseln übertragen, was von dem ächten Guavenbaume (Psidium pomiferum), den der Aruac als Máliaba kennt, und von der Kássima (Anona muricata) wahrscheinlich ist. Dagegen ist der Acajú-Baum (Márehi, Anacardium occidentale) weithin über die heissen sandigen Küstenstriche des Continentes verbreitet, auch hier ein beliebter Obstbaum. Der Aruac löst vorsichtig aus der ätzenden Fruchtschale den mandelartigen Kern und benützt den birnartig angeschwollenen, säuerlich-süssen Fruchtstiel zur Bereitung eines gegohrnen Getränkes, ebenso wie die Pflaume von der Stachelpalme Aóra oder Awarra (Astrocaryum guyanense), das süssliche Fruchtmehl (Simiri) vom Locust-Baum (Hymenaea Courbaril, Kakuanalli), und das Fleisch von der schuppichten Frucht der Ite-Palme (Mauritia flexuosa).

Vom Felde zurückgekehrt, erwartet die Weiber das Geschäft für die Küche, zunächst das Reiben (ansan) der Mandioccawurzel auf einem Steine (Aessi), Reibebrett (Sámali) oder Sieb (Mánali). Aus dem Troge (Adisa) kommt das geriebene Kalli in den elastischen Presscylinder (Júru), der aus dem Múkuru-Rohre geflochten ist. Ausgepresst (als Juruha) wird es auf der Ofenplatte ausgebreitet, und mit einem hölzernen Spatel (Héssukan) flachgedrückt und gewendet, bis es zu Fladen zusammenbäckt. Dann ist Sache der Weiber die Zubereitung der Getränke aus Mais, aus der Juraha (Ebeltir) oder aus den Kalli-Fladen (Uellehitu, Illihiti). Das Auskörnen (abbún) von Cacao, Baumwolle oder Mais, das Stampfen (ihitin) der Maiskörner in einem hölzernen Mörser (Haku) mit der Keule Hakuretti, das Auspressen der Oelsamen des Carapa-Baumes (Carapa guyanensis) u. dergl. fällt ebenfalls dem weiblichen Geschlechte zu. Dieses Oel, welches sie in Rinnen aus der Rinde des

Huruballi-Baumes (Triplaris?) auffangen, ist ihre, das Ungeziefer vertreibende Haarsalbe. Sie wird manchmal mit den Samen der Tonca-Bohne (Kúmaru) parfümirt. Lassen die laufenden Geschäfte mehr Musse, so verwenden sie die allezeit geschäftigen Weiber, um Baumwolle (Jahu) mit der Spindel (Kirahudulli) zu spinnen (assürdün), daraus Jagdsäcke (Búlussa) oder Hängematten zu flechten. Stärkeres Material zum Stricken (akkudân) von Schnüren und Tauen (Issirucudu und Kaiurú) liefern die Fasern (Tewisiri) aus den jungen Blättern der Ite-Palme und der grossen Agave (Fourcroya gigantea). Zum Halsschmucke reihen sie Biuri, die Samen des Hiobgrases (Coix Lachryma Jobi) aneinander, und sehr selten sieht man an ihnen auch ein Macoabu, ein Stück grüner Jade, des Amazonensteines, als Amulet durch viele Generationen vererbt, und über dessen Herkunft sie nichts zu berichten wissen *). Diess waren die einfachsten Zierrathen am Halse der Aruac, bevor die Entdecker venetianische Glasperlen in die neue Welt brachten. Durch dergleichen ihren Putz zu vermehren, ist jetzt der Ehrgeiz indianischer Industrie **).

---

*) Auch Rob. Dudley hat diese „pietra verdiccia, chè chiamata degli Spagnuoli pietras Hiadas" 1595 bei ihnen auf Trinidad gefunden.

**) Die Glasperle, von den Callinago der Inseln Cachurú, von den Aruac Kássuru, von den Portugiesen (aus dem Negerhandel) Missanga, von den Franzosen Rassade genannt, ward in allen Farben eingeführt. Die weissen heissen bei den Aruac Uruebe, die rothen Kurára (Corall.). Gegenwärtig findet man sie bei allen Indianern, auch in den entlegensten Gegenden, und manchmal ist eine einzige Perle zwischen bunten einheimischen Samen der Zeuge vom Handel aus so weiter Ferne. Die Farben der Perlen unterliegen auch der Mode. Bei manchen Horden in der Guyana und in andern Gegenden des spanischen Amerika scheinen sie zahlreicher eingeführt, als in Brasilien. Die Aruac verzieren damit die Weiberschürze (Kiwejun), den Schutzlappen Ereka (vom Worte érekedin, bewahren) der

In der Bewaffnung kommt der Aruac mit seinen Nachbarn überein. Für den Krieg hat er eine längere (Sappakana) und eine kürzere (Müssü) Keule, einen Spiess (Parássa), Bogen (Semaarahabu) und Pfeil (Semaara). Den letzteren verfertigt er aus dem Rispenstiele (Ihi) des hohen Pfeilrohres Tissiri (Gynerium saccharoides). Für die Jagd bedient er sich des Blaserohrs (Hüwa) und vergifteter Pfeilchen (Sudi), auch bei grösseren Vögeln eines unvergifteten Pfeiles (Mároa) und bei Wasserthieren des Pfeiles mit Wickelschnur (Kattimeru). Er weiss auch mit Schlingen zu fangen (eressiaên), und verschmäht, gleich Andern, weder die Larven des Palmenkäfers (Kokuliti ullukuma: was in der Palme ist), noch die fetten Ameisen (Cussi, Vachacos am Orinoco); gegen die Wirkung des Pfeilgiftes verzehrt er auch Regenwürmer (Oruro-issehy). — Das Meer, das er in einem grösseren Boote Uekkanan (daher das Wort Canoa) befährt, und zahlreiche Gewässer bieten ihm viele Fische (Hime), die er an der Angel (Buddehi) mit allerlei Lockspeise (Ubúddeméne), im Schlagnetze (Kimina) oder durch Giftholz (Haiali, Tetirma) fängt, womit er das Wasser zu schlagen pflegt (aijalidin wuin). Auch das Abdämmen (akarrassiaen) eines kleinen Baches ist üblich. In seinem Fischkorbe (Wutta) bringt er alle gefangenen Fische zur Hütte, nur den Zitteraal (Issimuddu) nicht, dessen Genuss er als schädlich meidet.

In dem ganzen Gemälde, das wir hier aus dem realen Leben der Aruac zusammengestellt haben, begegnen wir auch nicht einem

---

Männer und sogar das Lendenband (Adepussu), woran jene Stücke hängen. Auch an allerlei Geräthe und Schmuck zu Feierlichkeiten, wie die Festtrompete (Sende), die grosse Cigarre (Wuina), die Quasten (Itti wissu, d. i. Kopfzierde) aus Federn (Kudibbia ubarra, d. i. Vogelhaar) bringen sie Schnüre solcher Perlen an. Diese Kostbarkeiten verwahren sie in einem Korbe (Habba) oder in einem viereckigen, aus Rohrlamellen zusammengesetzten Kästchen auf dem Söller der Hütte.

einzigen Zuge, der diesen Stamm von jenen, welche ihn umgeben, charakteristisch absonderte. Um so bedeutsamer erscheint uns daher der Umstand, dass ihre Sprache, obgleich manche Elemente mit andern gemeinsam besitzend, doch in ihrem Grundstock selbstständig ist, dass sie als eine Stammsprache betrachtet werden muss. Die Sprachweise beider Geschlechter ist nicht selten eine verschiedene *). Dieser Unterschied tritt nicht sowohl im Gebrauch ganz verschiedener Worte, als in der Flexion desselben Wortes hervor. Im Gegensatze mit der Tupi fällt der Accent nicht auf die letzte, sondern meistens auf die erste Sylbe. Jedoch scheinen beide Sprachen, bei aller tief greifenden Verschiedenheit, doch im syntaktischen Organismus, im Gebrauche der Pronomina personalia und possessiva und in häufigen Adverbial-Constructionen übereinzukommen **). Die Aruac ist reich an Flickworten, welche, bald vorn, bald hinten angehängt, die Bedeutung verstärken ***). Mit grosser

*) So grüssen sich die Mannsleute unter einander mit: Builí oder Büíluai, bist du da?, worauf die Antwort: Daiili oder Daílise, ich bin da. Der Eintrittsgruss an eine Weibsperson ist dagegen: Büiru, bist du da?, worauf die Antwort Daiírura. Der Gruss an mehrere Personen, ohne Unterschied des Geschlechtes ist Hünuai. Als Ehrenbezeugung, besonders der jüngeren Familienglieder gegen ältere gilt der Anruf Ebébe. — Für Ja (gemeinsam Ehe) gebrauchen die Männer Tasé oder Hesé, die Weiber Tara oder Kisseira; für allerdings oder freilich jene Dukesse, Hedukessi, diese Dukara, Hedukara. Kawake oder Koake ist das allgemeine Negativum: nein, nichts.

**) So wird als Ursache eines Umstandes Udúmma, weil, wegen, hinten angehängt: Kalli (Cassave) kawan (nicht da ist) udúmma (weil).

***) So erhöhen kebe vorn, makéma hinten angehängt, die Bedeutung; ma vorn, und ne oder nen, hinten angefügt, verstärken die Negation. Makema erfährt aber auch eine Personal-Flexion; z. B. üssa, wohl, gut; üssa makema sehr wohl; hallikebbe maké d a, ich (da) freue mich sehr; karri make l a er (la) hat grosse Schmerzen. Geschehen lassen oder veranlassen

Präcision giebt die Aruac-Sprache alle Verwandtschaftsgrade in einer Familie (Uekkürkia) an, wie wir diess auch von den Tupis und den Caraiben der Inseln (S. 353 ffl.) erwähnt haben. Im Allgemeinen trägt auch diese Sprache die Armuth und Ungelenkheit anderer südamerikanischer Sprachen an sich; doch lässt sich auch hier in manchen Bezeichnungen ein tieferer, idealer Hintergrund entdecken *).

Was die in der Aruac-Sprache vorkommenden Elemente aus andern betrifft, so finden sich zumeist Anklänge an die Tupi und

---

wird durch Küttün, Kittin oder Kuttun ausgedrückt, das an ein anderes Verbum angehängt wird, z. B. attimettin-kittin anbinden lassen, attakün bedecken, attaküttin bedecken lassen; assimakün rufen, assimakittin rufen lassen.

*) So heisst Hebbên alt seyn, reif seyn; Hebbin fertig, genug seyn, Ueja der Schatten, das Bild, der Geist; — Ullua das Herz, ullúku was drinnen ist; — Kassan schwanger seyn, Kassakû das Firmament, Kassakû behü, das Haus des Firmaments, der Tag; Kassakû dahü das Firmament drüben, die Nacht. Das Substantivum wird vom Verbum oft durch die Silbe Hü oder Hni (d. i. ihr, das Eure, das Allgemeine) gebildet: Kakün leben, Kakühü das Leben; ahndun sterben, ahudahü der Tod; haikan vorübergehen, entwischen, haikahü das Sterben; aiikan, heirathen, aiihakü die Heirath; ajukân schiessen (aijukûn mit Angabe des Thieres), aijukahü das Jagen. (In der Tupi entspricht dieser Endung das çaba). Allerdings mögen dergleichen Worte und Wortbildungen nur als kümmerliche Zeugnisse gelten von der Bewegung im Geiste dieses Wilden hin nach dem Allgemeineren, Höheren; doch bezeugen sie, dass er ängstlich nach den unentbehrlichsten Bedürfnissen umherblickend und sie praktisch ergreifend, auch darüber hinaus Ahnungen ausbrütet vom grossen Weltganzen. Er wird dessen Theil und Bürger eben nur, indem er Vergangenheit und Zukunft in ihm anerkennt, und er gewinnt sich eine Gegenwart nur, indem er generalisiren, menschlich denken lernt.

an die Galibi des Festlandes wie die Callinago der Inseln. Wenn im Allgemeinen angenommen wird, dass vollere, reinere Ausdrücke und deren einfachere, concrete Bedeutungen näher an der Quelle liegen, als die zusammengezogenen, abgeschliffenen, gleichsam unlauteren und als deren abgeleitete Bedeutungen, so dürfte die Annahme gerechtfertigt seyn, dass die Aruac Worte aus der Tupi empfangen habe, und nicht umgekehrt *).

3. Die Pariquís, 4. Parentins, 5. Cetais und andere Tupihorden.

Vor hundert Jahren, da zwischen Santarem und der Barra do Rio Negro nur eine sehr schwache Bevölkerung von Colonisten wohnte, ward sie manchmal durch den Einfall von Indianern aus den Gegenden um den See von Saracá erschreckt. Haufen roth und schwarzbemalter Wilden, mit Kriegskeule, Bogen und Pfeil be-

*) Wir führen folgende Beispiele auf: die Ente Aruac: Ipé; Tupi: Ipéca. — Die Bohne: Cúmata A.; Comandá T. — Das Blut: Uettu A.; Tughü T. — Saft: Era A.; Ira Honig T. — Milch: Idiura (Idiju = Brust) A.; Cama (Brust) hy (Wasser) T. — süss (seyn): seme (en) A.; ceem, eem T. — kratzen: akárrasan A.; caranhe T. — Lockspeise: Inéme A.; inéme: übel riechen (Nema Gestank) T. — schiessen, erlegen: aijukan A.; ajuca tödten T.; — gegohrnes Getränk: Baiwar. Paiwari A.; Pajaúarú (aus peju gährend, ara mit, û Trank) T. — dürr seyn, lange währen: oàn A.; oane schon, von lange her T. — Frucht: Iwi A.; Iba Baum, Ia Frucht T. — Blaserohr: Hüwa A.: Yba, Uiba: Rohr, Pfeil T. — Essbare Frucht der Passiflora: Maerecuje A.; Maracujá T. (contrahirt aus Maracá cui ia, d. i. Frucht Trinkschale wie eine Zauberklapper).

Mit den Galibi haben die Aruac viele Pflanzennamen gemein, wie Simaruppa (Simaruba); Káraba (Carapa); Aora, Awara (Astrocaryum); Kúmaru, Toncabohne (tupi: Cumbaru, Baru, in der Form Mari, Umari auch für andere Hülsenfrüchte, wie Geoffroya spinosa); Kakau (Theobroma Cacao); Karaüru (Carajurú, Bignonia Chica).

waffnet, überfielen bei nächtlicher Weile die einzelnen Gehöfte, tödteten die Männer, plünderten und verbrannten die Häuser und führten die Weiber, besonders aber Kinder als Gefangene mit sich fort. In der Lingua Geral nannte man sie Pora aukys d. i. die die Leute anfallen, Pore tendis, die Kinder-Räuber, und weil sie in beträchtlicher Zahl erschienen, hiess es Çeta i, d. i. Viele sind's. Seitdem wurden diese Bezeichnungen im Munde des Volkes in Pariquís, Parentins und Sedahis abgewandelt, und so schrieb 1775 Ribeiro de Sampaio, der Erste, welcher von ihnen berichtete, ohne jedoch ihrer Mundart zu erwähnen. Erst neuerlich wird uns bemerkt, dass sie, wie alle andern freien Indianergemeinschaften nördlich von diesem Theile des Stromes die Tupi sprechen. Es ist daher gerechtfertigt, in ihnen Nachkommen jener Tupihorden anzunehmen, welche ehemals unmittelbar am Ufer gesessen sind. Die früheren Nachrichten wissen von ihnen nur anzuführen, dass sie ein breitbrüstiger, kräftiger Menschenschlag seyen, durch eine drei Finger breite Binde (Tapacura) um die Füsse ausgezeichnet, die von Jugend auf getragen, die Haut darunter blass erhalten müsse. Ihr Revier wird an den oberen Uatumá, zwischen diesen Fluss und den Rio das Trombetas verlegt. Sie sind auch auf Kähnen im Flusse Uacriaú an den Rio Negro bei Ayrão erschienen, und haben dadurch eine Verbindung des Wassersystems von Saracá dargethan, welche von den Brasilianern bis jetzt noch nicht verfolgt und aufgeschlossen worden ist.

Die Gegenden um den fischreichen See von Saracá besitzen herrliche Waldungen, in denen bereits Sägemühlen auf Staatskosten angelegt worden sind; die offenen trockenen Gelände eignen sich für die meisten Zweige der tropischen Landwirthschaft; doch ist die Bevölkerung noch nicht zahlreich genug, um sich gegen Norden hin zu verbreiten; so weit sie aber am Rio Urubú und den andern Zuflüssen des Saracá-Sees vorgedrungen ist, hat sie Spuren einer ehemals beträchtlichen indianischen Bevölkerung angetroffen: weit ausgedehnte Hecken von Bambusröhricht, dergleichen die Indianer

wie Verhaue zur Befestigung ihrer Tabas (Dörfer) anzulegen pflegten, Gruppen von Pupunha-Palmen, einzelne Cuité-Bäume, und ausgewilderte Culturpflanzen: Flaschenkürbisse, Yams, Baumwollen- und Urucú-Sträuche, ja Tabak. In bedeutender Tiefe des Waldbodens sind steinerne Aexte und Scherben von Todtenurnen gefunden worden. Dass diese Bevölkerung dem Tupistamme angehört habe, bekräftigen auch die Namen anderer Banden, denen man noch gegenwärtig in diesem Gebiete begegnet, weil sie sich fast alle aus der Tupi deuten lassen. Hier sind also (nachträglich zu S. 200) zu nennen:

6. Die Terecumá oder Taracúm, nach der Ameise Taracua oder dem Ameisenzunder genannt, zwischen den Flüssen Anavilhana und Uatumá. (In andern Berichten werden sie Sericumá genannt. Es mag aber hier ein Schreibfehler unterlaufen, gleichwie auch statt Aroaquis, eine Bande mit dem Namen Ameaquis oder Aneaquis an den Saracá versetzt wird. Vergl. Cerqueira e Silva Corografia paraënse 275, Araujo e Amazonas Diccionario 59, 157).

7. Die Mbae-una oder Baeuna, die Schwarzgefärbten und 8. die Bacori (Pacuri, Platonia), nach der Frucht gleichen Namens, am See Saracá. 9. Die Comanis oder Conamis, Fischvergifter, und 10. die Anibas, Anoiüba, Männer von drüben, am Rio Aniba.

11. Die Apótos, 12. die Guacaris nach dem Fische gleiches Namens, 13. die Taguaris, die Gelben, und 14. die Cunuris, nach einer Euphorbiacea, Cunuria, die zum Fischfang gebraucht wird, zwischen den Flüssen Jamundá und Trombetas.

15. Die Cariguanos an den Quellen des Trombetas.

16. Die Aritarais oder Harytrahés, Mehldiebe, und 17. die Apámos am Gurupatuba.

18. Die Uara-guaçú oder Araguajú, die grossen Männer (vielleicht auch, mit der vollen Bedeutung des Angelsächsischen Vare, die grossen Wehrmänner), am Rio Parú.

19. Die Oyambís, Aiapís, Uajapís, Oaiapís, am Jari und dessen Aste, dem Guaratabarú.

20. Die Tucujus, nach dem Delphin Tucuchy genant, am Rio Tueré.

21. Die Armabutós und 22. die Amicuanos (die kein geiferndes Thier essen: amby coo ane) an den Quellen des Anauirapucú.

Dass die Apótos die Lingua geral sprechen, wird von den brasilianischen Berichterstattern ausdrücklich angeführt. Die Uaraguaçús, von denen wir selbst unterhalb Santarem ein kleines Wörterverzeichniss aufnehmen konnten (Glossaria S. 17) und die Oyampis, die nun in grösster Zahl in Cayenne wohnen (Ebenda S. 320) sprechen ebenfalls die Tupi. Bei einer sorgsamen Vergleichung der unter diesen Banden herrschenden Mundarten dürfte sich wahrscheinlich herausstellen, dass diese bald mehr dem an den Ostküsten gesprochenen Dialekte gleichkommen, bald dem der Omagoas oder dem der Centraltupis, die auf dem Tapajôz, gleich den Mundrucûs, ihren Weg in das Tiefland des Amazonas gefunden haben. Wie Viele oder Wenige aber von allen den oben genannten, ehemals freien Gemeinschaften noch in ihrem ursprünglichen Zustande verharren, darüber sind kaum Vermuthungen gestattet, weil, wie erwähnt, die Brasilianer noch nicht in die Tiefe des Landes eingedrungen sind. Allerdings zieht die Civilisation fortwährend einzelne Indianer herüber, um sich mit den Stammgenossen zu verschmelzen, die bereits zwischen der weissen Bevölkerung angesiedelt sind, und es giebt hier keine, auch noch so entlegene Horde, die nicht vom Einflusse dieser berührt worden wäre. Die Berichte jedoch, welche solche Ueberläufer geben, sind schwankend und unsicher. Nur wenn Tauschhandel und regelmässige Besuche bei den unabhängigen Indianern in Gang gebracht sind, wenn sich Weisse für einige Zeit bei ihnen aufhalten können, lassen sich Nachrichten erwarten, die die Ethnographie verwerthen darf. Die Kirchenbücher, die Acten der Missionen und Gemeindeverwaltungen liefern nur wenig Material. Der Census des Kirchensprengels registrirt die neuaufgenommenen und getauften Indianer nach Geschlecht und Alter

und muss sich bezüglich der Nationalität mit unsicheren Namen begnügen, die bald einer Familie, bald einer Bande oder Horde oder sogar einer gemischten Gemeinschaft gelten. Dieser Umstand hat wesentlich dazu beigetragen, die Ethnographie mit bedeutungslosen oder räthselhaften Völkernamen zu belasten. Die Sitten, Gebräuche und Mundarten konnten um so weniger für die Beobachtung rein erhalten werden, je leichter es war, Indianer aus verschiedenen, oft weit von einander liegenden Wohnsitzen zu Schiffe in den christlichen Niederlassungen zusammenzubringen. Unter solchen Verhältnissen hat die Bekehrung der Neophyten zunächst dahin gewirkt, dass die ursprünglichen Stammes-Eigenthümlichkeiten sich mehr und mehr verwischen.

Die europäische Civilisation aber hat sofort dem Indianer Beispiele einer höheren Industrie vorgeführt; und obgleich er in der Nähe des Weissen auch jetzt noch an vielen Gebräuchen und insbesondere an dem Betriebe seiner Landwirthschaft, Fischerei und Jägerei haftet, ist er doch durch jenen nivellirenden Einfluss zu höherer Ausbildung in gewissen Kunstfertigkeiten, im Dienste des Handels, fortgerissen worden. Nachdem wir bisher seine primitive Industrie eingehend geschildert haben, dürfte es am Orte seyn, noch Einiges über die zweite Stufe beizubringen, zu welcher er, unter Begünstigung europäischer Lehre und Aneiferung, sich erhoben hat.

Durch den Europäer hat der Indianer Wein (tupi: cauim oder caôi çobaygoara, d. i. Getränk von drüben her) und Branntwein (cauim tatá, Feuergetränk) kennen gelernt, letzteren wegen seiner Neigung zur Völlerei als das unheilvollste Geschenk aus Osten. Er hat gesehen, wie aus Melasse, Zucker, Reis, Körnerfrucht u. s. w. geistige Getränke (Tykyra, von tykyr, tröpfeln) destillirt werden und versucht diesen Process nachzuahmen. Doch bleibt er, ohne die nöthigen Apparate, dabei stehen, jenen Getränken, die er nach altem Herkommen bereitet (vergl. S. 519) durch lebhaftere und

länger fortgesetzte Gährung mehr Stärke zu verleihen. Im südlichen Brasilien, wo der Gebrauch des Mais (Abatý, Ubatí) vor dem der Mandiocca vorwaltet, wird die zerstampfte Frucht in Wasser eingeweicht, gekocht, und der Absud durch gekaute Körner, binnen zwei bis drei Tagen, in weinige Gährung versetzt. Diess Maisbier, die Chicha (tupi: Abaty-yg), in grossen Thongefässen mit weiter Oeffnung aufbewahrt, geht sehr rasch in saure Gährung, und seine, fast täglich wiederholte Bereitung bildet gewissermassen einen Mittelpunkt aller Geschäfte im Haushalt. Der rohere Indianer bereitet es immer auf dieselbe eckelhafte Weise. Die Tupinambas an den atlantischen Küsten wussten, dass die Unter-Hefe (Tybyabyca, contrahirt Typyaca, verbo: aus der Brühe fein Zerriebenes oder Gekämmtes) die Gährung auf den frischen Absud überträgt. Sie benützten auch die Ober-Hefe aus dem Mais (Catimpoeira) zur Bereitung ihrer Gebräue, für die vorzüglich Mais, Mandiocca und süsse Knollengewächse verwendet wurden. Bei den Indianern im Amazonas-Gebiete, und besonders jener, die mit der weissen Bevölkerung leben, finden wir einen Fortschritt in dieser Industrie der Getränke. Manche haben sich bereits kleine und den Luftzutritt abhaltende Gefässe verschafft, um gährende Flüssigkeiten länger aufzubewahren. Es stehen ihnen hier sehr süsse Früchte zu Gebote und sie verstehen durch den Zusatz vom zuckerhaltigen Safte dieser oder von Honig den gährenden Flüssigkeiten grösseren Gehalt an Alkohol zu verschaffen. Auf diese Weise stellen sie Getränke her, die sich ebenso durch berauschende Kraft wie durch Wohlgeschmack empfehlen. Das stärkste (Nana-üg) wird mit der Frucht von wilder (Abacaxi) oder angebauter (Nana) Ananas bereitet. Das gewöhnliche Pajauarú (S. 520, oder Cauim beyuxiçara) wird durch verschiedenartige Behandlung grober und grösserer und kleiner feinerer, mehr oder weniger gerösteter Mandioccafladen (Beiju, vergl. S. 492) und durch den Zusatz von mancherlei Früchten und Fruchtweinen vielartig abgeändert. Die gebildeten Indianer bewirthen jetzt

ihre Gäste bisweilen mit dergleichen Producten ihrer Industrie, wenn nicht der Branntwein, wie ein Beweis fortgeschrittener Gesittung statt ihrer vorgesetzt wird. Sie verstehen auch Essig (Cauim çai) aus dem zuckerhaltigen Safte mancher Früchte zu bereiten.

Ein anderer Industriezweig, in dem sie gegenwärtig über ihre primitiven Fertigkeiten hinausgehn, ist die Töpferei. Den plastischen Thon (Tyjuca, Tauá, wenn von weisser Farbe Tabatinga), dessen Bänke im Amazonasthale von der Küste bis weit jenseits der brasilianischen Grenze an vielen Orten zu Tag liegen und von den Gewässern aufgeschlossen werden, knetet man jetzt nicht blos mit den Händen, sondern er wird auch geschlemmt, um daraus die Gefässe (Reru) für den gewöhnlichen Haushalt: Schüsseln (Nhaem pepo), mit oder ohne Deckel (Çokendapaba), Pfannen (Perirysaba), Krüge (Camotim, Camocy), mit oder ohne Handhabe (Nambi), die oft drei Fuss hohen Töpfe (Igaçaba) für die Gährung und die Platten (Japuna) auf den Beiju-Ofen zu fabriziren. Das Formen geschieht bei allen rohen Stämmen durch Aneinanderlegung dünner Thoncylinder um ein gemeinschaftliches Centrum, die dann zusammengestrichen und innig mit einander verbunden werden. Unter die Europäer versetzt, hat der Indianer nun auch die Anwendung der Drehscheibe (Guaraca baboba) kennen gelernt, und statt der ursprünglich sehr plumpen und dickwandigen Geschirre macht er nun leichtere und dauerhaftere. Dem Material für die Küchengeschirre wird, um grössere Festigkeit zu erreichen, die Asche von der Rinde des Caraipé-Baumes, Moquilea (oder Licania) utilis und Turiuva, beigemengt. In den östlichen Niederungen des Amazonenlandes, besonders nahe am Ocean, schürft der indianische Töpfer wohl auch auf eine, unter der tiefen Humusschicht nicht selten vorkommende Schicht von Porzellan-Erde (Kaolin), und er modifizirt danach den Process des Brennens. Die noch weiche Irdenwaare wird zuerst an der Sonne etwas ausgetrocknet, dann in Erdgruben gesetzt und gebrannt, indem man über ihr leichte Holzarten entzündet. Für feines Geschirre

aus edleren, manchmal fast weissen Thonarten erbaut der Indianer schon Steingruben oder Oefen. Die Formen gewinnen zunehmende Verbesserung; neben den sonst allgemeinen halbkugeligen Schüsseln mit einem Ausschnitte gleich den Barbierbecken sieht man jetzt schon Krüge und Pokale von edleren Verhältnissen, die Deckel nicht selten mit glücklichen Nachbildungen von Menschen- und Thierköpfen, Schlangen u. s. w. verziert. Unverkennbar tritt hier eine gewisse Aehnlichkeit mit den Typen im Geschirre der alten Peruaner und Mexikaner, und mit den Zeichnungen auf den Scherben aus nordamerikanischen Grabhügeln hervor, so dass der eingeborne amerikanische Formentrieb im Ganzen unbehülflich zum Barocken und zum schwermüthig Ernsten hintreibend, sich selbst hier, obgleich ohne directe Tradition, in gewissen, der Raçe eigenthümlichen Gestaltungen thätig erweist. Auch in Heiligenbildern, die der civilisirte Indianer manchmal aus Wachs versucht, sind Anklänge an jenen Kunsttypus der amerikanischen Vorzeit vernehmlich; und es ist diess um so eher erklärlich, als er in den Kirchen nur äusserst selten einem christlichen Kunstwerke begegnet, das bildend auf seine ohnehin trübe und unbewegliche Phantasie einzuwirken vermöchte. Einen Maassstab vom plastischen Vermögen des ungebildeten Tapuyo gewähren die Figuren aus der Guarana-Paste, die jetzt manchmal aus den Maué-Dörfern in den Handel kommen, und die noch weniger gelungenen Gestalten aus Thon, die bisweilen als Modell für das elastische Gummi angewendet werden. Wir haben aus diesen Substanzen geformte Figuren von Crocodilen, Chamäleonen, Schildkröten, Adlern, Schlangen, Fischen, Früchten von Ananas, Anona, Acaju u. dgl. gesehen, die zwar den wesentlichen Naturcharakter, zugleich aber auch eine grosse Unbehülflichkeit in feinerer Modellirung erkennen liessen *).

*) Nur selten gelangen diese feiner ausgearbeiteten Figuren nach Europa. Um sie zu formen, müssen die Samen des Guaraná-Strauches sorgfältig getrock-

Mehr noch als in der Plastik tritt die Eigenart des indianischen Kunsttriebes in der Malerei (tupi: aimoúm) hervor. Diese strebt grösstmögliche Buntfärbigkeit an und bemüht sich besonders um die Verzierung der erwähnten Thongeschirre. Auf die innere, selten die äussere Oberfläche von Schüsseln, Waschbecken, Kannen, Pokalen u. s. w. werden mancherlei gerade und krumme bunte Linien zu Schnörkeln (vergl. S. 572) oder über das ganze Gefäss zu einer abgeschlossenen Arabeske verbunden, dazwischen Blumen und Thierfiguren mit Sorgfalt und nicht ohne Farbensinn aufgetragen *).

net, fein gepulvert und ohne weitere Zusätze ausser etwas Wasser, zu einer leichter modellirbaren Masse verarbeitet werden. Eine solche feinere Sorte des Genussmittels wird besonders nach Mato Grosso und Paraguay versendet, wo das Guaraná ein nationales Lieblingsgetränke geworden ist, und jeder Reisende es als Arznei gegen unterdrückte Transpiration bei sich führt. Das nach Europa in kugeligen oder ablangen Broden gesendete Guaraná, minder sorgfältig bereitet, enthält oft ganze Samen und als Verfälschung Mehl oder andere Stoffe.

*) Für den helleren Untergrund, gelb, grünlich, grau oder röthlich, wird eine Farbe aus feingepulvertem Ocker, Thon, aus dem gelben Harze, welches mehrere Arten von Vismia unter der Rinde absondern, aus Rocou und Carajurû (vergl. S. 542) oder aus dem Extracte des Gelbholzes Guariuva und Tataüva (Maclura) mit dem Milchsafte des Cumati-Baumes (port. Sorveira, Couma utilis) oder der wilden Carica (Mamauarana) zusammengerieben. Ist dieser Ueberzug gleichförmig aufgetragen und in der Sonne fest zusammengetrocknet, so folgt die Bemalung mit den buntesten Farben. Hierauf wird feingepulvertes Copalharz über die ganze Oberfläche sorgfältig ausgestreut und das Geschirre zuerst der heissen Sonne, dann einer angemessenen Hitze auf dem Heerde ausgesetzt. Der dadurch gebildete Harzfirniss erhält die Malerei unversehrt in ihrem Glanze, so lang keine weingeistigen Flüssigkeiten auf ihn wirken. Diese Geschirre werden daher nur für Wasser, oder, besonders wenn sie auch mit aufgeklebten Blättchen von Schlaggold verziert sind, als Schaustücke gebraucht. Am vollkom-

Gleichen Schritt mit dieser Thonmalerei hält die Färbung und Bemalung von Wassergefässen, die aus Früchten des Cuité-Baumes (Crescentia Cujete) und aus Flaschenkürbissen geschnitten werden. Der gemeine Tapuyo gebraucht diese Früchte, wie sie vom Baume kommen, nach seinen Bedürfnissen zu Trinkschalen, Cuias (bei den Callinago Cuáicu, und bei deren Weibern Atagle) oder Flaschen (Cabaçú) zugeschnitten, gereinigt und einfach getrocknet. So findet man diess Geräthe bei den rohesten Stämmen. Ein Schritt weiter ist, wenn Innen oder auch Aussen ein lackartiger Ueberzug angebracht wird, und dieser dient endlich als Untergrund für ähnliche Malereien wie bei den Irdenwaaren in den verschiedensten, oft sehr reinen und lebhaften Farben *). Diese Industrie ist am Nordufer des Amazonas, in Oiteiro, Prainha und Monte Alegre am

mensten haben die Indianer von Bréves auf der Insel Marajó und von Cametá am untern Tapajôz, wo sehr feine Thone vorkommen, diese bunte Keramik ausgebildet.

*) Die Grundfarbe, ein tiefes glänzendes Schwarz, heisst im Amazonenlande Cury. Es wird aus dem Russ verbrannter Palmenfrüchte, vom Curuá (Syagrus spectabilis), vom Oauassú (Attalea speciosa) u. a., — sowie aus der Macucú-Frucht (Licania glabra, heteromorpha) bereitet, ebenfalls durch cautschukreiche Milchsäfte fixirt, und mit einem glatten Körper sorgfältig polirt. Es haftet sehr fest auf der Oberfläche der Frucht. Darauf malt der indianische Künstler ähnliche Figuren wie auf den Thongeschirren mit Erd- und vegetabilischen Farben, die mit Carapa-Oel u. dergl. angerieben werden. Ausser den bereits erwähnten Farben bereitet er ein Schwarz aus den mazerirten Blättern von Eclipta erecta, und aus dem Fruchtmark des Genipapo-Baumes, Gelb aus der Wurzel der Pflanze Parari (Jussiaea), Grün aus dem eingedickten Safte einiger Beeren von Tournefortia, Blau desgleichen von Cissus und Indigo, Roth aus dem Samenüberzuge der Pacova catinga, einer Alpinia. Mit Kalkmilch behandelt, geben diese Samen ein reines Carmin. Die Cochenille ist im Amazonenlande, wie die Opuntia, worauf sie erzeugt wird, unbekannt.

meisten entwickelt, und der feinere Theil des Geschäftes in den Händen der Indianerinnen. Von Maynas kommen nach den brasilianischen Grenzländern, zugleich mit den peruanischen Strohhüten, die ein nicht unbeträchtlicher Handelsartikel sind, auch aus Holz geschnittene oder gedrechselte Becher, gleich den Cuias bemalt und mit Goldblättchen belegt. Diese Industrie soll ein deutscher Jesuit, P. Hundertpfund bei den spanischen Omaguas eingeführt haben (vergl. S. 440) und sie fand in Tabatinga und S. Paulo d'Olivenza Nachahmung.

Drei Farben, die in den Welthandel kommen, Rocou, Carajurú und Indigo (port.: Anil, tupi: Caa-uby, d. i. grünes oder blaues Laub) werden gegenwärtig im Lande erzeugt. Die beiden ersteren, schon lange vor der Entdeckung den Indianern bekannt, wurden von ihnen in so unvollkommener Weise und so geringer Menge hergestellt, dass sie erst durch europäische Industrie ein Handelsartikel werden konnten. Die Samen der Urucú- oder Rocoustaude (Bixa Orellana, vergl. II. S. 419) sind mit dem gelben Farbestoff überzogen, der beim Trocknen theilweise als ein feines Pulver (Urucú cuî) abfällt. Es wird vom Indianer nur in geringen Quantitäten gesammelt, um mit einem Oele oder Harzbalsam zusammengerieben, für die Bemalung des Körpers oder gewisser Geräthe, zumal Körbe, und Waffen zu dienen. Am einfachsten bereitet auch jetzt noch die rohe Indianerin daraus die Schminke für sich und ihre Familie, indem sie die Körner zwischen den Fingern mit etwas Oel abreibt und die Salbe in eine Flussmuschel oder ein Thonschälchen streicht. Einige wenige Urucú-Sträuche, in der Nähe der Wohnungen gepflanzt, genügen dem Bedürfniss einer ganzen Dorfschaft. Wahrscheinlich haben die Indianer Brasiliens die Pflanze aus Mexico oder Peru erhalten, wo sie häufig wild oder ausgewildert vorkommt. (Eine zweite Art, ein stärkeres Bäumchen ohne Farbstoff, kommt wild vor.) Um das Pigment im Grossen zu gewinnen, sind hie und da Anlagen gemacht worden, bei denen sich

der Tapuyo unter höherer Anleitung mit Vortheil verwenden lässt. Von den aus Samen gezogenen Sträuchen werden lichte Reihen in sonnigem, nicht zu fettem Grunde gepflanzt. Hier trägt der Strauch nach achtzehn Monden Frucht; von älteren Pflanzungen darf man jährlich zwei Ernten erwarten. Die aus den getrockneten Kapseln entnommenen Samen lassen, auf kurze Zeit in Wasser eingeweicht, einen Theil ihres gelben Staubes darein fallen; sofort unter Rollen gemahlen und auf Baumwollen-Tüchern einem Wasserstrahle mehrmals ausgesetzt, werden sie des übrigen Pigmentes entledigt, welches über dem Feuer eingedickt, unter Zusatz von etwas Salz getrocknet, zwischen Blättern in Körbe verpackt wird. Man rühmt die Indianer von Macapá als am meisten in der Industrie des Urucú erfahren. Manche Tapuyos reiben die Farben, womit sie ihren Körper bemalen, mit dem wohlriechenden Harze von Humirium floribundum oder von Amyris balsamifera an.

Auch bei der Fabrikation des Carajurú- oder Chica-Rothes und des Indigo bedienen sich brasilianische Industrielle indianischer Hände; doch sind diese beiden Artikel von sehr untergeordneter Bedeutung. Das erstere dieser Pigmente wird von den halbcivilisirten Indianern in Maynas und am Solimões bereitet. Die abgewelkten Blätter der Bignonia Chica gehen, in Wasser eingeweicht, nach zwei bis drei Tagen in Gährung über, welche den Niederschlag eines feinen dunkelrothen Pulvers zur Folge hat. Von Blattresten gereinigt und mit reinem Wasser ausgewaschen, an der Sonne in Brode zusammengetrocknet und in Turiri Bast eingewickelt, bringt es der Tapuyo in den Handel. Die Fabrikation des Indigo ist von den Portugiesen eingeführt worden, liefert jedoch nur eine wenig begehrte Sorte.

Wichtiger ist der Antheil, den die halbcivilisirten Indianer an der Bereitung des elastischen Gummi nehmen. Die Bäume (tupi: Cau-uchu, Siphonia elastica und andere Arten), welche in ihrem

Milchsafte diese wichtige Drogue liefern, sind weit durch das Gebiet des Amazonas verbreitet. Sie finden sich am Madeira, am Tapajôz, Xingú, besonders häufig im Tieflande zwischen den Mündungen dieser Flüsse östlich von Santarem, bei Gurupa, auf der Insel Marajó und überhaupt im Aestuarium des Hauptstromes. Während des Hochwassers sind nur wenige Bäume zugänglich; die Einsammlung geschieht daher vom Juli bis Januar. Unter der Leitung eines mit dem Geschäfte Vertrauten (Seringeiro), meistens eines Farbigen, werden einige Canigarus abgesendet. Sie errichten da, wo sie genug Bäume finden, aus Palmenwedeln eine flüchtige Hütte, worin sie übernachten, ihre Provision, Geräthe und Waffen bergen und den Milchsaft verarbeiten. Mit einem kleinen scharfen Beile werden an einer glatten Stelle des Stammes einzeln oder wo möglich ringsum ziemlich tiefe Einschnitte gemacht, deren Ränder ein eingeschobener Holzkeil von einander hält. Unter jeder Wunde wird ein Thonschälchen befestigt, worin sich binnen fünf bis sechs Stunden eine bis zwei Unzen des Saftes ansammeln, der anfänglich die Consistenz dicker Milch hat, allmälig aber gerinnt. In ein grösseres Gefäss zusammengegossen, bringt ihn der Seringeiro nach seinem Rancho. Hier wird aus einem Haufen angebrannter Palmenfrüchte (von der Uricury Curuá, Inaja, Attalea excelsa, spectabilis, Maximiliana regia u. a.) ein dicker Rauch entwickelt, den man durch einen irdenen Topf mit durchschlagenem Boden aufsteigen lässt, Formen von Thon oder Holz werden nun in den Milchsaft getaucht oder mit ihm übergossen und dann an einem Stock befestigt, einigemale langsam durch den Rauch geführt, damit die Schichte der Flüssigkeit austrockne. Mit Auftragen und Trocknen wird so lange fortgefahren, bis das Stück die gehörige Dicke erhalten hat *).

---

*) Das Cautschuk verliert durch die Räucherung seine helle Farbe nicht, sondern bräunt sich erst unter längerem Zutritt der Luft. So sieht man bis-

Die Industrie des Tabaks ist durch die ganze amerikanische Menschheit verbreitet, so weit die Pflanze gebaut werden kann, und es ist sehr merkwürdig, dass die Art, wie die Nicotiana Tabacum angebaut und behandelt wird, überall dieselbe ist. Auf den Antillen, in Mexico, Peru und Brasilien hat der rothe Mensch das mit so vielerlei Namen*) bezeichnete Gewächs (vergl. Glossar. 221)

---

weilen das weissliche Gummi in langen Strängen vom Baume herabhängen, oder röhrenförmig kleine Zweige überziehen. Die Omaguas nannten es Xerantâ-amby d. i. festwerdender Schleim (in der Volkssprache verdorben Seramby was eigentlich eine Muschel bedeutet, und unter welchem Namen nun auch der Abfall bei der Fabrikation begriffen wird). Diese Indianer, von denen das ganze Verfahren ausging (S. 440), formten zuerst über den auch jetzt noch häufigen Model von kleinen Calabassen. Gegenwärtig werden auch Schuhe über einen Leisten und allerlei Figuren von Thieren und Früchten über Thonmodel geformt. Für die Schuhe werden 20 und mehr Schichten nöthig erachtet. Seit zunehmender Nachfrage stellt man grössere Tafeln der Drogue auf Holz innerhalb eines Rahmens her. Mit einer Nadel werden in die nach zwei Tagen noch weiche Oberfläche Figuren eingeritzt. Spätestens nach acht Tagen kann das erhärtete Gummi aus der Form genommen werden. Ein fertiger und fleissiger Arbeiter soll in einer Woche drei Arrobas gewinnen können. Der Tapuyo bringt sein Fabrikat in einem Sack aus Turiri-Bast, oder in einem Korbe (Panacú, Patiguá, Patauá) auf den Markt; die Schuhe mit trocknen Hüllblättern von Mais ausgestopft. — Er verfertigt auch Fackeln aus dem gegrabenen Gummi (Tapicho) mit Pech (Icio-antan) und den Blättern der Jubati-Palme (Raphia taedigera). — Man sagt, dass ein Baum mit Vortheil erst nach drei Jahren wieder angezapft werden könne.

*) Die Namen für den Tabak fallen phonetisch nicht immer nach den grösseren Stämmen oder Sprachengruppen zusammen. So klingt das Yoari, Yaari, Yeury, Juli in verschiedenen Dialekten der Aruac einerseits an das Waari der Chawanthes, das Uari der Acroamirim, andererseits an das Ouani der Cherenthes und des Jouli der Callinago. Die Camacan sagen Hiäh,

nach derselben Methode cultivirt, verschieden nur nach den durch geographische Lage und besondere Oertlichkeiten gebotenen Rücksichten. Ja, wo der Indianer über sein persönliches Bedürfniss hinaus eine grössere Tabakpflanzung (Pytyma-tyba) anlegt, bereitet er sie mit mehr Sorgfalt vor, als die seines wesentlichsten vegetabilischen Nahrungsmittels, der Mandiocca. Gar oft nämlich bestellt er nur eine natürliche Lichtung des Waldes mit dieser Nährpflanze, und erspart sich die Mühe, einen Theil des Waldes dafür niederzuschlagen, abzubrennen und auszuroden; wo es aber gilt, Tabak anzubauen, da wird der Grund im Urwalde in der allgemein üblichen Weise *) für die Pflanzung vorbereitet, sorgfältig mit den jungen Pfläuzchen bestellt und bis nach der Ernte rein gehalten. Die Samen pflegt auch der rohe Indianer wegen ihrer Kleinheit mit Sand, oder um sie zugleich vor deu Ameisen, dem schlimmsten Feinde tropischer Landwirthschaft zu schützen, mit Asche vermengt in den Boden zu bringen. Die junge Saat wird vor directen Sonnenstrahlen bewahrt, und wenn eine Spanne hoch, in Abständen von drei Fuss verpflanzt. Die Pflanze erreicht eine Höhe von etwa vier Fuss; ehe sie aber vollständig in Blüthe geht, werden der oberste Theil und die Nebentriebe weggebrochen. Haben die Blät-

---

die Warrau Ahä. Das Cogioba oder Cohiba der Bewohner der grossen Antillen, Cohóbba, Petr. Martyr. ed. 1574 p. 109, erinnert an eine Tupi-Form (Co-i-oba, kleines Kraut in der Pflanzung).

*) Im Allgemeinen pflegen die Indianer mit festen Wohnsitzen für ihre Pflanzungen (tupi: Cô, Copixaba) allerdings Theile des Urwaldes umzuhauen, die gefällten Bäume zu verbrennen und dann den gereinigten Grund zu bepflanzen. Die Colonisten haben diese Landwirthschaft nachgeahmt und beibehalten. Das vom Indianer in dieser Weise bestellte Feld ist aber immer von geringem Umfange (etwa ein bis zwei Morgen). Nur civilisirtere und zu grössern Urbarmachungen vereinigte Tapuyos lichten grössere Flecke im Walde. Für eine Tabakpflanzung (pytyma-cô) werden oft nur einige Quadratklafter gereinigt.

ter die gewünschte Grösse erreicht, so werden sie am Morgen oder Abend abgenommen, auf der Erde im Schatten ausgebreitet, bis sie gelb geworden, dann drei oder vier Tage lang der Luft und dem Thau ausgesetzt. Hierauf werden sie an der Küste mit Meerwasser, im Continente mit süssem Wasser (von den Colonisten auch mit Melasse) bespritzt, und nach Abstreifung des starken Mittelnerven zusammengedreht. Diess ist im Allgemeinen der Process, welchen schon die Autochthonen der Antillen befolgten, bei denen die Entdecker locker gerollte und von einem festen Blatte oder Baumbast zusammengehaltene Tabakblätter als die primitive Form der Cigarre (Tobaco) fanden. Für den Handel nach Guinea lernten dann die Indianer an den atlantischen Küsten die Blätter in grosse tauförmige Rollen zusammendrehen. In Maynas und Alto-Amazonas, wo die Pflanze üppig gedeiht und ein edles Arom entwickelt, pflegt man die Blätter in 5 — 6 Fuss lange, in der Mitte 2 Zoll dicke Würste zusammenzudrehen und mit dünnen Bändern des Uarumá-Rohres fest zu überwickeln (Pytyma antam). Dieser sehr feine Tabak, welcher besonders zu kostbarem Schnupftabak (Pytyma cuî) verarbeitet wird, ist unter der Leitung der Colonisten eine wichtige Manufactur der aldeirten Indianer in Borba, Serpa und hie und da am Solimões geworden. Neben der, im Amazonenlande so sehr vernachlässigten Mehl-Industrie bietet keine andere gleich grosse Vortheile, um den Tapuyo durch eine gewinnreiche Thätigkeit an ständige Wohnsitze und ein fruchtbares Familienleben zu fesseln. Sie wird jedoch nur schwach betrieben. — Wir bemerken hier noch, dass in den südlichsten Gegenden des Reiches die Indianer ehemals die Nicotiana Langsdorffii statt der N. Tabacum in Gebrauch hatten, und dass das spontane Vorkommen der Pflanze am Puruz und an der Montaña von Maynas zwar von mehreren Reisenden berichtet, jedoch noch nicht mit voller Sicherheit constatirt ist*).

*) Lery (ed. 1585, p. 202) gibt ausdrücklich an, dass die Tupis in der Nähe

Der Gebrauch des Cacao war den Indianern dieses Gebietes vor der Einwanderung der Europäer unbekannt; höchstens verwendeten sie, von Hunger gezwungen, die Samen als Nahrung. Gegenwärtig bringen selbst rohere Banden aus abgelegenen Gegenden geringe Quantitäten zum Tausche herbei, und die kleineren und bitteren Bohnen des wilden Cacao werden von manchen Handelsleuten dem aus künstlichen Pflanzungen vorgezogen. Am untern Amazonas, wo der Baum besonders gut gedeiht, bedecken, zumal zwischen Obydos und Almeirim, natürliche und künstliche Pflanzun-

---

von Rio nicht die Nicotiana von Florida, die Pflanze Uppowock Virginiens, geraucht hätten. Alle Thatsachen deuten darauf hin, dass Südamerika dieses Genussmittel aus der nördlichen Hälfte des Continentes erhalten habe. Die alten Völker im Stromgebiete des Missisippi rauchten Tabak aus Pfeifen von Stein oder gebranntem Thon, die mancherlei Menschen- und Thiergestalten darstellten. Man findet dergleichen häufig in Todtenhügeln. Von den canadischen Seen bis nach Tenessee, Alabama, Florida und Mexico war der Tabak im Gebrauche, als Europäer den neuen Continent betraten. In Mexico war damals sowohl Rauchen als Schnupfen in Uebung, und man kannte die beiden Arten: Pyeiyetl, Nicotiana Tabacum, und Quaichyetl, N. rustica. Auch die Indianer auf den Antillen haben den Tabak wohl ohne Zweifel aus Nordamerika kennen gelernt. Bei den alten Peruanern herrschte die Sitte, das Pulver der Pflanze, die sie Sayri nannten, zu schnupfen; und das Kraut wurde als Heilmittel angewendet. Auch die jetzigen Indianer Nordamerikas rauchen den Tabak (in der Dakotah: Candi) aus vielgestaltigen Pfeifen (Candu-hupa). Die Friedenspfeife (Candu-hupa mdaska, das s. g. Calumet) besteht gleich der europäischen Pfeife aus Kopf und Rohr, letzteres mannigfach mit Federn und Haaren verziert. Die Ceremonien, welche die Schlangen-Indianer im südlichen Oregongebiete bei der Anzündung der Friedenspfeife, nach dem Berichte eines Augenzeugen, de Smeet, feiern, lassen vermuthen, dass hier die Reste eines Opfercultus im Spiele sind. Vergl. Martius Flora Bras. fasc. VI. Solanaceae, 1846, p. 191 ffl. Tiedemann, Geschichte des Tabaks, 1854.

gen die Ufer in weiter Ausdehnung mit ihrem lachenden Grün, und hier werden auch Indianer zur Pflege uud Ernte verwendet. Da jedoch für diesen Theil der Landwirthschaft, annähernd an das allgemein übliche Plantage-System der Colonien, Sclaven verwendet werden, so fällt der Arbeitsantheil der rothen Raçe wenig ins Gewicht. Für einen landwirthschaftlichen Betrieb, der zu gewissen Zeiten zuversichtlich auf seine Arbeitskräfte zählen muss, ist der freie Tapuyo nicht zuverlässig genug*).

*) Der Baum liebt jenen fetten und feuchten schwarzen Grund, wie er die nächsten Ufer des Stromes bildet und durch die Ueberfluthungen von Jahr zu Jahr befruchtet, oft aber auch zum Nachtheile des Pflanzers weggespült wird. Man legt die Samen im Monat August in Gartenbeete; die jungen Pflänzchen werden vor Trockenheit, directem Sonnenstrahl und Ameisen bewahrt, im Januar reihenweise, etwa 8—10 Fuss weit von einander, in die Pflanzung versetzt und auch hier, bis sie erstarkt sind, durch dazwischen gepflanzten Mais, Bohnen, Pisang u. dgl. geschützt. In guten Lagen giebt der Baum, drei Jahr alt, die erste Frucht im October und November, und fortwährend bis ins siebzigste Jahr eine Sommerernte in den ersten Monaten, eine stärkere Winterernte im Juni und Juli. Schon bevor die erste vorüber ist, zeigen sicb die Blüthen für die zweite. Er düngt sich selbst seinen Grund mit den abfallenden Blättern; ausserdem muss die Pflanzung von Unkraut rein gehalten werden. Für 1000 junge Bäume oder für 2000 alte rechnet der Pflanzer einen Arbeiter. Von 1000 Bäumen erwartet man jährlich 25 bis 50 Arrobas trockner Bohnen. Bei der Lese, dem Eröffnen der kürbissartigen Fruchtkapseln, dem Trocknen der Samen auf geflochtenen Matten (Typé) und der Verpackung in Körbe (Patuá, Goaturá, Panacú) leistet der Tapuyo zuverlässigere Dienste als bei der Pflege junger Bäume. Die alkalinische Asche der Fruchtschaalen wird zur Seifenbereitung verwendet. Den süsssäuerlichen Saft aus der schleimigen Samenhülle, durch Reiben der Samen über einem Siebe abgesondert, setzen nicht blos die Colonisten, sondern auch die Indianer in Gährung, um ein erfrischendes Getränke zu erhalten.

Mehr als durch alle die erwähnten Geschäfte ist der Indianer im Dienste des Welthandels thätig, indem er die von der Natur ohne menschliche Pflege dargebotenen Producte einsammelt, welche wir bereits oben (S. 532) aufgeführt haben. Um das Culturgemälde, welches uns hier beschäftigt, zu vollenden, werfen wir noch einen Blick auf diese Naturerzeugnisse. Mit ihnen allen war der Indianer vertraut, ehe er mit dem Europäer zusammentraf und dieser hat von ihm die erste Kenntniss derselben erworben, Anwendung und Gebrauch aber im Verhältniss seiner kosmopolitischen Stellung ausgedehnt und erweitert.

In unbevölkerten, von den Fortschritten der Wissenschaft nur leise und spät berührten Gegenden erhalten sich Traditionen von wunderbaren Naturerscheinungen und seltenen Landeserzeugnissen mit grosser Lebendigkeit. So vernahmen auch die Jesuiten von einem köstlichen Zimmtbaume, den Gonzalo Pizarro (1539) im obern Amazonas-Gebiete entdeckt habe. Glieder des Ordens waren in Ostindien Zeuge von der Wichtigkeit des Zimmthandels gewesen, und als ihnen aus den Waldungen von Gurupá und von Rio Xingú eine Rinde bekannt wurde, die gewissermassen das Arom vom Zimmt und von den Gewürznelken vereinigt, so brachten sie dieselbe, als Nelkenzimmt, Cravo, Páo Cravo, mit der dem Orden eigenen Energie in den Handel. In den ersten Decennien des vorigen Jahrhunderts wurden davon jährlich mehrere tausend Arrobas nach Lissabon versendet. Gegenwärtig ist die Drogue fast aus der Nachfrage gekommen. Einsammlung, Zubereitung und Verpackung geschah, unter der Leitung von Laienbrüdern, durch die Indianer der Missionen. Sie nannten die Rinde wegen des stechenden Geschmackes gleich der Beissbeere Imyra (Moira) quiynha. Der Baum, zu den Lorbeeren gehörig (Dicypellium caryophyllatum) hat eine sehr ausgedehnte Verbreitung vom Küstenlande bis tief nach Westen, besonders häufig zwischen dem Tapajôz und Madeira; auch in Maynas, wo er Espingo heisst. Er wächst oberhalb des eigent-

lichen Ygapô-Waldes, an trocknen, reinlichen Stellen und mehr einzeln, als zu dichten Beständen genähert. Gewöhnlich wird der Baum schonungslos gefällt, eben so wie diess in Peru mit den Fieberrinden-Bäumen geschieht, die Rinde, gleich dem Zimmt, abgeschält und in zwei Fuss lange, einen Zoll dicke Stäbe zusammengerollt. Etwa 20 von diesen in Päcke (Mamana), von 50 bis 60 Pfunden Gewicht mit einer Liane zusammengebunden, pflegt man zwischen Blättern oder in Körben zu verpacken. Man unterscheidet zwischen Cravo grosso, tupi: Imyra quiynha pöaçú, und Cravo fino, tupi I. q. poî. Jener trägt noch die borkige Oberrinde, an diesem ist sie mit dem Messer abgeschabt. — Die Indianer kennen und benützen als Heilmittel noch mehrere Lorbeerarten, von denen wir hier nur noch die s. g. Casca preciosa (Mespilodaphne pretiosa, Pereiorá in der Tupí oder Baré) nennen. Es ist diess, nach den von Alex. v. Humboldt mitgebrachten Exemplaren die Canelilla oder Varimacu am Orinoco (Humb. ed. Hauff III. 257, Meissner in Mart. Flora Bras. Fasc. 41 p. 199.).

Mühsam und gefährlich ist auch die Einsammlung der Salsaparilha (tupi: Sipo eêm, Sepo-im, d. i. süsse Liane). Die Expedition braucht sich nicht so weit vom Flusse weg in die Wälder zu vertiefen; aber sie muss aus den Hauptflüssen weit in die Nebengewässer hinaufgehn. Diese stachlichten Schlingsträuche (Smilax papyracea, officinalis, syphilitica, cordato-ovata u. a.), deren lange, aus dem Wurzelstock hervorgetriebene Seitenwurzeln das geschätzte Heilmittel liefern, wachsen nämlich vorzugsweise im Wasserwalde (Caa-ygapô); sie müssen desshalb auch während der niedrigeren Wasserstände aufgesucht werden. Der Indianer haut sie mit seiner Waldsichel (Kiçe apara) möglichst nahe am Stocke ab; nach der ihm gewohnten Raubwirthschaft aber zieht er jüngere Pflanzen ganz aus dem Boden, was die zunehmende Seltenheit des Gewächses zur Folge hat. Die Wurzeln werden am Stapelorte über leichtem Feuer auf einem Lattenroste ausgebreitet, getrocknet und dann

in grosse cylindrische Päcke zusammengeschnürt. Auch bezüglich dieses werthvollen Handelsartikels hat sich der Tapuyo die Präcepte der Missionäre angeeignet. Er schätzt die Güte seiner Waare je nach dem Grade ihrer Trockenheit, und wenn sie staublos (tupi: cüi eyma), d. h. von Würmern nicht angefressen ist. Er bringt den Artikel, von den verschiedenen Arten ohne Unterschied gesammelt, auf den Markt, hilft aber wohl den Handelsleuten bei der Sortirung in eine gröbere Waare (die von Smilax ornato-ovata kommt, Sipo eêm cagica) und feinere (Sipo eêm pot).

Auch bei der Einsammlung des Copaiva-Balsams wird der Indianer verwendet; seine Spürkraft erprobt sich zumal im Auffinden der Bäume, die gleich allen andern in den tropischen Ländern keine geschlossenen Bestände bilden, sondern zerstreut, jedoch hie und da, besonders am Rio Purûz, gesellig wachsen. Man unterscheidet zwischem gelbem und farblosem Balsam (Cupauva-juba) und -tinga. Jener soll von Copaifera multijuga, dieser von C. guyanensis, Martii und Jacquini stammen. Der aus den angezapften Bäumen tröpfelnde Balsam wird in Thongeschirren (Potes), die 9 Canadas, etwa 20 Liter halten, oder in kleinen Fässern aufbewahrt. Die Expeditionen bleiben oft viele Monate aus, und sind nicht gefahrlos, weil sie sich bei längerem Aufenthalte in den Wäldern den Anfällen feindlicher Horden aussetzen müssen.

Schloss und Riegel sind dem Indianer unnöthige und unbekannte Dinge; doch verschliesst er manchmal die niedrige und tragbare Thüre seiner Hütte, besonders gegen Wind, mit einer Schlinge (tupi: Piaçaba) aus zähen Pflanzenfasern. Dergleichen, von den Blattstielen der Cocospalme genommen, den sogenannten Coir, hat er erst nach der Verbreitung jenes edlen Gewächses durch die Europäer an den atlantischen Küsten (wo es vorher nicht heimisch war) kennen gelernt. Aber ein analoges Material lieferten ihm andere Palmen, im östlichen Brasilien die Attalea funifera Mart., und im Gebiete des Rio Negro die Leopoldinia Piassaba Wallace. Die

Blattstiele der letzteren Pflanze laufen am Rande in ein den Stamm bis zu unförmlicher Dicke überziehendes Fasergewebe aus, das allmälig in bandartige Streifen, endlich in Lappen und Stränge zerschlitzt, fünf bis sechs Fuss herabhängt. Diese Fasern werden von jüngeren Blättern abgeschnitten und in grossen konischen Bündeln auf den Markt gebracht. Weiber und Kinder braucht der Indianer bei diesem Geschäfte, dem eine besondere Gefahr von einer giftigen, zwischen den Fasern wohnenden Schlange droht *).

Der mächtige Lorbeerbaum (Nectandra Puchury) welcher die s. g. Pechurim, richtiger Puchury (Puxiri) -Bohnen liefert, ist weit durch das obere Stromgebiet des Amazonas verbreitet, und besonders häufig in den Niederungen zwischen dem Rio Negro und Yupurá. Die Samen, aus dem Fruchtfleische und der sie unmittelbar umgebenden festen Schale an Ort und Stelle herausgenommen, an der Sonne getrocknet, werden in rohen Körben oder Matten zum Verkauf gebracht. — In ähnlicher Weise wird auch die wohlriechende, vorzüglich zur Durchdüftung des Schnupftabaks verwendete Tonca-Bohne (der Same von Dipterix odorata) aus der festen Schaale genommen und rasch getrocknet. — Mühsamer gewinnt der Tapuyo die Maranháo-Mandel, die Samen des colossalen Nia- oder Juvia-Baumes (Bertholletia excelsa), der ziemlich gesellig vorkommt,

---

*) Die portugiesische Regierung hatte diesen Artikel monopolisirt. Sie unterhielt am Padauari, einem nördlichen Beiflusse des Rio Negro, dessen Ufer reich an Piaçaba wie an Copaiva-Bäumen und Salsaparilha sind, eine Factorei, und liess durch Barés-Indianer die Fasern zu Kabeltauen und laufender Takelage, jedes Stück von 60 Klafter, zusammendrehen. Jetzt geschieht diess in Manáos und im Arsenal von Pará. Die grösste Menge des rohen Materials aber geht nach England, wo Besen, grobe Bürsten und Matten daraus fabrizirt werden. Die Barés nennen die Pflanze Chiquechique, womit im östlichen Brasilien die grossen stehenden Fackeldisteln (Cereus) bezeichnet werden.

aber den Sammler mit dem Falle seiner Früchte, von der Grösse eines Kindskopfes, gefährdet. Diese werden mit einem Beile geöffnet, und die nussförmigen Samen, aus welchen man ein fettes süsses Oel presst, gelangen oft nur als Ballast der Fahrzeuge in den Handel. — Das Andiroba-Oel, aus den Samen des Carapa-Baumes (Carapa guyanensis), ist bitter und nur zur Beleuchtung oder zum Anreiben mit Farben tauglich. Die Versuche, es in den Handel zu bringen, sind desshalb missglückt; doch lassen betriebsame Landwirthe es da, wo der Baum häufig wächst, für den Hausgebrauch von den Indianern sammeln. — Besonders für den Schiffbau ist das Harz (Jagoara-cyca, Icica antan, Cicantâ) von mehreren Bäumen der Gattung Icica, und der faserreiche, elastische Bast zum Kalfatern (Tauriri oder Turiri, von vielen Myrten-artigen Bäumen, Couratari Tauari, Lecythis coriacea, ovata u. a.) in Nachfrage. Als von geringerem Werthe endlich muss noch die Wolle angeführt werden, welche die grossen Capselfrüchte mancher dickstämmigen Bombaceen auskleidet. Die weisse Wolle von Eriodendron Samaúma wird mehr geschätzt, als die gelbliche von Bombax Mungúba. Man hat beide Sorten für Polster und leichte Hutmacherarbeiten ausgeführt, doch ohne dass sie sich für die europäische Industrie preiswürdig bewährt hätten. — Alle diese Artikel werden von Indianern gesammelt, entweder auf eigene Rechnung, oder durch Expeditionen, die von Weissen ausgerüstet werden. So wünschenswerth es auch ist, dass alle diese Gaben einer reichen Natur dem menschlichen Kunstfleisse zugeführt werden, so fällt in staatswirthschaftlicher Beziehung doch der grosse Nachtheil ins Gewicht, dass der Urbewohner des Landes durch das Geschäft der Einsammlung Monate lang seiner Familie entzogen und fortwährend in dem angeerbten Nomadenthume erhalten wird, anstatt sich an die Vortheile eines sesshaften Landbaues und geregelten Bürgerthumes zu gewöhnen.

Unter den oben (S. 708) angeführten Horden am nördlichen Ufer des Amazonas werden auch zwei genannt, die in der Mythe von den Amazonen eine Rolle spielen: die Cunurís und die Guacarás *), Guacarís, oder Oacarys. Jene sollen es gewesen seyn, mit denen Orellana i. J. 1542 einen Kampf bestand, an dem sich streitbare Weiber betheiligten: die Thatsache, welche dem Strome den Namen verliehen hat. Sie ist jedoch nicht die erste Quelle der Sage von amerikanischen Amazonen, denn diese liegt viel weiter zurück, in dem ersten Berichte von der Entdeckung der neuen Welt **). Die Guacarás werden als die von den mannhaften Weibern Begünstigten genannt (bei Gili heissen sie Vokearos), welche sich von Zeit zu Zeit bei ihnen einfinden durften, und denen die männlichen Sprösslinge aus solcher Verbindung übergeben wurden (Christ. d'Acuña, Relation etc. trad. par Gomberville S. 183). In der brasilianischen Literatur wird die Amazonensage auch neuerdings erwähnt (vergl. Cerqueira e Silva Corograf. paraënse 125, Araujo e Amazonas Diccion. 360); aber eine kritische Zusammenstellung der Nachrichten (durch Gonçalv. Dias, in Revista trim. XVIII, 1855, S. 5 — 66) berechtiget zu dem Schlusse, dass es in Amerika keine Amazonen-Republik gäbe oder je gegeben habe. Der

*) Die Anfangs-Sylbe gua, hier wie einst bei den Tainos in Uebung (P. Mart. de rebus oceanicis, ed. 1574, 385), scheint nicht sowohl Artikel als ein Demonstrativum.

**) Wahrscheinlich ist die classische Wohlberedheit von Petrus Martyr Quelle des Mythus. Er erzählt (a. a. O. S. 16) es sey den Gefährten des Columbus berichtet worden, dass die Insel Madanina (Martinique) blos von Weibern bewohnt sey, welche, gleichwie einst die Amazonen von Lesbos die Thraker, so die Canibales zu gewissen Zeiten bei sich aufnähmen, die aufgesäugten Knaben den Vätern zurückgäben, die Mädchen behielten. Später jedoch (S. 307) beschränkt er selbst seine Nachricht dahin, dass die Weiber in Abwesenheit der Männer, gleich diesen Pfeile führend, Fremden den Zutritt nicht gestatteten, woher wohl die Sage von allein wohnenden Weibern entstanden sey.

Mythus, welcher ohne Zweifel nicht hier entsprungen, sondern aus der Schule europäischer Gelehrsamkeit übertragen und in der bezeichneten Gestalt auch unter den Indianern lebendig geworden, nimmt die Theilnahme des Ethnographen besonders eben dadurch in Anspruch, dass er unter der einheimischen Bevölkerung so fruchtbaren Boden gefunden hat. Diess ist aber bei dieser Raçe, gemäss ihrem geistigen Vermögen und dem Gedankenkreise worin sie sich bewegt, leicht erklärlich. Dem Urbewohner Amerika's wird es leichter, das Seltsame und Ungewöhnliche aus den Kreisen des realen Lebens in sich aufzunehmen, als das Wunder aus der Sphäre einer idealen Welt. Daher findet man bei ihm nur äusserst selten eine wirkliche, in die Tiefe gehende Empfänglichkeit für die abstracten Lehren der christlichen Kirche, und die Beispiele, dass er dafür zum Proselyten werde, lassen sich zählen. Dagegen aber haftet er gerne an Erzählungen, die seine Einbildungskraft beschäftigen, und er vermag wohl, mit dem ihm eigenthümlichen Humor, das Ungewöhnliche, Groteske und Wilde zu vergrössern, das Seltsame bis zum Ungeheuerlichen und Schrecklichen auszumalen. Auf diesem psychischen Grunde ruhen die zahlreichen Mährchen von ausserordentlichen Dingen und Naturerscheinungen, denen man, mehr oder weniger gleichförmig erzählt, in auffallender Verbreitung, bei fern von einander wohnenden Stämmen begegnet. Leichtgläubig und ohne Kritik hört er das Erzählte an and setzt es in vermehrten Umlauf. Dass er die an ihn von Europäern gestellten Fragen mit einem „Ipu", d. i. „wohl möglich" beantwortet, dann aber selbst an die ihm unter den Fuss gegebene Frage glaubt, kann man bei längerem Umgange wahrnehmen. Hierin eine Quelle der vielen Wundersagen, womit die Conquistadores ihre Berichte ausstatten konnten, und hierin der Grund, dass auch die Amazonenfabel uns an mehreren Orten (vergl. Spix u. Martius Reise III. 1092) begegnet *).

*) Wir beschränken uns hier nur auf die Bemerkung, dass dem Frey Gaspar

Zur Ausmalung dieser Sage sind auch die sogenannten Amazonensteine (Pierres divines) benutzt worden, indem man als ihr Vaterland das Revier der Amazonen bezeichnete, wobei sich die Indianer, wie in andern Fällen, den Suggestivfragen der Europäer nach dem Vorkommen jener Steine anbequemten. Von allen Zierrathen, welche die Indianer des Amazonas - Gebietes an sich zu tragen pflegen, stehen ihnen die „grünen Steine, Ita ybymbae" im höchsten Werthe, und diess mit allem Rechte, denn sie besitzen sie als Erbstücke aus unvordenklicher Zeit, oder als neuere Erwerbungen eines Tauschverkehres auf weiten, unbekannten Wegen. Es sind cylindrische, tafelförmige oder in andere regelmässige Formen gebrachte und glattpolirte Stücke eines lauchgrünen oder grünlich-grauen

---

de Carvajal, dem Begleiter Orellana's (Herrera Dec. VI. L. 9 C. 4 p. 377) nur durch einen Indianerhäuptling von „Cunha puyr uara" d. i. einem Weibe, das sich den Mann versagt (diess, und nicht „mächtige Weiber" bedeuten die Worte), berichtet worden. Nuño de Gusman berichtete (8. Juli 1530) an Carl V. von Omitlan aus, dass er in die Provinz Azatlan zu den dort wohnenden Amazonen einzudringen beabsichtige. Die Nachrichten von Hernando Ribera, bei Cabeza de Vaca (Ternaux VI. 490) reihen an die Sage von kriegerischen Weibern, welche von Einem aus ihrer Mitte befehligt würden, noch eine andere an, von einem Zwergenvolke, die Jene bekriegen. Cypriano Baraza (1700, Lettr. édif. VIII. S. 101) kennt die Amazonen bei den Tapacurés eben so nur vom Hörensagen, wie der Indianerhäuptling Pacorilha, dem Condamine nacherzählt; und die Aikeam benano, d. i. in der Tamanaca „Weiber, die allein leben", hat Gili nicht gesehen. (Vergl. Humboldt, ed. Hauff III. 399.)— Fragt man aber jetzt am Amazonenstrome nach den Cunhaetá imenu eyma d. i. den Weibern ohne Männer, so erfährt man nur die ständig gewordene Fabel, vielleicht noch weiter dahin ausgeschmückt, dass sie auf dem unzugänglichen Gebirge Icamiaba oder Jacamiava wohnen, worin die Quellen des Rio Nhamunda liegen. Diess Wort bedeutet in seiner reineren Form (Jacanhémo-aba): sich vor dem Mann fürchten.

Saussurit (Jade, Jade nephritique), die sie als Amulete gegen Krankheiten, Schlangenbiss und schwere Geburt, allein oder neben andern Schmucksachen, an den Hals hängen. Wegen ihrer vermeintlichen Heilkräfte heissen sie Ita-poçanga, Arzneisteine. Ihre Lagerstätte *) ist zur Zeit eben so unbekannt (vergl. Humboldt ed. Hauff III. 392, IV. 112), als die Geschichte ihrer Bearbeitung. Auch die Caraiben der Inseln besassen solche Steine (Tlimá paracouá balou balou, d. i. geglättete, weit aus dem Continent); und die Weiber unterschieden die wirksamen Tácoulaoua (tupi: Itá curao, Zaubersteine), von den unächten, Maconabou.

23. Die Galibis.

In das nördliche Grenzgebiet der Provinz, an den Rio Carassany (welchen die brasilianischen Geographen für den Rio Vicente Pinçon Condamine's halten) verlegen neuere Berichte mehrere Banden der Galibis. Es ist diess derselbe Stamm, der jenseits der nördlichen Grenze in der französischen Colonie Cayenne schon bei der Besitznahme des Landes durch die Franzosen den grössten Theil der indianischen Bevölkerung bildete. Gegenwärtig wird diese von meinem Freunde Dr. Sagot, welcher mehrere Jahre als Arzt in Cayenne gelebt und mir schätzbare Mittheilungen über sie gemacht hat, auf höchstens 2000 Köpfe angeschlagen. Auf brasilianischem Gebiete sind die Galibis nur durch wenige Familien repräsentirt. Alle Zahlangaben jedoch über die noch in völliger Freiheit lebenden und oft nomadisirenden Glieder des Stammes sind unsicher,

*) Es scheinen sogar unter dem Namen des Amazonensteines mehrere im Mineralsystem verschieden gruppirte Gesteine vorzukommen. So wird auch der Nephrit (Punamu der Neuseeländer), ein dichter Tremolith, zu dem Werners Beilstein gehört, Jade nephritique genannt; der ächte Amazonenstein dagegen zum Feldspath (Species: Orthoklas) gerechnet. (Er ist wahrscheinlich durch Kupferoxyd gefärbt).

diess um so mehr, als sich in den entlegenen Indianerdörfern auch Buschneger und allerlei Farbige, oft Ausreisser und flüchtige Verbrecher, aufhalten, die im Allgemeinen hier von der weiblichen Bevölkerung nicht ungern aufgenommen werden, während die Männer gegen die schwarze Raçe eine stärkere Abneigung an den Tag legen, als gegen die weisse. Etwa dreihundert Köpfe gehören zum Stamme der Tupis; es sind die Oyambis (p. 708), deren Vocabular (II. 320) einen ziemlich reinen Dialekt darstellt. Von ihnen, die sich erst nach Erscheinung der Portugiesen an der Amazonas-Mündung (1620—30) hierher geworfen haben sollen, ist nichts Eigenthümliches zu berichten. Einige schwache Banden, die Palicur, sind wahrscheinlich aus verschiedenen grösseren Gemeinschaften im Westen und Norden zusammengelaufen. Sie sprechen einen Dialekt (Vgl. II. 324) mit Anklängen aus dem der Atorai, der Aruac und Manáo. Auch Aruac (Arouagues der Franzosen), früher zahlreich, leben hie und da zerstreut noch im Innern des Landes, während sich der Hauptstock des einst mächtigen Volkes noch weiter gegen Norden behauptet und seine westlichsten Banden bis jenseits des Meerbusens von Maracaibo vorgeschoben hat. In den westlichsten Districten der Colonie hausen, noch wenig gekannt, zerstreute Haufen, die von den Colonisten unter dem gemeinsamen Namen der Emerillons, d. i. Sperber, oder Rocouyènes begriffen werden. Der erstere Name ist eine Uebersetzung von Caracará, wie in der Tupi-Sprache verschiedene nomadische Haufen heissen, oder von Guibunava (spanisch Guipunavis), wie in der Tamanaca mehrere wilde, der Anthropophagie beschuldigte, unbotmässige Horden im Gebiete des Orinoco genannt werden. In einem verdorbenen Caraibendialekte heissen diese Guibunava auch Woyawai, und sie werden als ein Bruchtheil des Caraibenvolkes betrachtet. (Vergl. einige Worte nach Schomburgk II. 342.)

Den grössten Antheil, mehr als die Hälfte der indianischen Bevölkerung bilden die Galibis, die sich selbst Calina nen-

nen. (Es sind die Yaos des Laet, Nov. Orbis, p. 642.) Wie alle Indianer, die längere Zeit mit den Weissen in Berührung stehen, haben sie grosse Einbusse an Volkszahl, körperlicher Energie und Ursprünglichkeit der Sitten erlitten. Der Name Galibis (Calibites), womit die Colonisten von Cayenne diese Leute bezeichnen, ist nach einer allgemeinen und wohl auch gerechtfertigten Annahme eine Abwandlung des Wortes Caribi. Von den Brasilianern werden sie Carìbi, Caripúna, Caripuná oder Caripina genannt. Wir bemerken hier, wo es sich darum handelt, den Begriff des Caraiben-Volkes zu beschränken und ihn dadurch fester zu stellen, dass den auf dasselbe angewendeten Bezeichnungen verschiedene Bedeutungen zu Grunde liegen, die auch auf eine Beziehung zum Tupi-Volke hinweisen, und dass die ausserordentlich grosse Verbreitung, die man dem Caraiben-Volke zugeschrieben hat, eben in der Unbestimmtheit gründet, womit verwandtlautende aber nicht gleichbedeutende Namen Anwendung fanden. Es spielen nämlich in dem Worte Caraibe, nach seiner populär gewordenen Gesammtverbreitung genommen, drei Begriffe unter einander. Cari in der Kechua- und andern Sprachen im Westen Südamerikas bedeutet Mann, bei den Yuracarés Mensch; ist aber auch eine der am häufigsten vorkommenden Bezeichnungen für verschiedene Horden des Tupivolkes (Oben 200). Caripuna ist ein gemischtes Wort aus Cari und une, oni, Wasser, wird aber nicht blos zur Bezeichnung von „Wassermann“ angewendet, sondern gilt im Munde der Colonisten und friedlichen Indianer für feindselige räuberische Haufen, wobei man an ihre Zusammengehörigkeit mit jenen Barbaren nicht denkt, die zuerst auf den antillischen Inseln als Caraiben Gegenstand des Abscheues und Entsetzens waren. Man begegnet dem Namen Caripuna an der Küste von Pará wie am obern Rio Branco und Rio Negro, am Yupurá wie am Solimoês, an dessen südlichen Zuflüssen und am Madeira. Die Jaûn-avô an letzterem Strome (vergl. o. 415) nennen sich selbst so (je, ich, une, Wasser, avô = aba Mann) in einem ver-

dorbenen Dialekte; und weil sie Feinde der Nachbarn sind, geben diese ihnen den Namen Caripuná. Es kommt auch noch die sehr weithin herrschende Sitte, sich die Stirne roth zu färben und das Haupthaar rings um den Scheitel abzuscheren, um furchtbar zu erscheinen, hinzu, diesen Namen ohne ethnographische Kritik weiter und weiter auszubreiten. So galt der Jupuá, welchen ich am Yupurá sah (vergl. Reise III. 1274, und sein Bild im Atlas) nach Körperbildung, Haarschur und Bemalung für einen Stammgenossen der Caraiben. Diesen werden, wegen ähnlicher Nationalabzeichen, auch die Yaguas zwischen Nauta und Pebas am Amazonenstrome zugezählt (Castelnau Exped. V. 17), deren Jargon (Glossar. 296) tiefgemischt und verdorben scheint.

Die Calina oder Galibis sprechen einen Dialekt, der dem Idiom der eigentlichen Caraiben verwandt ist, aber in ihrer körperlichen Erscheinung und ihren Sitten weichen sie wesentlich von ihnen ab, und kommen weit eher mit den Küsten-Indianern Nordbrasiliens, welche übrigens schon um einige Schritte in der Civilisation voraus sind, und mit den sesshaft gewordenen Banden des Gêz-Volkes in Maranhão überein. Es sind breitgebaute, wohlproportionirte Leute, von mittlerer Grösse oder eher unter als über derselben. Sie sind ziemlich fleischig, jedoch ohne eine sehr stark entwickelte Musculatur. Der Kopf ist rund und breit, die Stirne ziemlich niedrig; das glänzendschwarze, schlichte Haupthaar hängt unbeschnitten herab. Die nicht grossen, bisweilen etwas schief nach Aussen stehenden Augen sind von wenig hervortretenden, selten oder gar nicht behaarten Brauen überwölbt. Die Backenknochen stehen merklich vor, und die Nase, meistens breit und kurz, ist nicht stark nach Oben gewölbt, eher niedergedrückt; die Lippen sind nicht dick; das Kinn ist kurz und rund. Der Gesammtausdruck dieser Physiognomie (die eben so wie die der Indianer in Ostbrasilien an die mongolische Bildung erinnert) hat etwas Weibliches (Sagot). Die Hautfarbe ist von einem blassen Braun, leichter als beim Mulatten;

aber wie bei den s. g. Rocouyènes durch häufige und allgemeine Einreibungen mit Orleanfarbe geröthet. Auch diese Indianer sind weniger empfindlich gegen die Kälte als die Neger; sie schwitzen wenig, ihr Hautsystem ist wenig erregbar. Nach der Meinung der Colonisten haben sie, bei grosser Beweglichkeit des schmiegsamen Körpers, keine beträchtliche Muskelkraft, um die Arbeiten des Landbaues mit Energie und Ausdauer zu leisten. Die unter ihnen herrschenden Krankheiten sind Fieber, Rheumatismen, Verdauungsbeschwerden und acute Unterleibskrankheiten. Die Athmungsorgane, das Haut- und Nervensystem sind wenig Affectionen unterworfen. So oft das gelbe Fieber erscheint, fordert es unter den Indianern mehr Opfer als unter den Negern, desgleichen Blattern und Masern.

Jede Familie der Galibis bewohnt für sich eine viereckichte Hütte aus Pfosten, Flechtwerk und Lettenbewurf. Selten leben mehr als hundert Köpfe in einem Dorfe, unter einem gewählten Anführer oder Ortsvorstand, der nur eine schwache Autorität, besonders bei Anordnungen des gemeinsamen Landbaues, ausübt. Ihre Sitten sind ziemlich rein. Die Weiber verehelichen sich frühzeitig und werden oft sechs- bis achtmal Mutter. Nichtsdestoweniger ist die Bevölkerung nicht in Zu-, sondern in Abnahme. Die mittlere Lebensdauer wird von Sagot sehr kurz, nur zu 10—12 Jahren angenommen. Die Zahl der Krankheiten ist ausserordentlich gross, was sowohl durch das ungünstige Klima als durch die unregelmässige Lebensart, durch häufige Diätfehler, eine mangelhafte Ernährung und alle Zufälle, denen eine noch so ursprüngliche Existenz unterworfen ist, erklärbar wird. Da die Galibis meistens an den Flüssen und an der Küste des Oceans wohnen, so sind sie mehr als auf das Wild auf die Fische und Krabben angewiesen, und besonders den letzteren wird eine geringe Nährkraft zugeschrieben. Die Fahrzeuge der Galibis sind rohgezimmerte Bäume; und die benachbarten Indianer von Pará übertreffen sie in der Kunst des Schiff-

lanes. In den Künsten der Jagd und der Fischerei kommt die Horde mit ihren Raçe-Genossen überein.

Ohne Voraussicht, schüchtern, zurückhaltend, uneigennützig leben diese Galibis ein stilles, friedfertiges Leben. Sie bebauen kleine Rodungen im Walde, wo sie Mandiocca, Ignamen (Dioscorea triloba), süsse Bataten, etwas Mais, einige Stöcke von Pisang, die Taya oder Tayoba (mehrere geniessbare Aroideen, wie Xanthosoma edule, Jacquini und sagittifolium), spanischen Pfeffer und Rocou-Stauden pflanzen. Reiscultur kennen sie nicht. Neben Bogen und Pfeil, den sie ehemals vergifteten, gebrauchen Manche schon Feuergewehre.

Diess ist in allgemeinsten Zügen das Gemälde vom gegenwärtigen Zustande eines Volksstammes, von welchem sich, wenn nicht alle historischen Combinationen irrig sind, jene Indianer abgezweigt haben, die den Europäern bei der Entdeckung Westindiens als grausame Feinde aller friedlichen indianischen Bevölkerungen als schreckliche Anthropophagen bekannt geworden und unter dem Namen der Caraiben (Canibales) in die Ethnographie eingeführt worden sind *). Die Insel - Caraiben (welche sich vorzüglich in die kleineren antillischen Inseln über dem Winde geworfen hatten) existiren nicht mehr. Sie sind in Kriegen mit Indianern und Europäern untergegangen und können nur nach den Schilderungen gezeichnet werden, welche uns in zahlreichen Berichten von Columbus bis in die neuere Zeit hinterlassen worden sind. Wir werden auf ihre Seeräuber - Fahrten und ihre Ausbreitung über die Inseln der neuen Welt zurückkommen, und hier vorerst das Wesentlichste von ihrer leiblichen Erscheinung anführen.

Die Insel - Caraiben werden als Leute geschildert von hohem Wuchse, von athletischem Muskelbau, scharf ausgeprägten Gesichtszügen voll Trotz und todtesverachtender Kühnheit, mit einer eigen-

*) Vergl. u. A. Edwards History of the british West-Indies. I. 39 ffl.

thümlichen Haarschur rings um den Kopf, so dass nur auf dem Scheitel ein dichter Haarbüschel geschont wurde. Sie schnitten sich (gleich manchen Negervölkern) tiefe Wunden in die Wangen ein, deren Narben schwarz angestrichen wurden, und malten sich, um noch furchtbarer auszusehen, weisse und schwarze Ringe um die Augen. In dem durchbohrten Nasenknorpel trugen sie einen Knochen, Papagei-Federn oder einen Stift von Schildkrötenschale. Dieser gräulichen Körperentstellung entsprach eine rastlose kriegerische Unternehmungs-, eine unruhige Wanderlust, eine rohe Grausamkeit gegen ihre Feinde, ein frecher Hochmuth von Kriegern, die sich für unbesiegbar erachteten, und eine tiefe Geringschätzung des weiblichen Geschlechtes, das in sclavischer Unterwürfigkeit gehalten wurde. Mit den übrigen Horden standen sie in ununterbrochener Fehde, und auf weitausgedehnten Kriegszügen zu Wasser und zu Land überfielen sie die sesshaften Indianer. Die männlichen Feinde wurden erbarmungslos umgebracht und gefressen; die Weiber zu knechtischen Ehebündnissen oder zu niedriger Dienstbarkeit gezwungen. Das Loos dieser Weiber war sehr traurig; sie assen nur in Abwesenheit oder abgewendet von den Männern, sie nannten diese nie mit Namen (Lafitau I. 55). Sie behielten auch manche Worte ihrer Stammes-Sprache für sich allein in Uebung*).

Aus den uns erhaltenen Worten lässt sich schliessen, dass die unterworfenen Weiber dem Stamme der Aruac angehört hatten, oder andern Horden, die mit Gliedern der Aruac versetzt waren.

---

*) Die Nheengahibas (S. 197) auf der Insel Marajó redeten die Tupi-Sprache; aber ihre Weiber (die wahrscheinlich dem Yao- oder Galibi-Stamme angehörten) mussten ihre eigene Sprache beibehalten; am meisten war ihnen die portugiesische verpönt, wie P. Daniel meint, besonders aus Eifersucht. Revista trim. III. (1841) 179. Gleiches wird von den Pacajaz, die wegen Baumwollencultur auch Amaniu-Tapuüia hiessen, den Jacundaz und Mamayamas, lauter hellhäutigen Tupi-Horden, berichtet.

Dieses letztere Volk, sesshaft, zu einer gewissen Industrie gelangt, hätte sich friedfertig vermehrt, war aber in Kriegskünsten den Feinden nicht gewachsen, und vielleicht theilweise vor diesen auf die Inseln geflohen, in denen sie schon früher befreundete Niederlassungen mögen gefunden haben.

Es könnte auf den ersten Blick scheinen, als wenn dieses grausame Räubervolk nichts mit den Calina des Festlandes gemein gehabt hätte. Jedoch lässt die Uebereinstimmung der zuverlässigsten Berichte nicht daran zweifeln, dass die Inselbewohner sich ehemals von den Continentalen getrennt und Piratenzüge unternommen haben, welche die Vertilgung früherer Bewohner und nach und nach die Besitzergreifung und Besiedlung der Inseln zur Folge gehabt haben. Diese Auswanderungen der kühnsten Fischer, der wildesten und unternehmendsten Kriegsleute haben wohl öfter und in verschiedenem Maasstabe, schon Jahrhunderte lang vor Erscheinen der Europäer, Statt gefunden, und überhaupt war in jener vorgeschichtlichen Periode ohne Zweifel ein Wechselverkehr zwischen dem Continente und den Inseln im Gange. Selbst in den einfachen Canoas aus einem einzigen ausgehöhlten Baumstamme *) fuhren

*) Oucouni der Insel-Caraiben, Couliala der Aruac und der erbeuteten Weiber vom Aruac-Stamme. Von erstem Worte leitet sich das Wort Canoa, vom zweiten das in der Guyana gebräuchliche Corial ab. — Breton (Dict. caraib. I. 409 ffl.) erfuhr von den Caraiben die Namen aller Inseln von Trinidad bis Haiti, die wir hier wegen Seltenheit seines Buches anführen (Vergl. Humboldt Reise V. (1829) S. 320). Trinidad: Chaléibe; Tabago: Aloubaéra; La Grenade: Camáhogue; die Grenadilles: Carriacou und Cannouan; Barbados: Ichirougánaim; S. Vincent: Jouloúmain; S. Alousie: Jouanalao; Martinique: Jouánacaera (aruac: Muskiten-Insel?); La Dominique: Ouaitoucoubouli; Les Saintes: Caaroucaera (aruac: Savannen-Insel?); Marie Galante: Aichi; Guadeloupe: Caloucaera (aruac: ausgehöhlte Insel?), der District Cabster: Balaorconé, der von Basse-Terre: Kaérabone; Mont Serrat:

die Indianer weithin in den Ocean hinaus, von einer Insel zu andern. Eine alte Sage unter den Insel-Caraiben erzählt (Du Tertre II. 352), dass sich Callinago, ihr Stammvater, in einen Fisch verwandelt habe, was wohl am einfachsten und richtigsten auf den Uebergang vom Land- zum Seeleben gedeutet wird*). Das Auftreten der Continentalen auf den Inseln gab Veranlassung, zwischen den Calinas des Festlandes und den Caraibes der Inseln zu unterscheiden, und demnach bemerkten auch Breton (Dict. caraib. I. 229) im Jahre 1664 und gleichzeitig Rochefort (Hist. des Antill. ed. 2. 1665 S. 345), — der übrigens auch S. 348 die Abstammung der Caraiben von den Apalachen in Florida, nach den Angaben von Bristock

---

Alliouágana; La Redonde: Ocanamaintou; Antigua: Oualadli; Las Nieves: Oualiri; S. Christophle: Liamáoga; Barbuda: Ouahómoni; S. Eustache: Aloi; Saba: Amonhana; S. Bartholomé: Ouanálao; S. Martin: Oualichi; Anguille: Malliouhana; S. Croix: Jahi, Hayhay, bei Petr. Martyr Ay-Ay; Porto Rico: Borriken, Borrigal oder Oubao-moin; S. Domingos: Aitiy Haiti (d. i. bergige). Diese Namen scheinen aber nicht ausschliesslich der Caraiben-Sprache oder der der Aruac, welche das von ihnen bewohnte Trinidad schlechtweg Kairi, die Insel, nannten, anzugehören. Vielmehr hatte sich der Process der Horden-Vermengung schon vor der Entdeckung über das Festland hinaus auf die Inseln erstreckt, und auch hier war eine tiefgreifende Sprachmischung.

*) Auch die rothen Caraiben auf S. Vincent hatten die Tradition, dass ihre Vorväter von den Ufern des Orinoco, an Trinidad vorbei, über Tabago, Grenada und die Grenadillen nach S. Vincent gekommen. Sie überwanden die Eingebornen, die sie Galibeis (?) hiessen, tödteten die Männer, behielten die Weiber, und aus dieser Vermischung gieng die zur Zeit von König Charles I. oder II. einzige Bevölkerung der Insel hervor. Die s. g. schwarzen Caraiben sind Abkömmlinge einer Ladung Negersclaven aus Benin, vom Stamme Maco, deren nach Barbados bestimmtes Schiff 1675 an der kleinen Insel Bequia, zwei Meilen südlich von S. Vincent scheiterte. Young, Account of the Black Charaibs in S. Vincent. Lond. 1795. p. 5.

auf das Tapet gebracht hat, — ausdrücklich, dass die Namen Calibis und Caraibes von den Franzosen ertheilt worden seyen. Die Auswanderer nannten sich selbst Callinago und unterschieden sich als Callinago baloue-bonum, und Callinago oubao-bonum, Bewohner des Festlandes und der Inseln. Callinaco oder Callinago soll die Männerschlächter oder die Menschenschlächter bedeuten. Calli ist die maritime Form für Cari, Mann, wie wir bei diesen in den Niederungen lebenden Stämmen überhaupt eine weichere Aussprache, besonders durch Vocalhäufungen und Umtausch der Liquidae wahrnehmen (z. B. parana, hier balana). In der Kechuasprache gibt Carinaco die erwähnte Bedeutung wieder (naco abschlachten, Nanak ein Schlächter); in der Maya heisst Nak der Bauch. Die Weiber nannten ihre Gebieter Callipouan oder Calipuna, die Wassermänner; denn das Wort ist nur die weichere Form für Caripuna. Diese Bezeichnung war unter den Arawaken für ihre Todfeinde gang und gäbe, ebenso wie Calipina, Calepina und Calevitena (das letzte Wort mit der Endung ena aus einer Orinocosprache). Auch die Maypures und Otomacos gebrauchen für die Caraiben diesen Ausdruck.

Von solchen „Wassermännern" hatten die friedlichen Stämme auf dem Festlande ebenso zu leiden, wie die der Inseln; denn zu Wasser waren die Piratenzüge leichter auszuführen als zu Land, und demnach waren denn, wie erwähnt, insbesondere die Aruac an den Küsten des Oceans und an den zahlreichen Flüssen seit längerer Zeit sesshaft und durch eine höhere Industrie, besonders auch der Baumwollenzucht, wohlhabend, eine Verlockung für jene Wilden, die von Krieg, Mord und Plünderung ein Handwerk machten. Gegenwärtig sind die Caraiben der Inseln als unabhängige Horden nicht mehr vorhanden; aber auf dem Festlande existiren noch zahlreiche Caribi, und sie waren im vorigen Jahrhundert ein Schrecken der indianischen Bevölkerungen, welche sie oft aus beträchtlicher Entfernung überfielen, um Sclaven zu machen, die sie

an die spanischen und holländischen Colonisten verkauften. Diese continentalen Caribi leben in Gemeinschaften zerstreut durch das ganze Guyanaland und durch Venezuela, in grösster Anzahl auf den Ebenen und in den Gebirgen zwischen dem untern Orinoco und den Quellen des Cuiuny und Carony. Nördlich vom Orinoco aber in der Provinz von Nueva Barcelona wurden sie durch catalonische Mönche vom Orden der Observanten zu Missionen vereinigt. Dort hat sie Alexander von Humboldt beobachtet; er schätzte die Zahl der Caraiben, die in den Llanos von Piritú, am Carony und Cuiuny wohnten, auf mehr als 35,000. Rechnet man dazu die unabhängigen Caraiben, die westwärts von den Gebirgen von Cayenne und Pacaraimo, zwischen den Quellen des Essequebo und des Rio Branco hausen, so käme vielleicht eine Gesammtzahl von 40,000 heraus (ed. Hauff. IV. 324). „Nirgends anders", sagt von Humboldt (ebenda 318) „habe ich einen ganzen, so hochgewachsenen (5′ 6″—5′ 10″) und so colossal gebauten Volksstamm gesehen. Die Männer, und diess kommt in Amerika ziemlich häufig vor, sind mehr bekleidet als die Weiber. Diese tragen nur den Guayuco oder Gürtel, in Form eines Bandes; bei den Männern ist der ganze Untertheil des Körpers bis zu den Hüften in ein Stück dunkelblauen, fast schwarzen Tuches gehüllt. Diese Bekleidung ist so weit, dass die Caraiben, wenn gegen Abend die Temperatur abnimmt, sich eine Schulter damit bedecken. Da ihr Körper mit Onoto bemalt ist, so gleichen ihre grossen, malerisch drapirten Gestalten von Weitem, wenn sie sich in der Steppe vom Himmel abheben, antiken Bronçestatuen. Bei den Männern ist das Haar charakteristisch verschnitten, nämlich wie bei den Mönchen und Chorknaben. Die Stirne ist zum Theil glatt geschoren, wodurch sie sehr hoch erscheint. Ein starker, kreisrund geschnittener Haarbüschel fängt erst nahe am Scheitel an; die Stämme, die zwischen den Quellen des Carony und des Rio Branco in wilder Unabhängigkeit verharren, zeichnen sich durch eben diesen „Cerquillo de frailes" aus,

den schon bei der Entdeckung von Amerika die frühesten spanischen Geschichtschreiber diesen Stämmen zuschrieben. Alle Glieder dieses Stammes unterscheiden sich von den übrigen Indianern nicht allein durch hohen Wuchs, sondern auch durch ihre regelmässigen Züge. Ihre Nase ist nicht so breit und platt, ihre Backenknochen springen nicht so stark vor; der ganze Gesichtsausdruck ist weniger mongolisch. Aus ihren Augen, die schwärzer sind, als bei den andern Horden in Guyana, spricht Verstand, fast möchte man sagen Nachdenklichkeit. Die Caraiben haben etwas Ernstes in ihrem Benehmen und etwas Schwermüthiges im Blick, wie die Mehrzahl der Ureinwohner der neuen Welt. Der ernste Ausdruck ihrer Züge wird noch bedeutend gesteigert, da sie die Augenbrauen mit dem Safte des Caruto, der Frucht von Genipa americana, färben, sie stärker machen und zusammenlaufen lassen. Häufig machen sie sich im ganzen Gesichte schwarze Flecke, um grimmiger auszusehen." Auch die Uebung, die Oberschenkel und Waden durch straffe Binden von Baumwolle einzuschnüren, gehört zu den charakteristischen Gebräuchen. Richard Schomburgk (II. 427) hat die Caribi am untern Pomeroon beobachtet. Er schlägt die Zahl der an diesem Flusse, am Massaruny, Cuiuny und in kleineren Haufen am Corentyn, Rupunury *) und Cuidaru wohnenden, auf 600

*) Von der Horde am Rupunury melden portugiesische Berichte vom Anfang des Jahrhunderts, und Natterers aus dem 3ten Decennium, unter dem Namen Caripuná, dass sie Hängmatten, Palmenfaser-Schnüre, Baumwollen-Fäden, Carajurú-Roth, gut gearbeitete Reibebretter (Ralos) und Waffen gegen Eisenwaaren, Glasperlen, blaues Baumwollenzeug. Flinten und Munition von den Holländern ausgetauscht. Die Männer trugen in den weit durchlöcherten Ohren Rohrstücke, die Weiber keine Schürzen (Tangas) mit Glasperlen, sondern ein blaues Baumwollenzeug, vorn und hinten zwischen den Beinen über einen Gürtel geschlagen. Ihre Anführer (Procotôs) nehmen junge Indianer gefangen und verhandeln sie an die Holländer. Sie sollen die Feinde der Aturae (Atorai) und Wapissiana südöstlich von Pira-

Seelen an. Seine Schilderung kommt mit der Humboldt's überein; auch er findet sie an Körperbau wesentlich von den übrigen Stämmen verschieden. „Ihre Sprache hat etwas ungemein Kräftiges und Männliches, wenn sie die Worte zugleich mit einer gewissen Schärfe und Lebhaftigkeit, ja in einem gebieterischen Tone aussprechen. Sie halten sich für die Herrn der übrigen Stämme und werden als solche gefürchtet. Tritt der Caraibe in die Hütte eines andern Indianers, so wartet er nicht erst, bis ihm der Bewohner Speise und Trank anbietet, sondern hochfahrend und stolz sieht er sich um, und nimmt das als unbestrittenes Eigenthum in Besitz, was ihm gefällt. Nur die äusserste Noth beugt seinen Hochmuth so weit, dass er bei dem Europäer um Lohn arbeitet. Jagd, Fischfang und Verfertigung der dazu erforderlichen Waffen und Geräthe sind die Hauptbeschäftigungen der Männer. Alles übrige fällt den Frauen und Töchtern anheim. Polygamie ist durchgängig im Schwange; das weibliche Geschlecht wird mit Brutalität behandelt, und darf nicht mit den Männern essen.“

So zeigt sich also eine tiefgreifende Verwandtschaft in der Leiblichkeit, den Sitten und Gebräuchen dieser continentalen Caraiben mit denen der Inseln. Gleichwie diese sich in einem schon vom Festlande her vererbten feindseligen Verhältniss zu den dortigen Aruac befanden, sind es auch die jetzigen auf dem Festlande, und der Aruac bekennt nicht einmal gerne diese Feindseligkeit und möchte den Caraiben als seinen Freund darstellen: Calebitena mápale, d. i. die Caraiben sind keine Paléttiju, keine Fremde für uns, mit denen wir ausser Verkehr stehn (vergl. oben 689), keine Feinde. Nur in den bewohnten Küstengegenden jedoch ist diese Feindseligkeit erloschen, indem hier auch die Caraiben ihre Unabhängigkeit mit einer milderen Gesittung und den ersten Spuren der Civilisation vertauscht

---

rara seyn, von welchen man bemerkt haben will, dass sie niemals während der Arbeit essen.

haben. Im Innern des Continentes setzen sich diese gewaltthätigen Kriegsleute den meisten andern Stämmen, welche mit einem Collectivworte Cabres, Caveri oder Caauara, d. i. Waldmänner, begriffen werden, in herkömmlicher Feindschaft entgegen. Weil die meisten continentalen Caraiben vorzugsweise das Savannengebiet der Guyana's im Besitze haben, heissen diese Cariveri, oder Cariperi, was eben Männer der Wiesen (Peri) bedeutet.

Bei einem Vergleich der Calina in Cayenne mit den Callinaco der Inseln und den Caribi des Festlandes tritt uns Ein Verhältniss als besonders bedeutungsvoll entgegen. Ihre Dialekte kommen in sehr vielen Worten überein oder zeigen nur minder wichtige Lautverschiedenheiten; aber sie enthalten auch Worte aus vielen andern Dialekten. Es finden sich nicht blos Anklänge aus derjenigen Reihe, welche Rob. Schomburgk (vergl. Glossaria 311) die der Caribi-Tamanaca genannt hat, sondern aus jeglichem Rothwälsch, das in den Guyanas gesprochen wird. Alle diese Dialekte aber gehören jener grossen und vielgliederigen Sprachengruppe an, die wir unter den Guck oder Coco zusammenfassen (die Caraiben am Rio Branco nennen ihren Oheim Gocko, ihren Gross- oder Stamm-Vater Tamuy-Gocko), und die sich über die Grenzen der Guyanas hinaus weit gen Süden in Moxos und bei den alten Cayriris in Ostbrasilien wiederfindet. Es ist also eine sehr weitausgedehnte Sprachvermischung, ein Process von unvordenklicher Länge, aus welchem der Dialekt der Caraiben hervorgegangen ist. Die Gemeinschaften, welche daran Theil genommen haben, kommen im Grossen und Ganzen mit einander in ihrer Körperbildung, wie wir sie im Allgemeinen von den Indianern Brasiliens beschrieben haben, und in ihren Sitten und Gebräuchen überein; — aber aus dieser sprachlich so bunten, körperlich und social so gleichmässigen Menschenmenge ragen die eigentlichen Caraiben wie ein bevorzugtes Geschlecht hervor: höher an Gestalt, heller von Farbe, edler von Gesichtszügen, mannhafter, kühner und herrschend. Alles spricht dafür, dass sie zwi-

schen die übrigen Horden eingebrochen, eine gewaltthätige Hegemonie über dieselben erlangt, in fortdauernder Vermischung ihre Sprache *) mit zahlreichen Elementen aus andern durchsetzt, ja verloren, sich selbst aber zum Theil in unruhigen Wanderschaften und

*) Wir verweisen auf die in den Glossar. S. 312 gegebenen Wörterlisten Rob. Schomburgk's und lassen zur Vergleichung der Caribisi jenes Reisenden (eben dort nr. 1) noch einige folgen, welchen wir die aus der Maya angefügt haben, um zu zeigen, wie schwach die Anklänge, welche auf einen Zusammenhang der Insel-Caraiben mit den Mayas hindeuten.

	Caraiben am Pomeroon	Galibis	Caraiben der Inseln	Maya
Sonne	wiyeyon	veiou	huéyu. Weiber (f) cashi	khin
Mond	siregú	nuna, nouno	nonum. f. cáti	umpekhin
Sterne	erema	serica, siricco	oüáloucouma	eck
Erde	nonu	nono	nónum. f. mónha	leum
Feuer	watú	ouato	illéme, ouattou	kak
Wasser	tuna	touna	tóne	haa
Kopf (mein)	you pupo	ou poupou	boupou, ichic, ichénkê	hoot, pol
Auge (")	ye nouru	enourou	énoulou. f. acou	ouich, ych
Nase (")	ye natari	enetali	ichiri	nii
Mund (")	endari	empatoli, embatari	titoubali, tiouma	cha, chi
Hand (")	ye nari	amecou, apori	nou cabo	kab
Fuss (")	poburoo	ipoupou	oupou; ougoutti	oc
Bogen	ureiba, uraba	ouraba	oullaba. f chimala	pump
Pfeil	puléua	plioua, plia	bouleoua, hipe. f. allouani	
Hund		caicouchi (Onze) sosso (pero)	caicouchi (Onze) ánli, chouchou: (Europ ?)	pek
Zahl 1	ohwé	onik, ouin	ában, amoin	hun
2	oko	ouccou, ocquo	biama	ca
3	orwá	orouá	éleoua	och.

Kriegszügen vertheilt haben. Zu diesen Unternehmungen haben sie ohne Zweifel auch die von ihnen bewältigten Banden mit fortgerissen, indem sie die Streitbarsten aus ihnen in ihre eigene Kriegerkaste aufnahmen. Woher aber ist dieser Stamm ursprünglich gekommen? Wir wagen hierüber nun die Vermuthung aufzustellen, dass sie Tupis waren. Was die edlere und stärkere Körperentwicklung des Volkes betrifft, so halten wir sie nicht sowohl für die Wirkung ihrer Lebensweise als für ein Erbtheil der Vorväter, weil wir dem Raçen- und Familien-Typus eine gewisse Unvergänglichkeit zuschreiben *).

Es lässt sich nicht verkennen, dass eine auffallende Analogie der hier bei den Caribi vermutheten Vorgänge mit den geschichtlichen Thatsachen bei den Tupis im Süden Statt findet. Auch diese haben, über einen grossen Theil Brasilien's sich ausbreitend, eine Oberherrschaft über andere Horden behauptet, und lange Zeit jene athletische Körperbildung und heroische Gemüthsart erhalten, welche wir noch gegenwärtig bei ihren in Unabhängigkeit bestehenden Horden der Apiacas, (den Araras ?) und einem Theil der Mundrucûs wahrnehmen. Sie sind der ehemaligen hervorragenden Leiblichkeit und Charakterkraft nur da verlustig gegangen, wo sie (wie an den Küsten) einer seit Jahrhunderten fortgesetzten Vermischung, nicht blos mit andern Indianern, sondern mit der weissen und schwarzen Raçe, ausgesetzt waren. Sie haben hiebei auch die harte Sprache ihrer Väter zu der weicheren, von den Europäern beeinflussten Lingua geral umgebildet und die Anthropophagie aufgegeben, die ihnen sonst allgemein nachgesagt wurde. Noch mehr, es ist nicht un-

*) Auch die Guianu, von denen die Guyana den Namen hat, die Mawakwa und die Woyawai in den englischen Besitzungen unterscheiden sich, eben so wie die Galibis in Cayenne, in ihrer Körperbildung wesentlich von den eigentlichen Caraiben, und können diesen daher wohl nicht dem Stamme nach, sondern nur wegen Sprachverwandtschaft zugezählt werden.

wahrscheinlich, dass in früherer Zeit, vielleicht Jahrhunderte vor Ankunft der Europäer in der neuen Welt, Berührungen und Vermischungen zwischen den Tupis und den Bewohnern des Caraibenlandes Statt gefunden haben, aus welcher die s. g. Caraiben hervorgegangen sind, nicht als besonderes Volk, sondern als Leute von einer eigenthümlichen Lebensweise, als Räuber, Piraten und Menschenschlächter.

Unter den halbcivilisirten Küsten-Indianern von Pará, südlich und nördlich von der Amazonas-Mündung ist nämlich die Tradition lebendig, dass, lange bevor die Portugiesen (Caryba sobaygoara d. i. die Helden von drüben) und die Franzosen (Caryba tinga d. i. die lichten Helden) ins Land kamen, ihre Vorfahren, aus Süden *) längs der Küste, zu Land und zu Wasser heranziehend, die frühere Bevölkerung entweder vertilgt oder unterworfen und zu Bundesgenossen gemacht hätten. Die Tupis hatten, wie wir schon öfter bemerkten, eine sehr ausgebildete, straffe, kriegerische Organisation, und da sie nicht blos Raubeinfälle gegen ihre Nachbarn ausführten, sondern als ein eroberndes Volk mit ihren Familien vorwärts wanderten, so vermochten sie nicht blos die schwächeren Horden aufzurollen, sondern sie verschmolzen sie mit sich, und verbreiteten so ihre Herrschaft immer weiter nach Norden, wobei sich ihre Sprache mehr und mehr in den Dialekten der besiegten Horden verlor. Jene feindliche Horden, welche sich der Unterwerfung entzogen, setzten sie sich unter dem Gesammtnamen der Tapuyo entgegen, was in seiner ursprünglichen Bedeutung die Westlichen bedeutet, weil sie tiefer im Lande wohnten **).

---

*) Die Wanderung und Ausbreitung der Tupis von Nord nach Süd wird von Varnhagen (Revista trim. Ser. 2. V. (1849) 373) behauptet, doch nicht erwiesen.

**) Die Bedeutung von Tapuya, hostis, barbarus hat sich erhalten (Glossar. 88), während die früheste verloren gegangen. Tabuia, Tavuia ist im Chi-

In langen Kähnen (Maracatim), die sechzig Menschen aufnehmen konnten und am Schnabel (Tim) eine grosse Zauberklapper trugen, womit der Anführer das Zeichen zum Angriff gab, haben die Tupis die Küsten der Guyanas bis zum Isthmus von Panamá befahren (vergl. oben 174, 196). Sie mussten auf diesen langen Zügen (Wikinger-Züge nennt sie Peschel) Stationen am Festland besuchen, um Lebensmittel einzunehmen, und haben wohl hie und da ständige Niederlassungen gegründet. Zahlreiche Ortsnamen geben Zeugniss von der Gegenwart dieses kriegerischen Volkes in der Küstenlandschaft, welche von den früheren Geographen mit dem Namen der Caribana oder Côte sauvage bezeichnet wurde*). Ja wir begegnen

---

lesischen der Westen. Marcgrav ed. 1648, 233, Havestadt Chilidugu I. Diese Tapuyos als Ein Volk, als eine andere Raçe (Fernandes Gama Memor. hist. de Pernambuco I. 39) zu begreifen, ist eine lange fortgesetzte und noch in der Literatur herrschende Vorstellung gewesen.

*) Petrus Martyr Decad. oceanicae ed. 1574 p. 125, 131, wo die Bucht von Urabá so genannt wird. (Vergl. Cariai, ebenda 242, 255). Diese Bezeichnung war jedoch sehr unbestimmt, gleichwie verschiedene Schriftsteller das Territorium der Caraiben weit nach Norden in Central-Amerika ausgedehnt haben. (S. Waitz Anthropol. III. 355 fll.). Das Rothwälsch der Caraiben, welche zerstreut an den Küsten von Honduras (in Truxillo), im Mosquitolande, Nicaragua und in Chiriqui leben, scheint sehr verdorben, besonders aus Aruac- und Galibi-Worten zusammengesetzt (Journ. Geogr. Soc. III. 291.). Schon Oviedo und Herrera berichten von Caraiben in diesen Gegenden. Vergl. Squier Nicaragua II. 319. — Beispiele von Tupi-Ortsnamen im Küstenlande der Caraiben sind: Oyapoc, d. i. sich öffnendes Wasser (nach Andern: Specht); Marony, Stechfliegen-Wasser; Massaruny, überlaufendes Wasser; Corentyn (Corutin), schnellströmend; Cuiuny, Wasser der schwarzen Cuia (Trinkschalen); Maracaybo, Klapperbüchsen-Baum; Urabá, Schild der Männer; Panamá, Schmetterling u.s.w. — In Uraba hiess das türkische Korn nicht Mais, sondern Hoppa, was an das Tupiwort Oba, Blatt, Frucht erinnert (Petr. Mart. 155.).

hier sogar Horden - Namen in der Tupisprache, wie die Guajirôs, nach dem Baume Guajerû (Chrysobalanus Icaco), der auf den Sandstrecken am Meere wächst und dessen Früchte die Indianer lieben, oder wie die Girauáras (Girahâras, von Giráo und Uára) = Pfahlbauten-Männer, weil sie wohl gleich den Warraus in Surinam (vielen Malayen der Sunda-Inseln oder den Papuas in der Humboldts-Bay auf Neu-Guinea) ihre Hütten auf Pfosten ins Wasser bauten. Auch der tief im Inneren von Venezuela vorkommende Name der Maquiritaris oder Häugmatten-Diebe taucht hier wieder auf. Wenn sich aber solche Orts- und Horden-Namen bis auf unsere Zeit erhalten haben, so darf man wohl annehmen, dass sie nicht gleichsam im Vorübergehen ertheilt und von den später eingesiedelten Europäern nur zufällig sind festgehalten worden. Aber auch in das Innere der Guyana, dahin wo man den Heerd der Caraiben zu verlegen versucht ward, haben die Tupis ihre Sprache getragen und in den Namen mehrerer Horden einen Beweis ihrer Hegemonie zurückgelassen. Am Rio Tapajôz und eben so am Rio Negro und dessen Beiflüssen nennen die Indianer ihre Caziken Porocotó (Procotó), d. i. Reiniger, Ordner, Herr des Volks (Pora, cotuc). Nun finden wir unter den zahlreichen Horden, die dem Caraiben-Volk zugezählt werden, nicht blos an der Küste die Tivuracotos, das heisst die Hayfisch-Herrn (Tiburo Petr. Martyr p. 288, Tebura bei Oviedo), die Cumanacotos (in spanischer Schreibung Cumanagotes), die Pariacotos, Caracotos, die Herrn von Cumana, Paria, Caracas, sondern auch im Innern des Landes die Paudacotos am Flusse Erevato, die Cuchiricotos und Camaracotos am Cuiuny, die Arinacotos (Ariguás) am Caura, die Iperucotos (Purucotos) am Carony und obern Rio Branco (letzteres Wort, ganz der Tupi angehörig, bedeutet ebenfalls Hayfisch-Herrn). Gleichwie die Incas über die unterworfenen Horden Curacas oder Vasallenhäuptlinge setzten, so mögen die Tupis die Oberherrlichkeit ihres sich stets vermehrenden Bundes auch bis in das Innere

der Guyanas ausgedehnt und entweder aus ihrer Mitte oder aus den Unterworfenen und neuen Genossen die Porocotos der einzelnen Banden und Landschaften aufgestellt haben. Man findet auch hier zahlreiche Tupi-Namen für Flüsse und Berge *), als die Orte, an denen sie sich am liebsten niederliessen oder sich für ihre Heerzüge orientirten. Durch die Portugiesen und deren indianische Begleiter sind diese Namen nicht ertheilt worden, denn sie sind in die Guyanas jenseits der brasilianischen Grenzen nur auf dem Rio Branco und Rupuaury nicht weiter als bis Pirarara, und zwar erst am Anfang des vorigen Jahrhunderts, vorgedrungen. Wenn aber gegenwärtig in diesen Gegenden die Tupisprache nicht mehr herrscht, sondern nur durch einzelne Worte in den bunten Dialekten erscheint, welche die hier lebenden Horden sprechen, so ist diess aus dem socialen Zustande und dem Bildungsgrade wohl erklärlich. Da, wo die Sprachen in beständigem Flusse sind, ohne die erhaltenden Momente der Schrift oder eines Cultus, da vermögen selbst Völker von höherer Entwicklung, als es die Tupis waren, nicht ihre Sprache zu behaupten, und einige Jahrhunderte reichen hin, um sie mit jener der Nachbarn zu verschmelzen. So ward die Sprache der Gothen in Spanien von der Lingua rustica romana verdrängt, so hat sich die der Franken in Gallien ganz verloren, wenngleich diese Eroberer noch nach drei Jahrhunderten ihre eigene Sprache, eigene Kleidung, eigenes Recht und beinahe

*) Z. B. Taquary, Rohrwasser; Tipaico, eine Furt; Tipury, seichtes Wasser; Tipaquena, Strömung; Arucoara (ein Wasserfall), Krötenloch; Itapabe (desgl.), voll Steine; Jucury, ausfliessendes Wasser; Acarapery heisst überwachsenes Fischwasser des Acará; Carapo ist nach einem Fisch in Sumpfwasser genannt, und die Insel Aracuan nach einem Vogel; Mari und Maripá heissen Orte nach einem Hülsenfruchtbaum und einer Palme. Der Berg Maiarú heisst Stadt der Männer, der Berg Awaramaturi: Palme Avoira mit unreifen (nicht reifenden) Früchten u. s. w.

ihre eigene Lebensweise hatten. Ebenso in Italien *). — Wenn aber die eigentlichen Caraiben ihrem Stamme nach nicht zu den Horden gehörten, unter die sie sich ergossen und zwischen denen sie die eigene Sprache verloren haben, während sie sich in ihrem Räuber- und Piraten-Handwerk erhielten, so dürfte es gerechtfertigt seyn, die Bezeichnung einer „caraibischen" Sprachengruppe mit einer anderen zu vertauschen.

Wir haben im Vorhergehenden Einiges vorgebracht, um zu begründen, dass es Tupis waren, die zwischen andere Horden im untern Amazonas-Gebiet und in den Guyanas eingebrochen, ihre Raubzüge zu Land und zu Wasser immer weiter ausdehnend, als ein an Körperkraft, Wildheit und Kriegsübung hervorragendes Geschlecht Caribi genannt, auch andere Indianer in ihre Unternehmungen fortgerissen und somit die Annahme eines eigenthümlichen Cariben-Volkes veranlasst hätten. Nach dem dermaligen Stand der Untersuchung mag diess nur als eine Hypothese gelten. Mit der entgegengesetzten Annahme aber, dass die Caribi Autochthonen der Guyanas waren, sind mehrere Thatsachen schwer in Einklang zu bringen: zuvörderst die erwähnten Spuren von der Anwesenheit und Einwirkung der Tupis in diesen Gegenden, dann die ausserdem anzunehmende Trennung dieser Caribi als Autochthonen des Landes in eine friedliche, sesshafte und eine kriegerische nomadische Bevölkerung, so dass dieser Zweitheilung auch eine tiefgreifende Verschiedenheit entspräche, in der körperlichen Bildung als Raçe und in Tracht und nationaler Erscheinung als Volk. Rücksichtlich der Horden, welche man gegenwärtig auf dem Continente mit dem Namen der Caraiben zu bezeichnen und als Glieder eines grossen Caraiben-Volkes zusammenzufassen pflegt, kommt nun auch noch in

*) Vergl. Spittler europ. Staatengesch. I. Spanien, I. Per. §. 11; Frankreich, I. Per. §. 7, II. Italien §. 9.

Betracht, dass diese nur theilweise (an den Küsten und in der Venezuelanischen Landschaft von Cari) sich selbst mit dem traditionell gewordenen Namen den übrigen Indianern entgegensetzen, dass aber im Allgemeinen Caraibe als eine Collectiv-Bezeichnung für feindliche, räuberische Horden gilt, analog den Namen der Canoeiros, Tarianas, Givaros, Muras, Miranhas, Barés, Tremembés d. i. der Kahnfahrer, der Diebe, der von Oben her Einfallenden, der Feinde, Strolche, Schergen, Vagabunden *). Sie selbst nehmen, um sich furchtbar zu machen, gleichsam wie zum nationalen Feldzeichen, die eigenthümliche Haarschur und Bemalung an. So ist die Bezeichnung Cariba in weit entlegene Gegenden getragen, und auch im Munde der Europäer am Orinoco in Guarakibos, Guaribas abgewandelt worden. Alex. v. Humboldt hat die Caraiben die Bocharen der neuen Welt genannt, und in der That kann man sie mit jenem weitreisenden Steppen-Volke Asiens, bezüglich ihrer ausgedehnten Wanderungen, vergleichen; doch unternahmen sie solche nicht in friedlichen Handelscaravanen, sondern nur als kriegerische Streifzüge, um Sclaven (Poitos) zu erbeuten (ed. Hauff III. 277), die sie an die Holländer (die Paranaquiri oder Panaghieri, d. i. Leute vom Meere her) verkauften. Es ist diess der fluchwürdige Handel, von dem wir selbst am Yupurá bei den Horden der Miranhas Zeuge waren und der auch heute noch in den uncivilisirten Grenzgebieten zwischen Brasilien und den Nachbarstaaten unnennbares Unheil fortpflanzt, ja nicht einmal vollständig von der Anthropophagie ablenkt.

Richten wir von diesen gegenwärtigen Zuständen auf dem Festland noch einen Blick nach der Vergangenheit auf den antillischen Inseln. Columbus und seine Nachfolger fanden auf Haiti (Hispaniola), dem Mittelpunkte jener Entdeckungen, eine ruhige, friedfertige Bevölkerung und sahen zuerst am 4. Nov. 1493 in Guadeloupe

*) Auch der Name Zapara, Saparo, für die Napeanos am Napo scheint eine ähnliche Collectiv-Bedeutung zu haben.

wilde, feindselige Leute, auf Raub und Mord umherziehend, grausame Anthropophagen. (Vergl. Petr. Martyr, ed. 1574, S. 6. 13. 114. 124. 160. 237. 257. 307 317 und Histor. del S. Don Fernando Columbo, Ven. 1685. S. 140. 188. 193.) *).

Mit Furcht und Abscheu wurden diese von den sesshaften Indianern betrachtet, welche nichts mit den „Caraiben" gemein und zu schaffen haben wollten und sich selbst „Taini" d. i. die Edlen nannten (Petr. Martyr a. a. O. 25, Nitaino, Wir die Edlen). Es ist uns kein anderer alter

---

*) Caribes, Caraibes und Canibales finden wir schon in den ersten Berichten als gleichbedeutende Ausdrücke. Der letzte ist wahrscheinlich von den Spaniern aus Cariba umgebildet, und dann für die, wegen ihrer Rabies canina nach Menschenfleisch, so tief verabscheuten Wilden festgehalten worden (Shakespeare's „Caliban" ist wohl durch Anagramm aus jenem Worte gebildet.). Der Canibalismus ward schon 1504 durch königliche Verordnung als Grund aufgestellt, um die dessen Bezüchtigten für vogelfrei und der Sclaverei verfallen zu erklären. Nach dem Berichte (Auto) des Lic. Rodrigo de Figueroa v. J. 1520 durften alle Indianer für Caraiben erklärt werden, denen man Schuld geben könnte, einen Gefangenen verzehrt zu haben (Humb. ed. Hauff IV. 336); und so wurde die Annahme von einem Caraiben-Volke immer weiter ausgedehnt. Für Menschenfresser gilt der Ausdruck Caribe bei Gomara, Cap. 57, bei Herrera Dec. I. Cap. 10, bei Oviedo und noch viel später bei Alcedo, Diccion. I. 376. Seltsam genug will Garcia (Origen de los Americanos 68, Humb. Hist. de la Géogr. du Nouv. Cont. II. 79) Canibal aus dem Phönizischen (Hannibal) ableiten; und Edwards erinnert an das arabische Charyb, was aber nicht Räuber, sondern verwüstet, öde sagen will. Wenn die Caraiben, die Cari-Männer, Cari-apyaba, selbst sich diesen Namen beigelegt haben, so sollte er wohl die „schlimmen Männer, die Feinde" bedeuten. Aber in der Lingua geral brasilica hat das Wort Caryba eine günstigere Bedeutung: ein Held (wie Carr im Gälischen), ein Weiser. Nach Veigl (Nachr. über Maynas S. 572) hiesse Carayba, von earayp, weihen, der Geweihte, Auserwählte. Die Missionare haben für Engel Caraybabe, geflügelter Held, für Teufel Caraybabe quera, Bodensatz des Engels, eingeführt.

allgemeiner Name für jene Inselbewohner aufbewahrt. Der Eindruck aber vom Unterschiede zwischen Tainis und Caraiben war so mächtig, dass man sich daran gewöhnte, den antillischen Archipel von zwei Völkern bewohnt zu denken, eben so, wie man in Brasilien den Tupis das Volk der Tapuyos entgegensetzte. Die Entdecker der neuen Welt glaubten die östlichsten Vorländer von Asien aufgefunden zu haben, und so sind in ihre Berichte manche von jenen Vorstellungen eingegangen, welche damals von Ostindien galten. Demnach waren die Horden der Indianer, die man angetroffen, Völker, ihre Häuptlinge Fürsten oder Könige, ihre Landschaften Reiche, die Haufen ärmlicher Hütten, wo der „Cazike" wohnte, Residenzen im Sinne des Marco Polo und Schildberger. Vielleicht halb unbewusst führte den Berichterstattern das Bestreben die Feder, die neuentdeckten Länder im Glanze des Reichthums und staatlicher Vollkommenheit zu zeigen *). Dass hier seit unvordenklichen Zeiten eine rastlose Vermischung von Horden und deren Bruchstücken, ja von einzelnen Familien und Familiengliedern vor sich gegangen sey, dass keine Völker im historischen Sinne der alten Welt den Ankömmlingen aus Osten entgegengetreten seyen, war eine in dem Gedankenkreise dieser fremde Vorstellung.

Die friedfertige Bevölkerung, welche die Entdecker, zumal auf

*) Es lag damals in der Richtung des Zeitgeistes, dass die Entdecker überall, schon nach oberflächlicher Beobachtung, Analogien mit christlichen Symbolen und Gebräuchen finden wollten. Demnach sind mehrere Angaben auf den Cult des Kreuzes gedeutet worden. Vergl. z. B. P. Martyr l. c. p. 345. Garcilasso Comment. L. II. c. 3. Gomara L. III. c. 2, 17, 32. Ant. Ruiz Conquista spir. del Paraguay §. 23, 25. Nierenberg Hist. nat. 74. Lafitau I, 426. Geläugnet wird er von Oviedo L. XVII. c. 3. Hornius de orig. gent. amer. L. II. c. 13. Lact. Annot. in 1. Diss. Grotii. — Acosta Hist. de Ind. L. V. c.23 berichtet (wie Garcilasso L. II. c. 23 und Lafitau I. 421) nicht blos vom Sonnendienst und (c. 24) dem des Vitzlipuzli, sondern (c. 25) auch von einer bei den Peruanern üblichen Beichte.

den grossen Antillen fanden, wird in Zügen gezeichnet, die mit den Aruac und der Mehrzahl der guyanischen Indianer übereinkommen. Es waren lichtbraune, wohlgebaute Leute, wenn auch so hoch als die Caraiben, doch von schwächerem Bau; das breite Antlitz mit flacher Stirne, niedergedrückter Nase und ziemlich vortretendem Unterkiefer hatte unscheinbare Züge, deren Härte durch den gutmüthigen Ausdruck der schwarzen Augen gemildert wurde. Das schlichte Haupthaar hieng lang herab oder war über den Ohren ringsum abgeschoren. Ausser einer baumwollenen Schürze (Nagua) trugen sie keine Kleidung. Von nationalen Abzeichen der einzelnen Horden oder Stämme wird nichts berichtet. Unter ihren kleinen, hierarchischen Despoten verweichlicht, sinnlich, mehr zum Wohlleben und zur Indolenz, als zu kriegerischer Kraftentwicklung erzogen, erschienen sie den Entdeckern zu schwererer Arbeit weder geneigt noch geartet, ein schwächerer Menschenschlag als die Caraiben, die unter fortwährenden Piratenzügen und Kämpfen die angeborne Leibes- und Charakter-Stärke übten und ausbildeten. Es liegt ausser unserem Plane, in eine ausführliche Schilderung der gesellschaftlichen und sittlichen Zustände dieser Bevölkerung einzugehen, und wir verweisen auf die lebendige, aus fleissigem Quellenstudium hervorgegangene Darstellung Peschels *). Einige Bemerkungen jedoch, die nahe mit der uns gestellten Aufgabe zusammenhängen, dürfen wir uns nicht versagen.

Die Schilderungen, welche uns die Entdecker von den Bewohnern der grossen Antillen hinterlassen haben, entsprechen fast gänzlich dem Zustande, der noch gegenwärtig bei den culturlosen Autochthonen Südamerika's wahrgenommen wird. Darin jedoch tritt eine wesentliche Verschiedenheit hervor, dass Jenen eine Idolatrie zugeschrieben wird, höher entwickelt, als bei Diesen, und

*) Oskar Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, Stuttg. 1858, zumal S. 175—200.

dass überhaupt die Spuren eines weiter ausgebildeten, wenngleich wieder in Abnahme begriffenen religiösen Bewusstseyns bemerkt werden konnten. Diese Insulaner hatten Zemes (Cemes, Chemis): Götzenbilder aus Holz, Thón, Stein, Baumwolle, ungeheuerliche Menschen- und Thier-Gestalten. Jedes Haus, jeder Häuptling besass seine besonderen Zemes, von deren Zorn man allgemeine schlimme Naturereignisse und persönliche Unglücksfälle ableitete, und von denen man Schutz oder Hülfe erwartete. Giengen sie in die Schlacht, so banden sie sich kleine Zemes an die Stirne. Die Häuptlinge und die Priester oder Zauberer, Boitis, die Pajés der Tupis, standen dem Cultus vor. Petrus Martyr hat vier Nachbildungen solcher „Lemures" an den Cardinal Ludovicus Aragonius gesendet (Decad. ocean. 103, 109. Er erwähnt derselben auch in Yucatan, 345, 356). Ueberdiess lassen uns die Berichte dieses ersten Geschichtschreibers und seines Gewährsmannes, des Hieronymitanerbruders Roman Pane (durch welchen Columbus die Caziken von Haiti in christlicher Lehre unterrichten liess) hier von einer Gottesverehrung viel mehr erblicken, als bei den barbarischen Völkern Brasiliens. Es werden mehrere Namen von Gottheiten und zahlreiche theogonische und kosmogonische Mythen angeführt. Die Taini glaubten (R. Pane in Historie del Colombo, Ven. 1685 p. 253) an ein unsterbliches, unsichtbares Wesen, das sie Jocahuna und Gua-maónocon nannten, und an dessen Mutter, die keinen Anfang gehabt habe *). Diese beiden Gottheiten werden von Müller

---

*) Sie hatte fünf Namen Atabei: (Attabeira, auf Cuba Attabech), Jemao (bei P. Martyr Mamona), Gua-ca oder Apito (Guacarapita bei P. Mart.) und Guimaeo (Guimazoa bei P. Mart.). — Rafinesque (American Nations I. 160) will hier die Prädicate: Einziges Wesen, Ewig, Unendlich, Allmächtig, Unsichtbar erkennen. Mamona als der Name für Gott, erscheint auch in der Moxos-Sprache. Jouanni ist bei den Insel-Caraiben: Seele, Leben, Herz. Rafinesque a. a. O. unternimmt es, jene Mythen als Material einer Urgeschichte des

(amerik. Urreligionen 177) auf Sonne und Mond gedeutet. Die zahlreichen Mythen, deren der schlichte R. Pane erwähnt, laufen bunt durch einander, und lassen ahnen, dass eine und dieselbe Thatsache unter verschiedenen localen und persönlichen Eindrücken aufgefasst, einer mannichfaltigen sagenhaften Darstellung verfallen sey, ebenso wie diess in Mexico der Fall war (vergl. S. 27 fll.). Immerhin aber bezeugen jene Erinnerungen an grosse Naturereignisse, Orkane, Land verschlingende Sturmfluthen, Ueberschwemmungen u. s. w. oder an Begebenheiten im Volke, dass die Taini lange Zeit hier sesshaft, wenn auch nicht Autochthonen waren, und dass sie einen gewissen Grad höherer Bildung erreicht hatten, der aber im Anwogen einer von mehreren Seiten anströmenden Barbarei wieder gesunken ist.

Wie in Mexico und Guatimala sind auch in Aiti Höhlen die mythischen Geburtsstätten oder Ausgangsorte der Völker (so die Höhlen von Cazibaxagua und Amaiáuna (P. Martyr 103, 107); und Götzenbilder in die Wände der Grotte von Dondon eingegraben (Charlevoix Hist. de l'isle Espagnole I. 78) bezeichneten sie als einen heiligen Ort. Von Monumenten macht der Cercado de los Indios bei S. Juan de Maguana, ein breiter Ring von Granitsteinen, in dessen Mitte ein grosser Steinblock die schon unkenntliche Sculptur einer menschlichen Figur trägt, wahrscheinlich, dass seine Erbauer einen Schritt weiter in der Cultur waren, als die Urheber der (oben S. 571) erwähnten Sculpturen in der Guyana, neben welchen keine Spur von Bauwerken ist angetroffen worden. Das Ansehen der Häuptlinge, die bei festlichem Anlasse in einem Stuhl getragen wurden, stützte sich auf theokratische Verhältnisse. Die Caziken erfreueten sich des Vorrechtes, die mächtigsten Götzen zu besitzen; sie machten sich durch Fasten würdig, um die Prophezeih-

---

Volkes, in eine Kette von kosmogonischen und historischen Perioden zu gliedern!

ungen zu empfangen; sie standen mit den Priestern in Verbindung, um die Orakelsprüche des Zeme für die Zwecke ihrer Herrschaft auszubeuten. Columbus entdeckte, wie ein unter Blättern versteckter Indianer mittelst eines Rohres dem Götzenbild Sprache verlieh, Orakel zu ertheilen. Auf einer der Lucayen fanden sich auch Spuren von Menschenopfern. Alle diese Verhältnisse machen es nicht unwahrscheinlich, dass die primitive Bevölkerung selbstständig einen Cultus, analog dem in Guatemala, Yucatan und Mexico entwickelt, oder dass spätere Einwanderungen von jenem Theil des Festlandes her ihn mitgebracht hatten. — Merkwürdigerweise begegnen wir auch schon bei den alten Taini einigen Vorstellungen, die einen früheren Zusammenhang mit der barbarischen Bevölkerung des südlichen Continentes ahnen lassen. So hatten sie z. B. zwei Kriegs-Götzen, Bugi und Aiba, die sie bei Kriegen dem Feuer aussetzten und mit dem Safte der Yuca wuschen (Rom. Pane a. a. O. c. 20 S. 276). Diese Namen bedeuten in der Tupi-Sprache Hässlich und Böse. Die Mythe von der Entstehung des weiblichen Menschen (ebenda c. 8. p. 260, P. Mart. p. 105) findet sich in verwandter Gestalt bei den Guaycurus. Revista trim. Ser. II. VI. (1850) 359.

Zu der Annahme, dass diese Insulaner eine ursprüngliche, abgeschlossene Nation gewesen, gaben schon die Berichte des Columbus von der weiten Verbreitung einer und derselben Sprache Veranlassung, in der man sich auf Haiti wie auf Cuba, auf andern Inseln (vergl. Peschel a. a. O. 182 ffl.) und in mehreren Landschaften des Festlandes habe verständlich machen können. Leider sind uns nur sehr wenige Spuren von dieser Sprache erhalten worden *). Aus ihnen dürfte jedoch die Annahme abzuleiten seyn, dass das Idiom, welches Columbus auf Haiti vernahm, nicht auf

*) Mühsam, doch wohl nicht mit der nothwendigen Kritik zusammengetragen von Rafinesque, The american Nations, Philad. 1836. 8. S. 215—259. Vgl. unsere Glossaria S. 314—319.

die Maya-Sprache in Yucatan weist. Diese Sprache der Taini ist erloschen, wie das Volk, welches sie redete; aber mehrere Worte klingen jetzt noch in europäischen Sprachen nach und sind weit verbreitet durch die Colonien der Entdecker *).

Ineri, Igneri, Ygneri **) wurden von den Caraiben die früheren

---

*) So Yuca, die Mandiocca-Pflanze; Cassabi, Cassava (Cassada), das daraus bereitete Mehl; Mahiz, Mais, das türkische Korn; Tuna, die Fackeldistel, Cereus; Achi, der spanische Pfeffer; Aja, die Yams-Wurzel, Dioscorea, deren afrikanischer Name (Nniame, Igname) auch gebraucht wird; Maguey, Fourcroya cubensis; Guayaba, die Frucht von Psidium; Guayacan, Guayac; Ceyba, der Wollbaum Bombax Ceiba: Bejuco, die Liane; Nigua, der Sandfloh; Tiburo (Ipure: tupi), der Haifisch; Manati (bei den Insel-Caraiben Manatui, in mehreren Idiomen = Weiberbrust), der Lamantin; Hutia (in Cuba Jutia) die essbare Ratte Capromys Fournieri (tupi: Cutia das Aguti, Dasyprocta); Macana, ein Palmbaum und die daraus geschnittene Kriegskeule; Pataca (spanisch: Petaca), ein Korb; Cazik der Häuptling.

In die englische Sprache sind auch mehrere dieser Haiti-Worte übergegangen: Canoe, der Kahn; Tobacco, ursprünglich das Rauchrohr; Savana, die Wiese; Mangrove von Mangue, die viviparen Uferbäume; Mahagony; Batata (Batatas edulis, woraus Potatoe); Hammock von Amaca, die Hängematte.

**) Auf den kleinen Antillen und Porto Rico hatte sich hie und da die Bevölkerung vor den Einfällen der Caraiben in unzugängliche Gegenden des Innern geflüchtet. Sie wurden von den Weibern Eyeri, von den Caraiben selbst Cavres genannt. (Eben so wie sich die Caraiben des Festlandes den Cavres, Waldmännern, entgegensetzten). Eyeri hiess in der caraibischen Weibersprache überhaupt Mann, plur. Eyerium; während die Männer selbst sich Ouekelli, plur. Ouekelliem, und die Weiber Ouelle, plur. Oulliem, nannten. In der Aruac ist Járu, Hiaeru eine Frau, plur. Hiaerunu, und bezeichnend für die untergeordnete Stellung des Geschlechtes, dass der Sclave, verwandtlautend Haieru, plur. Haiaerunu, genannt wird. In der Manáo ist Neyeri (mein) Bruder.

Völker der Antillen genannt (Du Tertre II. 362). Das Wort Inerou besagt in ihrer Sprache: sesshafte Einwohner, und wir dürfen damit nicht den Begriff von Autochthonen verbinden. Während es einerseits durch bestimmte Traditionen und durch einzelne erhaltene Worte festgestellt wird, dass die Aruac und andere mit ihnen gemischte Horden über die kleinen Antillen nach Porto Rico und Haiti gekommen und dass sie sich (Las Casas, Lib. III. c. 21, 23) von da auch zwischen die Cibuneys von Cuba und den Bahama-Inseln eingesiedelt hätten, ist es doch auch nicht unwahrscheinlich, dass Einwanderungen in entgegengesetzter Richtung Statt gefunden haben. Herrera berichtet (Dec. I. L. IX. c. 4. I. 235) ausdrücklich, dass Bewohner Florida's zur Hordenmischung im Archipel beigetragen haben. So wie die Thiere, Vögel und Fische, zu ihren instinctiven Wanderzügen durch Windrichtung und Seeströmungen angeleitet werden, empfängt der rohe Mensch in solchen elementaren Bewegungen einen Antrieb für seine Wanderlust. Wenn auch die allgemeine Wasserbewegung des Gulfstroms die Reise nach Norden über die Etappen der kleinen Antillen vorzugsweise begünstigte, so kam doch der Nordost-Passat den floridanischen Wilden auf ihrer Fahrt nach Süden zu Statten. So erscheint uns denn die so eigenthümlich constituirte Inselwelt zwischen den beiden Hälften des neuen Continents als der Schauplatz, auf dem sich am leichtesten eine Mischung von zwei culturlosen Bevölkerungen vollziehen konnte, die seit unvordenklicher Zeit von einander abgeschieden, im realen Leben wie in den schwachen Versuchen zu idealer Erhebung einen gleichartigen Gang eingehalten und gleiche Schicksale gehabt haben. Wir wissen nicht, ob der bedeutungsvolle Mythus von der Atlantis, den Solon einst aus dem Munde des ägyptischen Priesters vernommen (Plato, Timaeus 22. ed. Lindau p. 15 und Kritias) auf die von dem genuesischen Seehelden entschleierte Inselwelt zu beziehen ist; — keine Geschichte meldet, dass auch hier der Same caucasischer Menschenbildung aus-

gestreut worden sey, dergleichen in dem „Weinlande" der Normannen zwischen der Barbarei des Algic-Stammes (oben 160) wieder untergegangen. Aber schon Columbus erzählt (P. Martyr a. a. 111), dass auch die nackten Insulaner, die sich aus dem finstern Dienste ihrer Zemes bis zum Glauben an die Unsterblichkeit ihrer Seelen erhoben hatten, einer von diesen Götzen inspirirten Weissagung huldigten: in nicht ferner Zeit würden bei ihnen bekleidete Menschen erscheinen, ihre Sitten und frommen Gebräuche zerstören und alle ihre Kinder vertilgen oder der Freiheit berauben. Die Weissagung hat sich erfüllt.

Schlussbetrachtung.

Unsere Rundschau über einen grossen Theil des südamerikanischen Continentes hat uns überall dasselbe Schauspiel vorgeführt: überall die Autochthonen, wofern sich nicht europäischer Einfluss geltend gemacht, auf einer Culturstufe, so niedrig, dass wir uns in die Periode der Steinzeit versetzt sehen, die Europa schon seit Jahrtausenden überwunden hat.

In den Wäldern und auf den Fluren, auf den Flüssen und an den Küsten des Welttheils nichts als ein unruhiges Durcheinandertreiben vielzüngiger Horden, ein regelloses Gewimmel ohne historischen Völkerbau.

Uralt ist diese amerikanische Menschheit. Sie hat hier wahrscheinlich schon gleichzeitig gelebt mit jetzt ausgestorbenen Thiergeschlechtern; vielleicht da Wasser und Festland noch andere Contouren zeichneten. Monoton schwankt das Leben culturloser Wilden zwischen der Befriedigung einfachster Bedürfnisse und rohester Leidenschaften hin und her.

Wohin immer der Europäer in diese ausgedehnten Landschaften gekommen ist, nirgends ragt ihm ein Menschenwerk entgegen, das sich die Beständigkeit der Elemente zu Nutz gemacht hätten; kein Mauerwerk erhebt sich als Ueberrest einer früheren Cultur. Nur zerstreut und spärlich bezeugen rohe, unförmliche Sculpturen auf Felsen, dass Menschen hier gelebt, deren Gebeine die Zeit schon längst vor dem verwitterten Gesteine aufgelöst hat.

Kein Horizont historischer Erinnerungen begrenzt das umrisslose Getriebe zahlloser Gemeinschaften, die seit unvordenklicher Zeit Wohnort, Zahl und Sprache gewechselt haben. Nur hie und

da werfen theogonische und kosmogonische Mythen wie fernes Wetterleuchten ein zweideutiges Licht auf das Nebelmeer einer fluctuirenden Bevölkerung ohne Mittelpunkt, ohne gemeinsamen Namen und ohne bestimmte Grenzen. Die Erinnerungen mancher einzelnen sesshaften oder nomadischen Gemeinschaften gehen auf einige Menschenalter zurück, verlieren sich aber in Berichten von untergeordneter Bedeutung. Andere reichen nicht über die nächste Vergangenheit hinaus. Geschichte beginnt für diese culturlosen Menschen erst mit der Ankunft der Europäer in der neuen Welt.

Nur westlich vom Amazonastieflande, auf den Hochebenen und Gebirgen von Peru und Cundinamarca, war schon vor dieser umgestaltenden, der Neuzeit angehörenden Epoche, eben so wie in Mexico, eine hierarchische Despotie emporgestiegen. Zahlreiche Horden, deren Culturzustand sich schwerlich viel von dem der barbarischen Bewohner gegen Osten unterschied, waren allmälig zu dem Inca-Reiche vereinigt worden. Aber hinter dieser historischen Thatsache lag in noch unbestimmtem Abstande eine frühere, räthselhafte Vergangenheit, mit Zeugen einer höheren Cultur (der Bronçe-Zeit), eben so wie in Guatemala und Mexico hinter dem vielzüngigen *) Azteken-Reich Montezuma's, das die spanischen Waffen zertrümmert hatten, die mythische Welt der Tolteken.

Jene Entfaltung des Volkslebens bis zu geschichtlich gewordenen Thatsachen in dem westlichen Hochlande Südamerika's scheint die barbarische Bevölkerung auf der Ostseite des Continentes nur in sehr schwache Mitleidenschaft gezogen zu haben. Doch ist sie vielleicht nicht ohne Einfluss geblieben auf jene Thatsache, welche uns gewissermassen wie der erste feste und greifbare Kern in dem

*) Neben dem Nahualt oder Aztekischen werden in Neu-Spanien und den anschliessenden Landschaften wenigstens 40 Sprachen namhaft gemacht: Quadro descriptivo y comparativo de las lenguas indigenas de Mexico por D. Franc. Pimentel, Conde de Heras, Mex. 1862—65. 3 Va. 8.

chaotischen und unhistorischen Treiben zahlloser Horden begegnet, auf die Erscheinung der Tupis.

Die westlichsten Horden dieses Volkes oder Völkerbundes scheinen nämlich mit dem Inca-Reiche in Conflict gerathen zu seyn. Mit dem Auftreten dieser Tupis erhalten wir den ersten Maasstab für die Beurtheilung anderweitiger ethnographischer Zustände, die übrigens, ihrer niedrigen Stufe ungeachtet, alle der neueren Epoche angehören.

Unter einer Bevölkerung, die seit Jahrtausenden allen Wechselfällen und Wandlungen der Barbarei ausgesetzt gewesen ist, fragen wir nach keinem Urvolk; auch die Tupis gelten uns als eine Volksbildung von jüngerem Datum. Sie unterscheiden sich von andern Horden nur dadurch, dass der Uebergang aus ungebundenem Nomadenthum zu festen Wohnsitzen sich bei ihnen unter gewissen Begünstigungen begeben hat, welche ihrer Entwicklung grössere Dimensionen und einen wesentlichen Einfluss auf andere Indianer verlieh. Noch steht die Frage offen: wohin die frühesten Heerde der Tupis zu verlegen seyn dürften. Vieles aber scheint dafür zu sprechen, dass es die Landschaften von Cochabamba und Chuquisaca waren, und dass sich von hier aus, wo noch gegenwärtig das Guaraní im Munde einer bunten Indianerbevölkerung gehört wird, jene kriegerischen Haufen über einen weiten Antheil des Continentes ergossen haben, deren Einfluss solidarisch noch gegenwärtig im Innern des Landes wie an den nördlichsten Küsten verspürt wird und namentlich in der Ausbreitung ihres vielfach abgewandelten und zu einer Lingua franca ausgebildeten Idioms ein wunderbares Vehikel des Verständnisses geworden ist.

Dort also vermuthen wir, dass die Tupis unter der Begünstigung einer glücklichen Naturumgebung, unangefochten von äussern Feinden, sich auf ruhigen Sitzen extensiv und intensiv entwickelt, und ihren Stamm durch Schutzverwandte vermehrt haben. Endlich aber mögen sie durch Naturereignisse, trockne Jahre oder Ueber-

schwemmungen, vulcanische Katastrophen*) davon abhängige Hungersnoth und Krankheiten, oder durch Streitigkeiten im Innern und Kämpfe nach Aussen bestimmt worden seyn, theilweise ihre festen Sitze aufzugeben und in das unruhige Wanderleben zurückzufallen, aus welchem ursprünglich auch ihre Krystallisationspunkte, wie die aller andern Stämme, sich niedergeschlagen hatten. In Haufen vertheilt, verbreiteten sie sich zwischen andern Horden nach verschiedenen Richtungen. Je höher der Grad von gesellschaftlichem Zusammenschluss und einheitlicher Führung, zu dem sie sich entwickelt hatten, je zahlreicher und streitbarer die Horde, um so weitere Züge konnte sie ausführen, ohne ihre Mundart und gewisse, ihnen eigenthümliche Sitten zu verlieren, um so mächtiger wirkte sie bei Reibung und Mischung auf andere Nomaden oder sesshafte Gemeinschaften ein. Nach diesem Maasstabe konnten sich die Tupis in mehrere grössere Horden trennen, die wir als Süd-, Central-, West-, Ost- und Nord-Tupis auf ihrer Wanderung durch den Continent in verschiedenen Richtungen begleitet haben. Ohne Zweifel hatten diese Züge schon mehrere Jahrhunderte vor der Ankunft der Europäer begonnen, und sie sind in verschiedenen Perioden wieder aufgenommen und weiter geführt worden, eine Bewegung, die ohne Kampf mit andern Indianern, ohne Annahme von Bundesgenossen und ohne stetige Verschmelzung mit andern Horden und Raçen auf Kosten des ursprünglichen leiblichen Typus nicht gedacht werden kann. Ein grosser Theil der sogenannten Indios mansos oder da Costa ist das Resultat dieser grossartigen und weitwendigen Wanderungen. Wo aber die Tupis in volksthümlicher Abgeschlossenheit an Hauptstapelorten Halt gemacht haben, bestehen sie auch gegenwärtig noch in freien, den Weissen theilweise unzugänglichen Gemeinschaften, so z. B. am Tocantins; und vorher unbekannte Haufen brechen plötzlich hervor, um sich eine reichlichere Subsistenz

*) Von der Entstehung des See's Opabussú, eines todten Meeres, berichtet Weddell nach der Erzählung eines alten Guarani. Castelnau Exped. VI. 40.

oder Ruhe vor verfolgenden Feinden zu suchen. So sind sie seit 1830 öfter unter dem Namen der Cayuáz (Cayowâs, Waldmänner) aus den Wäldern westlich vom Rio Paraná und den Campos de Xeres hervorgekommen*). Diese versprengten Bruchtheile sprechen noch, gleich den Oyambis in Cayenne, einen ziemlich deutlichen Dialekt der Tupi-Sprache, aber nichts in ihrem kümmerlichen Auftreten erinnert daran, dass sie Stammgenossen und Nachkommen jener kriegerischen Wilden, die einst durch einen grossen Theil des Festlandes, und darüber hinaus bis auf die Inseln, ihre Herrschaft ausgebreitet hatten.

Was sich in einem verhältnissmässig grösseren Maasstab an den Tupis vollzogen hat, ist auch die Geschichte der übrigen Völker oder Stämme. Aus einzelnen Familien fliessen grössere Gemeinschaften zusammen, die besonders bei fester Niederlassung an Zahl und Ausdehnung zunehmen. In den Gewässern finden sie die reichlichste und müheloseste Quelle der Subsistenz; darum lagern sie sich am Meere, an den Ufern von Seen und Flüssen. Jeder Fluss drückt seiner Landschaft das Gepräge einer eigenthümlichen Naturbeschaffenheit auf, und seine menschlichen Anwohner schliessen sich in Ausbeutung derselben enger zusammen. Demnach haben die Bewohner der einzelnen Flussgebiete in jedem derselben ihre primitiven Zustände zu einer gewissen Gemeinsamkeit ausgebildet: gleiche oder verwandte Dialekte, gleichmässige Gewohnheiten und Sitten bei gleichartigen Lebensbedingungen, unter der Begünstigung eines leichten Verkehrs auf Flössen und Kähnen. So werden denn auch viele indianische Bevölkerungen unter dem gemeinsamen Namen des Flusses begriffen, an dem sie wohnen; oft kennt man sie unter keiner andern Bezeichnung. Die Naturbeschaffenheit eines solchen Flussgebietes hat auch wesentlich auf nomadische Bewegung und Ausbreitung oder auf Ruhe und sesshafte Abgeschlossen-

*) Revista trim. XIX. (1856) 434 ffl.

heit seiner Anwohner zurückgewirkt. So haben sich zwischen den reissenden Küstenströmen Ostbrasiliens die rohen Horden der Goyatacaz und der Crens seit Jahrhunderten auf ihre dichtbewaldeten Bergreviere beschränkt. Diese nennen sich selbst Autochthonen, Nac-gnuck, die Menschen der Erde. In dem an Wassercommunicationen so reichen Tieflande des Amazonas dagegen haben sich jene zahllose Banden, die wir unter dem Namen der Guck oder Coco zusammenfassen, über einen sehr beträchtlichen Theil des Continentes ergossen. Worte aus ihren Dialekten tauchen in Moxos auf, wie am Ucayale, Solimoês und im obern Reviere der Guyanas.

Auch die Gês, jene Autochthonen, die in zahlreiche, zum Theil mächtige Horden abgegliedert, schon lange vor Ankunft der Europäer das centrale Hochland zwischen dem Araguaya, dem Tocantins, dem Rio de S. Francisco und dem Parnahyba innegehabt, sind dem Laufe jener grossen Flüsse gefolgt. Sie, die eigentlichen Tapuyos im Munde des längs der atlantischen Küsten heranziehenden Tupis, sind hie und da bis an das Meer gelangt und hier in Blut und Gesittung mehrfach gemischt und abgewandelt worden. Andere ihrer Horden aber kamen auf mehreren Beiflüssen bis zu dem Hauptstrome ins Amazonenland herab und haben sich hier zwischen fremden Bevölkerungen eingesiedelt, während die Mehrzahl noch gegenwärtig auf den ausgedehnten Fluren und in den üppigen Flusswäldern des Centrallandes unter den Lockungen eines nomadischen Jägerstandes verharrt.

So hat sich denn seit vielen Jahrhunderten jene unübersehbare Vermischung vollzogen, deren Resultat ein buntes Gewirre zahlloser Horden ist, die alle sich verwandt erscheinen vermöge einer annähernd gleich tiefen Cultur, während sie die mannichfaltigsten Rothwälsche sprechen. Mehrere der grösseren Gemeinschaften, die sich, im Besitze verwandter Dialekte mit mehr oder weniger Leichtigkeit verständlich machen können, wie die Parexis (oder Poragi,

Leute von Oben, auf den Wasserscheiden zwischen Paraguay und Amazonas), die Crens, Goyatacaz, Guck haben wir im Verlaufe unserer Darstellung als ein Volk oder als einen Stamm bezeichnet; aber über den historischen Grund, die gemeinsame Abstammung, fehlen uns jegliche Nachweise. In dieser seit unvordenklicher Zeit stets im Flusse befindlichen Menschheit lassen sich Völker oder Stämme extensiv nur durch ihren gemeinschaftlichen Aufenthaltsort feststellen, intensiv nur durch Inhalt und Charakter ihrer Sprache oder durch bedeutsam hervortretende Sitten und geistige Anschauungen. Aber nur schwach und unzureichend fliessen alle diese Quellen, um aus ihnen die Stammtafel südamerikanischer Völker abzuleiten. Was aus der Vergleichung einzelner Wörter gewonnen werden kann, liegt in unsern Zusammenstellungen hie und da vor. In den syntaktischen Organismus dieser Sprachen einzublicken und auf ihm tiefgreifende Charaktere und Unterscheidungsmerkmale festzustellen, ist mir nicht vergönnt; aber ich verhehle nicht die lebendige Ueberzeugung, dass alle Sprachen der von mir geschilderten Indianer in unbeholfener Armuth und Einfalt mit der Tupi übereinkommen. Bei aller scheinbaren phonetischen Verschiedenheit dürfte nichtsdestoweniger ihre syntaktische Gliederung von einer tiefliegenden Analogie und Gleichartigkeit beherrscht seyn. In Ermanglung anderweitiger Hülfsmittel zu ethnographischer Unterscheidung haben daher einfache Wort-Vergleichungen immerhin eine gewisse Berechtigung. Weil aber in der Begrenzung und Charakteristik dieser culturlosen Völker alle historische Beweise von irgend einer Abstammung ausgeschlossen sind, mag man sich die von uns versuchten Abtheilungen in dem bunten Hordengewimmel, wenn nicht als Völker oder Stämme, so doch als Sprachgruppen denken.

Die Frage nach einer Ursprache bleibt hier eben so unerledigt, wie die nach einem Urvolke, während allerdings die ausserordentlich weite Verbreitung einzelner Worte und Wort-Elemente an eine

primitive Einheit dieser, jetzt so vielspaltigen Bevölkerung glauben lässt.

Willkührlich gewählte und mit Eigensinn festgehaltene Verunstaltungen der Leibesform, Bemalung und Punctur, wodurch der Mensch einen Schritt zur Thierheit zurückthut, sollen vielen Stämmen eine eigenthümliche nationale Erscheinung verleihen, aber selbst unter dieser Maske hat sich die individuelle Bildung in aller Selbstständigkeit erhalten. Mitten unter die Autochthonen Amerika's versetzt, empfängt der europäische Beobachter einen so mächtigen Eindruck von der fremdartigen und ungewohnten Leiblichkeit dieser Menschen, dass die persönliche Eigenart in Gestalt und Gesichtszügen des Einzelnen anfänglich vor dem Gesammtbilde zurücktritt. Je mehr er sich aber mit diesem Schauspiele vertraut macht, um so entschiedener zeichnet sich ihm auch der rohe Indianer in den Zügen einer eigenthümlichen Gemüthsart, eines selbstischen Charakters, einer besondern Persönlichkeit. Aber diese Mannichfaltigkeit beherrscht etwas Gemeinsames: der amerikanische Raçe-Typus, gewissermassen die allgemeine Folie hinter dem so vielfacettirten Spiegel. Dieser vereinigt gleichsam, in psychischer wie in somatischer Sphäre, gewisse disparate Elemente.

Was die körperliche Erscheinung jener Amerikaner betrifft, die zunächst Gegenstand unserer Schilderungen waren, so müssen wir hier nur noch hervorheben, dass den einzelnen Horden oder Stämmen eine durchgreifend und gleichmässig herrschende Körper- und Gesichtsbildung nur mit grosser Einschränkung zugeschrieben werden darf. Mitten zwischen jenen Individuen, die in kürzerer gedrungener Gestalt, in dem breiten Antlitz mit flach zurückfliehender Stirne, etwas schräg nach Aussen gezogenen Augen, vorspringenden Backenknochen, eingesunkener Nase und starkentwickeltem Unterkiefer jenen niedrigeren Typus an sich tragen, der an mongolische Bildung erinnert, — treten hie und da Andere auf, von längerem und schlankem Wuchse, die sich durch eine höhere und

gewölbte Stirne, geradstehende und scharfberandete Augen, stark entwickelte, oft aquiline Nase und edlere Formen des untern Gesichtstheiles, gleichsamm durch einen männlicheren Gesammtausdruck, der caucasischen Bildung mehr annähern. Nicht selten zeigen solche bevorzugte Individuen auch eine lichtere Hautfarbe, aber in anderen Fällen sind gerade edlere Formen auch dunkler tingirt. Jene charakteristischen Eigenschaften, die Alc. d'Orbigny den „ando-peruvianischen Autochthonen, den Pampas-Indianern" und der „brasilisch-guaranischen" Raçe zuschreibt, gehören nicht ausschliesslich drei grossen Regionen des südamerikanischen Festlandes an, sondern tauchen, bald schärfer bald schwächer ausgeprägt, neben einander auf. So spielen denn somatische Verschiedenheiten bunt gemischt durch einander, und nur da, wo auf einen abgeschlossenen Stamm die Naturbeschaffenheit des längere Zeit behaupteten Wohnortes und andauernd fortgesetzte gleichmässige Lebensweise gewirkt haben, prägt er vielleicht seine Körperbeschaffenheit bis zu einem gewissen Grade erblich aus.

Diese Menschen haben, in einem seit unvordenklicher Zeit fortgesetzten Umguss der Leiber von Familie zur Horde und zum Stamme begriffen, eine ideale Verschönerung und Veredlung der Leibesform nicht gewonnen. Es gab und giebt in dieser amerikanischen Menschheit kein Volk im Gepräge körperlicher Schönheit und Vollkommenheit gleich den alten Hellenen.

Was die psychische Sphäre in diesen Menschen betrifft, so wird ihnen mit grosser Uebereinstimmung nur ein schwaches Maass geistiger Anlagen für Erfassen der idealen Welt und tieferes Denken zuerkannt. Dagegen erfährt die ethische Grundlage, der Charakter des Indianers die entgegengesetzteste Beurtheilung. Wo er unter der Begünstigung einer freigebigen Natur in friedlichen Zuständen lebt, da hat man ihn gutmüthig, sanft und mitleidig gefunden, den Regungen edler Gefühle von Liebe, Freundschaft, Dankbarkeit und Treue zugänglich. Wo er aber gezwungen wird, jenen allgemeinen

Kampf um die Existenz aufzunehmen, der unserm Geschlechte unter den mannichfachsten Formen eines primitiven Zustandes wie einer hochentwickelten Civilisation beschieden ist, da treten die Züge jener Barbarei an die Oberfläche, die er aus dunklen Zeiten ererbt hat. Unter dem Banne eines finsteren Aberglaubens überlässt er sich dem Zuge rohester Leidenschaft. Seine trotzige Todesverachtung setzt dem Feinde verschlagene Tücke und erbarmungslosen Hass entgegen, der sich bis zum Canibalismus steigert, und die lockeren Familienbande zerreisst er in brutaler Gewaltthätigkeit. Diese beiden Extreme fanden schon die Entdecker auf den Antillen. Die harmlosen, in idyllische Friedsamkeit versunkenen Bewohner wurden von grausamen Seeräubern überfallen und geplündert; die männliche Bevölkerung verfiel dem Tode, die weibliche einer niedrigen Sclaverei.

Auch gegenwärtig hat die europäische Civilisation, an der Hand des Christenthums in die neue Welt eingeführt, noch nicht vermocht, die Zwietracht dieser culturarmen Menschen in Frieden zu verwandeln. Ja sie trägt sogar mittelbar bei, sie in Uebung zu halten. Das Bedürfniss von Arbeitskräften weisst den Europäer auf die Arme des Indianers an, und wo dieser sie nicht aus freien Stücken herleiht, da versucht auch jetzt noch sein Stammbruder selbst, ihn mit List und Gewalt zur Dienstbarkeit bei dem Weissen zu zwingen. So ist auch gegenwärtig die Jagd auf Menschen im Schwange. Wo ein geordneter Rechtsstand waltet, da ist sie verpönt; aber in den entlegenen Grenzgebieten der schwach bevölkerten Staaten vermag auch die wohlwollendste Regierung nicht, den Bund zwischen dem rohen Eigennutz des Indianers und dem feineren des Colonisten zu brechen; und es ist die aus Europa eingewanderte Civilisation, welche, wenn auch ohne directe Absicht, den Eingebornen gegen sein eigenes Geschlecht bewaffnet. Dieser fortwährende Krieg der Ureinwohner aber ist die Quelle der traurigsten Uebel, an denen ihre gesellschaftlichen Zustände kranken. Er nährt die angeerbte grausame

Rohheit und eine Entsittlichung, deren man den Amerikaner nicht fähig hält, wenn man ihn nur unter der Zucht der Mission oder eines halbcivilisirten Selbst-Gouvernements beobachtet hat *).

Die Civilisation der Einwanderer beeinträchtigt auch anderweitig die günstige Entwicklung bürgerlicher Existenz unter den Ureinwohnern. Diese sind durch Ortskenntniss, Erfahrung und Uebung zunächst berufen, den Reichthum des Bodens zu heben; sie werden von Colonisten und Handelsleuten zur Einsammlung von Naturproducten, zur Jagd, Fischerei und Schifffahrt verwendet, dadurch oft auf lange Zeit der Familie entzogen, dem häuslichen Stillleben entfremdet und verlockt, in ihr ungebundenes Nomadenleben zurückzukehren. Hiemit hängt die schwache Zunahme, ja theilweise Abnahme der Bevölkerung zusammen, und mit Besorgniss blickt mancher menschenfreundliche Patriot in eine nicht ferne Zukunft, da reiche Landschaften eine Verödung an jener Raçe erfahren werden, die zunächst bestimmt scheint, sie durch menschliche Arbeit zu befruchten. Es lässt sich nicht läugnen, dass diese Verarmung aus dem Conflicte einer gesteigerten Civilisation mit der schwachen Leistungsfähigkeit von Naturen hervorgeht, die auch im erwachsenen Leibe nur eine Kinderseele tragen.

In der That, die Indianer bleiben immer Kinder. Sie leben in einer Welt der engsten Realität. Beispiel und wohlbemessene Zucht vermögen Viel über sie, abstracte Lehre wenig. Sie sind gelehrig zu mechanischen Fertigkeiten; aber nur schwer ertragen sie streng fortgesetzte Arbeit, und jeder Sinn fehlt ihnen für die Anerkennung des Gesetzes in seiner idealen Bedeutung. So trennt sie eine tiefe Kluft von der Civilisation, die sich mit unwiderstehlicher Gewalt über den Erdboden ausbreitet. Vor den Weissen mit seinen Ver-

---

*) In solcher tiefen Erniedrigung habe ich die Horde der Miranhas, „der Strolche", gesehen, in einem Gebiete, das keine Landeshoheit, weder Brasiliens noch Venezuela's kennt.

besserungen ziehen sie sich zurück, bis sie verschwinden. Der Verkehr der höheren Raçen mit ihnen endigt mit ihrem Untergang: diess scheint ihr Schicksal *).

Diesen Gang zur Auflösung zu verlangsamen, ist die Humanität und Staatsweisheit der Regierungen bemüht. Die Mittel zur Erreichung des philanthropischen Zweckes sind mannichfach, kirchliche und administrative. Sie werden von örtlichen Zuständen und früheren Ereignissen bedingt.

Von ausserordentlicher Wirkung würde es seyn, wenn es gelänge, die Vielzüngigkeit der indianischen Bevölkerung aufzuheben, denn sie ist so Frucht als Same der Barbarei. Um die Indianer Brasiliens in grösseren Gemeinschaften zusammenzuschliessen, empfiehlt sich das Vehikel der Lingua geral. Dieses einfache, milde und weitverbreitete Idiom ist auch geeignet, die Schranke niederzulegen, welche sich zwischen den Europäern und Mischlingen und einer indianischen Bevölkerung erhebt, die man nicht versteht, weil sie nur ihr barbarisches Rothwälsch redet. Ehebündnisse verlangen die Weihe einer Sprache, welche sich nicht ausser Gesetz und Bürgerthum stellt.

Zahlreiche Verbindungen des Indianers mit Weissen, Mulatten und Negern haben einen Theil der indianischen Raçe in einen Mittelzustand herübergeführt, den der unbefangene Menschenfreund nicht ohne Befriedigung betrachten kann. An den Küsten des Oceans, am untern Amazonas und Tocantins leben diese Mischlinge ein harmloses Leben, monoton ohne Bedürfnisse, aber auch ohne Sorgen. Ein kleines Stück Feld, das sie bebauen, Jagd, Fischerei und manchmal eine nur wenig entwickelte Industrie ernähren die kinderreiche Familie. Gesunde und glückliche Menschen wachsen hier heran, und man will besonders da eine schöne Descendenz

---

*) Vergl. u. A. Herndon Exploration of the Valley of the Amazon I. (1853) p. 228.

beobachtet haben, wo sich eine Mutter europäischer Mischung rühmen kann. Rasch vermehrt sich diese Bevölkerung, wenn sie nicht beim Erscheinen einer Epidemie, zumal von Blattern oder Masern, von ärztlicher Hülfe verlassen ist. Unter dem Einflusse einer wohlgeordneten öffentlichen Gesundheits-Pflege ist hier eine beträchtliche Verlängerung der mittleren Lebensdauer zu erwarten. Minder günstig stellt sich das Populations-Verhältniss in jenen Provinzen Brasiliens, wo die Horden vom Gês-Stamme in die Völkermischung eingiengen. Hier soll sich in Leibesbeschaffenheit und Gemüthsart der indianische Typus, „die Tapuyada" länger erhalten; er tritt jedoch nur in den niedrigsten Schichten der Gesellschaft zu Tage und im Verhältniss als die Raçevermischung in frühere Zeit zurückdatirt, blühen die Abkömmlinge der europäischen Einwanderer in einem ausserordentlichen Reichthum schöner und geistig hochbegabter Familien. Im Süden und Westen Brasiliens, wie in Paraguay, hat das gemeine Volk, oft mit äthiopischem Blute gemischt, Verbindungen mit den Urbewohnern geschlossen, die, begünstigt von einer thätigen Lebensweise und reichlicher animalischer Kost eine sehr kräftige und fruchtbare Nachkommenschaft zur Folge hatten.

So weissen Natur und Geschichte auf Ziel und Bestimmung der amerikanischen Urbevölkerung hin: auf eine Verschmelzung mit Menschen andern Stammes, auf einen Umguss in Leib und Geist zu einer höheren Lebensform.

Es giebt einen Standpuukt zur Betrachtung des amerikanischen Autochthonen und seiner Zustände, auf dem wir ein tiefes Gefühl von Trauer nicht überwinden können, weil er einer ganzen Menschenraçe die Zukunft abspricht. Herzlos *) und unvereinbar mit der Idee von menschlicher Würde und Perfectibilität wäre die Annahme, dass der Amerikaner, im Einzelnen betrachtet, jenes höhern Funkens ermangele, der ihn befähigt, an der Leiter der Humanität

*) Vergl. oben S. 141 und Rob. Schomburgk Descr. of britisch Guiana S. 51.

emporzusteigen. Aber darum nicht minder gerechtfertigt ist der Ausspruch der Erfahrung, dass die amerikanische Raçe im Ganzen betrachtet, inmitten jener Kämpfe, welche Erbtheil und Verhängniss der Menschheit sind, sich selbstständig nicht zu behaupten vermag.

Wir können jedoch einen höheren Standpunkt einnehmen, dessen Aussicht geeignet ist, mit der scheinbaren Grausamkeit im Weltgange auszusöhnen. Natur und Geschichte des Menschen sind im ewigen Flusse. In diesem Strome des Lebens tauchen die Geschicke des Einzelnen auf, um wieder zu verschwinden; und eben so sind ganze Völker, hochbegabte und mächtige, dagewesen, die in Sprache, Sitten, gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen untergegangen. Und doch, kein Volk ist ganz untergegangen. Das Schicksal hat die verschwundenen Völker nicht erreicht ohne dass sie eine nothwendige Wirkung, leiblich und geistig, auf die sich zur Veredlung weiterbewegende Menschheit zurückgelassen hätten: gleich wie jeder einfallende Stein dem Laufe der Gewässer eine, wenn auch noch so partielle und unscheinbare Richtung ertheilt. Das Licht des Geistes, die Temperatur des Gemüthes, die Milch, aus der sich die Leiblichkeit ernährt — sie haben etwas Unvergängliches, das sich in rastloser Transmission vererbt auf kommende Geschlechter, um die Menschheit der Zukunft zusammenzusetzen.

So kann auch eine ganze, minder bevorzugte Menschenraçe vom Schauplatz treten, und während ihr tragisches Geschick uns einübt in ein rein menschliches Mitgefühl, erhöht sich in uns das Vertrauen, dass das grosse Ganze auf dunklen Bahnen einer höheren und lichten Führung anheimgegeben, Gesetzen unterworfen sey, die wir nicht begreifen aber verehren.

Zu

dem Kärtchen

über die Verbreitung der Tupis und die Sprachgruppen.

Um das Ergebniss unserer Forschung in einem allgemeinen Ueberblick darzustellen, wiederholen wir ein früheres Bild von den Wanderungen der Tupis, vermehrt mit der Andeutung der wichtigsten Sprachen-Gruppen, wie sich solche bei vieljähriger Beschäftigung mit dem Gegenstande in unserm Geiste festgestellt haben. Da es hier auf geographische Genauigkeit nicht ankommt, so mag der freundliche Leser die unvollkommene Form entschuldigen.

Die Linien, welche wir für die Wanderungen der Tupi-Horden eingezeichnet, sollen keineswegs die genauen Bahnen, sondern nur im Allgemeinen die Richtungen angeben, nach welchen sie sich verbreitet haben. Sichere Nachweise sind hierüber weder nach den Orten noch nach den Zeitperioden auszumitteln. Grösstentheils datiren diese Züge schon aus Epochen vor der Besitznahme des Landes durch die Europäer. Dass sie aber nach den angegebenen Richtungen Statt gefunden, wird, bezüglich auf die Gegenden am Amazonas durch bestimmte Volkssagen und durch Ortsnamen, im Allgemeinen aber durch die Verbreitung der Tupi-Sprache, durch die Infiltration von Tupi-Worten zwischen die Dialekte anderer Horden und durch die gegen Norden hin zunehmende Abwandlung und Verderbniss ihres Idioms bestätigt *). Von ver-

*) Beispiel: Ymira apara, das gekrümmte Holz, der Bogen, im Tupi = ulapa bei den Insel-Caraiben. Dazwischen liegend: moirá apara, murapara, urapara, ulapara.

schiedenen Heerden ausgehend, trugen die einzelnen Horden auch verschiedene Dialekte in die Ferne. Die Omaguas oder Campevas scheinen sich früher von den West-Tupis abgezweigt zu haben, als die letzten Horden von den Süd-Tupis an die atlantischen Küsten kamen. Hier haben die noch vor zwei Jahrhunderten unter den eingezeichneten Namen bekannten Banden ihre Selbständigkeit verloren und sind in einem Zustand von Halbcivilisation zu den s. g. Küsten-Indianern geworden oder mit der übrigen Bevölkerung verschmolzen. Seereisen haben die brasilianischen Tupis nur längs den Küsten unternommen; auf die Inseln kamen sie (als Caraiben) ohne Zweifel von den Mündungen des Orinoco. Da die Züge zu Land und auf den Flüssen viele Reviere durchschnitten, die von andern Stämmen besetzt waren, so bewirkten sie eine Verschmelzung nicht blos der Menschen, sondern auch der Sitten, so konnten die Tupis gewissermassen alle Eigenthümlichkeiten der barbarischen Völker Südamerika's vereinigen.

Nächst den Tupis oder Guaranis, die sich selbst die Krieger nennen, haben wir sieben vorwaltende Sprachgruppen oder Stämme (vergl. p. 769) angenommen und auf dem Kärtchen durch Farben bezeichnet. Dass übrigens auch jenseits der Farbegrenzen Indianer nomadisiren oder in Halbcultur zerstreut wohnen, braucht kaum erwähnt zu werden.

Die Gês oder Crans, die Häupter, nehmen in Brasilien das grösste Areal ein. Sie wurden von den Tupis vorzugsweise Tapuüia, die Westlichen geheissen, und sind früher wahrscheinlich an vielen Orten bis an den atlantischen Ocean ausgebreitet gewesen, aber von Jenen und später von den Portugiesen landeinwärts gescheucht worden. Im südlicheren Theile ihres Reviers, in Goyaz, herrschen die Cayapos, Chavantes, Cherentes, im nördlicheren Goyaz und in Maranhão Jene, die den Namen ihrer Clans mit Gês oder Cran zusammensetzen. Kleinere, weiter östlich von den Ersteren wohnende oder im Verkehr mit den Colonisten zur Halbcultur

übergegangene Banden sind die Chicriabás, Jeicós, Masacarás, Gogués, Pontás, Aracujás, Acroás. Noch näher an den atlantischen Küsten wohnen zwischen dem Rio Pardo und Rio de Gontas die Mongoyós, Camacáns, Meniens, Cotochós und Cathathoys. In Pará gehören zu ihnen die Bôs oder Bûs. Weit gen Westen, am obern Solimões, Yupurá und Juruá werden die stark gemischten Banden der Tecunas, Catoquinas und Coretús, ihrem Grundstocke nach, den Gês zugezählt.

Die Goyatacás oder Waldläufer wurden den Portugiesen in der Nähe der Stadt Campos de Goyatacás bekannt. An der Küste haben sie sich mit andern Indianern gekreuzt und ihre Selbständigkeit verloren. Unter ihrem Namen gibt es keinen freien Stamm mehr; manche stammverwandte Banden, wie die Paraibas, Cachinês, Canarins sind gegenwärtig schwerlich mehr als solche aufzufinden. Die Maxacaris, Patachós, Capochós, Cumanachós, Panhames, Macunis und Monoxós leben diesseits und jenseits zerstreut neben und zwischen Banden vom Stamme der Crens.

Diese, die Crens oder Guerens, d. i. die Alten, auf der tiefsten Stufe der Bildung, nur selten im offenen Lande erscheinend, sind wahrscheinlich die älteste Bevölkerung des Landes. Zu ihnen gehören die Aimurês oder Botocudos, die Puris und Coroados, die Malalis, Ararys, Yumetós und Pittás. Die nomadischen Camés oder s. g. Bugres, Tactayas und Voturôes im Sertão von S. Paulo und die Guatós in Mato Grosso halten wir ihrer Hauptmischung nach demselben Stamme zugehörig. Ueber die sehr rohen, schwachen und verfolgten Banden, die man in Mato Grosso ebenfalls Coroados nennt (vielleicht Guanás ?), fehlen genauere Nachrichten.

Die Parexis, Parecis, wie uns neuerlich berichtet wird, richtiger Poragi, die oberen Leute, auf dem Gebirgs- und Tafelland, welches die Wasserscheide zwischen dem Madeira, dem Tapajoz und dem Paraguay bildet, begreifen fast lauter schwache Menschengruppen. Ausser den Guachis, Cabixis, Bacahiris und Mambarehis

sind ihnen vielleicht auch die Guajejus, Puchacas, Lambys, Patetins, Mequens, Tamaris, und Outrias zuzuzählen. Ueber ihre Idiome konnte ich keine Nachrichten erhalten. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass sie nahe Beziehung zu den Dialekten in Moxos und Chiquitos haben.

Von der grossen Familie der Gran-Chaco-Indianer fallen zunächst nur die Guaycurûs oder Lengoás, die Schnellläufer (Berittenen?) in den Kreis unserer Betrachtung. Ihre Sprachverwandtschaft geht über die Abipones, Natekebit (Tobas), Amokebit, Mocobies und Yapitalakas hinaus, weit nach Süden, und wir haben deren Grenze offen gelassen.

Von grösster Ausdehnung ist die Gruppe, welche wir die der Guck, Coco (Ghocko), der Oheime genannt haben. Sie begreift ausser den s. g. Caribi- und Tamanaca-Dialekten viele andere in den Guyanas und an zahlreichen Confluenten des Amazonas, wo wir sie nur unmittelbar an den Flüssen eingezeichnet haben. Aber auch weit entfernt von den Hauptheerden der Sprache, in Moxos, und im östlichen Brasilien, bei den Cayriris, Sabuias und Pimenteiras, klingt dieses vielgemischte Idiom an, zwischen welchem sich die Sprache der eingedrungenen Tupis (Caraiben) verloren hat. Hierher, ausser den Genannten: die Manáos, Baré, Jabaána, Marauha, Macusis, Paravilhana, Uabixana, Arecuna, Uirina, Cariaý, Canamirim, Maxuruna, Jaun-avó, Culino, Uainumá, Jumána, Jucúna, Passé, Cauixána, Tariána, Carajás, Mariaté, Jurí, Galibí u. A.

Die Aruac oder Arawaken, die Mehlleute, gehören nach ihren Hauptsitzen in die Küstenlandschaften der Guyanas bis zur Insel Trinidad; aber mehrere von dem Körper des einst mächtigen Volkes gelöste Banden, die im nördlichen Brasilien Aroaquis oder Uaraicú genannt werden (letztere in einem Dialekte, der viele Worte aus der vorigen Sprachgruppe aufgenommen hat), finden sich zerstreut im Gebiete des Rio Negro, des Juruá u. s. w.

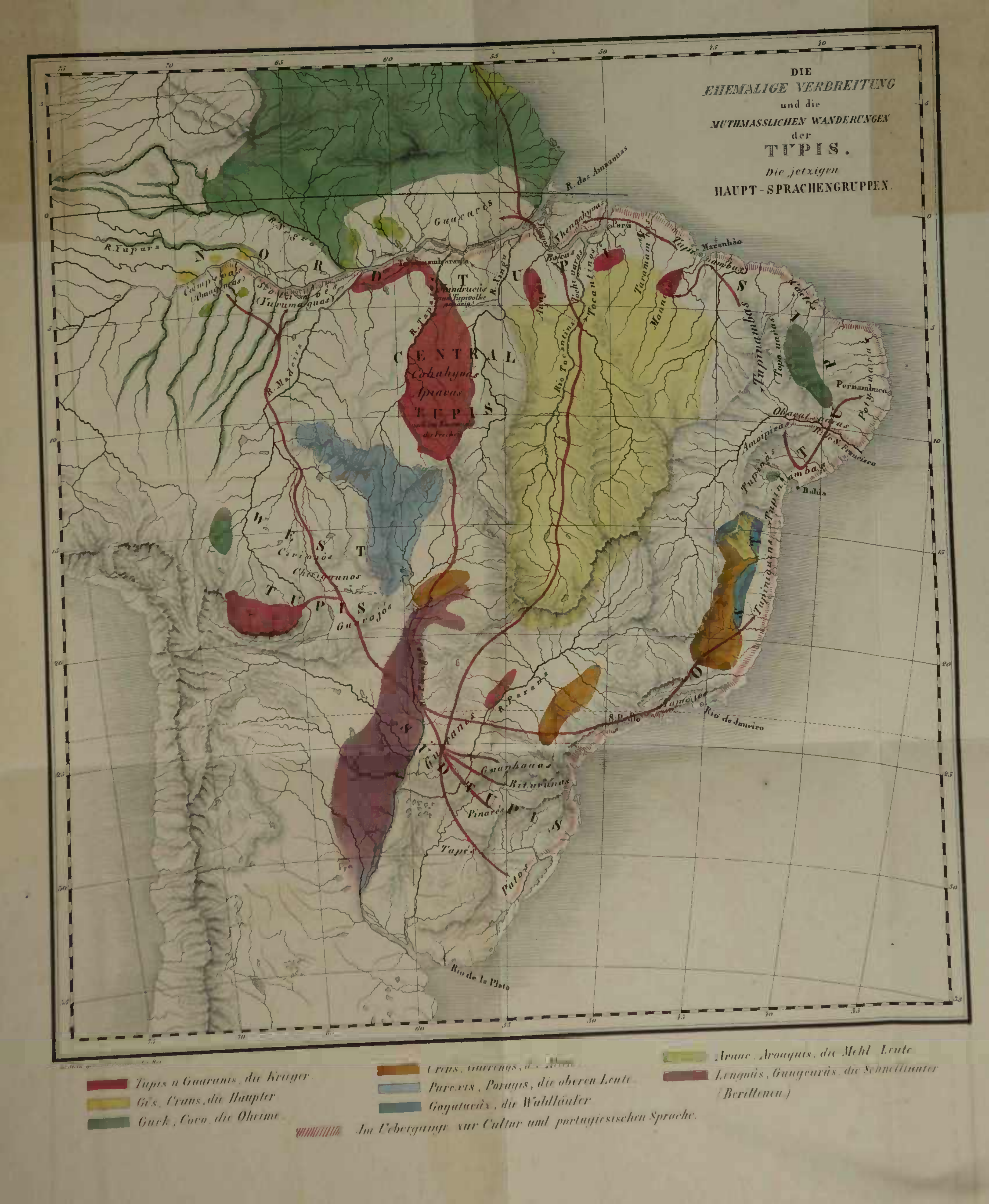
Register.

Die Namen der Indianer-Banden, Horden und Stämme sind cursiv gedruckt.

Druckfehler und Zusätze.

S. 65 Z. 12 statt Goiatacazes, den liess: Goiatacazes und den
„ 96 „ 19 „ *) setze †); Z. 32 statt ***) setze *)
„ 104 „ 4 von unten statt Caraiben liess Taino
„ 116 „ 19 Caraiben liess Taini
„ 124 „ 2 von unten Caraiben liess Taini
„ 199 „ 16 Zweifelhaft, ob liess Unzweifelhaft, dass
„ 239 „ 19 Paricis liess Poragis
„ 252 „ 11 Birapaçapara liess Birapuçapara.
„ 297 „ 10 1773 liess 1778
„ 310 „ 3 von unten bans liess dans
„ 323 „ 17 uchen liess suchen
„ 360 ist in der Wörtertafel beizufügen:
bei Macushi: weiss aimatong, schwarz rikotong
Mensch (Mann) worayo
Oheim koko (Grossmutter okoko),
bei Caripuna: Mund endari
Oheim yauwú.
382 Z. 1 von unten S. 240 liess S. 204.
„ 417. Der Reisebericht von W. Chandless über den Puruz (R. Geogr. Soc. Lond. 26. Febr. 1866) war uns beim Druck noch nicht bekannt.
„ 455 Ueberschrift Muyacas liess Muyscas.
„ 455 Z. 11 Quasada liess Quesada
„ 497 „ 11 Inkyra liess Jukyra
„ 518 „ 16 ocu liess oçu
545 „ 1 Die Umáuas liess: 9. Die Umáuas.
577 „ 3 v. unten statt wo es liess: was
581 „ 16 statt 3 die Cariay liess. 4 die Cariay.
„ 591 „ 1 Die Uaupés liess: 7. Die Uaupés.
„ 593 „ 3 v. unten Rranco liess Branco.
„ 598 „ 5 v. unten Carveiro l. Carvoeiro.
„ 719 „ 8 v. unten Icio liess Icic.

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.


DIE
EHEMALIGE VERBREITUNG
und die
MUTHMASSLICHEN WANDERUNGEN
der
TUPIS.
Die jetzigen
HAUPT-SPRACHENGRUPPEN.
R. das Amazonas
R. Yupura
R. Negro
R. Madeira
R. Tapajos
R. Xingu
Rio Tocantins
R. Parana
Rio de la Plata
Guacarés
Pará
Maranhão
Pernambuco
Bahia
Rio de Janeiro
S. Paulo
Rio S. Francisco
CENTRAL
TUPIS
Cabahybas
Apiacas
Mundrucûs
Tupinambas
Tupinambaranas
Tupinaquins
Tamoyos
Potyuaras
Amoipiras
Guaranis
Guanhanas
Bituminas
Pinares
Tapés
Patos
Chiriguanos
Guarajús
Tupis u. Guaranis, die Krieger.
Gês, Crans, die Häupter
Guck, Coco, die Oheime
Crens, Guerengs, d. Alten
Parexis, Poragis, die oberen Leute
Goyatacàs, die Waldläufer
Aruac, Arouaquis, die Mehl-Leute
Lenguis, Guaycurûs, die Schnellläufer (Berittenen)
Im Uebergange zur Cultur und portugiesischen Sprache.

